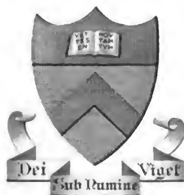
Neujahrsblätt... der Badischen Historischen Kommission

Badische Historische Kommission

Digitized by Google

1584
.139
13
n.S, no.1-5

Library of



Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Baden. Historische Kommission.

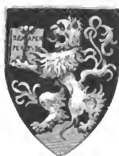
Neujahrsblätter
der
Badischen Historischen Kommission.
Neue Folge. 1.
1898.

Römische Prälaten
am
Deutschen Rhein.

1761—1764.

Von

Friedrich von Weech.



Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1898.

Digitized by Google

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Digitized by Google

Eine der hervorragendsten Persönlichkeiten, die im 18. Jahrhundert in den Diensten der römischen Kurie standen, war der Conte Giuseppe Garampi. Am 29. Oktober 1725 in Rimini geboren, wurde er, nach Absolvierung seiner Studien in Florenz, Modena und Rom und Empfang der Weihen, im November 1749 durch Papst Benedikt XIV. zum Koadjutor, mit der Aussicht auf Nachfolge, des Präfekten des Vatikanischen Archivs, Filippo Ronconi, und zum Kanonikus von St. Peter ernannt. Nach Ronconis Tode im Jahre 1757 wurde er dessen Nachfolger und im Jahre 1759 auch Präfekt des Archivs im Castel Sant' Angelo. Neben seiner sehr eifrigen und erfolgreichen Thätigkeit für die Ordnung und Verzeichnung dieser Archive und eigener litterarischer Wirksamkeit wurde Garampi auch zu diplomatischen Missionen verwendet, bis er im Jahre 1772 gleichzeitig mit seiner Ernennung zum Erzbischof von Beritus i. p. i. in die höhere diplomatische Laufbahn als Nuntius in Warschau eintrat. 1774 vertauschte er diesen Posten mit dem noch wichtigeren des Nuntius in Wien. Im Jahre 1776 wurde er Bischof von Montefiascone und Corneto und 1785 mit dem Titel von San Giovanni e Paolo zum Kardinal erhoben. Er starb in Rom, wo er seitdem residierte, im Kollegium Germanikum wohnte und seinen Lebensabend neben den Funktionen im Kardinalkollegium der Pflege der Wissenschaften widmete, am 4. Mai 1792.

In den Jahren 1761—1763 und 1764 machte er im Auftrage des heiligen Stuhles zwei größere Reisen, auf denen er einen großen Teil des südlichen und westlichen Deutschlands, die Schweiz, die

1584 .139 .13 n.s., no. 1-5
507461
Digitized by Google

Niederlande und Frankreich kennen lernte und mit hervorragenden Persönlichkeiten der Höfe, der Diplomatie und der gelehrten Welt in Verbindung trat.

Die erste dieser Reisen unternahm er zum Zwecke einer Visitation des Reichsstiftes Salem. Ein Konflikt, in welchen der Abt Anselm II. mit dem Bischof von Konstanz, Kardinal Franz Konrad von Rodt, geriet, der sich die Jurisdiktion über das Reichsstift anzueignen versuchte und, durch den Widerstand des Abtes gereizt, den Klagen einer Anzahl von Konventualen über die Strenge ihres Abtes ein williges Gehör schenkte, führte zu einer Beschwerde des Bischofs bei dem General des Cisterzienserordens. Die in dessen Auftrag von den Äbten von Ebrach und St. Urban geführte Untersuchung endigte mit der Suspension des Abtes, doch wurde das Urteil von dem Nuntius in Luzern, zu dessen Wirkungskreis Salem gehörte, umgestoßen und die Angelegenheit darauf hin von Papst Clemens XIII. einer Kommission zur erneuten Untersuchung überwiesen. Mit dieser Aufgabe wurde Monsignor Garampi betraut. Er löste sie im Sinne der Luzerner Nuntiatur, indem er den Streit zu Gunsten des Abtes entschied.

Auf der zweiten Reise im Jahre 1764 begleitete er den Luzerner Nuntius Monsignor Oddi, welchen der Papst zu seinem außerordentlichen Botschafter bei der Wahl und Krönung des Erzherzogs Joseph zum römischen König ernannt hatte. Nicolo Oddi, einer Patrizierfamilie von Perugia entstammend und in dieser Stadt im Jahre 1715 geboren, war von Benedikt XIV. im Jahre 1754 zum Erzbischof von Traianopolis i. p. i. ernannt und als Nuntius nach Köln geschickt worden, 1760 vertauschte er diese Nuntiatur mit jener in Luzern. Bei Gelegenheit der diplomatischen Mission, die ihn nach Deutschland führte, wurde Oddi zum Erzbischof von Ravenna ernannt. Zwei Jahre später, im Konsistorium vom 26. November 1766, wurde er zum Kardinal erhoben und mit der Stellung eines Legaten in der Romagna betraut. Er starb in Arezzo im Jesuitenkollegium am 26. Mai 1767.

In Frankfurt gelang es ihm, die Entscheidung einer Rangfrage, die, wie es scheint, den heiligen Stuhl sehr lebhaft interessierte, zu Gunsten der Ansprüche der Kurie herbeizuführen, indem er das früher dem Nuntius zuerkannte und später bestrittene Recht, die erste Stelle unter den Mitgliedern des diplomatischen Corps einzunehmen, wieder zur Geltung brachte. Auch in einer anderen Frage, welche sich damals zu einer den päpstlichen Prärogativen abträglichen Geltendmachung

Digitized by Google

bischöflicher und staatlicher Rechtsansprüche zugespitzt hatte, wurde durch Msgr. Oddi eine befriedigende Lösung erzielt.

In einem zwischen dem Domkapitel von Speyer, auf dessen Seite der Bischof, Kardinal von Hutten, stand, und dem Domdekan Grafen August von Styrum entstandenen Streit war diesem die Verwaltung des Domdekanats untersagt, auf seine Appellation an den Erzbischof von Mainz aber war er in die Verwaltung seines Amtes wieder eingesetzt worden. Hiergegen hatte das Speyerer Domkapitel an die römische Kurie appelliert, welche einer Kongregation von Kardinälen die Untersuchung des Streitfalles übertrug. Gegen diese Appellation hatten die Erzbischöfe von Mainz und Trier Einsprache erhoben und der Kurfürst von der Pfalz legte die Angelegenheit dem Wahlkonvent in Frankfurt in einer Denkschrift vor, in welcher er sie auf einen prinzipiellen Boden stellte. Danach sollte dem Papst überhaupt alle Gerichtsbarkeit im Deutschen Reiche abgenommen und alle Streitigkeiten sollten fortan durch einheimische Richter entschieden werden. Und in der That erfolgte seitens des Wahlkonvents eine Mahnung an den Kaiser, den Artikel 14 der Wahlkapitulation zu beachten und demnach dafür zu sorgen, daß die Gesetze hinsichtlich der einschlägigen Ansprüche der Päpste und Nuntien genau befolgt würden. Für den konkreten Fall, der hier in Frage kam, gelang es Oddi, mit dem pfälzischen Gesandten ein Abkommen zu treffen, wonach der Papst zwar die Styrumsche Angelegenheit vor sich rufen und prüfen, aber die Entscheidung dem Erzbischof von Mainz übertragen solle. Der weitere Verlauf der Sache erforderte eingehende Verhandlungen des Nuntius Oddi mit dem Erzbischof von Mainz, dem Bischof von Speyer und dem Kurfürsten von der Pfalz, sowie mit dem Domdekan Styrum selbst. Auf Grund derselben erfolgte schließlich keine rechtliche Entscheidung, sondern auf den durch Msgr. Oddi vertretenen Vorschlag des Papstes hin wurde das Sequester, welches sowohl der Bischof von Speyer als sein Domkapitel über die Einkünfte Styrums verhängt und auch nach dem Mainzer Urteilsspruch aufrecht erhalten hatten, mit Zustimmung des Erzbischofs von Mainz aufgehoben, womit Styrum sich befriedigt erklärte.

Gleichzeitig mit der durch die Styrumsche Angelegenheit hervorgerufenen Bewegung beschäftigten die öffentliche Meinung in den katholischen Teilen Deutschlands, namentlich in den Rheinlanden, die Fragen, welche in einem unter dem Pseudonym Febronius erschienenen Buche[1]) aufgeworfen und erörtert wurden. Sie bezogen sich auf den Primat

Digitized by Google

des Papstes und dessen wesentlichste Rechte, vor allem die Gerichtsbarkeit des heiligen Stuhles, und der Verfasser rief gegen die im Laufe der Zeit eingetretene Erweiterung und Vergrößerung der päpstlichen Rechte und die Übergriffe des Papsttums in die Befugnisse der Bischöfe, wie er sie nachweisen zu können glaubte, die Bischöfe, die weltlichen Fürsten und in letzter Instanz ein allgemeines Konzil, beziehungsweise Nationalkonzile, auf. Ein Erfolg seiner Forderungen hätte, wie Brück sagt[2]), „dem Papst nur einen Primat der Ehre, nicht aber der Jurisdiktion" zugestanden, „ihn zu einem bloßen Schatten degradiert und ihm selbst die Ausübung der wenigen ihm noch belassenen Rechte unmöglich" gemacht.

Selbstverständlich ergriff die Kurie gegen diese Veröffentlichung die ihr zustehenden Mittel. Papst Clemens XIII. setzte den Febronius am 27. Februar 1764 auf den Index und erließ am 21. Mai ein Breve an die deutschen Bischöfe, in welchem er sie zur Unterdrückung des Buches aufforderte. Zu den Aufgaben, welche dem Nuntius Oddi für seinen Aufenthalt in Deutschland gestellt waren, gehörte auch die Unterstützung dieser päpstlichen Wünsche an den von ihm besuchten Höfen.

Bei seiner Mission wurde Oddi in tief eingreifender Weise von seinem Begleiter Msgr. Garampi unterstützt, dessen reiche Kenntnisse, große Gewandtheit und schon früher erworbene Orientierung in den deutschen Verhältnissen dabei höchst vorteilhaft zur Geltung kamen. Man wird wohl nicht irren, wenn man direkt das Hauptverdienst an Oddis diplomatischen Erfolgen Garampi zuschreibt.

Über die beiden Reisen sind ausführliche Beschreibungen in den nachgelassenen Papieren des Kardinals Garampi, die im Vatikanischen Archiv verwahrt werden, vorhanden. Die betreffenden Bände sind in dem Katalog dieser Papiere mit den Nummern 18 und 77 bezeichnet. Die Darstellung der Reise von 1761—1763, von Garampis Begleiter und Sekretär, Callisto Marini, unzweifelhaft auf Grund sehr eingehender Mitteilungen und Aufzeichnungen Garampis, beschrieben, wurde 1889 von Don Gregorio Palmieri, der bis 1895 Beamter des Vatikanischen Archivs war, herausgegeben[3]). Von dem ungedruckten Original der Beschreibung der zweiten Reise, welche ausschließlich von Garampi verfaßt ist, besitzt das Großherzogliche General-Landesarchiv in Karlsruhe eine im Jahre 1896 von einem Beamten des Vatikanischen Archivs hergestellte Abschrift.

Digitized by Google

In nachstehenden Blättern werden Auszüge aus beiden Reiseschilderungen mitgeteilt. Daß hierbei auch der im Druck vorliegende Teil, die Reise von 1761—1763, herangezogen wurde, erschien um so mehr geboten, als das Buch in Deutschland wohl nur in einigen größeren Bibliotheken vorhanden und in weiteren Kreisen kaum bekannt geworden sein dürfte.

Was hier mitgeteilt wird, umfaßt jene Abschnitte der beiden Reiseberichte, welche sich auf die heute dem Großherzogtum Baden angehörigen Gebiete beziehen, außerdem aus der Darstellung der zweiten Reise von 1764 noch die Schilderung der Fahrt rheinabwärts bis Düsseldorf. Da auf Grund dieser Anordnung des Textes, die schon aus Rücksicht auf den für die Neujahrsblätter verfügbaren Raum geboten war, die Darstellung der Thätigkeit der päpstlichen Abordnung zur Zeit der Krönung Josephs II. in Frankfurt in Wegfall kommen mußte, konnte auch die Fortsetzung der dort geführten Verhandlungen in Bruchsal, Mannheim und Mainz keine Berücksichtigung finden. Des weiteren wird bemerkt, daß bei den mitgeteilten Abschnitten weder eine vollständige Wiedergabe noch eine wörtliche Übersetzung der italienischen Vorlage, sondern eine freie Bearbeitung derselben beabsichtigt wurde. Die sehr häufig in unrichtiger Form erscheinenden Orts- und Personennamen wurden richtig gestellt.

Anmerkungen zu dem Text werden nur, soweit es zum Verständnis nötig schien, beigegeben, man hat, auch schon aus räumlichen Gründen, darauf verzichten müssen, jede Angabe auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Das lebhafte Interesse, das unzweifelhaft die Art und Weise zu erwecken geeignet ist, in welcher das von den römischen Prälaten am deutschen Rhein und in dessen Hinterland Gesehene und Erfahrene in diesen Aufzeichnungen sich niedergelegt findet, wodurch vielleicht einer und der andere Leser veranlaßt sein wird, von dem im Drucke vorliegenden Berichte über die erste Reise Einsicht zu nehmen, dürfte es begreiflich erscheinen lassen, daß der Bearbeiter sich vorbehält, den Bericht über die zweite Reise ganz oder in seinen wesentlichsten Teilen an anderer Stelle in der Sprache des Originales zu veröffentlichen.

Digitized by Google

Erste Reise.

1761—1763.

Am 2. August 1761 reiste Msgr. Garampi mit seinem Sekretär Callisto Marini von Rom ab. Unterwegs wurde unter anderen Städten Terni, Rimini, Bologna, Modena, Mantua, Verona, Roveredo, Trient, Brixen berührt und über den Brenner Innsbruck erreicht. Hier stellte sich der Sekretär des Abtes Anselm von Salem, Msgr. Marchand, vor, um Garampi im Namen seines Herrn zu begrüßen und auf der Weiterreise zu begleiten. Diese wurde am 19. September angetreten und über Nassereit, Lermos, Füssen, Kempten und Altdorf nach dem Kloster Weingarten fortgesetzt, wo die Ankunft am 25. September erfolgte. Am 26. kehrten die Reisenden wieder nach Altdorf zurück und fuhren von da nach Dürrenast, wo ihrer ein mit sechs Pferden bespannter Wagen des Abtes von Salem harrte. Von da auf schlechter, steiniger Straße, die sich zuweilen in einen mit Wasser gefüllten Graben verlor, nach Markdorf. In dem Dorfe Bermatingen wurde das Salemische Gebiet betreten. Hier waren zum Empfange der Prior und der Kanzler von Salem anwesend, mit denen im Pfarrhause eine Erfrischung eingenommen und sodann die Fahrt nach Salem fortgesetzt wurde. Bei der Ankunft um 7 Uhr abends wurde Garampi im Abteigebäude am Fuße der Treppe von dem Abt, den Konventualen und Beamten feierlich begrüßt.

Am nächsten Tage, Sonntag 27. September, trafen nach Tische der Hofmarschall und Sekretär des Kardinal-Bischofs von Konstanz[4]) ein, um Garampi zu begrüßen und die Rückkehr Sr. Eminenz von den Jagden nach Meersburg anzuzeigen. Um 5 Uhr bestieg Garampi mit seinem Begleiter und diesen Herren den sechsspännigen Wagen und erreichte um 7 Uhr Meersburg, wo bei seiner Einfahrt die Geschütze donnerten und Ehrenwachen an den Thoren der Stadt und des Schlosses aufgestellt waren. Oben an der Treppe wurde er von dem Kardinal auf das Gnädigste empfangen, und am nächsten Tage, als bei der Tafel das Wohl des Papstes ausgebracht wurde, erklang abermals der Donner der Kanonen. Nach Tische wurde das Schloß und das Seminar besichtigt und um 5 Uhr erfolgte die Rückreise Garampis nach Salem.

Dort eröffnete er am 3. Oktober die Visitation des Klosters. Während die hierzu erforderlichen Arbeiten unter Leitung des Kanonikus

Digitized by Google

von Luzern, Giuseppe Castoreo, Kanzlers der Nuntiatur in der Schweiz, welchen Garampi zum Sekretär der päpstlichen Kommission ernannt hatte, begannen, kehrte Garampi nach dem Kloster Weingarten zurück, um dort in der an wertvollen Handschriften reichen Bibliothek zu arbeiten. Er entwarf einen Katalog dieser Manuskripte für den Bibliothekar des Klosters, P. Christoph Vogl, der in Aussicht stellte, ihn auszuarbeiten und zu veröffentlichen. Dieser und der Professor der Theologie, P. Martin Bürgin, waren vom Abte dem Monsignore zur Dienstleistung beigegeben und entledigten sich dieses Auftrages mit dem größten Entgegenkommen.

Um die Mitte des Januar 1762 nach Salem zurückgekehrt, fand Garampi die Arbeiten der Kommission so wenig vorgeschritten, daß er sich entschloß, eine kleine Reise zu unternehmen, deren Endziel das Benediktinerstift St. Blasien war. Am 8. Februar, morgens 6½ Uhr, erfolgte, wieder in dem Sechsspänner des Abtes von Salem, die Abreise, um 11 Uhr trafen die römischen Reisenden in Stockach ein. Unterwegs fiel ihnen auf, daß sie nur durch drei Dörfer kamen, daß sie außerhalb der Dörfer fast nirgends ein Haus sahen und daß ein großer Teil des Geländes bewaldet war. Die Hauptstraße von Stockach, wo sie in dem Salemer Hofe abstiegen, machte einen freundlichen Eindruck. Ihr lebhaftes Interesse erregten die Hoheits- und Gerichtsbarkeitsverhältnisse in Stockach, über welche sich der Reisebericht eingehend und nicht ohne Sachkunde äußert. Auch die Ruinen des Schlosses Nellenburg blieben nicht unbeachtet. Nach kurzem Aufenthalt wurde die Fahrt über Steißlingen und Singen, wo umgespannt wurde, am Fuße des Hohentwiel vorbei, nach Schaffhausen fortgesetzt, wo die Ankunft abends 5½ Uhr erfolgte. Sie nahmen Quartier im Gasthof zur Krone. Bei Tische machten sie die Bekanntschaft mehrerer Reisenden aus Zürich, darunter des Herrn J. Escher à la Montagne, Besitzers einer schönen Sammlung von Medaillen, und des Herrn Pestalozzi, eines Kaufmanns, der sich als großer Bücherkenner erwies. Am 9. Februar um 9 Uhr früh verließen sie Schaffhausen, besahen den Rheinfall und passierten das mit Mauer und Graben umgebene Hallau und einige kleine und ärmliche Dörfer. Eine halbe Stunde vor Lauchringen trafen sie den sechsspännigen Wagen, welchen der Fürstabt von St. Blasien ihnen mit dem P. Martin Gerbert[5]) entgegensandte. Sie bestiegen sofort diesen Wagen und kamen um 11 Uhr in Lauchringen an, wo sie eine Suppe aßen.

Digitized by Google

Von hier wurde die Reise mit den gleichen Pferden über das ehemals gräflich Sultzische, jetzt Schwarzenbergische Thiengen bis Gurtweil fortgesetzt. Da sich in dieser Ortschaft keine Post befand, mußten für die Weiterreise Pferde gemietet werden. Über Gurtweil sagt der Reisebericht: „Hier residiert ein Mönch, der sich Propst nennt, und ein weltlicher Beamter, der die Rechtspflege ausübt. Dieser ist ein bejahrter Mann, sehr gelehrt, ein Bücherkenner, wohl unterrichtet über die Altertümer des frühen Mittelalters und die deutsche Geschichte. Sein Name ist Johann Baptist Kepfer", und fährt dann fort: „Die ganze Reise von Salem bis hierher machte man im Schnee, der zwar nur in geringer Menge den Boden bedeckte, aber doch zuweilen noch weiter fiel. In Gurtweil nahm der Schneefall zu und hier lag schon so viel Schnee, daß wir am nächsten Tage erst um die Mittagsstunde die Reise nach St. Blasien fortsetzen konnten, nachdem eine Menge Männer die Straße freigemacht hatten. Deshalb konnte auch der Wagen nicht vorwärts kommen. Dafür hatte der Abt von St. Blasien einen Schlitten geschickt, welchen sieben Pferde zogen. Diese waren aber nicht paarweise eingespannt, sondern, wie es hier üblich ist, eines vor dem andern. Der Schlitten ist gewöhnlich ein offenes Fuhrwerk mit drei Sitzen, der unserige aber war gedeckt, viersitzig, und unterschied sich von einem Wagen nur dadurch, daß er keine Räder hatte." Die Italiener hatten offenbar ein solches Beförderungsmittel bisher noch nie gesehen. „Unter den Männern" — heißt es dann weiter —, „welche den Weg frei machten, waren viele bärtig, und wir erfuhren, daß sie aus der benachbarten Grafschaft Hauenstein kamen, wo alle Männer Bärte tragen."

Um 4 Uhr nachmittags trafen sie in St. Blasien ein. „Dieser Ort liegt an einem kleinen Flusse, der Alb, von woher der Albgau seinen Namen führt, und ist von ziemlich wilden und waldigen Bergen umgeben. Um das Kloster herum stehen andere Gebäude, die alle zu ihm gehören. Dieses selbst ist das prächtigste Kloster, das wir bisher in Deutschland sahen. Es ist in diesem Jahrhundert in ziemlich gutem Geschmack und in hinreichend großem Umfang neu erbaut worden[6]). Es hat vier Stockwerke, deren jedes auf der Langseite 54, auf der Breitseite 43 Fenster zählt. Das Kloster zerfällt in zwei Abteilungen, eine für den Fürstabt und die Gäste, die andere für den Konvent. Der vordere Teil des Abteigebäudes hat einen hohen Eingang, in der Mitte eine gut angelegte und in bester Symmetrie ausgeführte

Treppe. An den Ecken befinden sich zu größerer Bequemlichkeit zwei ähnliche Treppen. Der Konvent hat deren vier in den vier Ecken, die sich von den Treppen in der Abtei nur durch das Baumaterial unterscheiden. Bei diesen sind Stufen und Geländer von Marmor, bei jenen von Nußbaumholz." In der an das Kloster anstoßenden, nicht sehr großen Kirche sahen die Reisenden Frauen, welche weiße Schleier auf dem Kopfe trugen, und erfuhren, daß diese das Kennzeichen der Witwen seien. Über Geschichte, gegenwärtige Verfassung und Rechtsverhältnisse des Klosters unterrichteten sie sich auf das Genaueste.

„Der gegenwärtige Fürstabt Meinrad[7])" — fährt der Bericht fort — „ist eine Persönlichkeit von ungezwungener Haltung, gewandt und leutselig. In Höflichkeit und Liebenswürdigkeit steht er, wenigstens soweit unsere Wahrnehmungen reichen, niemand nach. Man lobt seine Regierung und die Mönche achten ihn hoch. Die Ordenszucht wird mit voller Strenge aufrecht erhalten und der Abt giebt sich alle Mühe, im Verkehr mit seinen Konventualen die klösterliche Strenge mit jener Zurückhaltung zu verbinden, deren alle Vorgesetzten bedürfen und die sich doch gerade bei den Äbten so selten findet. Ein Ruhmestitel dieses Prälaten ist die Pflege der Studien, die er mit größtem Eifer eingeführt hat und bei seinen Konventualen in Gang erhält. Dieses ist das erste uns bekannt gewordene Kloster, in welchem man die Studien systematisch betreibt[8]). Hier befindet sich ein wohl geordnetes und sauber aufgestelltes Münzkabinett. Die Zahl der Handschriften ist nicht groß, aber diese Sammlung ist so zusammengesetzt, daß die Mönche sich mit allen Arten von Schriftzügen bekannt machen können. Hier ist auch, wie in allen Klöstern dieses Landes, ein Seminar, in dem junge Laien, welche Universitäten nicht besuchen wollen oder können, ihre Jugendzeit verleben und von ihren Lehrern in die Wissenschaften eingeführt und zu einem frommen Lebenswandel angehalten werden. Daneben haben die Mönche alle zur Pflege der Wissenschaften erforderlichen Hülfsmittel. Sie haben Professoren des Griechischen, Hebräischen und Lateinischen, und viele unter ihnen beherrschen eine oder mehrere orientalische Sprachen. Auf diesem Gebiet ist der P. Fintan Linder besonders tüchtig, gegenwärtig auch Professor der Theologie, ein sehr rüstiger alter Herr, der eine nach ganz neuer Methode bearbeitete hebräische Grammatik in Druck gegeben und eine heftige Polemik mit Joseph Sonnenfels geführt hat. Außerdem hat er nahezu druckfertig eine griechische Grammatik und bereitet die Herausgabe eines umfangreichen lateinisch-hebräisch-rabbinischen

Digitized by Google

Wörterbuchs vor, an das er nur noch die letzte Hand zu legen hat[9]). Dieses Werk überkam er von einem verstorbenen Mönch von Petershausen, Cölestin Pfeiffer, der viele Jahre lang daran gearbeitet hatte. Er plant auch noch die Veröffentlichung eines neuen Lehrbuches der Philosophie und Theologie. Ein anderer Pater hat sich in der litterarischen Welt durch ein Lehrbuch der Theologie bekannt gemacht, welches in St. Blasien selbst gedruckt wurde, wo sich eine wohl ausgestattete und elegante Druckerei befindet, und andere Werke in Aussicht gestellt, mit deren Bearbeitung er gegenwärtig beschäftigt ist. Das eigenartigste und bemerkenswerteste derselben behandelt die alte Kirchenmusik, besonders den Kirchengesang, ein ganz neuer Vorwurf, der viel Aufsehen machen wird, da es sich dabei um die Veröffentlichung der bisher unbekannten Arbeiten von 17 alten Autoren handelt, die über Musik geschrieben haben. Der schon bekannt gemachte Prospekt des Werkes hat vielen Beifall gefunden. Dieser Pater heißt Martin Gerbert, war früher Professor der Theologie und ist jetzt Bibliothekar. Er arbeitet noch an einem andern Werk über die alte deutsche Liturgie, das er in Bälde herausgeben wird. Im vorigen Jahre hat er eine Reise durch Frankreich, die ihn bis Paris führte, und durch einige Teile Deutschlands gemacht. Von ihm rührt auch die Übersetzung eines französischen Werkes in die lateinische Sprache her, dessen Titel lautet: Praxis regulae sancti Benedicti. Er wird auch eine Beschreibung dieser Reise veröffentlichen. Er arbeitet mit überraschender Leichtigkeit, welche ihn in den Stand setzt, seine Werke in kürzester Zeit zu vollenden. Doch ist zu fürchten, daß unter dieser Art zu arbeiten die Genauigkeit leidet. Sein Lehrbuch der Theologie in acht Bänden soll er in 1½ Jahren ausgearbeitet haben. Er bereitet auch die Materialien zu einer Ausgabe von vier klösterlichen Abhandlungen des 12. Jahrhunderts vor. Darunter befindet sich eine Abhandlung des Mönches Frowin von St. Blasien, der später Abt von Engelberg wurde: de gratia et libero arbitrio et in orationem dominicam, die auf dem Standpunkt der Lehre des hl. Augustin steht. Die beste Handschrift gehört dem Kloster Einsiedeln und wird augenblicklich in Freiburg sorgfältig abgeschrieben. Ein anderer Pater, Stanislaus Bilpers, hat eine Geschichte der Akademie von Salzburg veröffentlicht und eine Reihe von Bänden zur Geschichte seines Klosters vorbereitet. P. Marquard Herrgott hat einen Quartband: De veteri disciplina monastica herausgegeben, ferner ließ er in Wien und Freiburg

Digitized by Google

in 3 Foliobänden die habsburgische Genealogie und 7 oder 8 Bände Monumente des Hauses Österreich drucken. Zur Fertigstellung der zwei letzten Bände hat er in Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter zu seiner Unterstützung den P. Rustenus Heer beigezogen, der seinerseits schon ein Buch zur Verteidigung der genealogischen Ausführungen des P. Herrgott wider einen anonymen Gegner (der kein anderer als P. Fridolin Kopp, Fürstabt von Muri, ist) unter dem Titel: Anonymus Murensis denudatus veröffentlicht hatte. Das ganze Werk Herrgotts ist eine höchst achtungswerte Arbeit und für jede Bibliothek unentbehrlich, da es die Denkwürdigkeiten eines in vielen Jahrhunderten so mächtigen und berühmten Geschlechtes enthält. Das Werk ist mit großer Pracht gedruckt und enthält eine große Anzahl von Kupfern zur Illustration des vom Verfasser behandelten Gegenstandes. P. Beda Meichelbeck bearbeitete einen ausführlichen und gelehrten Kommentar der Regel des hl. Benedikt in deutscher Sprache und übersetzte verschiedene Bücher aus dem Italienischen und Spanischen. P. Leopold Stern ließ eine Grammatik der lateinischen Sprache drucken, P. Ignaz Gumpp schrieb einige Abhandlungen: De re monastica, praesertim ad monasterium S. Blasii pertinente und de Gebehardo II. episcopo Constantiensi.

„In der That erscheint es sehr merkwürdig, daß in einem einzigen Kloster, das noch dazu von der großen litterarischen Welt völlig abgeschnitten ist (denn St. Blasien ist mitten im Schwarzwald gelegen), sich so viele Personen befinden, die sich in solcher Weise berufsmäßig mit den Wissenschaften beschäftigen. Noch merkwürdiger aber ist, daß man bei fast allen Konventualen dieses Klosters eine das Mittelmaß überschreitende Pflege der Studien und insbesondere eine nahezu allgemeine Kenntnis der griechischen, hebräischen und anderen orientalischen Sprachen zu bewundern hat, so daß man wohl sagen kann, daß St. Blasien dasjenige deutsche Kloster ist, in welchem die wissenschaftlichen Studien die höchste Blüte erreicht haben.

„Deshalb werden hierher auch aus andern Klöstern junge Mönche entsandt, um sich in den Wissenschaften auszubilden, wie wir denn jetzt zwei Cisterzienser trafen, die aus dem breisgauischen Kloster Tennenbach gekommen waren; zu anderen Zeiten waren auch Franziskaner hierher geschickt worden."

Am 13. Februar nachmittags verließen die Reisenden St. Blasien und kehrten mit dem gleichen Schlitten, in welchem sie angelangt waren,

Digitized by Google

nach Gurtweil zurück. Am 16. wurde Gurtweil mit Pferden und Wagen des Klosters, in Gesellschaft des P. Martin Gerbert, der auch ferner beauftragt war, Garampi zu begleiten, wieder verlassen und die Richtung nach Basel eingeschlagen. Der Weg führte über die beiden dem Hause Österreich zugehörigen Waldstädte Waldshut und Laufenburg. „Jenes ist ziemlich klein und besteht, soweit man bei der Durchfahrt bemerken konnte, nur aus einer breiten, aber kurzen Straße mit elenden Häusern. Laufenburg scheint größer, aber von noch schlechterer Bauart zu sein. Der Rhein teilt die Stadt in zwei Hälften. Er hat hier einen Fall, der weniger schön ist als jener von Schaffhausen, aber ebenfalls die Schiffahrt verhindert. Jenseits des Rheins beginnt das Bistum Basel, diesseits endigt das Bistum Konstanz. Die Stadt ist zum Teil in der Ebene, zum Teil auf einem Berg gebaut, jener sieht wie ein einfacher Flecken, dieser etwas beträchtlicher aus. Zwischen Laufenburg und Waldshut fließt das Flüßchen Alb, das vom Kloster St. Blasien herabkommt, welches darum in alten Zeiten Alba Cella hieß, und ergießt sich in den Rhein. Am Ufer dieses Flüßchens ist ein österreichisches Eisenwerk[10]), in welchem man das anderswo gewonnene Eisen reinigt, formt und unter anderm zu Draht preßt. Zweimal wird das Metall geschmolzen, zuerst erhält es die Gestalt eines langen Sparren von mäßigem Umfang, der hierauf in einem andern Ofen noch mehr gereinigt wird. Die Fabrik ist in allem jener in Innsbruck ähnlich, wo Messing, Silber und Kupfer bearbeitet wird. Gegenwärtig ist sie auf 10 Jahre vom Kloster St. Blasien gepachtet. Später speisten wir in einem Örtchen Namens Mumpf, nicht weit von Säckingen, einer anderen Waldstadt, die wir links liegen ließen. Diese Stadt liegt an einer Biegung des Rheines, über den eine bequeme Brücke führt. Von fern sieht die Stadt nicht unelegant aus. Das Gebäude, welches sich am besten präsentiert, ist eine ziemlich umfangreiche Kirche mit zugehörigen Ländereien, Eigentum eines Damenstiftes. Von da geht es weiter über Rheinfelden, die vierte Waldstadt, die ebenfalls am Rhein liegt. Sie scheint ziemlich groß und nicht ungefällig gebaut zu sein. Wenn man die Stadt in der Richtung nach Basel verläßt, sieht man die Spuren einer nicht unbeträchtlichen Festung, welche teils auf dem Rheinufer, teils auf einer Rheininsel erbaut war. Im letzten Kriege wurde sie geschleift und verlassen, so wie man sie jetzt sieht. Hier überschreitet man den Rhein auf einer Brücke. Abends erreichten wir Basel und nahmen

Digitized by Google

Quartier im Hofe des Klosters St. Blasien. Die Straße von Gurtweil bis Basel ist sehr bequem, eben und führt fast immer dem Rhein entlang. Das Klima wird, je mehr man sich Basel nähert, immer milder, und die Felder der Umgegend sind mit großem Fleiß bebaut. Hier und in der Nachbarschaft sahen wir eine gewaltige Menge Nußbäume. Es heißt, daß man aus deren Früchten Brennöl gewinnt, da es besseres in diesem Lande nicht giebt. Die Wohnzimmer sind gewöhnlich mit Nußbaumholz sehr elegant getäfelt nach Art der Sakristeien und Chöre in Italien. Und diese Vertäfelung dient nicht nur zur Zier, sondern auch zur Abhaltung der Kälte. Es verdient bemerkt zu werden, daß die vier Waldstädte, trotz ihrer vortrefflichen Lage am Rhein, eine geringe Bevölkerung und wenig Handel haben."

Von Basel wurde am 18. Februar Arlesheim, am 19. Hüningen besucht, dann nach Basel zurückgekehrt, am 20. aber wieder aufgebrochen und auf der gleichen Straße und abermals in der Gesellschaft des P. Martin über Gurtweil nach Schaffhausen gefahren. Hier verabschiedete sich am 22. Februar P. Martin Gerbert und kehrte mit Wagen und Pferden des Fürstabtes nach St. Blasien zurück, während die Reisenden mit Postpferden am Abend Stockach erreichten, wo sie vom Prior und Keller von Salem mit dem Sechsspänner des Abtes erwartet wurden. Es war eine schlechte Fahrt durch tiefen Schnee. Am 23. wurde in fünf Stunden auf ebener, aber schlechter Straße Konstanz erreicht. Die Reisenden wohnten in dem Salemer Hof, wo während des Konzils der Kaiser sein Quartier hatte; jetzt fanden sie den Hof nicht in gutem Zustande. „Die Lage der Stadt ist sehr anmutig durch den See und den Rhein, der die Mauern bespült. Mir scheint zweifelhaft, ob bei der Feuchtigkeit des Sees und der niederen Lage des Landes die Luft gesund ist. Hier sind keine Prachtbauten und Paläste, und trotz der günstigen Lage und dem Glanz, der ihren Namen von alters her umgiebt, ist diese Stadt heute tot und elend. Die Zahl der Einwohner beträgt kaum 4—5000 Seelen. Der einzige Vorzug, dessen sie sich noch rühmen kann, ist die Anwesenheit des aus 20 Kanonikern bestehenden Domkapitels und der bischöfliche Hof, der sich dort befindet, wenngleich die Bischöfe meistens in Meersburg residieren, einer kleinen und elenden Stadt am entgegengesetzten Ufer des Sees, unter ihrer vollen Landeshoheit. Der Dom ist groß, im gotischen Stil erbaut, ein sehr schönes Bauwerk. Die Jesuiten haben hier ein Kollegium mit einer hübschen Kirche für etwa 30 Ordens-

Digitized by Google

leute. Der gegenwärtige Rektor war der Beichtvater der verstorbenen sehr frommen Königin von Polen. Konstanz zunächst liegt das berühmte Benediktinerkloster Petershausen, welches im 10. Jahrhundert von Bischof Gebhard von Konstanz gegründet wurde. Die Gebäulichkeiten der Kirche und noch viel mehr des Klosters sind sehr eng und zeigen keine Spur von der Großartigkeit und Majestät, die sonst den Bauten der Benediktiner eigen ist. Die Klosterbibliothek ist nur mittelmäßig und zählt sehr wenige Handschriften, doch ist eine aus dem 12. Jahrhundert stammende sehr bemerkenswert, da sie eine ausführliche Chronik des Klosters enthält, welche ein Mönch von der Gründung des Klosters bis auf seine Zeit herab niederschrieb mit vielen Erzählungen aus der allgemeinen und deutschen Geschichte des 10. bis 13. Jahrhunderts[11]). Man zeigt auch ein recht gut erhaltenes Meßbuch aus dem 9. oder 10. Jahrhundert.

Die Zahl der Mönche beträgt etwa 30. Der Abt gab zu Ehren Msgr. Garampis ein köstliches Mahl; während des Essens wurde musiziert, wie es bei diesem für die Musik so begeisterten Volke Sitte ist. Unter den 10 Musikern war nur einer ein Laie, alle andern waren Mönche, was für ein Kloster von 30 Ordensleuten sehr merkwürdig ist. Aber die Ausbildung in der Musik ist eine fast allen Klöstern in Deutschland, auch solchen, in denen eine strengere Zucht herrscht, gemeinsame Ungehörigkeit, die auch Mabillon gerügt hat. Am bedauerlichsten dabei ist, daß zuweilen bei der Aufnahme oder Heranziehung der jungen Leute in die Klöster man weniger ihren ernsten und wahrhaften Beruf im Auge hat als vielmehr ihre musikalischen Fähigkeiten. In diesem Kloster lebte und starb vor langer Zeit der P. Pfeiffer, der ohne jede Anleitung die gründlichsten Studien auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen und viele Vorarbeiten zu einem hebräisch-rabbinisch-lateinischen Wörterbuch gemacht hat. Diese hinterließ er dem P. Fintan Linder in St. Blasien, welcher beabsichtigt, das Werk zu vollenden und herauszugeben. In Konstanz lernte man einen schönen Gebrauch der Gesamtheit der armen Leute kennen, die unter Vorantragung eines Kruzifixes und lautem Gebet durch die Stadt zogen und Almosen sammelten, welches nachher durch die vom Magistrat zu diesem Zwecke aufgestellten Personen unter sie verteilt wurde. Die Stadt ist österreichisch, soll aber nicht in der gleichen Abhängigkeit von der Statthalterei in Freiburg stehen wie die anderen breisgauischen Städte. Einige Kanoniker erzählten, daß im letzten Kriege die Kaiserin-Königin

Digitized by Google

die Stadt Konstanz dem Bischof um den Preis von 200000 fl. zum Kauf angeboten habe. Msgr. Garampi erhielt Besuche von allen Kanonikern, die ihm alle Ehren erwiesen. Es ist bemerkenswert, daß ein Fremder von Auszeichnung seine Ankunft in den Häusern der Herren, deren Besuch er zu empfangen wünscht, ankündigen muß. Daraus mag man die Übertreibung der Deutschen hinsichtlich der Höflichkeitsbezeugungen ersehen, und zwar der Leute aller Stände, was wohl wunder nehmen mag, wenn man die Lust dieses Volkes besonders in Frankreich und Italien zu reisen in Betracht zieht.

„Eine halbe Stunde von Konstanz in dem schweizerischen Thurgau am Ufer des Sees ist ein Kloster oder Stift der Prämonstratenser, Kreuzlingen. Eine Kapelle in der Klosterkirche ist reich ausgeschmückt und gefüllt mit mehreren Hunderten von Figürchen aus Holz, welche die Leidensgeschichte Christi nach Art der italienischen Krippen und heiligen Gräber darstellen. Die Bibliothek scheint reich an Exemplaren ältester Drucke zu sein. Nur sehr wenige Handschriften waren zu sehen, darunter ein Brevier des 12. Jahrhunderts mit Nachträgen des 15."

Am 27. Februar wurde die Rückreise von Konstanz nach Salem angetreten. „Sie führte über das uralte Kloster Reichenau, das auf einer Insel des Bodensees in der Nähe von Konstanz gelegen ist. Man zählt auf ihr 1500 Einwohner, die sich alle mit Ackerbau beschäftigen. Die ganze Insel gehört dem Kloster, welches seit dem 16. Jahrhundert für immer dem bischöflichen Tische einverleibt ist[12]); der Bischof bezieht daher alle Einkünfte des Klosters. Die Kirche ist ziemlich groß und genießt einen bedeutenden Ruf durch das Blut Christi, von dem man behauptet, daß es hier aufbewahrt werde, und auch durch den Körper des heil. Markus, den sie hier mit solcher Bestimmtheit zu besitzen glauben, daß im Hochamt beim Evangelium nicht gesungen wird «Lectio Evangelii secundum Marcum», sondern unter Hinweis auf den Ort des angeblichen heiligen Depositums: «secundum istum». Der Bischof von Konstanz pflegt hier 12 Benediktiner aus den benachbarten Klöstern zu unterhalten, um den Gottesdienst in der Kirche zu feiern und den Pilgern bei Verrichtung ihrer Andacht zu dienen; er liefert ihnen alles Nötige durch die Vermittlung eines Kämmerers, den er eingesetzt hat, um die hier fälligen Einkünfte zu verwalten. Der gegenwärtige Bischof, Kardinal von Rodt, mußte mit diesen Mönchen einen harten Prozeß führen, da sie auf jede Art sich der Abhängigkeit von ihm entziehen und die frühere

Digitized by Google

Freiheit und den alten Reichtum wieder erlangen wollten. Nachdem sie zuerst vergeblich die nahe liegenden Mittel und Wege versucht hatten, nahmen sie schließlich in der Verzweiflung ihre Zuflucht zum König von Preußen, auf Grund irgend einer Beziehung seines Hauses zu diesem Kloster[13]). In der That schrieb er an den Kardinal mit großer Bestimmtheit zu Gunsten der Mönche, was ihnen indes nur Nachteil brachte und sie schließlich völlig zu Grunde richtete, indem der Kardinal, kraft außerordentlicher Vollmachten, die er von Benedikt XIV. erhalten hatte, sie mit Gewalt in verschiedene Klöster zerstreute, wo sie sich noch befinden, mit Ausnahme eines einzigen[14]), der in Berlin wohnt, um auf die Gelegenheit zu warten, sich mit besserem Erfolge des preußischen Schutzes zu bedienen.

„In diesem Kloster befindet sich eine an alten gedruckten Büchern und Handschriften reiche Bibliothek. Die Zahl der Pergamentcodices beträgt 260 oder 270, zum größten Teil älter als das Jahr 1000 und meist Werke der Kirchenväter enthaltend. Der Papierhandschriften sind 170. Der Kämmerer ist ihr Hüter, und da dieser zumeist ein unwissender Mensch ist oder wenigstens sein kann, so ist nichts leichter möglich, als daß schließlich der ganze Schatz in Verlust gerät. Es wäre daher wohlgethan, acht zu geben, ob man nicht bei irgend einer günstigen Gelegenheit die ganze Sammlung für die Vatikanische oder irgend eine andere bedeutende Bibliothek erwerben könnte. Es befindet sich darunter insbesondere ein Codex, welcher Praedestinatus heißt, da er vornehmlich die Ketzereien über die Gnade und den freien Willen aufzählt[15])."

Von Reichenau fuhr man nach Stockach, um dort zu übernachten, da in dieser Jahreszeit die Seefahrt des Frostes wegen gefährlich und beschwerlich gewesen wäre. Am 28. Februar begab man sich nach der Reichsstadt Überlingen am entgegengesetzten Ufer des Sees. Das Absteigequartier wurde im Salemer Hofe genommen. Die Stadt ließ bei Ankunft und Abreise Msgr. Garampis ihre Soldaten aufbieten, um an den Thoren die Ehrenbezeigungen zu erweisen. Auf seine Anmeldung kam der Dekan der Stiftskirche mit mehreren Kanonikern, um ihm ihren Besuch zu machen. Gegen Abend wurde die Reise fortgesetzt, und man kam glücklich wieder in Salem an, um die Arbeiten der apostolischen Kommission von neuem aufzunehmen. Nach angestrengter Thätigkeit von nahezu 6 Monaten erreichte diese endlich einen sehr guten Abschluß, so daß am 17. und 18. März Msgr. Garampi

als Kommissar verschiedene auf die Disziplin des Klosters bezügliche Dekrete erließ und den Abt Anselm in seiner Regierung bestätigte. Er kassierte neuerdings das Suspensionsdekret, welches früher die Äbte von Ebrach und von St. Urban erlassen hatten, die als außerordentliche Kommissäre von dem Abt von Citeaux, dem Oberhaupt des Cisterzienserordens, nach Salem abgesandt worden waren. Diese Suspension hatte schon vorher der Nuntius von Luzern, ohne dabei auf das Wesentliche einzugehen, für ungültig erklärt.

Am 23. März nach Tische machte sich Garampi bereit, mit dem Kanzler Castoreo, seinem Sekretär und seiner Dienerschaft von Salem abzureisen, da der Hauptsache nach die Untersuchung beendigt war. „Daher kamen alle Mönche in seine Gemächer, um ihm die Hand zu küssen, und knieten, wie es die Sitte der Mönche ist, vor ihm nieder. Auch der Abt war anwesend, der zum Schluß Garampi seinen Dank aussprach und ihm das Dokument über die von ihm gewünschte Aufnahme in die Gemeinschaft der frommen Werke des Klosters überreichte. Zuletzt wollte auch er, wie der geringste seiner Mönche, ihm knieend die Hand küssen." Den Abreisenden gaben der Abt, der Prior und noch einer der Mönche das Geleit, außerdem der Kanzler und der Bruder Säckelmeister, die beide beauftragt waren, Garampi bis St. Gallen zu begleiten. Alle fuhren in zwei sechsspännigen Wagen. Bei der Abfahrt läuteten die Glocken, und vor dem Kloster war eine Anzahl Geschütze aufgestellt, welche Salven abgaben. Mit diesem Geleit fuhr man bis Birnau, „einer dem Kloster zugehörigen Kirche am See, wo stets viele Pilger zusammenströmen, um einem hier befindlichen berühmten Gnadenbilde der heiligen Jungfrau ihre Verehrung zu bezeigen". Von da ging es weiter nach dem nahen, ebenfalls dem Kloster gehörenden Hause und Hofe Maurach. Hier wurde ein Schiff bestiegen und in Zeit von etwa einer Stunde der See überquert. Bei der Überfahrt blieb die Insel Mainau rechts liegen, auf der man einen prächtigen Palast und verschiedene Wohnhäuser erblickte. „Die Insel gehört dem deutschen Orden und ist der Sitz einer durch die Größe des dazu gehörenden Gebietes und ihren Reichtum hervorragenden Kommende dieses Ordens. Der gegenwärtige Komtur ist der Baron Reutner[16]), ein Vertrauter des Prinzen Karl von Lothringen."

Bei einem dieser Kommende gehörenden kleinen Orte, Staden, wurde gelandet. Hier stand der sechsspännige Wagen nebst anderen Fuhrwerken des Abtes von Petershausen bereit, bei welchem Garampi

Digitized by Google

mit seiner ganzen Begleitung Wohnung nahm. Von dem Abt und allen seinen Konventualen wurde er mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen. Am Abend traf hier der weltliche Sekretär des Fürstabtes von St. Gallen ein, der von seinem Herrn entsandt war, um sich Garampi mit Sänften, die von Mauleseln getragen wurden, und anderem für die Weiterreise Erforderlichen zur Verfügung zu stellen.

Am 24. März wurde Petershausen wieder verlassen in zwei Sänften, einer mit nur einem Sitze für Garampi und einer zweisitzigen für den Kanzler und den Sekretär, während die übrigen Personen zu Pferde stiegen. „In diesem Teile der Schweiz bedient man sich, besonders zur Winterszeit, allgemein der Sänften und nur selten oder gar nicht der Wagen, da die Straßen eng und schwer zu passieren sind."

Von hier aus unternahm Garampi mit seiner Begleitung eine Reise durch die Schweiz, die er am 19. Juni bei Schaffhausen wieder verließ. Hier bestiegen die Reisenden den sie erwartenden Wagen des Abtes von Salem. Auf dem Wege von Rheinau nach Schaffhausen hatten sie zum zweiten Male den Rheinfall gesehen, der viel mehr Wasser mit sich führte als im Februar, da sie zum erstenmal hier gewesen waren und daher viel großartiger erschien. Von da ging die Reise über Singen und Radolfzell abermals nach Petershausen, wo übernachtet wurde. Hier war der Hauptgegenstand des Gespräches ein Vorfall, der sich im verflossenen Monat Mai zugetragen hatte. „Die Mutter eines Geistlichen starb im Hause ihres Sohnes, und es war nun die Frage, ob der geistlichen oder der städtischen Behörde das Recht zustehe, den Nachlaß der Verstorbenen, nach der Sitte dieses Landes, zu versiegeln. Um die Geistlichkeit an der Vornahme dieses Aktes zu verhindern, rief die Stadt ihre Bürger unter die Waffen und ließ das Haus, in welchem der Leichnam lag, bewachen, damit dieser nicht entfernt werde, bevor die Verwandten der Stadt die Versiegelung gestatteten. In der That wurde der Klerus, der in feierlichem Aufzug erschien, um den Leichnam abzuholen, daran verhindert. Als aber die Bürger erfuhren, daß die Kiste mit den wenigen Habseligkeiten der Verstorbenen schon früher vorsorglich dem geistlichen Gericht übergeben worden war, zogen sie ab. Man behauptet, daß lediglich der Magistrat die Schuld an diesem Überfall trage, da er den Bürgern unter Androhung schwerer Strafen befahl, zu den Waffen zu greifen. Jetzt läßt der Kardinal-Bischof den Prozeß einleiten, um

Digitized by Google

von dem Kaiser sein Recht zu verlangen, da er sich auch in der Würde eines Fürsten des Heiligen Römischen Reiches verletzt fühlt. Man könnte auch der Kaiserin-Königin darüber Vorstellungen machen, da die Stadt in Abhängigkeit von ihr ist. Weil aber zu befürchten ist, die vorderösterreichische Regierung in Freiburg möchte geneigt sein, der Stadt beizustehen, wenn sie nicht gar deren Übergriff zu Ungunsten des geistlichen Gerichts ermutigt habe, hielt man für richtiger, dieses zu unterlassen. Übrigens ist zu bemerken, daß ein Anrufen des Kaisers das österreichische Ministerium erzürnen wird, welches sehr eifersüchtig die Privilegien des Hauses Österreich aufrecht erhält und so auszudehnen trachtet, daß es die völlige Unabhängigkeit vom Kaiser und vom Reichshofrat erringt."

Am 20. Juni machte Garampi dem Kardinal von Rodt im Schloß Hegne, wo dieser den Sommer zuzubringen pflegte, seinen Besuch und speiste bei ihm. Von da fuhr man nach dem mainauischen Ort Wallhausen, Überlingen gegenüber, von wo man zu Schiff in etwa 2 Stunden Birnau erreichte. Hier empfing der Abt von Salem in Begleitung mehrerer Mönche die Reisenden, die noch am gleichen Abend das Kloster Salem nach einer Abwesenheit von nahezu 13 Wochen wieder erreichten. Am 4. Juli nach Tische verließen sie Salem zum letztenmal in zwei Sechsspännern, von dem Abt bis Stockach begleitet. „Diese Stadt liegt auf einem Hügel und wurde, nachdem sie im vorigen Jahrhundert (1638) von den Schweden zerstört worden war, stattlich wieder aufgebaut. Im österreichischen Erbfolgekrieg wurde sie von den Bayern eingenommen, welche sehr böse gehaust haben sollen[17]). Das Kloster Salem hat hier ein Haus, in welchem ein Amtmann wohnt." Am 4. wurde die Fahrt in dem Sechsspänner fortgesetzt und am Abend traf man in Rheinau ein in Begleitung des salemischen Konventualen P. Thomas Brescianello, den der Abt Garampi zur Dienstleistung beigegeben hatte. Hier wartete bereits P. Martin Gerbert, den sein Fürstabt aus St. Blasien zur Begrüßung entgegengesandt hatte. Dieser selbst, eben erst aus dem Bade Plombières zurückgekehrt, empfing Garampi am 5. Juli in Gurtweil. Am 7. fuhr man mit dem Fürstabt und seinem Gefolge nach St. Blasien, wo man Gelegenheit hatte, alle die gelehrten und würdigen Mönche wiederzusehen. — „In diesem Augenblicke war das Kloster einer militärischen Exekution auf Anordnung des Hauses Österreich unterworfen, welches von den Welt-

Digitized by Google

und Klostergeistlichen ein Verzeichnis ihrer Güter einfordern wollte in vim collectationis[18]). Hierüber wollte es sich hinsichtlich der Güter aus der Gründungszeit ohne päpstliches Breve mit den mächtigeren Klöstern verständigen, besonders mit dem Kloster St. Blasien, dem durch Reichtum und Ansehen hervorragendsten, dessen Verhalten wohl allen andern Mitgliedern des breisgauischen Prälatenstandes zur Richtschnur dienen würde. Um die Klöster zur Herausgabe dieser Verzeichnisse zu bringen, wurden ihnen Soldaten ins Quartier gelegt. In St. Blasien waren deren elf, die täglich Geld für ihren Unterhalt verlangten, nämlich 15 Kreuzer für jeden Mann und 1 Thaler für jeden Offizier, eine Summe, die im Laufe der Zeit zu einem recht ansehnlichen Betrage anwuchs. St. Blasien war lieber zu jedem Opfer bereit, als zu einer Beeinträchtigung der geistlichen Freiheit. Es war daher in eben dieser Zeit der Dekan des Klosters nach Wien gesandt worden, um unmittelbar mit dem Hofe über diese Angelegenheit zu verhandeln."

Am 14. Juli erfolgte die Abreise von St. Blasien, nachdem der Fürstabt und seine Konventualen Msgr. Garampi durch ihre eifrigen Bitten dazu vermocht hatten, von einem Maler des Klosters sein Porträt malen zu lassen, um sein Andenken stets lebendig zu erhalten. Die Nacht wurde in einer Expositur des Klosters, in Todtnau, 4 Stunden von St. Blasien entfernt, zugebracht. Am 15. wurde in Kirchhofen Mittag gemacht, ebenfalls einer Expositur, wo, wie in Todtnau, ein Konventuale residierte. Nach langer Fahrt vom Bodensee durch den Schwarzwald gefiel es den römischen Reisenden nun sehr gut in der Rheinebene. „Hier" — läßt sich der Reisebericht vernehmen — „ist es angenehm zu wohnen; die Abhänge des Gebirges sind mit dichtem Gehölze bedeckt, das mit Wiesen und Weideplätzen abwechselt, man sieht viele Dörfer mit Holzhäusern, die Thätigkeit der Einwohner besteht in Viehzucht und Arbeiten in Holz, an welchem das Land reich ist, die hölzernen Uhren werden hier in großer Menge gemacht und durch den Handel in ganz Europa verbreitet, und wenn sie auch schon früher nicht ganz unbekannt waren, so hat man sie neuerdings sehr vervollkommnet und begonnen, sie mit dem Ruf des Kuckucks auszustatten. Die Schwarzwälder Uhren werden in großer Zahl nach Holland versandt und finden von da vermutlich auch ihren Weg nach Indien. Der Preis dieser Uhren ist sehr niedrig, zuweilen sogar nicht mehr als 1 oder höchstens 2 Gulden." — Nach Tische wurde die

Digitized by Google

Fahrt nach dem nicht mehr als eine Stunde entfernten Krotzingen fortgesetzt. „An diesem unbedeutenden, einer ritterschaftlichen Familie[19]) aus Freiburg gehörenden Orte hat das Kloster St. Blasien eine Propstei, welche der jetzige Fürstabt dem P. Marquard Herrgott zum Wohnsitz angewiesen hat. Er nimmt als Vertreter seines Abtes an den Versammlungen der Prälaten und der übrigen Landstände des Breisgaus, die von Zeit zu Zeit in Freiburg stattfinden, teil. Dieser jetzt 68 Jahre alte Pater, weithin berühmt durch die von ihm herausgegebene Genealogie des Hauses Habsburg, wurde in seiner Jugend von dem damaligen Abte in das Kollegium von St. Apollinare zu Rom gesandt. Da er aber dort nichts gelernt hatte, wurde er nachher der Leitung des P. Hieronymus Pez[20]) unterstellt, der in der Gelehrtenrepublik sich durch seine Werke einen bekannten Namen gemacht hat. Herrgott hielt sich viele Jahre lang als Vertreter des breisgauischen Prälatenstandes in Wien auf. Er wußte durch seine Geistesgaben die Gunst des Kaisers Karl VI. zu gewinnen, der ihn nach Überreichung des ersten Bandes der Habsburgischen Genealogie zu seinem Historiographen ernannte. Er hatte vom Hofe einen Jahresgehalt von 3000 Gulden nebst freier Station. Von der Habsburgischen Genealogie wurden auf Kosten des Hofes 1000 Exemplare gedruckt und sodann dem Verfasser zum Geschenk gemacht. Mit diesem Fonds konnte das Kloster St. Blasien die prachtvolle Ausgabe der Monumenta Habsburgica unternehmen, die demnächst mit dem 6. Bande vollendet sein wird. Die Auflage dieser Monumenta beträgt 500 Exemplare. — Herrgott war befreundet mit dem Kardinal Passionei[21]), mit dem er in Luzern, Wien und St. Blasien in Verkehr gestanden. Dieses hinderte ihn indes nicht, einmal eine List anzuwenden, die den Kardinal in seiner größten Liebhaberei aufs empfindlichste verletzte. Der Kardinal hatte zur Zeit, als er Nuntius in Luzern war, dem Abt von St. Blasien einige der wertvollsten Handschriften und Bücher, die er in der dortigen Bibliothek gesehen hatte, abgejagt. Herrgott, damals Bibliothekar seines Klosters, konnte sich nicht beruhigen, als der den Abt dieses Opfer bringen sah; darum behielt er die Kisten, in welche die Codices verpackt waren, um nach Luzern versandt zu werden, im Auge, machte heimlich und unbemerkt die Böden derselben los und nahm nicht nur die eigenen, sondern auch die von dem Kardinal in andern Klöstern entführten Codices heraus, die heute noch in St. Blasien aufbewahrt werden. — Gegenwärtig ist dieser

Digitized by Google

Pater schwer krank mit allen Anzeichen der Wassersucht, weshalb er mit der heiligen Wegzehrung versehen wurde, und noch schwebt er in Lebensgefahr. Aber zur Zeit unseres Aufenthaltes in Krotzingen erkannten wir in der Unterhaltung mit ihm Spuren seiner Schalkhaftigkeit, Lebhaftigkeit und Heiterkeit, obwohl er auch damals schon sich der Gefahr bewußt war, in der er sich befand. Um sein großes Werk zu Ende führen zu können, war P. Rustenus Heer zu seinem Gehülfen ernannt worden, ein Gelehrter, dessen große Kenntnisse, scharfe und gerechte Kritik wir kennen lernten. Sollte ihm eine Expositur angewiesen werden, die ihm die nötige Ruhe zur Arbeit gewährte, so würde er wohl an die Abfassung einer Geschichte des Bistums Konstanz denken."

Am 18. Juli wurde Krotzingen wieder verlassen und die nur 2 Stunden weite Reise nach Freiburg fortgesetzt, wo die Fremden im St. Blasischen Hofe wohnten. „Die Stadt liegt in der Ebene und hat zum größten Teil Häuser von Holz, aber doch nicht ohne Eleganz, und breite Straßen. Das berühmteste Gebäude ist das Münster, ein dreischiffiger Steinbau mit Spitzbogen und einem hohen Turm über dem Hauptportale. Es ist in dem mit Unrecht gotisch genannten Stil erbaut, und der ganze Bau ist mit der größten Feinheit ausgeführt. Nächst dem Straßburger soll dieser der berühmteste Turm in Deutschland sein. Der freistehende Hochaltar hat auf beiden Seiten Gemälde von Holbein[22]). — Die Dominikaner haben hier ein kleines Kloster; den Chor der Kirche erbaute Albertus Magnus, dessen hölzerne Kanzel man noch vorzeigt; sie ist aber so wohlerhalten, daß man mit Grund ihr hohes Alter bezweifelt. — Die Stadt und Festung Freiburg galt vor dem letzten Krieg für uneinnehmbar durch die sie umgebenden zahlreichen Befestigungen, welche die Franzosen angelegt hatten. Nunmehr sind nur noch Reste derselben zu sehen. — In der Stadt befindet sich eine Universität mit einer Anzahl von Professoren, von denen drei Jesuiten sind. Die Stadt zählt etwa 600 bürgerliche Familien; die Gesamtbevölkerung wird auf 6000 Seelen geschätzt."

Der Reisebericht verbreitet sich eingehend und ersichtlich auf zuverlässigen Informationen fußend über die Verfassung und Verwaltung des Breisgaus. Man darf mit gutem Grund annehmen, daß diese wie auch manche früheren Angaben von P. Martin Gerbert herrühren. Auf dessen angenehme Gesellschaft wie auch auf jene des Salemer Konventualen Thomas Brescianello, die mit den sanblasianischen

Digitized by Google

Pferden Msgr. Garampi bis Freiburg begleitet hatten, mußten die Reisenden jetzt verzichten, als sie am 19. Juli nach Straßburg aufbrachen. Mit Postpferden verließen sie Freiburg um 4 Uhr morgens; die Pferde wurden in Emmendingen gewechselt, „einem stattlichen Flecken mit einigen Fabriken, als Besitz der Markgrafen von Baden-Durlach protestantisch. Von Freiburg bis hierher waren für jedes Pferd nur 45 Kreuzer zu bezahlen. Ebensoviel von hier nach dem österreichischen und deshalb katholischen Kenzingen." Die Weiterreise erfolgte über Friesenheim und Kippenheim nach der kleinen Reichsstadt Offenburg, wo man um 12½, und nach der kaiserlichen Festung Kehl, wo man um 4¼ Uhr ankam. Die Befestigungen waren im letzten Kriege zerstört worden, und nur wenige Soldaten waren zu sehen. Der Rhein wurde auf einer sehr langen Holzbrücke überschritten, von der das ziemlich hohe und reißende Wasser des Stromes in der vorigen Nacht zwei Pfeiler abgerissen hatte, die aber schon wieder ersetzt waren. Für die Überfahrt wurden 18 Sous bezahlt.

Nun wurde Straßburg und Zabern besucht und nach abermaligem Aufenthalt in Straßburg am 30. Juli nach Kehl zurückgekehrt. Von da ging die Reise über Bischofsheim nach dem Benediktinerkloster Schwarzach, wo die geschmackvolle Kirche betrachtet und von den obschwebenden Streitigkeiten mit dem Markgrafen von Baden-Baden Kenntnis genommen wurde. Abends erreichte man die Residenz des Markgrafen, Rastatt. „Rastatt ist eine kleine Stadt ohne Mauern und hat sehr niedere Gebäude mit nur zwei Reihen von Fenstern. Doch ist sie gefällig durch die Gleichförmigkeit ihrer Bauart, da alle Häuser in gleichem Stil und gleicher Höhe erbaut und alle Straßen gerade sind und sich rechtwinklig durchkreuzen. Die allgemeine Bewunderung verdient das auf etwas erhöhtem Platze zu Beginn dieses Jahrhunderts von dem Markgrafen erbaute sehr schöne Schloß, das einen überaus prächtigen und geschmackvollen Anblick darbietet[23]). Der regierende Markgraf August Georg[24]) ist 65 Jahre alt und kinderlos, die Markgräfin[25]) ist kränklich, ohne Aussicht auf völlige Herstellung ihrer Gesundheit."

Nachdem am Morgen des 31. Juli Meldung an den Oberhofmarschall ergangen war, wurde Msgr. Garampi in einem Hofwagen mit Dienerschaft abgeholt, um dem Markgrafen aufzuwarten, der ihn ein für allemal zur Mittags- und Abendtafel einlud und ihm einen Wagen zur Verfügung stellte. „In diesem Teile von Deutschland ist

Digitized by Google

es Sitte, den Fremden nicht Wohnung bei Hofe anzubieten, sondern sie in einem Gasthofe absteigen zu lassen, aber sie täglich mittags und abends zur Tafel zu ziehen; auch das Gefolge, mit Ausnahme der Livreedienerschaft, erhält die Mahlzeiten vom Hofe. Fremde von Auszeichnung erhalten auch einen Hofwagen mit einem oder mehreren Dienern." — Nach Tische machte man der Prinzessin Elisabeth die Aufwartung, der Nichte des regierenden Markgrafen und Tochter seines früh verstorbenen Bruders und Vorgängers. „Sie zählt 36 Jahre und wird sich schwerlich vermählen[26]). Wenn der Markgraf ohne Erben stirbt, wird sie alle Allodialgüter des Fürstenhauses erhalten, über die sie nach Belieben verfügen kann, während das Land an den lutherischen Markgrafen von Durlach übergehen wird. Eine Schwester des Markgrafen von Baden war mit dem Herzog von Orleans vermählt[27]), weshalb einige behaupten, die Franzosen könnten dem Markgrafen von Durlach die Erbfolge in der Markgrafschaft Baden bestreiten. Dieses wäre vom Standpunkte der Religion aus erfreulich, da die ganze Markgrafschaft ausschließlich katholisch ist, ein Vorzug, der nicht erhalten bleiben wird, sobald das Land in die Hände eines andersgläubigen Herrschers gelangt. Übrigens beruht das unanfechtbare Erbrecht des Markgrafen von Durlach auf einem alten Hausvertrag, und die Herzogin von Orleans hat auf alle ihre Rechte, auch an die Allodien, völlig verzichtet.

„In Rastatt ist ein Kloster von Barfüßermönchen, die in einem großen Teile der benachbarten Pfarreien predigen und die Sakramente spenden. Ferner ein Haus von Schulbrüdern, welche Schule halten und den Gottesdienst in der Schloßkirche sowie die Seelsorge für die ganze Dienerschaft versehen. Diese Piaristen traten an Stelle der Jesuiten, denen früher die Schloßkirche anvertraut war. Nur ein Jesuit, der Beichtvater der Markgräfin, befindet sich gegenwärtig in Rastatt und am Hofe. Der Beichtvater des Markgrafen ist der Guardian der Kapuziner in Baden. Die Piaristen wurden durch die Mutter des regierenden Markgrafen berufen, die zu ihrem Unterhalt Einkünfte ihrer böhmischen Güter angewiesen hat. Sie bewohnen ein schönes, der Hofkirche gegenüber erbautes Haus.

„Der Markgraf stellt zur Reichsarmee 400 Mann Fußvolk und 80 Berittene, außerdem steht ein markgräfliches Bataillon im Solde der Kaiserin-Königin. Etwas mehr als 100 Mann zählt die Leibgarde des Markgrafen, die noch viel stärker ist, wenn sich keine seiner

Digitized by Google

Soldaten im Reichsdienste befinden. Er unterhält einen Marstall von etwa 300 Pferden, und die Zahl der Hofkavaliere, Damen, Pagen, Stallmeister und sonstigen Hofdiener übersteigt 500."

Den Gästen wurde auch die an Gold, Silber, Diamanten und anderen Kostbarkeiten sehr reiche Schatzkammer gezeigt. „Ein Diamant im Gewicht von 32 Gran dient als Agraffe an einem Hute, der auch sonst mit vielen anderen schweren Diamanten besetzt ist. — Der regierende Markgraf bezog bei Lebzeiten seines älteren Bruders eine Appanage von 25000 Gulden und ebensoviel erhält gegenwärtig dessen Witwe, die Tochter Kaiser Karls VII.[28]), welche in dem Schlosse zu Ettlingen residiert. Die Mutter des Markgrafen war aus dem Hause Sachsen-Lauenburg[29]). Während der 20 Jahre, in denen sie die Regentschaft führte, hat diese Schulden im Betrage von mehreren Millionen Gulden getilgt, aber doch nicht erreicht, daß alle bezahlt sind. Außerdem führte sie viele Bauten in Rastatt und in dessen Nachbarschaft das entzückende Lustschloß Favorite aus[30]). — Die politischen und sonstige wichtige Geschäfte werden im Geheimen Rat erledigt, der aus vier Geheimräten besteht, welche sich zweimal wöchentlich unter dem Vorsitze des Markgrafen versammeln. Außerdem giebt es noch eine größere Anzahl von Titular-Geheimräten. Es bestehen dann noch andere Behörden für die Finanzen, die Hofverwaltung und andere Geschäftszweige, ferner das Hofgericht, dessen Chef der Baron von Kieningen ist. Die Hofbeamten haben natürlich wenig oder keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte, sondern sind nur berufen, die Angelegenheiten des Hofes zu besorgen. Der oberste Hofbeamte ist der Oberhofmarschall, der die Aufsicht über die ganze Dienerschaft führt, mit Ausnahme der Stallbedienten, deren Vorgesetzter der Oberstallmeister ist. Das besondere Vertrauen des Markgrafen scheint der Geheime Rat Graf von Hennin zu genießen, von Geburt ein Lothringer, ein Mann von sehr guter Erziehung und wohl bewandert auf dem Gebiete der europäischen Politik. Auch Herr von Harant, Flügeladjutant des Markgrafen und Hauptmann in dessen schwäbischem Kreisregiment, genießt das Vertrauen seines Herrn, scheint aber mit den Staatsgeschäften nichts zu thun zu haben. Der Baron von Günberg ist Obersthofmeister der Markgräfin, Baron von Rechbach in gleicher Stellung bei der Prinzessin Elisabeth."

Am 6. August wurde die Reise fortgesetzt und im Schlosse zu Ettlingen bei der verwitweten Markgräfin gespeist. Diese war von

Digitized by Google

drei Damen, zwei Kavalieren und entsprechender Dienerschaft umgeben. Am Abend kam man nach Karlsruhe, der Residenz des Markgrafen von Durlach. Hier trafen die Reisenden „Herrn Schöpflin, Professor an der Universität Straßburg, einen berühmten Gelehrten, der mit großer Spannung Msgr. Garampi erwartete, um dessen Bekanntschaft zu machen. Er ist gegenwärtig mit der Geschichte des badischen Hauses beschäftigt, als dessen Unterthan er geboren ist[31]), nämlich im durlachischen Gebiete, und mit dem er in den besten Beziehungen steht; deshalb hat er die Herausgabe seines Werkes in Karlsruhe selbst begonnen. Da er Professor der Geschichte an der Universität Straßburg ist und sich sehr wohl auf die Geschichtsschreibung versteht, wird er wohl eine mit alten Urkunden belegte Geschichte schreiben, ein auf gründlichen Studien beruhendes und im Geschmack der Alten etwas rhetorisch stilisiertes Werk. Er hat schon den Stoff für eine neue Arbeit, das gelehrte Elsaß, gesammelt, und wird in Bälde einen zweiten Band der elsässischen Denkmäler zur Geschichte des frühen Mittelalters veröffentlichen.

„Karlsruhe wurde im Jahre 1715 von dem Markgrafen Karl[32]), dem Großvater und unmittelbaren Vorgänger des jetzt regierenden Markgrafen, gegründet. Hier war vorher nur ein dichter Wald, der noch steht, wohin Häuser und Gärten nicht reichen.

„Das Schloß ist noch nicht vollendet. An Größe und Pracht der Ausführung kann es sich mit dem Rastatter nicht messen. Aber es überragt es durch die Anlage der Gärten und Wege und durch die schöne Symmetrie und das Verhältnis zu den übrigen Bauten, welche in Form eines Fächers angeordnet sind. Außerdem ist das Innere des Schlosses mit einem glänzenderen und moderneren Geschmack ausgestattet.

„Jener Markgraf bewilligte jedem Ansiedler auf 30 Jahre Steuerfreiheit, was eine sehr rasche Besiedelung zur Folge hatte. In dieser Stadt wohnen Lutheraner, Calvinisten, Katholiken und Juden, die Lutheraner haben zwei Kirchen, die Calvinisten nur eine und die Katholiken ein nichtöffentliches Bethaus, in welchem drei Kapuziner den Gottesdienst verrichten, welche durch das Almosen der Katholiken und zum Teil auch des Markgrafen erhalten werden. Sie haben eine ausreichende Wohnung mit einem Betsaal, der, wenn er auch keinen Eingang von der Straße und keine Glocken hat, doch aller Welt offensteht und wo der Gottesdienst in geziemender Weise, beim Klange der Orgel u. s. f. gefeiert wird[33]).

Digitized by Google

„Die Katholiken Karlsruhes und der Nachbarschaft zählen etwa 1000 (?) Seelen, einige stehen im Dienste des Hofes. Allerdings ist es wahr, daß der Markgraf den Angehörigen dieses Bekenntnisses keines der Rechte zugestehen wollte, die ihre Niederlassung und Religionsübung fester sichern könnten und daß er ihnen deshalb den Gebrauch der Glocken nicht gestattet. Die Katholiken müssen ihre Kinder von den protestantischen Pastoren taufen lassen, wobei die Kapuziner nur passive Assistenz leisten dürfen, und auch ein kirchliches Begräbnis ist ihnen nicht erlaubt.

„Der regierende Markgraf, Karl Friedrich[34]), ein ernsthafter Mann, scheint sich dem englischen Wesen zuzuneigen, liebt vorzüglich die Lektüre und den Besitz von Büchern über Ackerbau, Finanzwirtschaft und Fürstenpflichten. Seine Gemahlin ist eine Prinzessin von Darmstadt[35]), die ihm zwei Söhne schenkte, welche noch unter 10 Jahren alt sind[36]). Sie ist eine Frau von großer Lebhaftigkeit und beschäftigt sich unausgesetzt mit Kunst und Wissenschaft.

„Es heißt, der Markgraf sei vor seiner Verheiratung geneigt gewesen, katholisch zu werden, aber dieses geschah nicht oder war gar nicht beabsichtigt. Dagegen steht fest, daß er die Katholiken in Ruhe leben läßt und sich einer in seinen Diensten stehenden Katholikin, die in der Meinung, sich dadurch bei ihm einzuschmeicheln, von ihrem Glauben abfiel, sehr ungnädig erwies.

„Der Bibliothekar des Markgrafen, Friedrich Molter[37]), spricht und schreibt ein gutes Italienisch. Er war lange in Italien und hat in Leipzig eine deutsch-italienische Grammatik drucken lassen. Er liebt sehr die italienische Litteratur und ist auch sonst in den schönen Wissenschaften und Altertümern sehr bewandert.

„Die Regierung des Markgrafen wird allgemein gelobt, sein Hofstaat ist weniger zahlreich als der baden-badensche. Zur Reichsarmee stellt er drei Compagnien zu je 114 Mann, zwei andere behält er bei sich, eine als Leibwache, die zweite zur Ausbildung seiner Soldaten. — An das markgräfliche Schloß stößt ein Garten mit exotischen und anderen seltenen Pflanzen, der Markgraf läßt ihn auf das Sorgfältigste pflegen und vergrößert ihn durch Pflanzen und Sämereien, die er aus Amerika und anderen fernen Ländern kommen läßt. Ein Gartenfreund würde hier viele Gelegenheit zu seinen Studien finden.

„Die ganze Markgrafschaft Durlach bekennt sich zur Lehre Luthers. In der Nähe von Basel aber ist eine Expositur des Klosters St. Blasien,

Digitized by Google

Bürglen, wo einem dort ständig wohnenden Konventualen, obwohl er unter durlachischer Hoheit lebt, gestattet ist, eine Hauskapelle zu haben."

Am 8. August erfolgte die Abreise aus Karlsruhe und die Ankunft in Bruchsal. Am nächsten Morgen besuchten die Reisenden den Kardinal-Fürstbischof von Speyer[38]), der Msgr. Garampi bei Hofe zu wohnen einlud. „Diese Stadt zählt bei 6000 Einwohner. Der Hof des Fürstbischofs ist prächtig und enthält auch viele sehr bequeme Wohnungen für die Dienerschaft. Diese Residenz wurde von dem Kardinal von Schönborn, dem unmittelbaren Vorgänger des gegenwärtigen Bischofs, erbaut[39]). Der Rhein teilt die Diöcese Speyer in zwei Teile, daher hat der Bischof zur größeren Bequemlichkeit seiner Diöcesanen zwei Gerichtshöfe eingesetzt, das Vikariat in Speyer und den Geistlichen Rat in Bruchsal. Jenes besteht aus dem Generalvikar, einem Domherrn, dem Weihbischof, drei Räten und einem Assessor, der zugleich Sekretär ist und die Urteile im Auftrage unterzeichnet und expediert. Jeder von diesen hat eine entscheidende Stimme bei der Fällung der Erkenntnisse in Prozessen, wobei Stimmenmehrheit den Ausschlag giebt. In Bruchsal besteht der Geistliche Rat aus sieben Mitgliedern, welche in der gleichen Weise ihre Urteile für ihren Distrikt abgeben. Für die Civilsachen besteht die Regierung, deren Chef der Kanzler ist, für die Finanzen die Rechnungskammer und für die Politik der Geheime Rat, wobei es vom Fürstbischof abhängt, ob er die Regierung oder den Geheimen Rat, einen oder mehrere Räte hören will, wenn es sich um politische Fragen handelt. Der Kardinal hat in Bruchsal 120 Pferde in seinem Marstall, ohne die Zuchthengste und Maulesel, die für den Transport verwendet werden, zu zählen.

„Dieses ist in geographischer Reihenfolge der erste Staat des oberrheinischen Kreises, wenn man aus dem Elsaß kommt. Das Fürstentum hat etwa 15000 Familien. Der Fürstbischof stellt zur Reichsarmee über 300 Mann, seine Leibwache besteht aus etwa 100 Soldaten. Der jetzige Bischof hat den Franzosen bei 500000 Gulden Kontribution bezahlt, ungerechnet seinen Anteil an den dem Reiche auferlegten Lasten. Die Einkünfte des Bischofs belaufen sich auf jährlich 380000 Gulden, 20000 braucht der Bischof für sich selbst, den Rest für die Bedürfnisse des Hofes und den täglichen Aufwand; diese Summe geht durch die Rechnungskammer und das Domkapitel hat ein Recht, über ihre Verwendung gehört zu werden.

Digitized by Google

„Am Vorabend des Himmelfahrttages jagte der Kardinal auf Hirsche, mehrere Tage vorher begannen einige Hunderte von Personen unter Leitung der fürstlichen Jäger dafür zu arbeiten. Am ersten Tage waren es 500 Unterthanen des Fürstbischofs, die ohne jede Bezahlung arbeiten mußten. Sie umzingeln das Gehölz, aus dem sie die Hirsche zur Jagd treiben wollen, und rücken dann lärmend vor, indem sie die Hirsche und anderes Wild an den bestimmten Platz jagen, der mit Lappen umgeben ist, um die Flucht zu verhindern. Hand in Hand ziehen sie immer engere Kreise und bilden verschiedene Abteilungen. Das Jagdgebiet, eine nicht allzugroße Wiese, umgeben sie ebenfalls mit Lappen und in der Mitte errichten sie ein Zelt auf einer ringsum etwas erhöhten Bühne, wo der Fürst mit seinem Gefolge Platz nimmt. In der Nähe der in grüne, reich mit Silber verzierte Uniformen gekleideten Jäger werden auf den Waldhörnern Fanfaren geblasen, worauf von den dort schon vorher versammelten Leuten eine Anzahl Hirsche in den verlappten Kessel zusammengetrieben wird, wo sie eingeschlossen bleiben, bis der Fürst sie in aller Ruhe sämtlich oder ihren größten Teil, soviel ihm gefällt, abgeschossen hat, während die übrigen wieder ihre Freiheit bekommen. Niemand darf schießen als der Fürst und jene, denen er es gestattet, eine Gunst, die nur den vornehmsten Personen und auch diesen nur spärlich zu teil wird. — Bei dieser Jagd wurden in kürzester Zeit 29 Hirsche, 12 Hindinnen und anderes Wild, im ganzen 64 Stück zur Strecke gebracht. Am Schlusse der Jagd werden von neuem Fanfaren geblasen und dann, wie auch beim Beginn, muß jeder aus dem Gefolge den blanken Hirschfänger in der Hand halten, bei Strafe einiger Schläge auf das Hinterteil, die der Fürst selbst oder ein von ihm mit dieser ehrenvollen Aufgabe Betrauter austeilt. Bei Vermeidung der gleichen Strafe ist der Gebrauch gewisser Worte wie Blut, Vieh 2c. verboten und zwar, um die Gesellschaft durch diese Exekution zu unterhalten. Zuletzt wird den Armen, die umherstehen, Brot zugeworfen."

Von Bruchsal wurde eines Morgens zur Besichtigung der drei Stunden entfernten Festung Philippsburg am Rhein gefahren. „Diese wurde im vorigen Jahrhundert von einem Bischof von Speyer erbaut[40]). Jetzt ist der Bischof nur noch Herr der kleinen etwa 800 Einwohner zählenden Stadt, da die Festung dem Reiche gehört. In Anbetracht des zwischen Österreich und Frankreich bestehenden Bündnisses befinden sich daselbst nur sehr wenige Soldaten. Wenn man will, kann

Digitized by Google

man den Platz ringsum mit dem Rhein verbinden. Man sieht noch die Schäden, welche die Belagerung im letzten Kriege mit Frankreich anrichtete, doch lassen sich diese sehr leicht ausbessern. Im Falle einer Belagerung ist eine Besatzung von 5—6000 Mann erforderlich.

„Wenige Stunden von Philippsburg, jenseits des Rheins, liegt Speyer, eine Stadt von 5000 Einwohnern gemischter Religion. Der größere Teil und fast alle Vermöglichen sind nicht katholisch und in ihren Händen befindet sich das Stadtregiment. In dieser Stadt residiert das Domkapitel. Hier sind außerdem Jesuiten, Augustiner, Karmeliter und andere Ordensleute, doch tragen sie zur Bekehrung der Andersgläubigen nichts bei." Da es hieß, die Stadt sei verödet und elend, verzichteten die Reisenden auf ihren Besuch.

In Bruchsal machten sie die Bekanntschaft des Barons Benserad, des Chefs des Geistlichen Rates, und des Geistlichen Rates Abbé Bennerscheid, der in Rom studiert hatte. Sie trafen auch zwei Kanoniker aus Speyer, Hutten, den Bruder des Kardinals, und Baron von Wessenberg, der auch Kanonikus von Worms war. „Dieser beabsichtigt, sich in Bälde nach Rom zu begeben. Seine Familie stammt aus Schwaben, war aber stets mit dem sächsischen Hofe in Verbindung, wo sein Vater eine sehr ehrenvolle Stellung einnimmt. Die erste Person am Hofe des Fürstbischofs ist der Kabinettsrat Baron von Radenhausen, der Oberhofmarschall ist der Baron Thurn, Hofkavaliere sind die Barone von Hettersdorf, Geismar, Mirbach, italienischer Sekretär ist Abbé Bonfiglioli von Arezzo, Ceremonienmeister Abbé Giovanni Battista Felici von Urbino."

Am 16. August erfolgte der Aufbruch von Bruchsal mit einem Sechsspänner des Kardinals; nach $1^1/_2$ Stunden wurden bei einem kleinen Lustschlosse die Pferde gewechselt und die Fahrt von da nach Schwetzingen, dem Sommeraufenthalt des pfälzischen Hofes, fortgesetzt. „Dieses ist ein Dorf, welches von Tag zu Tag wächst und sich verschönert dank dem fünf bis sechs Monate dauernden Aufenthalte des Kurfürsten und seines Hofes. Das Schloß ist nicht gerade prächtig, aber der Garten ist groß und wird immer schöner durch den guten Geschmack des Kurfürsten. An das Schloß, das weder ansehnlich noch bequem ist, hat der regierende Kurfürst zwei sehr lange und breite Anbauten machen lassen, die mit dem Schloß zusammen einen Halbkreis bilden. Statt Bogen hat jeder Anbau 50 und mehr große Fenster und beide sind einstöckig und lediglich Luxusbauten. Der links-

seitige ist in vier oder fünf große Säle abgeteilt, in denen man speist und spielt und Konversation macht, im rechtsseitigen ist das sehr hübsche Theater."

Am 19. fuhren die Reisenden von Schwetzingen nach Heidelberg. „Diese Stadt, die Hauptstadt der Pfalz und bis 1720 die Residenz der Kurfürsten, liegt am Neckar und ist von Bergen überragt, auf deren einem sich das alte kurfürstliche Schloß erhebt; sie ist viel länger als breit wegen der Flußufer und des Gebirges. Die Gebäulichkeiten sind nicht prächtig, aber freundlich und leidlich geschmackvoll, alle neu erbaut nach der Zerstörung durch die Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts. Auf dem alten Schlosse ist ein großer, aus starkem Tuffstein aufgeführter Palast. Die ehemaligen Befestigungen sind von den Franzosen zerstört. Dieses ist um so mehr zu bedauern, je schöner und fester sie, wie es scheint, errichtet waren, obwohl nicht nach dem modernen Befestigungssystem. An der Universität blühten im 15. Jahrhundert Johannes Wessel, Rudolf Agricola und Johannes Reuchlin, die zu den Wiederherstellern der Wissenschaften zählen. Hier wurde der erste Lehrstuhl des Natur- und des Völkerrechts gegründet, den einst Samuel Pufendorf einnahm. Jetzt sind hier viele Professoren der Theologie, Philosophie und Jurisprudenz, den größeren Teil dieser Lehrstühle nehmen Jesuiten und andere katholische Professoren ein, denn es giebt nur drei nichtkatholische Professoren, zwei Theologen und einen Mediziner. Es besteht auch ein der Leitung der Jesuiten unterstelltes Seminar für eine große Zahl von Alumnen und Konviktoren. Das Seminargebäude ist sehr groß. Aber noch viel größer das Kollegium und die Kirche der Patres, ein Gebäude von bescheidener und einfacher Bauart, wo sich etwa 40 Jesuiten befinden. Außerdem giebt es in Heidelberg noch Klöster der Karmeliter, Kapuziner u. a. — Diese Stadt wie die ganze Pfalz hat eine aus Katholiken, Lutheranern und Calvinisten zusammengesetzte Bevölkerung, denen allen die öffentliche Ausübung ihrer Religion gestattet ist. Wie der Pfarrer versicherte, betrug die Zahl der Katholiken 2400, habe sich nach und nach erheblich vermehrt und nehme noch täglich zu. In der Hauptkirche vom heiligen Geist, auf dem Marktplatz in gotischem Stil erbaut, ist der Chor den Katholiken, der übrige Teil den Andersgläubigen zugeteilt. Der verstorbene Kurfürst[41]) wollte im Jahre 1719 oder 1720 die ganze Kirche ausschließlich für die Katholiken haben und war bereit, für die Andersgläubigen eine neue Kirche zu erbauen, aber deren Hart-

Digitized by Google

näckigkeit war nicht zu überwinden. Dadurch wurde dem Kurfürsten die Stadt verleidet, er zeigte sich nicht mehr in ihr und verlegte seine Residenz, zum großen Schaden von Heidelberg, nach Mannheim. — In Heidelberg befindet sich die Administration der pfälzischen Kirchengüter, welche zur Zeit der Reformation in weltliche Hände gerieten und jetzt mit Genehmigung des Papstes von den Kurfürsten behalten werden zur Verwendung für fromme Zwecke. Bei dieser Administration werden auch die alten Urkunden und Akten der Klöster verwahrt, die in die Hände der Nichtkatholischen gefallen sind. Der italienische Kaufmann Andrea Cetti, der sich in Heidelberg niedergelassen hat, ist einer der Rechnungsrevisoren dieser Administration. Er erwies Msgr. Garampi viele Artigkeiten. — Heidelberg zählt etwa 10000 Einwohner und hat eine starke Besatzung. Der hauptsächlichste Handelsartikel ist hier, wie auch sonst in der Pfalz, Tabak. Der Neckar ist bis Heilbronn schiffbar. Der Rektor der Jesuiten heißt P. Kaspar Hoch. P. Christian Mayer ist Professor der Mathematik, der Experimentalphysik und Kustos des Kurfürstlichen Naturalienkabinetts[42])."

Am 20. August gegen Abend wurde die Fahrt nach Mannheim angetreten auf einer stets dem Neckar entlang sich hinziehenden Straße. „In Gesellschaft Garampis fuhr P. Mayer dahin; deshalb nahm jener im Kollegium der Gesellschaft Jesu Wohnung, das durch eine kürzlich vom Kurfürsten erbaute schöne und großartige Kirche mit dem kurfürstlichen Schlosse zusammenhängt. Entsprechend stattlich ist auch der Speisesaal, den der Kurfürst Karl Philipp mit Gemälden zieren ließ, um ihn für Festmahle geeignet zu machen, die er zuweilen mit seinem Hofe dort zu geben pflegte. Die Jesuiten haben am Ende des Speisesaals das Porträt des Kurfürsten anbringen lassen mit dem Motto: Dixit ad Philippum, unde ememus panes, ut manducent hi?

„Der Umfang der Stadt ist nicht sehr groß, viel weiter dehnen sich die Befestigungen aus, die nach den neuesten Grundsätzen angelegt sind und sich auch auf dem linken Rheinufer in der Richtung gegen Frankreich ausdehnen. Die Anlage der Stadt bietet einen sehr schönen Anblick dar, da alle Straßen sich kreuzen, gerade und breit sind. Aber die Wohnhäuser verschwinden fast, da sie alle gleichmäßig nur das Erdgeschoß und ein Obergeschoß haben und daher sehr niedrig sind.

„Das Schloß ist großartig und von erheblichem Umfang, der Plan soll von einem Italiener, Bibiena, herrühren. In einigen Teilen zeigt es große Fehler, obwohl es im wesentlichen den guten Geschmack ver-

Digitized by Google

rät, den man außerhalb Italiens selten findet und zu schätzen weiß. Die Einteilung der Zimmer ist sehr unbequem, da Kabinette vollständig fehlen, auch ist die Form derselben nicht regelmäßig, da das Schloß sich sehr in die Länge ausdehnt mit mehreren Trakten, welche einen guten Teil der Stadt umgeben. In dem Schloß befindet sich eine große Kirche und das Theater, wo im Winter prächtige Aufführungen stattfinden. Die Schatzkammer bewahrt höchst kostbare Gegenstände, darunter einige Vasen von schwarzem Krystall. Der Kurfürst hat eine große Sammlung von Kupferstichen aller Art, die, wie es heißt, in 600 Bänden vereinigt sind. Die Gemäldegalerie zählt sehr viele Bilder, darunter solche, welche Rubens und andern berühmten Meistern zugeschrieben werden; sie alle sind aber durch einen dicken Firnis, mit dem man sie überzog, sehr verdorben. Es ist auch eine Sammlung alter und neuer Münzen vorhanden, welche man für die größte fürstliche Sammlung in Deutschland ausgiebt, die aber doch nicht sehr reich ist. Der Vorstand dieser Sammlung ist Herr Goes, der mit dem Toskaner Fabrini über die litterarischen Angelegenheiten Italiens in Korrespondenz steht. Das Naturalienkabinett ist noch in seinen Anfängen, aber es wächst von Tag zu Tage.

„Die Bibliothek wird von dem Bibliothekar Abbé Nikolaus Maillot de la Treille in guter Ordnung gehalten. Er ist Franzose von Geburt, sehr lebhaft, sehr kenntnisreich auf dem Gebiete der Litteratur und dem Anschein nach von großer Herzensgüte. Die Bibliothek ist nicht gerade hervorragend, aber mit guten Büchern ausgestattet und vermehrt sich fortwährend. Aus den ältesten Zeiten enthält sie nur sehr wenige Handschriften, aus neuerer Zeit u. a. die Werke von Raimond Sullé, Briefe von Gronovius und Grevius. Auch eine Art von gewirkten Tapeten (Arazzi) wird hier fabriziert. — Der Kurfürst unterhält einen römischen Bildhauer, dem er, abgesehen von der Bezahlung aller seiner Arbeiten und freier Wohnung, noch ein Gehalt von 1200 fl. ausgeworfen hat. Er muß die jungen Leute unterrichten, zu welchem Zweck er sie zuweilen Aktstudien machen läßt. Er heißt Peter Verschaffelt[48]). Den Marmor für seine Statuen läßt er von Carrara über Holland rheinaufwärts nach Mannheim kommen." Auch das Kurfürstliche Archiv sahen Garampi und sein Begleiter, und sie verzeichneten eine große Zahl interessanter Urkunden.

Von Mannheim wurde ein Ausflug nach Frankenthal zur Besichtigung der Porzellanfabrik unternommen. Über Oggersheim kehrte

Digitized by Google

man nach Mannheim und von da am 23. August nach Schwetzingen zurück. Hier kam am nächsten Tage der Fürstbischof von Augsburg[44]) mit Gefolge auf der Rückreise aus den Bädern von Spaa an. „Der Hofstaat des Kurfürsten ist sehr zahlreich, er hat in seinem Dienste Tänzer, französische Schauspieler, Musiker und bezahlt sie sehr gut. Von ihnen läßt er in Mannheim wie hier auf dem Lande Opern, Schauspiele und Akademien aufführen. Er hat auch um sich den Signor Mattia Verrazi aus Rom, einen Dichter, dem er jährlich 1000 Thaler und für jedes neue Werk 100 Louisdor giebt. Dieser fungiert auch als italienischer Geheimsekretär. Da wegen der Anwesenheit des Fürstbischofs bei Hofe kein Platz war, wurde Garampi mit seinem Sekretär diesmal bei Verrazi einquartiert.

„Die ganze Pfalz, in welcher vor 50 Jahren nur ein Dritteil der Einwohner Katholiken waren, ist jetzt zur Hälfte katholisch. Von der andern Hälfte besteht der größte Teil aus Calvinisten, wozu nicht sehr viele Lutheraner, wenige Juden und noch eine kleinere Zahl von Wiedertäufern kommen. Diese verwerfen den Eid und sind auch sowohl beim Abschlusse von Verträgen als bei der dem Fürsten zu leistenden Huldigung davon befreit. Sie gelten übrigens für sehr treu und ruhig. Als Ackerbauern sind sie so tüchtig und zuverlässig, daß selbst die Jesuiten zuweilen Ländereien an sie verpachten. Ihr Anzug zeichnet sich dadurch aus, daß sie keine Taschen an ihren Kleidern haben. — In Bruchsal, Heidelberg, Mannheim haben die Frauen, besonders die katholischen, die Sitte, wenn sie zur Kirche gehen, den Kopf mit einem schwarzen Tuch von Seide oder Kamelot zu bedecken, welcher das Gesicht verhüllt und beinahe bis zum Knie herabreicht."

Der Kurfürst erzeigte Garampi viele Ehre, zog ihn mittags und abends zur Tafel, wies ihm neben sich den Platz an und beschenkte ihn bei der Abreise mit einer Sammlung von 30 Medaillen aller pfälzischen Kurfürsten, die er hatte prägen lassen.

Am 30. August wieder in Mannheim angelangt, wohin ihm Sr. Verrazi und der Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg, Algardi, das Geleit gegeben hatten, speiste Garampi bei Abbé Maillot, schlief bei den Jesuiten und setzte mit seinem Sekretär am 31. die Reise fort, die ihn über Worms und Mainz nach Frankfurt und von da den Rhein abwärts nach Holland und Frankreich führte. Den Rhein überschritten sie erst wieder am 6. Februar 1763, an welchem Tage sie gegen Abend in Schwarzach eintrafen. Am 7. morgens fuhren sie

Digitized by Google

mit dem Sechsspänner des Abtes nach Rastatt und waren dort mittags und abends zur Tafel bei Hofe. Bei dem diesmaligen Aufenthalte fanden sie die Bibliothek des Markgrafen zum Teil neu geordnet und besser aufgestellt durch P. Bonifacius d'Anethan, einen Benediktiner aus Einsiedeln, welchen der Markgraf eigens zu diesem Zweck berufen hatte. Er hatte u. a. unter den Druckwerken drei Codices des 10. bis 12. Jahrhunderts entdeckt, die Garampi mit lebhaftem Interesse besichtigte[45]. — Am nächsten Tage machten sie mit einem sechsspännigen Hofwagen die Fahrt nach Baden, staunten dort über die vielen noch seit der Zerstörung durch die Franzosen im Orleanischen Kriege in Ruinen liegenden Häuser, besichtigten die Stiftskirche mit den Grabstätten der Markgrafen, die Bäder und einige antike Inschriften und speisten bei dem Kanonikus Harant. Am 9. Februar fuhren sie nach Ettlingen, um dort der Markgräfin-Witwe aufzuwarten, und am 10. nach Karlsruhe, wo sie zur Hoftafel geladen wurden, aber die Markgräfin nicht sahen, da sie am vorigen Abend von einem Sohne entbunden worden war[46]. Am Abend wurde die Fahrt nach Bruchsal und am 12. von da nach Mannheim fortgesetzt, wo Garampi und sein Begleiter bei den Jesuiten abstiegen. Hier erfuhren sie, daß die Oper, welche der Kurfürst in diesem Karneval hatte aufführen lassen, ihn 40000 fl. gekostet habe, ungerechnet die festen Gagen der Musiker, des Balletts und der vielen Theaterhandwerker. Von Abbé Maillot hörten sie, daß der Kurfürst über den Ankauf der berühmten Bibliothek Bünau[47] verhandelt habe, um sie der Mannheimer einzuverleiben, er habe einen Preis von 80000 fl. geboten, aber die Verhandlungen hätten sich zerschlagen und die Bibliothek sei versteigert worden. Sie machten in Mannheim die Bekanntschaft des Regierungsrates und Geheimen Kabinettssekretärs des Kurfürsten, Domenico de Paggiorij, dessen Gemahlin die erste Kammerfrau der Kurfürstin war, und die beide in größter Gunst standen. — Garampi und sein Sekretär erhielten vom Kurfürsten jeder ein Exemplar des Précis de l'histoire du Palatinat du Rhin par Monsieur Colini zum Geschenk, eines erst in diesem Jahre erschienenen Werkes, dessen Verfasser lange Zeit ein Schüler von Voltaire war.

Am 17. Februar erfolgte die Abreise von Mannheim. Die Fahrt ging über Bruchsal nach Stuttgart und von da über Ulm und Augsburg nach München. Von hier nahmen die beiden Reisenden ihren Weg über Salzburg und durch Niederösterreich, wo sie im Kloster Melk den

Digitized by Google

aus Rom zurückkehrenden P. Martin Gerbert von St. Blasien antrafen, der sich ihnen anschloß, nach Wien. Von Wien ging die Reise über Graz, Marburg, Cilli, Laibach nach Triest, zu Schiff nach Venedig und sodann weiter über Padua, Ravenna, Rimini zurück nach Rom, wo sie wohlbehalten in der Nacht vom 30. zum 31. Mai 1763 ankamen.

Zweite Reise.

1764.

Msgr. Garampi nahm seinen Weg durch Tirol, wo er sich eingehend über die Landesverwaltung unterrichtete und insbesondere die Thätigkeit des Präsidenten derselben, Baron von Enzenberg, verfolgte und auch den Verhältnissen der Universität Innsbruck seine Aufmerksamkeit zuwandte. Von Innsbruck reiste er über Lermoos, Füssen, Kempten, Memmingen, Illertissen, Ulm und Geislingen nach Stuttgart und über Ludwigsburg nach Bruchsal, wo er am 6. Februar 1764 abends 7 Uhr ankam. Am 7. setzte er seine Fahrt fort und erreichte über Wiesloch und Heidelberg am Abend um 9 Uhr Mannheim. Er mußte diesen Umweg machen, weil es infolge einer Überschwemmung nicht möglich war, die kürzere Strecke über Waghäusel und Schwetzingen zu wählen. Am 8. Februar wurde die Reise über Darmstadt nach Frankfurt zur Wahl und Krönung Josephs II. zum römischen König fortgesetzt. Hier traf er mit dem päpstlichen Legaten, Msgr. Oddi, zusammen.

Nach Schluß der Festlichkeiten verließen Oddi und Garampi Frankfurt am 19. April und kamen am 20. nachmittags in Bruchsal an. Der Reisebericht hebt die Schönheit und Fruchtbarkeit der wohlbebauten Gegend zwischen Heppenheim und Bruchsal hervor.

Während seines Aufenthaltes in Bruchsal trug der Nuntius sein Kreuz stets verhüllt, weil er sich in Gegenwart eines Kardinals und außerhalb der Grenzen seiner Nuntiatur befand. Später ersuchte ihn der Kardinal selbst, das Kreuz offen zu tragen. Als er am 22. beim Kardinal speiste, saß er zu dessen Rechten, der sächsische Gesandte Wessenberg zur Linken. Der Kardinal allein aß mit einem Prachtbesteck und wurde von Pagen bedient. Garampi versäumt dabei nicht zu bemerken, daß, obwohl man während des Aufenthalts des Markgrafen von Baden

Digitized by Google

und des Landgrafen von Hessen-Kassel in Bruchsal keine feste Rangordnung eingehalten hatte, doch auf den Plätzen, welche diese Fürsten bei Tische einnahmen, die gewöhnlichen Gedecke mit Prachtstücken vertauscht worden waren.

Am 25. speisten die Prälaten beim Kardinal in Waghäusel, und Garampi fuhr von da allein nachmittags über Schwetzingen nach Mannheim, wo er abends 7½ Uhr ankam. Am folgenden Tage meldete sich Garampi bei dem Oberstkammerherrn Baron Wachtendonck, um sich Audienz beim Kurfürsten[48]) zu erbitten, und gab dabei die Erklärung ab, daß Msgr. Oddi, nachdem seine offizielle Mission erledigt sei, wünsche, sich, bevor er Deutschland verlasse, ohne Förmlichkeit dem Kurfürsten vorzustellen. Wachtendonck wie der Kurfürst waren damit sehr einverstanden. Bei der Audienz, die der Kurfürst Garampi gewährte, war er gegen diesen sehr gnädig und sprach mit vieler Hochachtung von dem Nuntius. Am Nachmittag dieses Tages wohnte Garampi einer Sitzung der kurpfälzischen Akademie bei. Garampi berichtet hierüber: „Schöpflin leitete die Verhandlungen ein, Lamey[49]) hielt eine Gedächtnisrede auf den Dr. Sailer, den verstorbenen Akademiker und Leibarzt des Kurfürsten, von Bonck trug eine lateinische Ode zu Ehren des nämlichen vor, Colini[50]) hielt einen Vortrag über die Naturgeschichte der Pfalz und darauf folgten noch zwei Abhandlungen in deutscher Sprache über die pfälzische Geschichte. In dieser Akademie war kein Platz für den Jesuiten P. Mayer, obwohl er Mathematiker und Kustos des Kurfürstlichen Naturalienkabinetts war. Zwar hatte ihm der Kurfürst die Aufnahme in die Akademie so gut wie versprochen, aber Schöpflin erhob Widerspruch und verlangte, daß der Kurfürst sein ihm bei Gründung der Akademie gegebenes Wort halte, niemals einen Jesuiten in diese aufzunehmen."

Garampi verließ Mannheim am 26. April abends 6 Uhr wieder, vereinigte sich in Bruchsal mit Msgr. Oddi und setzte mit diesem am 27. die Reise über Durlach und Ettlingen nach Rastatt fort, wo die Ankunft nachmittags 5 Uhr erfolgte. Der Markgraf hatte am Morgen dieses Tages einen Rückfall in die Krankheit gehabt, an der er schon seit einiger Zeit litt. Der Nuntius, der sich durch seinen Kaplan als Erzbischof von Ravenna hatte anmelden lassen, wurde durch einen Hoffourier begrüßt. Auf eine Anfrage, weshalb die Begrüßung nicht durch eine höher gestellte Persönlichkeit erfolgt sei, wurde geantwortet, da Msgr. Oddi nicht als Nuntius mit Wohnung bei Hofe und allen ihm gebührenden Ehren habe empfangen werden wollen, sei keine andere

Digitized by Google

Begrüßung am Platze gewesen, als wie sie andern durchreisenden Kavalieren, auch von hohem Range, zu teil werde. Auch im weiteren Verlaufe seines Aufenthaltes in Rastatt blieb es dabei, nur wurde ihm zu Ehren im Schloßhofe eine Compagnie Soldaten mit wehender Fahne aufgestellt, die jedoch nicht das Gewehr präsentierten, wie dieses auch die Wachen beim Vorbeifahren des Nuntius unterließen. Am Fuße der Treppe wurde Oddi von den Fourieren, auf der Höhe derselben von dem Hofmarschall und einigen Kavalieren empfangen. Er wurde sodann eingeladen, den Abend bei Hofe in Gesellschaft der Prinzessin Elisabeth zuzubringen, aber er entschuldigte sich mit Müdigkeit von der Reise. Am Morgen des 28. April wurden die Prälaten im Hofwagen mit zwei Dienern zur Audienz bei der Prinzessin und demnächst zur Tafel abgeholt. Nach Tische besichtigten sie in Begleitung des Oberhofmarschalls und mehrerer Kavaliere das Schloß und die Schatzkammer. Eine Einladung zum Abendessen wurde der späten Stunde wegen abgelehnt. Der Markgraf lag den ganzen Tag über zu Bette, so daß Msgr. Oddi ihn nicht sehen konnte. Der Regierungspräsident Baron von Geismar unterhielt die Gäste eingehend über den Erbvertrag, über dessen Abschluß mit dem Hause Baden-Durlach die Verhandlungen im Gange waren. Die beiden Prälaten interessierten am meisten die Bestimmungen, die zum Schutze der katholischen Religion vorgeschlagen waren. Von durlachischer Seite — so wurde ihnen gesagt — sei deren Erhaltung in statu quo versprochen, die baden-badische Regierung dagegen wünsche, daß sich Baden-Durlach verpflichte, die Ausübung des lutherischen Bekenntnisses in der Markgrafschaft Baden-Baden nicht zu gestatten. Der Markgraf habe außerdem den Plan, in seinem Testament zwar dem Hause Baden-Durlach auch alle Allodien, mit Ausnahme der böhmischen, zu vermachen, jedoch mit der Klausel, daß diese Bestimmung hinfällig werde, sobald Durlach eine der übernommenen Verpflichtungen nicht erfülle. „In Rastatt lernte ich den berühmten Jesuiten P. Berthier[51]) kennen, der sich gegenwärtig dort im Gewande eines Weltpriesters aufhält und die Pension von 4000 Lire verzehrt, die ihm der französische Hof für die Dienste ausgeworfen hat, welche er als oberster Leiter des Unterrichts der Söhne des Dauphins geleistet hatte. Dieses Amt hatte er übernommen, als er genötigt worden war, das Ordenskleid des Jesuiten abzulegen, und er war hierzu eigens nach Versailles berufen worden. Nach Verbannung der Jesuiten aus dem Bezirke des Pariser Parlamentes zog er sich nach Rastatt zurück.

Digitized by Google

Er sagte mir, da er hier keine Bibliothek habe und unter den traurigen Nachrichten über die Verfolgungen der Gesellschaft Jesu schwer leide, habe er jede Lust verloren, wieder eine größere Arbeit zu beginnen. Er ist der Ansicht, daß Frankreich sich in einem äußerst gefährlichen Zustand befinde und daß, wenn der Papst schärfer gegen das Verfahren des Parlaments vorgegangen wäre, die Folge sicher ein Schisma gewesen sein würde. Ein solches sei allerdings auf Grund des Vorgehens des Erzbischofs von Paris, der Bischöfe von Amiens, Puy und anderer nicht eingetreten; denn wenngleich die Parlamente gegen diese Bischöfe gewaltsam einschreiten könnten, so entstehe daraus keine Kirchenspaltung. Dagegen bei der ohnehin schon feindlichen Stimmung der Parlamente gegen den heiligen Stuhl hätte die erste Aufreizung von dieser Seite sie dazu gebracht, sich offen gegen den Primat des Papstes aufzulehnen.

„In der Markgrafschaft Baden unterstehen alle Pfarreien dem Patronate des Markgrafen, ausgenommen allein jene zu Rastatt[52]). Eigentümlich ist die Gewohnheit und Praxis der Bischöfe von Speyer, Worms und Mainz, alle Pfarreien nicht lebenslänglich, sondern nur als Kommenden zu verleihen. Da infolgedessen jede Verleihung widerruflich ist, kann der Bischof einen Pfarrer seiner Pfründe berauben oder ihn wider seinen Willen versetzen, ohne dabei das von den heiligen Kanones vorgeschriebene Verfahren genau zu beobachten. Auch die Patrone präsentieren die von ihnen bezeichneten Personen nicht zur Investitur, sondern nur zur Übertragung einer Kommende."

Am 29. April vormittags 10 Uhr wurde Rastatt wieder verlassen und über Ettlingen nach Karlsruhe gefahren, wo man um 1 Uhr ankam. „Bei Hofe waren wir erwartet. Kaum waren wir im Gasthofe abgestiegen, als ein Hofkavalier erschien, um Msgr. Oddi zu begrüßen und ihm Wohnung anzubieten. Dieser entschuldigte sich, da er sich auch hier als Erzbischof von Ravenna angekündigt hatte, und erklärte dem Kavalier, daß er bitten müsse, von seinem Rang als Botschafter abzusehen. Gleich darauf fuhr ein Hofwagen mit zwei Dienern und einem Läufer vor und brachte uns in das Schloß. An dem Thore empfing uns der Hofmarschall mit mehreren Kavalieren. Im oberen Stockwerk an der Treppe kam der Markgraf mit seinem Oheim und seinem Bruder uns entgegen und führte Msgr. Oddi, dem er den Vortritt überließ, in die Gemächer der Markgräfin[53]). Von da ging man zur Tafel. Die Markgräfin saß in der Mitte, ihr zur Rechten Msgr. Oddi, hierauf der Markgraf, dann folgte ich, neben mir des

Digitized by Google

Markgrafen Oheim, links von der Markgräfin nahm der jüngere Bruder des Markgrafen Platz, hierauf folgten mehrere Kavaliere. Nach Tische stand man plaudernd umher bis 6 Uhr. Dann wurde uns mitgeteilt, der Markgraf habe unseren Wagen und unser Gepäck in das Schloß kommen lassen und wolle durchaus, daß wir hier übernachteten. Dieses Anerbieten konnte man nicht ablehnen. Msgr. Oddi war stets von einem Pagen gefolgt und sowohl am Abend als am nächsten Morgen meldete sich in seinem Vorzimmer ein Kavalier, dessen Dienste er jedoch dankend ablehnte. Beim Abendessen saß man in der gleichen Reihenfolge wie mittags an der Tafel; nach Tische wollte der Markgraf durchaus Msgr. Oddi in seine Gemächer begleiten, und dieser hatte die größte Mühe, ihn davon abzuhalten. Er bot auch für den andern Morgen seine Wagen an, was aber dankend verbeten wurde.

„Am 30. April, Montags, las ich um 8½ Uhr in dem Betsaal der Katholiken die heilige Messe, welcher Msgr. Oddi beiwohnte. Hierauf machten wir Besuch bei den Prinzen, die aber nicht zu Hause waren, später warteten wir dem Markgrafen in seinen Gemächern auf. Dieser besuchte dann Msgr. Oddi vor der Abreise in seinen Zimmern und wäre bei ihm bis zu dem Augenblick geblieben, da er wieder seinen Wagen bestieg, wenn dieser nicht darauf bestanden hätte, den Markgrafen zu seinen neben dem Thore des Schlosses gelegenen Zimmern zu begleiten.

„Der Markgraf ist ein Fürst, der nicht viel Worte macht, aber viel nachdenkt und scharf urteilt. Sein Lieblingsstudium ist die Landwirtschaft. Seine Bibliothek enthält viele und auserlesene Werke über Landwirtschaft und Mechanik. Im vorigen Jahre ließ er 10000 Maulbeerbäume pflanzen, um die Zucht der Seidenraupen einzuführen[54]). Für seine Person wäre er den Katholiken sehr wohlgesinnt und würde ihnen viele Beweise seiner Gnade geben, wenn er daran nicht durch sein Konsistorium, seine Minister und seine Gemahlin gehindert würde, die alle hartnäckige Lutheraner sind. Er beherrscht vollkommen die englische Sprache. Er spricht oft von Rom und erinnert sich gern der dort empfangenen Freundlichkeiten. Die schönen Stiche, die er dort sah, machten ihm besondere Freude.

„Die Markgräfin ist eine Dame von viel Geist und Bildung. Sie zeichnet, radiert und malt in Pastell, alles gleich vortrefflich. Sie kennt die Geschichte, besonders auch die Geschichte ihrer Religion. Gegenwärtig ist sie im Begriffe, ein naturhistorisches Museum zu begründen.

Digitized by Google

Mir schenkte sie die bisher veröffentlichten Bände (I, II und IV) des Werkes von Schöpflin über das badische Fürstenhaus[55]). Sie bat mich, ihr einige Erzeugnisse der Felder von Rimini und Konchylien von der dortigen Küste kommen zu lassen. Sie stellt alle von ihr gesammelten Gegenstände nach den Ländern ihres Ursprunges auf.

„Im vorigen Monat hat der Markgraf eine Verordnung erlassen, durch welche er den Katholiken von Karlsruhe die Erbauung eines Hauses für ihren Gottesdienst gestattet, welches mehr Raum habe als das bisherige und auch die Schule aufnehmen könne[56]). Um hierfür Beiträge zu sammeln, kamen einige Personen nach Frankfurt; aber sie wurden in ihren Erwartungen getäuscht. Der Kaiser gab nur zwölf ungarische Dukaten, der römische König gar nichts. Esterhazy[57]) gab einen kleinen Thaler und außerdem erhielten sie noch einige kleine Beiträge. Gegenwärtig hat einer dieser Katholiken, der im Dienste des Markgrafen steht, den Plan, nach Paris zu reisen und dort an Pfingsten in den Kirchen von St. Sulpice und St. Roche eine Kollekte zu veranstalten. Er bat den Nuntius um eine Empfehlung an den Nuntius in Paris. Msgr. Oddi lehnte das Gesuch nicht ab und versprach außerdem, eine ausgiebige Kollekte in der Schweiz und in Italien zu vermitteln, wenn erst einmal der Bau begonnen habe und man übersehen könne, wieviel zu dessen Vollendung erforderlich sei.

„Von dem Piemontesen Solari, Sekretär des Prinzen Karl Wilhelm Eugen[58]), erfuhren wir, daß der Markgraf bereits den Kapuzinern erlaubt hatte, ihr Kirchlein in Karlsruhe zu erweitern. Dann aber habe er sich darüber geärgert, daß, nachdem er sein Wort gegeben, der Markgraf von Rastatt ihm ein hierauf bezügliches Empfehlungsschreiben geschickt habe. Dieses habe ihm den Eindruck gemacht, als schenkten die Katholiken seinem Versprechen keinen Glauben und er habe diesen Gnadenbeweis widerrufen oder wenigstens die Ausfertigung der bezüglichen Verordnung verschoben. Da hätten einige katholische Gewerbetreibende sich nochmals an den Markgrafen gewandt und, um die Erlaubnis leichter zu erwirken, 2000 Gulden für das protestantische Hospital in Karlsruhe und einen Bauplatz zur Erweiterung des calvinistischen Friedhofes angeboten. Daraufhin sei jene Verordnung erschienen. Aber sie gestatte nicht, wie erwartet worden war, den Bau einer Kirche, sondern nur eines Bethauses. Auf solche Weise hätten die Katholiken durch diese Verordnung keine weitere Vergünstigung erreicht als jene, die schon der Gründer Karlsruhes, Markgraf Karl Wilhelm, ihnen

Digitized by Google

bewilligt hatte. Auch sei in den Akten des Konsistoriums oder der Regierung der Vorbehalt gemacht, daß, wenn der Neubau dem Fürsten gefalle, er das Recht haben solle, ihn gegen Ersatz der Baukosten in Besitz zu nehmen[59]).

„Ich lernte Herrn Schmidt aus Bern[60]), Rat des Markgrafen, kennen. Er ist ein sehr gelehrter Kenner der ägyptischen Altertümer. Für seine Arbeiten auf diesem Gebiete erhielt er in jungen Jahren einen Preis von der Akademie der Inschriften in Paris. Auch Baron Palm, ein Verwandter Senckenbergs, ist einer der markgräflichen Geheimen Räte. Herr von Üxküll, ein alter, aber noch rüstiger Herr, gehört dem Ministerium des Markgrafen an. Er ist ein Eiferer in seiner Religion, wie auch der Minister Reinhard. Der Finanzminister von Gemmingen ist in den Wissenschaften sehr bewandert, er sprach mit mir über die byzantinischen Münzen.

„Vor der Abreise erhielt der Page, der bei Msgr. Oddi Dienst that, eine Uhr im Wert von 12 Louisdor, die Bedienung im Saale erhielt 6, die Leute im Marstall 2, der Läufer 1, das Zimmermädchen 1/4 Louisdor."

Um 11 Uhr verließen die Prälaten Karlsruhe und erreichten um 1 1/2 Uhr Bruchsal, wo mit dem Kardinal einige geschäftliche Verhandlungen zu führen waren. Hier traf Garampi Senckenberg[61]), den er von früher her kannte; dieser sprach mit ihm u. a. von den namhaftesten Universitäten Deutschlands und bezeichnete als die hervorragendste in der Theologie Tübingen, in der Jurisprudenz Göttingen, die Universität Leipzig sei gegenwärtig mittelmäßig, Halle in völligem Verfall.

„Zur Zeit, als die Franzosen in diesen Landen waren", — läßt sich Garampi erzählen — „machten verschiedene Offiziere dem Kardinal Schönborn[62]) ihre Aufwartung. Da er keinen von ihnen zur Tafel zog, ließen die über solche Behandlung erzürnten Franzosen in die Landauer Zeitung folgende Geschichte einrücken: Der Kardinal, stets in hohem Grade auf sein Interesse bedacht, habe angeordnet, daß die Schreiber in seiner Kanzlei künftig auf den Buchstaben i keinen Punkt mehr setzen dürften — um die Tinte zu sparen."

Am 3. Mai um die Mittagsstunde fuhr man wieder über Waghäusel und Schwetzingen nach Mannheim, wo das Absteigequartier im Jesuitenkollegium genommen wurde. Am 4. Mai ließ sich Msgr. Oddi beim Kurfürsten melden und wurde um 10 Uhr in einer vier-

Digitized by Google

sitzigen Berline mit zwei Hofdienern abgeholt, eine Ehrenbezeigung, die — wie man hörte — den Bischöfen zu teil wurde, wenn sie einer Einladung folgten, in der Hofkapelle zu celebrieren, nicht aber, wenn sie ohne Einladung bei Hofe erschienen. Gegen 1 Uhr wurde er mit Garampi zur Audienz in das Kabinett des Kurfürsten geführt, wo in Anwesenheit des Oberstkammerherrn eine längere Unterredung stattfand. Diese wurde durch die Meldung unterbrochen, daß es Zeit sei, zur Tafel zu gehen, und daß die Kurfürstin sich schon nähere. Bei der Tafel saß Oddi zur rechten Hand des Kurfürsten, Garampi links neben der Obersthofmeisterin Gräfin Taxis. Nach Tische besuchten sie den Oberstkammerherrn Grafen Wachtendonck und den französischen Gesandten. Abends waren sie in das «petit appartement» der Kurfürstin geladen, wo nur eine kleine Zahl von Gästen zugezogen zu werden pflegt. Der Kurfürst teilte Garampi mit, daß seit einiger Zeit in der Pfalz viele Maulbeerbäume gepflanzt werden; sie gediehen nach Wunsch, und die Seide, die hier gewonnen werde, sei so gut wie die italienische.

Von anderen Mitteilungen, die er in Mannheim erhielt, notierte sich Garampi: In dem Pfälzischen Archiv befinde sich eine Kopie des Codex Laureshamensis, dessen Original im Kurfürstlichen Archiv zu Mainz aufbewahrt wurde. Ferner das Corpus historiae Byzantinae in der Pariser Ausgabe habe der Kurfürst um 600 französische Lire gekauft; die Bibliothek des Kurfürsten umfasse etwa 45000 Bände; der Kurfürst habe aus dem Museum des Herrn Bertrand in Bern die Versteinerungen, die Mineralien und die Meerpflanzen um den Preis von 1200 fl. gekauft.

Schöpflin, erzählt Garampi weiter, habe ihm gegenüber in zweideutiger Weise von Schmidt gesprochen. Jetzt, da die Persönlichkeit gestorben sei, welche ihm, wie man sagt, bei den Abhandlungen geholfen habe, die ihm den Preis der Pariser Akademie der Inschriften eingetragen hatten, werde man ja sehen, ob er auf dem Gebiete der ägyptischen Altertümer auch ferner Beweise der Gelehrsamkeit, wie bisher, geben werde. Gegenwärtig beschäftige er sich hauptsächlich mit der Naturgeschichte. Er habe sich vom Kurfürsten ein Adelspatent geben lassen, um sich «von Schmidt» nennen zu dürfen. Diese Eitelkeit habe ihn bei allen Gelehrten lächerlich gemacht.

„Da der Hof am 8. Mai nachmittags nach Schwetzingen zu fahren beabsichtigte, bedienten bei der Tafel nicht, wie gewöhnlich, die

Digitized by Google

Pagen, sondern Lakaien und Heiducken. Nur der Kurfürst, die Kurfürstin, der Prinz von Birkenfeld und der Nuntius hatten Pagen zur Bedienung. Nach Tische besichtigten wir mit dem Kurfürsten die Gemäldegalerie[63]). Die in dem letzten Saale aufgestellten Originalzeichnungen, die ehemals dem Baron von Stosch gehört hatten, zählen 487 Nummern. Der Kurfürst hat sie um den Preis von 2—3000 Gulden gekauft. Die Zahl der Gemälde beträgt 7—800. Nach Abreise des Kurfürsten und der Kurfürstin, wobei wir sie bis zum Wagen begleiteten, besichtigten wir die Schatzkammer, deren Kustos Herr Goes ist."

Am 14. Mai mittags 12½ Uhr erfolgte die Abreise von Mannheim über Worms und Oppenheim nach Mainz, wo die Prälaten abends 9 Uhr ankamen und im Gasthof zum König von England abstiegen. „Wir hörten alsbald, daß der Kurfürst[64]) Einladungen, auch an die Damen, nach seinem Landsitz Favorite[65]) hatte ergehen lassen, wo er zu Ehren des Msgr. Oddi ein Mahl zu geben beabsichtigte. Da wir uns bei dem Oberstkammerherrn hatten anmelden lassen, wurden wir am 15. Mai in einem prachtvollen Hofwagen mit zwei Dienern und einem Fourier abgeholt. Als wir an der Kaserne der Leibwache vorbeifuhren, waren alle Offiziere und Soldaten in Reih und Glied aufgestellt und präsentierten die Gewehre, doch war die Fahne nicht entfaltet und die Trommeln wurden nicht gerührt. Ebenso war es im Palaste des Kurfürsten. Am Wagen wurden wir von einem zweiten Fourier empfangen und bis in das letzte Vorzimmer geleitet, wo uns der Oberstkammerherr, der Oberhofmarschall und andere Kavaliere begrüßten. Nach kurzem Warten wurden wir bei dem Kurfürsten eingeführt, der sich mit uns über gleichgiltige Dinge unterhielt. Hierauf begab man sich zur Tafel, an der 12 Damen und 20 Kavaliere teilnahmen. Der Kurfürst saß in der Mitte der Tafel zwischen zwei Damen, rechts die Gemahlin des französischen Gesandten, Herrn Kempfer, neben ihr hatte Msgr. Oddi seinen Platz. Die Tafel begann um 2 Uhr und war erst um 6 Uhr zu Ende. Um 7 Uhr erschienen viele andere Damen zu einer Gesellschaft, die bis 10 Uhr dauerte. Der Kurfürst spielte mit Msgr. Oddi l'Hombre. Für den nächsten Tag lud er ihn auf die Favorite ein. Der Kurfürst sprach mit mir in sehr achtungsvoller Weise über Msgr. Oddi, er habe nach den Berichten, die er über ihn empfangen, sehr viel von ihm erwartet, seine Erwartungen seien aber weit übertroffen worden.

Digitized by Google

„Am 16. Mai besuchten der Baron Erthal, welcher Botschafter in Frankfurt gewesen, der Kanzler Forster und der Geheimrat Cunipert den Nuntius im Gasthofe, um einige geschäftliche Angelegenheiten mit ihm zu besprechen. Gegen 11 Uhr begaben wir uns mit dem Generalvikar und mit Herrn Kesselstadt zur Besichtigung des Domschatzes, der vielleicht der reichste in Europa an kostbaren Perlen ist, welche Kardinal Albrecht von Brandenburg[66]) hinterlassen hat. Im Domschatze befinden sich auch zwei Bilder, deren eines einen heiligen Bischof mit den Gesichtszügen des genannten Kardinals, das andere eine Heilige im Kleide einer Heroin darstellt. Auch sieht man hier ein für den kirchlichen Gebrauch bestimmtes Buch, welches der Kardinal im Jahre 1531 schreiben ließ und mit eigenhändiger Unterschrift versah. Hierauf begingen wir die gesamten Befestigungen der Stadt, zu deren Verteidigung 15- oder 20000 Mann kaum genügen würden, und besuchten die Karthause. Der im Jahre 1726 erbaute Chor hat Intarsiaturen aus Holz und Elfenbein von so sorgfältiger und ausgezeichneter Arbeit, wie ich sie in dieser Art noch nie gesehen habe. Es fehlte an Zeit, die Handschriften der Bibliothek gründlich zu besichtigen. In der Favorite speiste man von 2 bis 5½ Uhr. Msgr. Oddi saß rechts vom Kurfürsten, hierauf folgte Baron Erthal, links saß der französische Gesandte, dann ich.

„Das direkte Einkommen des Kurfürsten beträgt jährlich nicht mehr als 12000 Gulden, welche ihm die Kammer auszahlt. Außerdem hat er schwankende Einnahmen aus den Lasten, welche er den Gastwirten und den Juden auflegt, ferner die Ersparnisse, die er bei Bezahlung seiner Beamten macht, und die Spesen, die er als Kanzler des Reiches bezieht. Daraus ergaben sich in anderen Zeiten 30- bis 50000 Gulden jährlicher Überschüsse, aber seit vielen Jahren blieben nicht nur diese Überschüsse aus, sondern die Einnahmen decken den Bedarf nicht. Da muß denn der Kurfürst aus dem Eigenen zuschießen. Das Mainzer Seminar zählt etwa 30 Alumnen und hat reichliche Einkünfte. Im Augenblick betreiben die Piaristen die Gründung eines Ordenshauses in Mainz. Der Kurfürst sagte mir, er habe den Verkauf der Schrift «Appel à la raison» verboten wegen des Unrechts, das sie dem hl. Thomas, den Dominikanern und andern hervorragenden Schriftstellern zufügt, indem sie diese beschuldigt, Wortführer der abscheulischen Lehre vom Tyrannenmord zu sein. Der französische Gesandte Kempfer teilte mir mit, es werde in kurzer Zeit in Stuttgart eine

Digitized by Google

Beratung mit Abgesandten der mit dem württembergischen Fürstenhause verwandten Höfe von Preußen und Dänemark stattfinden, zu welcher auch der Kaiser den Baron Bartenstein abordnen werde. Man nehme an, daß es sich dabei um die Regelung der Erbfolge in diesem Herzogtum handle. Als Vertreter des Königs von Preußen werde der Graf Schulenburg erscheinen."

In Mainz lernte Garampi den Domdekan Würdtwein[67]) kennen, den Besitzer einer sehr reichen Sammlung von Urkunden, die aus vielen Archiven in Abschriften zusammengebracht sind, teils zum Zweck einer Publikation über die Mainzer Konzilien, worüber schon eine kurze Übersicht erschienen ist, teils für die Herausgabe einer Geschichte aller Kirchen und Klöster der Diöcese. Bei seinen Nachforschungen und Arbeiten genoß Würdtwein die Unterstützung des verstorbenen Kurfürsten[68]), der ihn zum Domdekan gemacht hatte, nachdem er früher der Erzieher seiner Neffen gewesen war.

Am 17. Mai frühstückte man auf Einladung des Kurfürsten im Garten unter einem Zelte. Hierzu waren auch die jungen Grafen Kufstein und Windischgrätz aus Wien geladen. Abends wurde die öffentliche Redoute besucht, wo Msgr. Oddi an der l'Hombre-Partie des Kurfürsten teilnahm.

Am 18. Mai erfolgte die Weiterreise zu Schiffe schon morgens 5 Uhr. Der Kurfürst hatte Wein und Fische für die Reise gesandt. Der ungünstige Wind erschwerte die Fahrt, es mußte für die Nacht angelegt werden, und da der Wind nicht besser wurde, konnte auch am 19. Mai die Fahrt nur bis Bingen fortgesetzt werden. Hier wohnten die Prälaten bei Herrn Manera, einem aus Italien stammenden Kaufmann, dessen Schwägerin eine Nichte des Weihbischofs von Mainz war. Man zeigte ihnen die Felspartien, welche bei niederem Wasserstande die Schiffahrt gefährden. Am 20. Mai, einem Sonntag, verließen sie Bingen schon um 4 Uhr des Morgens, landeten nach $1^1/_2$ Stunden in Caub, um die hl. Messe zu lesen, und erreichten um 3 Uhr nachmittags Koblenz, wo sie im Gasthof zu den drei Königen abstiegen. Auch diesen Tag über hatte Gegenwind geherrscht; bei günstigem Winde fährt man in einem Tage von Mainz bis Koblenz. Im Gasthofe wurde Msgr. Oddi von dem erzbischöflichen Offizial Rademacher erwartet. Dieser erzählte, in Trier habe ein Jesuit im August 1763 die These aufgestellt, die hauptsächlichsten Schismen seien das griechische und das französische, und da er die Erklärung abgab,

Digitized by Google

unter dem französischen verstehe er den Aufenthalt der Päpste in Avignon, so habe der französische Gesandte am kurtrierischen Hofe, Mr. d'Aigremont, Genugthuung verlangt und bei deren Verweigerung gedroht, es würden die Güter des Erzstiftes in Frankreich eingezogen werden.

Da die Prälaten sich noch am Abend ihrer Ankunft bei dem Oberstkammerherrn Breidbach von Bürresheim angemeldet hatten, wurden sie am 21. Mai um 11½ Uhr vormittags in dem Gasthof mit einem Hofwagen abgeholt und mit den gleichen Ehren wie in Mainz am Hofe empfangen. Der Kurfürst von Trier[69]) bewohnte das Erdgeschoß seines Gartenschlosses. Hier kam den Prälaten zunächst ein Fourier, dann an der Hausthüre der Obersthofmeister und im Innern des Hauses der Oberstkammerherr entgegen. Und alsbald wurden sie zur Audienz beim Kurfürsten eingeführt. Msgr. Oddi brachte die Sprache auf das Buch des Febronius. Der Kurfürst erstaunte zu hören, was alles in diesem Buche stehe, sagte, wenn er dieses gewußt hätte, würde er es nicht nur verboten haben, sondern er hätte es verbrennen lassen. Man übergab ihm hierauf das auf dieses Buch bezügliche Breve des Papstes. Bei Tische saß Msgr. Oddi zur Rechten des Kurfürsten, hierauf folgte der Graf von der Leyen, kaiserlicher Geheimer Rat, zur Linken der Geheime Rat Marquis von Hoensbroech und Garampi. Nach Tische wurden die beiden Monsignori in einer sechsspännigen Kutsche von Herrn Rademacher und dem Obersten der Leibgarde zur Festung Ehrenbreitstein geführt, „die auf einem gewaltigen Felsen im Angesichte der Moselmündung gelegen ist. Nur von einer Seite wäre sie zu überwinden, aber hier ist sie durch so viele Außenforts bewacht, daß sie unstreitig einer der stärksten festen Plätze am Rheine ist, wenn sie mit Vorräten versehen wird und eine Besatzung von 5—6000 Mann erhält. Auch wenn es gelänge, durch ein Bombardement alle Gebäude zu zerstören, könnten die Soldaten sich in die unterirdischen Kasematten zurückziehen, welche in großer Zahl in die Felsen gehauen sind. Die Zahl der Kanonen beträgt 112, die gegenwärtige Besatzung ist etwa 1000 Mann stark. Von der Residenz des Hofes aus führt eine Straße den Fels herauf bis zur Festung. — Der Kurfürst von Trier ist viel reicher als jener von Köln. In seinem Marstall stehen 13 Wagen zu 8 Pferden, im ganzen 200 Pferde. Bei Montabaur ist die berühmte Quelle von Selters, die eines der ausgezeichnetsten Mineralwässer von ganz Deutsch-

Digitized by Google

land liefert. Jede von dort versandte Flasche wird von einem kurfürstlichen Beamten versiegelt, und diese Aufdrückung der Siegel trägt jedes Jahr etwa 40000 Gulden ein. Der König von Preußen hat den Betrag des Zolles, welchen die Lastschiffe an den fünf am Rhein gelegenen Mauten zu entrichten haben, in seinen Staaten um ein Drittel erhöht. Herr Pescatore, ein Kaufmann in Koblenz, teilte mir mit, daß bei dem Transport seiner mit Holz beladenen Schiffe, die einen Wert von etwa 150000 Gulden repräsentieren, nach Holland die gesamten Zollabgaben von Koblenz bis Amsterdam nahezu 20000 Gulden betragen. Die Familie des Grafen von der Leyen ist die reichste unter den nicht fürstlichen Familien am Rheinstrom. Es heißt, sie habe eine Jahresrente von 150000 Gulden. Sie sind erst in neuerer Zeit aus Baronen zu Grafen gemacht worden.

„Am 22. Mai speisten wir in dem von dem Kurfürsten Schönborn[70]) erbauten Palaste gegenüber dem Gartenschlosse, in welchem der jetzige Kurfürst wohnt. An dem Mahle nahmen viele Damen teil, darunter die Baronin Walderdorf, Schwester des Kurfürsten, eine seiner an den Oberstkammerherrn Breidbach von Bürresheim verheirateten Nichten, die Gräfin von der Leyen, eine von deren Töchtern, die Gemahlin des Marquis von Hoensbroech, und viele andere. Vormittags hatten wir den Palast «Schönbornsluft» gesehen, welchen der Kurfürst Schönborn eine halbe Stunde von Koblenz entfernt zwischen Mosel und Rhein in einem reizenden Thale erbaut hat. Das Gebäude ist ziemlich groß und prachtvoll eingerichtet. Vor Tische machte der Kurfürst dem Nuntius Oddi eine goldene Dose im Wert von etwa 250 römischen Scudi zum Geschenke. Nach der Tafel besichtigten wir den Juwelenschatz des Kurstaates: Thronhimmel, Monstranz, Kelch, Inful, Degen, Kreuz und Hirtenstab, mit einer großen Zahl kostbarer Gemmen und Edelsteine ausgeschmückt, besonders mit Topasen, Smaragden, Amethisten, Rubinen, Granaten u. s. f., darunter viele von außerordentlicher Größe. Ich habe nie eine so prachtvolle Zusammenstellung gesehen. Es sind da ferner zwei große goldene Gefäße nach Art der Hostienkapseln, in welche antike goldene Münzen von Kaisern eingefügt sind, der Revers im Innern, der Avers außen, so daß man sie von beiden Seiten sehen kann. An jedem der beiden Gefäße befinden sich etwa 150 Stück. Es ist noch ein anderes ähnliches, aber kleineres Gefäß vorhanden, dessen Seitenstück Lord Marlborough zum Geschenk erhielt, auch zwei noch kleinere mit Deckeln wurden vorgezeigt.

Digitized by Google

Alle diese Gefäße sind aus massivem Gold. Der Kurfürst Johann Hugo[71]) ließ an ihnen alle die erwähnten Münzen anbringen, die in einer unterirdischen Schatzkammer nicht weit von Koblenz gefunden worden waren. Sie stammen alle aus der Zeit der römischen Kaiser; es befinden sich viele Dubletten darunter, und sie sind nicht in chronologischer Reihenfolge verteilt. — Das schönste Haus in Koblenz gehört den Grafen Boos, von denen einer Domdekan von Trier, ein anderer Oberstallmeister und Kanonikus von Hildesheim ist und ein dritter ebenfalls in den Diensten des Kurfürsten steht. Diese Familie ist im Lande sehr verhaßt, und jedermann spricht, wenn auch vielleicht mit Übertreibung, von der Gewaltthätigkeit, der Bestechlichkeit und der zügellosen Lebensführung insbesondere des Domdekans, der einen überaus großen Einfluß auf den Kurfürsten ausübt und in allen Geschäften fast unumschränkt herrscht, da er mehr Verstand hat als alle andern Großwürdenträger.

„Am 23. besahen wir alle Gemächer des Hofes und fuhren dann mit Herrn Rademacher und zwei Kavalieren des Kurfürsten in dessen Jacht nach Engers, zu dem von dem Kurfürsten neu erbauten Landhaus am Rhein. Hier speisten wir in Gesellschaft des Premierministers Baron Spangenberg, dessen Landsitz eine Stunde von da entfernt ist. Msgr. Oddi besprach mit ihm die Art und Weise, wie die Entfernung des Domdekans von Trier vom Hofe möglich zu machen sei. Sie einigten sich darüber, von Rom einen ostensibeln Brief kommen zu lassen, in welchem er beauftragt werde, mit dem Kurfürsten ernsthaft über diese Sache zu sprechen unter Darlegung der Gründe, die ihn als Erzbischof im Gewissen verpflichteten, einen Mann, der solches Ärgernis errege, nicht länger in seinen Diensten zu haben. Gleichzeitig solle der französische Gesandte, der bereits entsprechende Befehle seiner Regierung erhalten habe, dem Kurfürsten ebenfalls auf den Domdekan bezügliche Vorstellungen machen. Infolgedessen werde der Kurfürst dann wohl auch die beiden andern Brüder entfernen und zur Behandlung der Geschäfte des Ministeriums eine Konferenz von drei bis vier Ministern berufen."

Um 2 Uhr setzten sie in einer von ihnen gemieteten Jacht die Reise fort und gelangten bei nicht besonders günstigem Winde abends 10 Uhr nach Bonn. Am nächsten Tage, 24. Mai, speisten sie bei Mr. Cressener, bevollmächtigtem Minister Englands beim niederrheinischen Kreis und bei dem Kurfürsten von Köln. Er erzählte u. a.,

Digitized by Google

Frankreichs Renten nach Abzug aller Zinsen seiner im letzten Krieg kontrahierten Schulden betrügen nicht mehr als etwa 260 Millionen. Er war im Jahre 1763 während der Friedensverhandlungen beim Reichstag in Regensburg. Dort hatte er fünf Monate lang einen Streit über das Ceremoniell. Als bevollmächtigter Minister von Großbritannien wollte er in gleicher Weise wie die Gesandten der Reichsfürsten behandelt werden. Im Jahre 1702 hatte der Reichstag für die fremden Gesandten ein Ceremoniell festgestellt, dasselbe aber 1746 außer acht gelassen, als Graf Kayserling als russischer Gesandter beglaubigt worden war. So wie dieser wollte er behandelt werden. Von da an machte und empfing er daher keine Besuche. Nach dem Friedensschlusse verhandelte er mit dem Prinzen Taxis über Wiederanknüpfung der Korrespondenz zwischen Großbritannien und Österreich, und wie dieses bei Ausbruch des Krieges zuerst seinen Gesandten aus London abberufen hatte, so wollte Cressener, daß es jetzt auch zuerst wieder einen Gesandten dorthin schicke. Zwischen dem englischen und dem hannöverischen Gesandten herrschte für gewöhnlich keine Übereinstimmung. Als bei Einberufung der Wahlversammlung nach Frankfurt Cressener bei seinem Hofe wegen seiner Anwesenheit daselbst anfragte, erhielt er die Weisung, fern zu bleiben, um nicht Gefahr zu laufen, auf gleiche Rangstufe mit den Gesandten der Kurfürsten gestellt zu werden.

Der gegenwärtige Kurfürst von Köln[72]), der in jeder Woche dreimal eine italienische komische Oper hören wollte, ließ zu diesem Zweck aus Italien eine Gesellschaft von Sängern und Sängerinnen kommen, die für das Jahr 3600 Zechinen erhielt. Die Kosten für das Orchester, die Dekorationen u. s. f. wurden besonders bezahlt.

Am 25. Mai begaben sich die Prälaten mit Mr. Cressener nach Brühl, wo der Kurfürst von Köln zu dieser Zeit residierte, um ihm aufzuwarten. „Er unterhielt sich zwei Stunden lang mit Msgr. Oddi. Das Gespräch kam u. a. auf Febronius, dessen Werk der Kurfürst lobend anerkannte. Aber die Darlegungen Oddis, die sich im entgegengesetzten Sinne bewegten, brachten ihn schließlich zur Einsicht, daß dieses Buch für die Kirche schädlich sei.

„Mr. Cressener wünschte einen französischen Jesuiten ausfindig zu machen, einen geistreichen Mann, der einen guten Stil schreibt, um die Kölnische Zeitung nach dem Tode von Jacquemot fortzuführen; er seinerseits wäre bereit, ihn zu honorieren und mit Nachrichten zu versehen.

Digitized by Google

„Am 26. Mai wurde der Palast des Kurfürsten in Bonn besichtigt. Ich sah hier drei oder vier Gemächer, so geschmackvoll und prächtig eingerichtet, wie sie mir noch an keinem andern Hofe begegnet waren. Der Palast wurde zum größten Teile von dem Kurfürsten Joseph Clemens erbaut und von seinem Nachfolger Clemens August[73]) erweitert, der den Plan hegte, ihn bis zum Rhein herabzuführen."

Am 28. Mai speisten die Prälaten bei dem Kurfürsten in Brühl, der bei Tisch zwischen zwei Damen saß, dann folgte rechts Msgr. Oddi, links Mr. Cressener. Nach Tische wurden sie von dem ersten Minister des Kurfürsten, Belderbusch, durch den Garten und dessen Nachbarschaft geführt. Sie besahen das chinesische Haus, das sie reizend fanden, und diesem gegenüber ein anderes Gebäude, das den Namen l'Escargot, d. h. die Schnecke, führt. „Dieses steht mitten in einem großen Kanal und ist in Form eines Turmes errichtet, zu welchem man auf außen angebrachten Treppen vier Stockwerke hoch emporsteigt, so wie man den Turm von Babel darzustellen pflegt. Von da führt ein sehr langer und breiter Weg mitten durch ein Wäldchen zu einem andern kleinen Palast, Falkenlust, der mit dem auserlesensten Geschmack eingerichtet ist. In diesem befindet sich ein Spiegelsaal mit vergoldeten Möbeln und prächtigem Porzellan, in einem andern ist alles Mobiliar mit orientalischem schwarzen Lack gestrichen. Jedes Zimmer ist in anderem Stil ausgeschmückt, in einem derselben bedecken weiße und blaue Majoliken mit vortrefflichen Zeichnungen die Wände. In diesem Wäldchen ist auch eine Kapelle, die von oben bis unten mit Seemuscheln und Versteinerungen mosaikartig verziert ist.

„Die drei ersten Tage der Bittwoche gelten — was sonst nirgends in Deutschland der Fall ist — in den Diöcesen Köln und Trier als Fasttage mit Enthaltung vom Fleischgenusse."

Am 29. Mai wurde die Fahrt nach Köln fortgesetzt, wo die Ankunft um 12½ Uhr erfolgte. Unterwegs begegneten die Prälaten dem ihnen entgegenfahrenden Nuntius, Msgr. Lucini, und bestiegen seinen Sechsspänner. In Köln angelangt, speisten sie bei dem Nuntius in Gesellschaft des Prinzen Salm und des Grafen von Öttingen, Kanonikus des Domes zu Köln; nach Tische machte Msgr. Oddi eine Spazierfahrt mit dem Nuntius.

„Der Kurfürst von Köln hat die Genehmigung, in den päpstlichen Monaten in allen Kirchen seiner Diöcese und der Stadt Köln

Digitized by Google

alle Benefizien zu verleihen, nur im Dom hat er dieses Recht lediglich für zwei. Dadurch ist der heilige Stuhl in die Unmöglichkeit versetzt, auch nur einen Priester zu belohnen, und da die Priester sehen, daß sie von der römischen Kurie nichts zu erwarten haben, halten sie sich an ihre Fürsten und Bischöfe und verfolgen den heiligen Stuhl nach Belieben."

Am 1. Juni trat Garampi in Begleitung des Kanonikus Giovanni Giulio Berna von Locarno mit dem Postwagen eine Reise in die Niederlande an. Über Aachen, wo er den Dom mit seinem reichen Kirchenschatz eingehend besichtigte, kehrte er am 23. Juni wieder nach Köln zurück. Am 25. begab sich Garampi mit Msgr. Oddi nach Düsseldorf, wo sie in dem schönen Landhause des Vizekanzlers der Herzogtümer Jülich und Berg, Roberts, wohnten und prachtvoll bewirtet wurden. Als einzige Sehenswürdigkeit von Düsseldorf bezeichnet Garampi die in fünf großen Sälen aufgestellte Gemäldegalerie[74]. „Ein Saal enthält ausschließlich Gemälde von Rubens, der in Diensten des herzoglichen Hofes stand, welcher die Auswahl unter seinen besten Bildern treffen konnte. In den andern Sälen befindet sich eine große Zahl von Gemälden der hervorragendsten niederländischen Künstler. Von italienischen Gemälden sind nicht viele da, immerhin einige des Carlo Dolce, Andrea del Sarto u. s. f., und auch ein Rafael, doch glaube ich nicht, daß er aus der Zeit seiner höchsten Meisterschaft stammt."

Am 30. Juni fuhren die Prälaten wieder nach Bonn, wo abermals ein lebhafter Verkehr mit dem englischen Gesandten stattfand, welchem Garampi viele eingehende Mitteilungen über die öffentlichen Angelegenheiten von Großbritannien verdankte. Er schildert Mr. Cressener als einen Mann von reinster Moral, gesunder Philosophie und zuverlässiger Freundschaft. Dieser erklärte es für die wichtigste Pflicht der Fürsten, darüber zu wachen, daß die Religion und die guten Sitten keinen Schaden leiden, und daß der Luxus, der alle Stände verführe, nicht um sich greife.

Am 3. Juli trennte sich Garampi von Msgr. Oddi, um abermals nach Bruchsal zu Kardinal Hutten zu fahren. Er verließ Bonn in einem Mietswagen um 10 Uhr vormittags und kam um 9 Uhr abends in Koblenz an. „Die Straße, die sich den Rhein entlang zieht, ist zum Teil bergig und in schlechtem Zustande. Etwa 8 Stunden von Bonn beginnt die prächtigste Ebene, durch die man bis Koblenz

Digitized by Google

fährt. Man kommt u. a. durch die dem Kurfürsten von Trier gehörige Stadt Andernach, die zum Teil durch den Krieg zerstört ist." Am 4. Juli morgens 8 Uhr wurde Koblenz wieder verlassen und um Mittag Nassau erreicht. „Die Straße ist sehr schlecht, bergig, bodenlos und gefährlich, besonders am Uferrande der Lahn." Auf nicht minder schlechten Wegen und immer auf Bergeshöhen wurde über Nastätten um 8 Uhr abends das dem Landgrafen von Hessen-Rheinfels gehörige Schwalbach erreicht, von wo an die zwar immer noch bergige Straße besser und bequemer wurde. „Ein großes Dorf in einem von einigen Bergen umgebenen Thale, sehr viel von Fremden besucht, welche zum Gebrauche der Sauerbrunnen kommen. 1 1/2 Stunde entfernt ist ein anderes Dorf, Schlangenbad, dessen Quellen schwefelhaltiger sind. Jene von Schwalbach haben den größten Ruf in und außerhalb Deutschlands und ertragen auch den Transport." Garampi wohnte im Gasthofe zur Post und reiste schon am nächsten Morgen um 3 Uhr wieder ab. Mainz wurde abends 6 1/2 Uhr erreicht. Auf dem Marktplatz war ein großes Gerüst aufgeschlagen, oben eine Loggia mit drei Bogen, zu der im Innern eine Reihe von Stufen emporführte. An diesem Tage hatte die ganze Bürgerschaft dem neuen Kurfürsten den Eid der Treue zu leisten. Der Kurfürst saß, von einigen Kanonikern und Beamten umgeben, unter dem mittleren Bogen. Nach Verlesung der Eidesformel durch den Kanzler erhoben alle Bürger die Hand und legten mit drei emporgestreckten Fingern, Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger, den Schwur ab; hierauf stieg einer nach dem andern die Treppe herauf und küßte dem Kurfürsten die Hand. Um 8 Uhr wurden die Thore der Stadt geschlossen und erst um 2 Uhr wieder geöffnet. Um diese Stunde erreichte die feierliche Handlung ihr Ende. Garampi wurde später mitgeteilt, es seien 2200 Bürger anwesend gewesen. Die Eidesleistung erfolgte nicht nach Köpfen: weder die Geistlichen, noch die Frauen, noch die Soldaten schwören, sondern nur die Familienväter und jene Unverheirateten, welche in das Register der Bürgerschaft eingetragen sind.

Die Weiterreise erfolgte abends 8 Uhr und ging über Oppenheim, Worms, Oggersheim auf einer trefflichen und ebenen, nur auf der letzten Strecke sehr sandigen Straße bis Speyer, wo man morgens 8 Uhr ankam.

„Die einst so berühmte Stadt Speyer ist jetzt das Bild der Verwüstung. Seit das Reichskammergericht die Stadt verließ[75]), sank die Zahl der

Digitized by Google

Einwohner immer mehr. Die Franzosen, welche die Stadt in Brand steckten, zerstörten ihren ganzen Bestand, und die kleine Zahl der dort verbliebenen Einwohner baute nur wenige Häuser wieder auf. Von dem Langhause des ebenfalls in Brand gesteckten Domes stehen nur noch die Hauptmauern, wiederhergestellt ist nur der Chor und das Kreuzschiff, wo jetzt die Kanoniker den Gottesdienst abhalten. Neben dem Dom steht der bischöfliche Palast, ein ausgedehntes Bauwerk, das sich aber in sehr schlechtem Zustande befindet, da es schon seit sehr langer Zeit nicht bewohnt ist; mir scheint sogar, daß es überhaupt nie vollendet wurde. Das städtische Regiment haben die Lutheraner in Händen, außer ihnen wohnen auch Calvinisten und Juden in der Stadt. Die Zahl der Katholiken ist gering, und unter der eigentlichen Bürgerschaft sind nur ganz wenige katholisch, deren Familien schon seit den ältesten Zeiten das Bürgerrecht besitzen. Jetzt werden überhaupt keine Katholiken zu Bürgern angenommen. Dennoch bestehen hier einige Stifter und Klöster, auch ein Kollegium der Jesuiten."

Am 5. Juli verließ Garampi Speyer um 4 Uhr, war um 6½ in Waghäusel und traf um 8½ in Bruchsal ein. Die nächsten Wochen waren vorzugsweise den Verhandlungen über die Styrumsche Angelegenheit gewidmet. Diese Verhandlungen veranlaßten Garampi zu häufigen Reisen, die ihn zwischen Bruchsal, Schwetzingen und Mannheim hin- und herführten. Da wir in diese Verhandlungen, wie in den einleitenden Worten dargelegt ist, hier nicht eingehen, empfiehlt es sich, an dieser Stelle die chronologische Folge zu unterbrechen und das, was Garampi bei seinem mehrfachen Aufenthalte in den genannten Städten in sein Reisejournal eingetragen hat, in Kürze zusammenzufassen.

In Bruchsal teilte ihm der Kardinal Hutten mit, die Werke Schannats[76]) über Fulda, in denen er Urkunden über die Rechtstitel und Einkünfte dieser Abtei veröffentlichte, hätten den Verlust mehrerer wichtiger Prozesse verschuldet. Diese wären gar nie angestrengt worden, wenn die Gegner nicht ihre Waffen durch Schannat erhalten hätten, der aus Mangel an Behutsamkeit gar nicht überlegt habe, welchen Schaden er durch die Veröffentlichung so vieler Urkunden der Abtei zufügen könne. — Gelegentlich machte Garampi hier die Bekanntschaft der Speyerer Domherren Baron Greifenklau und Graf Hoensbroech. — Am 25. Juli war am bischöflichen Hofe große Gala wegen des Festes

Digitized by Google

des hl. Christoph, des Namenspatrons des Kardinals Hutten. Bei Tische hatte Garampi den ersten Platz vor dem Großscholaster und den übrigen Speyerer Domkapitularen. Es war auch die Gräfin von Brieu mit ihrem Gemahl, dem General und Kommandanten von Landau, anwesend. In ihrer Begleitung befand sich der Oberst Chevalier de Chatelon, ein noch junger Mann von etwa 30 Jahren, geistreich und sehr belesen, ein Kenner der griechischen Sprache, der Geschichte und der schönen Litteratur. Er nannte sich einen Freund von Helvetius, Buffon, d'Alembert, Diderot und ähnlichen Deisten und Freigeistern und sprach davon, daß man in Frankreich beginne, auf dem Gebiete der schönen Künste dem italienischen Geschmacke zu huldigen. Die italienische Musik höre man schon überall und ziehe sie der französischen vor. An den Häusern und in den Zimmern höre allmählich die Ausschmückung durch Arabesken, Blätterwerk und derartige Spielereien auf und der Geschmack für wahre Linienschönheit einer ernsten, würdigen Architektur mache sich nach und nach geltend. — Herr von Chalotais habe ein neues Buch mit dem Titel «Éducation nationale» veröffentlicht über die Erziehungsgrundsätze, welche angeordnet werden müßten, um einen Jüngling tauglich zu machen, seiner Nation zu dienen.

Bei einem der Besuche bei Kardinal Hutten in Kißlau sah Garampi den ihm schon von früher bekannten Grafen von Öttingen, Domherrn von Augsburg und Ellwangen, einen Kenner vieler orientalischen Sprachen: des Griechischen, Hebräischen, Syrischen, Koptischen, Äthiopischen, Persischen, Armenischen, der außerdem die italienische, französische, englische, deutsche und lateinische Sprache beherrscht. „Er erzählte, daß er in seinen 54 Lebensjahren nie krank gewesen sei, trotz seiner eigentümlichen Art sich zu ernähren. Er ißt unter Tages zwei bis drei Pfund kandierten Zucker und soviel als möglich gestoßenen Zucker in den Speisen. Seit seiner Kindheit hat er nie Obst, Früchte alkalihaltige Gegenstände essen, nie Wein trinken können. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit der Abfassung einer Geschichte der Medizin bei den Juden bis in die letzten Jahrhunderte. Außerdem sammelt er Material zu einer Geschichte des Fürstentums Ellwangen in natürlicher, bürgerlicher, politischer und kirchlicher Beziehung, die in fünf Foliobänden erscheinen soll. Ich bewunderte an diesem Manne, den allerdings manche für doppelzüngig und falsch hielten, gleicherweise die umfassende Gelehrsamkeit wie seine große Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl. Er erklärt sich offen für einen Papisten, verdammt alle un-

Digitized by Google

ruhigen Geister in der Art des Febronius, und kürzlich noch sagte er zum Kurfürsten von der Pfalz, daß es schwer möglich sei, gut katholisch und nicht auch gut päpstlich zu sein. Er erzählte mir, daß er in Paris gewesen sei, als der Streit wegen der Verweigerung der Sakramente tobte, und dort irgendwo den ersten Präsidenten des Parlamentes, Herrn von Maupan, getroffen habe. Dieser habe den Deutschen vorgeworfen, daß sie gutgläubige Papisten seien und dem Bischof von Rom zu viel Autorität zugeständen. Er habe darauf geantwortet, die deutschen Katholiken seien damit sehr zufrieden, denn sie erhielten dadurch die Religion unversehrt, während in Frankreich die Kirche vor Zeiten schon ein Sakrament verloren habe und Gefahr laufe, wenn man ihr jetzt drei andere, nämlich Buße, Abendmahl und letzte Ölung, nehme, in Kürze auch noch die drei übrigen Sakramente zu verlieren." — Bei einer andern Begegnung sprach der Graf von Öttingen mit Garampi über „das gefährliche Buch des Febronius" und beklagte die gegenwärtig in Deutschland herrschende Aufregung gegen den heiligen Stuhl und die Verblendung des Episkopates, welcher verkenne, wie sehr die Erhaltung der päpstlichen Macht in Deutschland in seinem eigenen Interesse liege, wenn er nicht vom Kaiser und den weltlichen Fürsten unterdrückt werden wolle.

Während Garampis Anwesenheit in Bruchsal im September kam Kardinal Hutten auf den Markgrafen von Durlach zu sprechen und erzählte, daß er ihn kürzlich besucht und eine sehr artige Aufnahme gefunden habe. Er habe das Gespräch auf die Verhandlungen mit Baden-Baden gebracht, deren Verlauf sich ganz günstig zu gestalten scheine. Der Kardinal teilte ihm ferner mit, er habe für das Haus, welches den Katholiken Karlsruhes als Schul- und Bethaus dienen solle, einen Beitrag von 3500 fl. gegeben. Für die Kirche, für die man etwa 16000 fl. brauche, seien erst 2000 zusammengebracht. Er sagte ihnen weiter, der Markgraf sei mit den Kapuzinern nicht zufrieden, da sie sich zum Unterricht und zur Erziehung der Jugend nicht eigneten. Er würde Skolopianer[77]) vorziehen, welche nicht terminieren wie die Kapuziner. — Der Kardinal sprach u. a. auch über das in der Markgrafschaft Baden-Baden gelegene Kloster Frauenalb. Die Durlacher seien der Ansicht, sie könnten beim Anfall von Baden-Baden dieses Kloster unterdrücken, weil im Entscheidungsjahre[78]) sie sich im Besitze des Klosters befunden hätten und nur mit bewaffneter Hand von dem Bischof Eberhard von Speyer desselben beraubt worden

Digitized by Google

wären. In aller Stille hätten sie die Schriften drucken lassen, die seiner Zeit zur Betreibung dieser Angelegenheit vorgelegt werden sollten. Der Kardinal hatte Mittel und Wege gefunden, sich eine Abschrift zu verschaffen. — Der Kardinal trug Garampi auf, in der Vatikanischen Bibliothek auf alles aufmerksam zu sein, was sich dort von geschichtlichen Nachrichten über sein Bistum finden lasse. — Über den Markgrafen von Baden-Baden hörte Garampi, daß er mehr als eine Million Gulden Schulden habe und immer noch fortfahre, diese zu vermehren. Die Prinzessin Elisabeth habe ein eigenes Vermögen von etwa 400000 fl. und habe dem Kardinal versprochen, darüber zu guten Werken und zum Vorteil der katholischen Kirche in der Markgrafschaft zu verfügen. Die Kaiserin habe ihr einen Aufenthaltsort im Breisgau angeboten, wo sie nach dem Ableben des Markgrafen, ihres Oheims, wohnen könne. — Der Rat Dell erzählte ihm, der Bischof von Speyer zahle seinem Agenten in Rom jährlich einen Gehalt von 1200 fl., jenem in Regensburg ebensoviel, jenem in Paris 6000 Livres, dazu Ersatz aller Auslagen für ihre Korrespondenz und Reisen. Über einen Agenten in Rom wurde Garampi erzählt, er habe dem Kanzler des Kardinals für die ihm vermittelte Dispens, an den Vigilien Fleisch zu essen, 5 Louisdor aufgerechnet, die Nonnen von Frauenalb hätten ihm für die Erwirkung der Erlaubnis, Tarock zu spielen — was ihre Ordensregel nicht gestatte —, 50 Dukaten bezahlen müssen. Wenn diese Angaben begründet seien, sehe man, wie sehr diese Agenten dem Rufe der römischen Kurie schaden. Um ihre Betrügereien unmöglich zu machen, würde es sich empfehlen, alle Taxen der Datarie, des Sekretariats der Breven, der Staatskanzlei und anderer römischer Behörden durch den Druck bekannt zu geben. —. Man wies ihm eine Anzeige des Febronius in der Göttinger Zeitung von Herrn von Selchow, einem Protestanten, der dieses Buch nicht sehr günstig beurteilt, vor. Dell versprach, für Garampi eine Übersetzung machen zu lassen.

Auch in Mannheim, wo die Prälaten im Jesuitenkollegium abzusteigen pflegten, und in Schwetzingen, wo sie auf Anordnung des Hofes ein gutes Quartier im Hause des reformierten Pfarrers bereit fanden, bemühte sich Garampi, über die aktuellen Fragen und was damit zusammenhing, sowie über wissenschaftliche Angelegenheiten und Tagesvorfälle Aufklärung zu erhalten. Ungünstiges erfuhr er über die pfälzischen Finanzen. Am Hofe war das Geld so knapp, daß im zweiten Quartal des Jahres 1764 alle Gehalte der Hofbeamten auf

Digitized by Google

Rechnung des Hofes von einem Mannheimer Kaufmann ausbezahlt wurden. — Lamey sagte ihm, es sei sehr schwierig, eine Geschichte der Pfalz zu schreiben; diese habe anfangs nur aus der Stadt Heidelberg und einigen wenigen anderen Orten bestanden; erst nach dem 13. Jahrhundert habe sie sich auf Kosten der Bischöfe von Worms und Speyer vergrößert und später insbesondere durch Säkularisation aller benachbarten Klöster. — In Mannheim wurde den Prälaten im Jesuitenkollegium erzählt, die üblen Sitten in dieser Stadt hätten einen so hohen Grad erreicht, daß jedes Jahr 2—300 uneheliche Kinder geboren würden; es kämen daher auch viele Kindsmorde vor. Man habe deshalb ein Findelhaus gegründet. Aber religiöse Eiferer hätten darüber gezetert und behauptet, das sei ebenso gut, als wenn man der Unsittlichkeit Vorschub leiste, und so sei die wohlthätige Anstalt nach Jahresfrist wieder geschlossen worden. — P. Billon, ehemals Bibliothekar des großen Jesuitenkollegiums in Paris, hatte seine eigene Bibliothek, die etwa 6000 Bände enthielt, mit sich nach Mannheim gebracht. Es befinden sich darunter ein Dante in italienischer Sprache mit vielen eigenhändigen Randglossen von Menagio, die Briefe von Johann v. Salisbury und von Stephan v. Tournay mit eigenhändigen Varianten und Randglossen von Baluze, unediert und sehr interessant durch die Richtigstellung vieler Eigennamen und die Erläuterung schwieriger Stellen. Billon sagte, die «Nouvelles de la République des lettres» von 1684—1689 seien von Peter Bayle und gälten als eine der besten Zeitschriften nach dem «Journal des Savants»; ferner die Ausgaben des Cäsar vor 1500 seien sehr selten, die sämtlichen Bibliographien von Clerc in 84 Bänden könne man in Paris um etwa 100 Livres kaufen. Garampi sah auch die Briefe des französischen Gesandten in Rom zur Zeit Gregors XIII., Paul de Foix, in einem Quartband. — An mehreren Orten hatte Garampi gehört, daß die Unterthanen in den Kurfürstentümern sich in einer ungünstigeren Lage befänden als in allen übrigen Ländern des Reiches. Denn wenn sie bei ihren Fürsten kein Recht fänden, so könnten sie nicht an höhere Gerichte appellieren, da jeder Kurfürst sich des Privilegs de non appellando extra suum territorium erfreue. In Mainz sagte man ihm, dieses sei der Grund, daß die Geistlichen, die sähen, welchen Nachteil dieses Privileg den Unterthanen des Laienstandes bringe, nie die Hand dazu böten, daß die geistlichen Prozesse die Grenzen ihrer Sprengel überschritten. — Der Kurfürst Karl Theodor erzählte

Digitized by Google

Garampi, er habe von einem protestantischen Geistlichen aus Hessen ein Originalmanuskript von Guy Patin[79]) gekauft, ein Tagebuch mit Aufzeichnungen größtenteils gelehrten und litterarischen Charakters, die man wohl «Patiniana» betiteln könne. Patin habe es seinem Sohn mit der Weisung hinterlassen, es stets verborgen zu halten, um es nicht irgend einem ärgerlichen Schicksal auszusetzen. Es enthalte interessante Anekdoten, besonders solche, die sich auf die Jesuiten bezögen, deren unversöhnlicher Feind Patin war. Er teilte ihm ferner mit, daß er im Seminar der Jesuiten in Heidelberg einen Lehrstuhl der griechischen und hebräischen Sprache errichtet habe, er sei durch einen Jesuiten besetzt, um dem protestantischen Lehrstuhl dieser Disziplinen an der Universität das Gegengewicht zu halten.

In einer langen Audienz am 9. August lernte Garampi die religiösen Überzeugungen des Kurfürsten von Grund aus kennen. Er sagte ihm, daß er den Protestanten in keiner Sache, die er ganz unabhängig zu entscheiden hatte, irgend ein Zugeständnis gemacht habe. Er habe gewissenhaft beobachtet, was ihnen an Rechten auf Grund des westfälischen Friedens zustehe. Handle es sich um die Ernennung eines Geistlichen oder Predigers, so entscheide er sich stets für die ruhigste Persönlichkeit und womöglich für den weniger gelehrten und mindestens in religiösen Dingen weniger fanatischen Bewerber. Der König von Preußen beunruhige ihn oft, indem er Vergünstigungen für die Protestanten verlange, aber er bleibe in solchen Fällen immer standhaft, so auch jetzt, da der preußische Gesandte Baron von Brand anwesend sei, um einige angebliche Religionsbeschwerden zur Sprache zu bringen. Wenn der König sich dafür verwende, daß eine neue protestantische Kirche in den Herzogtümern Jülich und Berg eröffnet werde, so gebe er seine Zustimmung stets nur unter der Bedingung, daß der König verspreche, den Katholiken in einer seiner Städte oder Ortschaften ebenfalls die Eröffnung einer Kirche zu gestatten. Er erzählte ihm ferner, daß vor einiger Zeit eine junge Holländerin, die zur katholischen Religion übergetreten und Nonne geworden sei, sich in seine Staaten geflüchtet habe. Darauf hätten die Generalstaaten ihre Auslieferung verlangt und für den Fall einer Weigerung gedroht, gegen alle Katholiken in Holland mit größter Strenge vorzugehen, so daß der Nuntius in Brüssel, Msgr. Molinari, ihm aufs dringendste geraten habe, das Mädchen auszuliefern, um nicht die holländischen Katholiken der größten Gefahr auszusetzen. Er aber habe, während die Verhandlungen mit

Digitized by Google

den Generalstaaten schwebten, veranlaßt, daß das Mädchen seine Staaten verlasse und in ein Kloster der Diöcese und des Kurstaates Köln aufgenommen werde. Er vermute, daß der Kurfürst von Köln sie ebenso wieder aus seinem Gebiet entfernt habe und das Mädchen inzwischen in Sicherheit gebracht worden sei. — Im weiteren Verlaufe des Gespräches gab der Kurfürst ihm die Versicherung, daß unter den Dominikanern, Augustinern und Karmelitern seines Landes sich auch nicht ein einziger Gebildeter und Studierter oder in den weltlichen Geschäften Bewanderter finde. — Der Kurfürst versicherte ferner, daß er bei der Nominierung zu den katholischen Pfarreien seines Patronates weder Gnaden austeile noch Empfehlungen berücksichtige, sondern die Prüfung nach Vorschrift des Konzils von Trient machen lasse, sobald die Priester beginnen, als Vikare bei Pfarreien verwendet zu werden. Bei diesen Prüfungen hat jeder Kandidat nicht nur die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten, sondern er muß auch eine Predigt halten. Infolgedessen habe einmal bei einer solchen Prüfung, da der Kandidat zwar alle Fragen gut beantwortet, aber nicht gepredigt habe, einer der Examinatoren seinen Prüfungsbescheid in den lakonischen Worten abgegeben: Bene respondit, sed nihil dixit. Hinsichtlich der Kanonikate, habe der Kurfürst fortgefahren, mache er sich kein Gewissen daraus, sie nach Gunst und Belieben zu vergeben, freilich nur an würdige Bewerber. — Der Kurfürst sprach sich auch über die wichtige Frage der Reue aus und wollte nicht zugeben, daß sie, auch verbunden mit dem Sakrament der Buße, wenn sie nicht aus Liebe zu Gott erweckt werde, zur Rechtfertigung ausreiche. Er setzte den Fall, daß einer, der stets einen höchst ungeordneten Lebenswandel geführt und nie etwas aus Liebe zu Gott gethan habe, wenn es zum Sterben komme, aus Furcht vor den ihm bevorstehenden Höllenstrafen beichte, aber nur eine unvollkommene Reue erwecke. Ob es möglich sei, daß ein solcher im Stande der Gnade sterbe, wenn er nicht das erste Gebot der Liebe zu Gott befolgt habe und in das Jenseits abberufen werde, ohne jemals dieses große Gebot erfüllt zu haben? — Er sprach u. a. auch von Maubert[80]), den er einen grundschlechten Menschen nannte, sowohl in politischer als in religiöser Hinsicht, er habe mehrmals mit seiner Religion Verstecken gespielt, so daß man ihm keinen Glauben schenken könne. Als er in Mannheim in Haft gewesen sei, habe ihn der sächsische Gesandte, Herr von Riaucour, als Sekretär oder Rat seines Hofes reklamiert. Er selbst habe darauf erklärt, daß er nicht

Digitized by Google

wisse, welchen Erfolg diese Reklamation haben werde, daß er aber der Regierung schon Auftrag gegeben habe, ihn über die Sachlage zu unterrichten und ohne sein Wissen in dieser Angelegenheit nichts weiter zu unternehmen. Aber während diese Anordnung ihren geschäftlichen Gang durch verschiedene Behörden machte, ließ man in aller Eile den Gefangenen fortbringen und an das Ordinariat in Worms abliefern. Und so erhielt dann Herr von Riaucour den Bescheid, die Befehle des Kurfürsten seien nicht rechtzeitig eingetroffen, er möge sich nach Worms wenden. — Der Kurfürst sprach sich sehr lobend über den Dekan der Pfarrkirche von Mannheim aus und erzählte Garampi, als es sich um die Besetzung dieser Pfründe gehandelt habe, sei die ganze Gemeinde bei ihm zu gunsten dieses Priesters, der damals Pfarrer in einer Landgemeinde war, vorstellig geworden. — Von der Universität Heidelberg hörte Garampi, daß sie von den Reformierten stark besucht werde, da sie, wenigstens in diesem Teile des Reiches, eine der wenigen diesem Bekenntnisse Zugehörigen sei. Die ungarischen Reformierten hätten hier ein Kollegium oder Seminar. — Bezüglich der Lutheraner erfuhr er, daß ihnen in der Pfalz die öffentliche Religionsübung nicht gestattet sei. Da im Jahre 1705 die Zahl der Katholiken in der Pfalz sich vermehrt habe, sei von der geistlichen Verwaltung eine Teilung der Kirchengüter erfolgt, die während der Regierung des nichtkatholischen Kurfürsten sich ausschließlich im Besitz der Reformierten befanden. Nach dem Verhältnis der Zahl der Kirchen, welche zu jener Zeit die Katholiken und die Reformierten inne hatten, wurde festgesetzt, daß von den gesamten Erträgnissen der Kirchengüter zwei Teile die Katholiken und fünf die Reformierten erhalten sollten, daß in jeder Stadt oder Ortschaft, wo sich sieben Kirchen befänden, den Reformierten die 1., 3., 5., 6., und 7., den Katholiken die 2. und 4. zur Auswahl überlassen seien. Die Lutheraner, Wiedertäufer und andere Sekten genössen keine öffentliche Religionsübung, hätten daher keinen Anteil an den Kirchengütern und müßten ihre Geistlichen auf eigene Kosten unterhalten. Der Minister von Zettwitz sagte ihm, die Zahl der Kirchen, für welche die geistliche Administration zu sorgen habe, belaufe sich auf rund 400. — Garampi wurde auch mitgeteilt, daß vor einiger Zeit ein reicher Jude ein großes Kapital zum Zweck einer Stiftung hinterließ, die sodann in Mannheim zum Unterhalt von 12 Rabbinern ins Leben trat. Es wurden aus den Zinsen ebensoviele jährlich auszuzahlende Präbenden gemacht, welche den verdientesten Rabbinern ver-

Digitized by Google

liehen werden, die sich somit gewissermaßen jüdische Kanoniker nennen können. — In Mannheim sah Garampi ein Büchlein mit dem Titel: «Justiniani Frobenii epistola ad Justinum Febronium. Bullionii 1765.» Es ist eine kleine Sammlung von Bemerkungen gegen Febronius. Es hieß auch, Friedrich Barth von Leipzig habe eine Abhandlung gegen Febronius drucken lassen, in der nachgewiesen sei, daß der Primat des Papstes nicht der einzige Punkt sei, der die Protestanten von der Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche abhalte, sondern daß es noch viele andere Gründe dagegen gebe.

Am 13. August fuhren die römischen Prälaten zu einer großen Jagd, welche der Kurfürst von der Pfalz zu Ehren des Kurfürsten von Mainz in der Nähe von Heidelberg veranstaltet hatte. Dieser war am Nachmittag des 11. August um 4 Uhr unter dem Donner der Geschütze durch Mannheim nach Schwetzingen gefahren, wohin sich am gleichen Tage auch jene begaben. Msgr. Oddi mit dem französischen Gesandten und dessen Gemahlin und mit dem preußischen Gesandten in eigenem Wagen, Garampi im Gefolge des Kurfürsten in einem Hofwagen mit dem General Radenhausen, mit dem Domdekan von Worms und dem dortigen Domherrn Baron von Roll. Man verließ Schwetzingen um 7 Uhr früh und kam um 8½ in Heidelberg an. „Die Hauptstraße, welche die Stadt ihrer ganzen Länge nach durchzieht, war mit Bäumchen geziert, welche auf beiden Seiten der Straße alle zwei Schritte eingepflanzt waren. Längs der Straße bildete die Miliz Spalier und stand viel Volk. Die Dominikaner, Kapuziner und Jesuiten waren in Reihen vor ihren Kirchen aufgestellt. Am Ende der Stadt wurden Barken bestiegen, die am Ufer des Neckars bereit lagen, um die Gäste zwei Stunden weit flußaufwärts zum Jagdgrund zu bringen. Acht Barken waren für den Hof bestimmt, sämtlich innen und außen sehr hübsch mit Laub und Blumen verziert. Die prachtvolle Jacht für die beiden Kurfürsten und die Adeligen vom höchsten Rang, ein Schiff wie der Bucentaur, wurde von vielen Pferden gezogen. Außen wechselte Laub mit Blumen, im Innern hingen Citronen, Pfirsiche, Trauben und andere Früchte an vielfarbigen Bändern von der Decke. Den Hofbarken, die zum größten Teil eigens für solche Gelegenheiten gebaut waren, fuhr vorauf und folgte eine große Zahl anderer kleiner Schiffe und Barken von Privatleuten. Es sollen deren etwa 150 gewesen sein, und trotz der Kürze der Fahrt sei für die kleinsten Fahrzeuge, die nicht mehr als fünf bis

Digitized by Google

sechs Personen faßten, eine Miete von 12 bis 14 Gulden bezahlt worden. Die kurfürstliche Jacht geleiteten Musikbarken, in denen von Oboen, Flöten, Fagotten, Pauken, Trommeln, Trompeten, Jagdhörnern, Klarinetten und anderen Instrumenten der türkischen Musik sehr schöne Konzerte aufgeführt wurden. An den Ufern des Neckars sah man unausgesetzt Staats- und Mietswagen, Fußgänger, Soldaten und Dorfmilizen sich hin und her bewegen, die letzteren gaben zu Ehren der Kurfürsten Gewehrsalven ab. Die ganze Fahrt war prachtvoll, nicht nur durch alle diese festlichen Veranstaltungen, sondern vor allem durch die liebliche Gegend im Neckarthal. Der Neckar fließt am Fuße hoher Berge vorüber, die zum großen Teil sehr bewaldet und mit vielen Dörfern bevölkert sind.

„Als man am Ziele der Reise angelangt war, erblickte man zur Rechten einen hohen und steilen Berg, auf dem die Bäume und das Gestrüppe vollständig abgehauen waren und den man wie eine Gartenanlage mit Arabesken aus vielfarbigen Erdarten und mit einer Anzahl bemalter Statuen, die an verschiedenen Stellen symmetrisch aufgestellt waren, verziert hatte. Auf dem Gipfel des Berges und der Anlagen war ein großes Thor aus Laubwerk, aus welchem das von etwa 80 Jägern in grünen silbergestickten Uniformen bewachte Wild hervorbrechen sollte. Unten am Ufer des Flusses war ein bemalter Holzbau aufgeführt, der einen Palast mit einer langen Säulenhalle in der Mitte vorstellte. An den beiden Ecken dieses Palastes, die sich bis zum Flusse erstreckten, waren vorgebaute Pavillons mit Balustraden, in denen sich Musikanten mit Blasinstrumenten aufstellten. Im Flusse sah man ein aus Holz errichtetes Gerüst, das mit Ornamenten und bemalten Figuren verziert war.

„Zur Linken erhoben sich andere Berge, auf denen alle Zuschauer verteilt waren. Der Anblick dieser Volksmenge war sehr anmutig: man sah sicher 10000 Personen, alle in verschiedenen, aber durchweg heiteren und festlichen Anzügen. Um sich vor der Sonne zu schützen, hatten viele Schirme aus Seidentaft in wechselnden Farben aufgespannt. Um den Anblick noch hübscher zu gestalten, war auf einem der Berge aus bemalten Brettern ein Haus improvisiert worden.

„An dem Gerüst angelangt, begaben wir uns von der kurfürstlichen Jacht über eine Brücke auf eine runde Plattform, die auf mehreren Barken ruhte und von einem großen Zelt bedeckt war.

„Als das Zeichen zur Jagd gegeben war, begann man aus dem Thore auf der Höhe der Anlagen die Hirsche in Trupps von 12, 15

Digitized by Google

und 20 herauszutreiben. Nachdem sie eine Zeit lang hin und her geirrt waren, liefen sie oder wurden sie von den Treibern nach dem Thore des am Flusse gelegenen Gebäudes gedrängt, wo sie sich in das Wasser warfen. Sie schwammen dann au dem großen Zelt vorüber, wo die zwei Kurfürsten mit Büchsen auf sie schossen. Der Kurfürst von der Pfalz hatte die Artigkeit, Msgr. Oddi zu fragen, ob er auch schießen wolle, aber dieser dankte. Eine solche Auszeichnung fiel sehr auf, da keiner der andern anwesenden Gesandten eine gleiche Aufforderung erhielt.

„Sobald eines der Tiere getroffen war, eilte eine vierruderige Barke mit einem Jäger herbei, welcher den Hirsch beim Geweih ergriff und an das Ufer zog, damit er nicht untersinke. — Um 1 Uhr nachmittags hatte die Jagd ein Ende. 104 Hirsche waren erlegt. Man begab sich an das Ufer, wo Strecke gemacht worden war, um sie zu besichtigen.

„In das Zelt zurückgekehrt, fanden wir eine große Tafel gedeckt, an der wir, im ganzen 40 Personen, die Minister, Damen u. s. f. mit den Kurfürsten speisten. Auf der kurfürstlichen Jacht speisten an zwei Tischen je 20 Personen von Adel. — Gegen 4 Uhr nach Aufhebung der Tafel bestiegen wir wieder die kurfürstliche Jacht und begannen neckarabwärts die Rückfahrt nach Heidelberg, stets begleitet von den übrigen Barken, unter dem Klang der Instrumente und von Zeit zu Zeit durch Gewehrsalven der am Ufer aufgestellten Milizen begrüßt. Einige Barken fuhren vorauf und aus ihnen wie von beiden Ufern wurden Feuerwerke in die Höhe oder auf das Wasser losgelassen. — Bei Heidelberg landete man gegen 7 Uhr, bestieg die Hofwagen und kehrte nach Schwetzingen zurück, wo die Ankunft um 8 Uhr erfolgte. — Die ganze Veranstaltung war in der That eine der großartigsten, die man sich denken konnte. Es wetteiferten miteinander die Schönheiten der Natur in dem zur Jagd ausgewählten Landstriche, der Jubel des herzugeströmten Volkes, die Eigenartigkeit des mitten im Wasser gegebenen Schauspieles und die Besonderheit der Pracht und Ausschmückung. Man erzählt, der Kurfürst habe für den Pomp dieses einen Tages die Summe von 20 000 Gulden verausgabt. Während drei Wochen waren etwa 300 Landleute mit der ermüdenden Arbeit beschäftigt, die große Zahl von Hirschen aus den benachbarten Bergen in den für die Jagd bestimmten Zwinger zusammen zu treiben. Alle erlegten Hirsche wurden sofort verteilt, die einen an die Jäger

Digitized by Google

selbst, die andern erhielten Klöster und verschiedene Personen zum Geschenk.

„Am 14. August fand zu Ehren des Kurfürsten von Mainz eine Galatafel statt, dieser saß in der Mitte des Tisches, ihm zur Linken die Kurfürstin und der Kurfürst von der Pfalz, die Gemahlin des französischen Gesandten, Msgr. Oddi, der preußische Gesandte; zur Rechten eine Hofdame, die Gräfin von Brieu, der französische Gesandte, die Gräfin Hatzfeld, der holländische Gesandte. Nach Tische verabschiedete sich der Kurfürst von Mainz und wurde von dem Kurfürsten von der Pfalz bis vor das Thor des Schlosses geleitet, wo dieser stehen blieb, bis sein Gast in den Wagen gestiegen und abgefahren war. Als die beiden Kurfürsten aus dem Gartensaale traten, stellte sich der P. Rektor der Heidelberger Jesuiten vor, um dem Kurfürsten von Mainz glückliche Reise zu wünschen. In seiner Ansprache sagte er, er wünsche ihm den reichsten Segen. Darauf antwortete der Mainzer: Qualem benedictionem? Der P. Rektor sagte: Coelestem, und jener erwiderte: Coelestem utique, non vero Jesuiticam aut restrictivam. Über diese Antwort brachen die Anwesenden in lautes Gelächter aus. Garampi benachrichtigte davon sofort Msgr. Oddi, damit dieser mit dem P. Rektor ein Gespräch anknüpfe und dadurch der ganzen Versammlung zeige, wie sehr er den P. Rektor und die Gesellschaft Jesu hochachte."

An diese Erzählung knüpft Garampi die Bemerkung an, die Jesuiten seien am pfälzischen Hofe von jeher verfolgt worden und würden es noch. Dies sei die allgemeine Ansicht und ihm habe in dieser Richtung speziell der Oberjägermeister Baron von Hacke folgendes erzählt: Vor 14 Jahren habe der Koch des Heidelberger Seminars, ein Laienbruder der Jesuiten, von Wilddieben Hirschwildbret zu einem viel geringeren Preise gekauft, als man gewöhnlich dafür zahle. Dieses sei nicht nur im Seminar verzehrt, sondern auch an den Fleischer gegen Rindfleisch verhandelt worden. Man nahm an, daß solches Wildbret durch eine heimliche Pforte in der Gartenmauer hereingebracht worden sei und man daher den Koch nicht von dem Vorwurf einer unerlaubten Handlungsweise freisprechen könne, ja es sei sogar behauptet worden, daß man ihn dabei auf frischer That ertappt habe. Infolgedessen strengte der Oberjägermeister gegen das Seminar einen Prozeß an, der noch nicht entschieden sei. Es liege hier unzweifelhaft Beihilfe zum Vergehen der Wilddiebe vor, und da ein Wilddieb, der

Digitized by Google

von einem Jäger auf frischer That ertappt werde, getötet werden könne, ohne daß diesen Strafe treffe, so mache sich jemand, der Wildbret von einem Wilddiebe kaufe, gewissermaßen mitschuldig, wenn dieser fortfahre, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Der Kurfürst selbst sagte eines Tages bei der Tafel, er wolle ja nicht grausam gegen die Jesuiten sein, aber immerhin sei es nötig, ein Beispiel zu statuieren, um ähnlichen Betrügereien vorzubeugen, insbesondere da es sich um eine lange, ununterbrochene Kette von Vergehen handle. Die Seminaristen hätten sich sogar beklagt, daß sie häufig Hirschwildbret essen müßten, welches hart und wenig wohlschmeckend sei. Der Minister Zettwitz habe jedoch geäußert, die Strafe werde wohl nicht allzu hart ausfallen, entsprechend der angebornen Güte des Kurfürsten und seiner Verehrung für die geistlichen Orden. Und in diesem Sinne habe sich der Kurfürst selbst gegen Msgr. Oddi geäußert.

Am 15. August wohnte Garampi der feierlichen Vesper in der Jesuitenkirche in Mannheim bei und bemerkte, daß man dort nur die Psalmen und das Magnifikat sang, dagegen die Antiphonen und den Hymnus wegließ. Das Hochamt dieses Tages (Mariä Himmelfahrt) wurde nur von einem Priester ohne Diakon und Subdiakon gehalten, wohl aber waren sechs bis acht Kerzenträger in Chorhemden dabei. — Der Dekan von Mannheim versicherte ihm, daß in seiner Pfarrei, der einzigen in dieser Stadt, nur 10500 Katholiken seien, zu denen nur noch die geringe Zahl jener hinzukomme, die im Schloßbezirk wohnen, deren Seelsorge den Jesuiten übertragen sei, sowie die 3—4000 Mann der Besatzung, denen die Kapuziner die Sakramente spenden. Der Dekan glaubt, daß die Zahl der in Mannheim lebenden Protestanten und Juden die gleiche sei. Die Einwohnerzahl der ganzen Stadt belaufe sich auf 25—26000 Seelen.

Über Febronius erfuhr Garampi um diese Zeit, daß das Buch endlich in Wien verboten worden sei, und daß der Buchhändler Trattner in Wien, der bei Eßlinger in Frankfurt schon 2—300 Exemplare bestellt, den Auftrag alsbald zurückgezogen habe. Es werde aber schon eine zweite Auflage verbreitet und der Verfasser bereite eine dritte vor, in welcher an gehöriger Stelle alle Berichtigungen und Zusätze eingereiht werden sollen, die sich am Schlusse der ersten Auflage befinden. Das Buch sei auch bereits ins Deutsche übersetzt, und in dieser Übersetzung sei der Text verschlimmert. Von einer vertrauenswürdigen Person erfuhr Garampi ferner, der Verfasser des

Digitized by Google

Febronius, der Weihbischof Hontheim von Trier, sei sehr überrascht gewesen, daß die drei geistlichen Kurfürsten sein Buch verboten hätten, da er von ihnen im Gegenteil ein volles Einverständnis mit dessen Inhalt vorausgesetzt habe[81]).

Am 6. September fuhr Garampi nach Heidelberg, um dort am folgenden Tage der Promotion einiger Jünglinge zu Doktoren der Philosophie und anderer zu Baccalaureen beizuwohnen. „Die Feierlichkeit vollzog sich im großen Saale der Universität unter starker Beteiligung. Alle Professoren versammelten sich im Jesuitenkollegium bei dem Professor der Philosophie, welcher die Kandidaten zu promovieren hatte, und nachdem man dort eine kleine Erfrischung eingenommen hatte, begab man sich um 8 Uhr zur Universität. Die protestantischen Professoren betraten den Saal erst, nachdem die Kandidaten das Glaubensbekenntnis abgelegt hatten. — Die Professoren hatten ihre Plätze rechts vom Eingang, die Kandidaten standen gegenüber der Eingangsthüre. An erster Stelle saß der Rektor Magnifikus, in welcher Würde je ein Katholik und ein Protestant abwechseln, dann kam der vom Kurfürsten von der Pfalz ernannte Kanzler der Universität, der dem die Promotion leitenden Professor die Ermächtigung erteilte, den Kandidaten die Grade auctoritate apostolica et imperiali zu verleihen, hierauf folgten die Professoren der Theologie, sodann jene der Jurisprudenz, endlich jene der Artistenfakultät. Jesuiten und Protestanten saßen, jeder nach seinem Range, untereinander. Jeder trug über der Schulter ein Mäntelchen von rotem oder blauem Sammet mit goldenen Borten und auf dem Kopfe ein blaues Barett. Die zur Magisterwürde promovierten Kandidaten trugen ein ähnliches Mäntelchen und Barett von blauer Farbe, doch nicht von Sammet, die Baccalaureen ein Mäntelchen, das nur eine Schulter bedeckt." — Garampi mißfiel es, daß bei der Verleihung der Grade man sich einer Formel bediente, als ob es sich um ein Sakrament handle. Sowohl bei Überreichung des Ringes als des Buches hieß es: Accipe in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Besser wäre es gewesen, zu sagen: ad honorem oder ad gloriam SS^{ae} Trinitatis. — „Nach vollzogener Promotion verlas der Syndikus mit lauter Stimme einige Abschnitte, welche auf Befehl des Souveräns von allen Promovierten beschworen werden müssen. Eigentlich haben diese keine besondere Bedeutung, doch wunderte mich, daß einer derselben das strengste Stillschweigen über alles auferlegt, was sich bei der Prüfung der zu Pro-

Digitized by Google

movierenden zutrug. — Nach Schluß der Feierlichkeit gingen die Professoren und die Promovierten paarweise in die Jesuitenkirche und wohnten dort der hl. Messe bei. Am Eingang der Kirche zogen sich die Protestanten zurück. Am nächsten Tage gehen alle neu Promovierten zur hl. Kommunion."

Wiederholt nahmen Msgr. Oddi und Garampi auch nach ihrer Rheinreise noch Aufenthalt am Hofe des Kurfürsten von Mainz. An seiner Tafel machten sie die Bekanntschaft des holländischen Gesandten von Wartensleben. Dieser machte ihnen allerlei Mitteilungen über Holland und das benachbarte Westfalen. Aus diesem Lande kämen viele Leute nach Holland, um beim Ackerbau Arbeit zu suchen. Diese genössen beim Eintritt wie beim Austritt Zollfreiheit für alles, was sie auf dem Rücken trügen. In den Niederlanden werde, da dem Hause Oranien ein männlicher Erbe fehle, die Würde des Statthalters auf das mit dem letzten Statthalter am nächsten verwandte Glied der weiblichen Linie übergehen. Den fremden Gesandten werde der gleiche Rang wie dem Statthalter eingeräumt. Doch hätten sie dem Statthalter den ersten Besuch zu machen, würden von ihm am Wagen erwartet und erhielten den Platz an seiner rechten Seite. Beim Gegenbesuche des Statthalters würden dann diesem gegenüber die gleichen Formen beobachtet. — Vom Kurfürsten von Trier erzählte Wartensleben, daß er für den Verzicht auf die ihm sicheren, wenn auch nur wenigen Stimmen für die Wahl zum Bischof von Hildesheim zu Gunsten des Prinzen Clemens von Sachsen vom König von Frankreich ein Geschenk von 60000 Livres in barem Geld und eine Abtei in Frankreich erhalten habe. — Mit dem preußischen Gesandten beim oberrheinischen Kreise, von Brand, wechselten die Prälaten Besuche. Er erzählte ihnen, daß der Baron von Plotho sich gegenwärtig auf seinen Gütern im Bayreuthischen aufhalte. Nachdem er Botschafter bei der Krönung in Frankfurt gewesen, passe es ihm nicht, fortan als Gesandter beim Reichstag in Regensburg zu residieren, und er werde denn auch vermutlich bald auf einen höheren Posten befördert werden[82]). Brand hat seinen dauernden Wohnsitz in Frankfurt. Den Gesandtenposten hat er auf seinen besonderen Wunsch erhalten, der König von Preußen giebt ihm kein Gehalt. — Vom Baron Erthal hörte Garampi, ein französischer Abbé Vallart arbeite an einem Buche, in welchem der Beweis geführt werden solle, daß nicht Thomas a Kempis, sondern Gerson der Verfasser der „Nachfolge Christi" sei.

Digitized by Google

Während ihrer Anwesenheit in Mainz fuhr eines Tages der Kurfürst mit großem Gefolge in das Cisterzienserkloster Erbach, vier Stunden von Mainz entfernt, um dort zu speisen. Garampi wurde erzählt, daß eine solche Mahlzeit dem Kloster jedesmal eine Ausgabe von mindestens 1000 Thalern verursache, besonders durch den großen Weinverbrauch. Die Weine würden nach der Höhe ihres Alters geschätzt und es gebe noch Sorten, die aus dem vorigen Jahrhundert stammten. Die kostbarsten Jahrgänge des gegenwärtigen Jahrhunderts seien 1719, 1744 und 1758. — Garampi besuchte auch den ihm von seinem früheren Aufenthalte her bekannten Weihbischof Würdtwein und besichtigte dessen Sammlung alter Münzen, deren Zahl man auf 20000 schätzt. Er sprach mit Garampi von dem früheren Umfang der Mainzer Diöcese und versicherte ihm, zur Zeit der Reformation seien etwa 2000 Pfarreien in die Hände der Lutheraner gefallen und 200 Abteien säkularisiert worden. Er teilte ihm auch mit, daß in die kurfürstliche Kammer die Einkünfte von 20 ihr einverleibten Abteien flössen, unter denen die bedeutendste Lorsch sei. — Würdtwein beschwerte sich über die große Zahl der Dispensen, die aus Rom kämen und Freitags und Samstags den Genuß von Fleisch erlaubten, während in Deutschland die bischöflichen Kurien solche Dispensen niemals gäben. Garampi war auf das Äußerste erstaunt über diese Strenge bezüglich des Abstinenzgebotes an Freitagen und Samstagen, da man doch jährlich Dispense von der Befolgung des Verbotes Fleisch zu genießen auf die Dauer der ganzen Fastenzeit erteile und auch gestatte, abends eine Kleinigkeit, wenigstens Suppe zu essen. — Würdtwein sagte ihm ferner, das Generalvikariat wolle den Wortlaut des Verbotes des Febronius nicht veröffentlichen, um nicht genötigt zu sein, diese Maßregel zu rechtfertigen, wenn der Verfasser sie einer Erörterung unterzöge. — Vom Kanonikus von Eckart, geistlichem Rat und Fiskal der Mainzer Kurie, sowie vom Baron Lothar Erthal, Geheimrat des Kurfürsten, einem sehr klugen und belesenen Kavalier, erhielt Garampi verschiedene Schriften zum Geschenke. Er erfuhr auch, daß ein Licentiat Carove, der schon früher ein Büchlein gegen die Atheisten veröffentlicht hatte, gegenwärtig ein neues Werk wider Johann Christian Edelmann[83]) von Berlin vorbereite, der im Jahre 1746 sein Glaubensbekenntnis in einem Quartband herausgab. In demselben habe er sich zu einem nahe an den Atheismus grenzenden Deismus bekannt. Auf Betreiben von Protestanten sei dieses Buch in Frankfurt verbrannt worden.

Digitized by Google

Einen anderen Besuch beim Kurfürsten von Mainz machten die Prälaten in Lorsch. Von Mannheim kommend, fuhren sie durch einen großen, dem Kurfürsten von der Pfalz gehörigen Wildpark, der durch einen hölzernen Zaun eingehegt war. Über eine Stunde währte die Fahrt durch diesen Park, dann gelangte man in den Lorscher Wald und hierauf in das gleichnamige Dorf, wo von dem alten Kloster nur noch spärliche Reste vorhanden waren, darunter ein Teil des Schiffes der Kirche, welches jetzt profanen Zwecken diente. Der Kurfürst empfing sie überaus gnädig und verhandelte eingehend mit Msgr. Oddi über die Styrumsche Angelegenheit. — Von dem Großkanzler von Trier hörte Garampi, daß Hontheim sich seit Anfang August in Koblenz aufhalte, daß er der Würde des Weihbischofs entsagen wollte, wie er vor zwei Jahren das Offizialat aufgab, daß ihn jedoch der Kurfürst davon abgehalten habe. Man glaubte, daß der Grund seines damaligen Rücktritts das skandalöse Betragen des Domdekans gewesen sei[84]), der, indem er sich in alle Geschäfte einmischte, die anderen Minister verhinderte, nach Recht und Gerechtigkeit zu handeln. — Der Domdekan von Worms, Baron von Wald, versicherte, daß die beiden Bistümer Mainz und Worms im letzten Kriege durch das Kontingent, welches sie zum kaiserlichen Heere stellten, und durch die zu leistenden Lieferungen mit einer Ausgabe von nahezu sieben Millionen belastet worden seien. — Der nämliche berichtete, daß er gegen die Bewilligung des Zehnten, den der Klerus auf Befehl Papst Benedikts XIV. beim Beginne dieses Krieges dem Kaiser zu entrichten hatte, lebhaften Widerspruch erhoben habe. Zunächst sei zu beklagen gewesen, daß man bezahlen mußte, ohne den Wortlaut der nie veröffentlichten päpstlichen Anordnung zu kennen. Ferner sei bei diesem Anlaß eine bisher nie gebräuchliche Bestimmung eingeführt worden, nämlich die Verpflichtung jedes Pfründenbesitzers, auf seinen Eid die wirkliche Höhe seiner Einkünfte anzugeben. Er gestand unverhohlen, daß er diese Erklärung nicht wahrheitsgemäß abgegeben habe, um nicht den Rechten seiner Kirche und seines Dekanates zu präjudizieren, insbesondere aber da die Anfrage von einer Seite gestellt worden sei, die keine rechtliche Gewalt über den Klerus besitze. Er fügte bei, daß die Abgeordneten der beiden Domkapitel übereingekommen seien, künftig in ähnlichen Fällen dem Kaiser lieber eine freiwillige Beisteuer zu entrichten. — Der kurmainzische Kanzler Forster sagte Garampi, daß jeder neugewählte Bischof von Fulda bei dem Kurfürsten die Erlaubnis zur Ausübung

Digitized by Google

der Jurisdiktion nachsuchen müsse. Der jetzige Bischof und sein Vorgänger hätten dieses unterlassen und der Kurfürst wolle nunmehr seine Ansprüche geltend machen, insbesondere um die Bulle der letzten Ernennung abändern zu lassen, in welcher es gelungen sei, Klauseln einzuschmuggeln, die der Konstitution des genannten Bistums widersprechen. — Über die Wahl eines neuen Domdekans von Bamberg wurde Garampi erzählt, daß bisher schon 52 Abstimmungen stattgefunden hätten, ohne ein Ergebnis zu erzielen. Die beiden stärksten Parteien im Domkapitel seien für Erthal und Beth.

In Aschaffenburg, wohin sich der Kurfürst gegen Ende des Monats August begab und die römischen Prälaten ihm folgten, wurden die Verhandlungen über den Fall Styrum fortgesetzt. Von dem dortigen kurfürstlichen Palast sagt Garampi, er sei eine der prächtigsten fürstlichen Residenzen, die er in Deutschland gesehen habe. „Er bildet ein großes Quadrat, welches an jeder Ecke durch einen großen Turm flankiert ist, der neun Reihen von Fenstern übereinander enthält und zu dessen Spitze vom Hofe aus 185 Stufen emporführen. Der ganze Bau ist in solidester Bauart aus rotem Sandstein ausgeführt. Die Architektur, die namentlich in den Verzierungen der Fenster an antike Motive anklingt, macht den vorteilhaftesten Eindruck. Die Dächer sind nicht mit Stukkatur, sondern mit erhabener Arbeit aus weiß gestrichenem Blei verziert. Im Jahre 1618 begann der Kurfürst Johann Schweickard[85]) diesen großen Bau, durch den sich der Kurstaat mit einer Schuldenlast von mehreren Millionen belud, die noch nicht ganz abgezahlt sind. Der Palast ist auf drei Seiten von einem tiefen Graben umgeben, auf der vierten stößt er an den Main, über dem sich auf einer gewaltigen Substruktion ein schmaler Garten erhebt. Die Wohngemächer sind nicht von besonderer Pracht, vor dem Audienzzimmer des Kurfürsten befinden sich nur zwei Vorzimmer. Eine Haupttreppe ist nicht vorhanden, vielmehr führen zu den Zimmern der oberen Stockwerke nur die in den vier Türmen angebrachten Wendeltreppen. Von dem erwähnten Garten gelangt man durch Wandelgänge in den Garten der Kapuziner mit reizenden Spazierwegen.

„Sehr sehenswert ist der Kaisersaal des kurfürstlichen Palastes. Er ist ziemlich niedrig, aber an der Decke ist eine große Zahl von Reliefs aus der Geschichte der römisch-deutschen Kaiser angebracht. Da der Stuck sich nicht dazu eignet, das Gewicht dieser Reliefs festzuhalten, so sind sie alle aus Blei gemacht und äußerst sorgfältig ausgearbeitet.

Digitized by Google

Auch andere Teile des Palastes sind in gleicher Weise geziert, eine in der That eigentümliche Prachtentfaltung. An den Wänden des Kaisersaales befinden sich die lebensgroßen Porträts aller Kurfürsten.

„In diesem Palaste wird auch das Archiv des Reichserzkanzlers — welches Amt die Kurfürsten von Mainz inne haben — und des Reichskammergerichts aufbewahrt. Unter Führung des Domdekans Würdtwein nahm Garampi davon Augenschein und besichtigte mit besonderem Interesse eine Anzahl von Protokollen, welche Prozeduren dieses Gerichtes gegen den Nuntius von Köln enthielten."

Im Laufe des September machten Msgr. Oddi und Garampi auch noch in Steinheim dem Kurfürsten von Mainz ihren Besuch und kehrten von da wieder nach Mannheim zurück.

Das Ergebnis aller dieser Reisen und Verhandlungen war schließlich der Erfolg der im päpstlichen Auftrag vertretenen Auffassung in der mehrerwähnten Angelegenheit des Grafen Styrum. Damit war auch die Mission der beiden römischen Prälaten in diesem Teile Deutschlands, in dem sie so lange verweilt hatten, beendigt. Sie waren froh, nach anstrengender Thätigkeit an die Heimkehr denken zu dürfen. Am 27. September schreibt Garampi in sein Reisetagebuch: «Illuxit dies redemptionis nostrae». War es auch eine interessante Zeit, die sie am deutschen Rhein und in seinen weiteren Umgebungen erlebt hatten, so war sie doch auch mühevoll und verantwortlich gewesen.

Noch einmal rasteten sie an dem gastlichen Hofe zu Bruchsal, dann ging die Reise durch Württemberg, Oberschwaben und Tirol in die italienische Heimat zurück. Der Reisebericht schließt am 18. Oktober mit der Ankunft in Bologna.

Digitized by Google

Anmerkungen.



Digitized by Google

Digitized by Google

[1]) De statu ecclesiae et legitima potestate romani pontificis liber singularis. Bullioni (Frankfurt) 1763.

[2]) Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, 2. Auflage. Freiburg. Bd. 6, S. 279.

[3]) D. Gregorio Palmieri, Viaggio in Germania, Baviera, Svizzera, Olanda e Francia compiuto vegli anni 1761—1763. Diario del Cardinale Giuseppe Garampi. Roma Tipografia Vaticana 1889. XXII. und 328 S. Lex.-8°.

Die in der Vorrede ausgesprochene Absicht, auch den Bericht über die Reise Garampis im Jahre 1764 zu veröffentlichen, wurde nicht verwirklicht.

[4]) Franz Konrad von Rodt-Busmanshausen, Bischof von Konstanz 1750—1775, Kardinal 1756.

[5]) P. Martin Gerbert Edler von Hornau, der bekannte Gelehrte, später 1764—1793 Fürstabt von St. Blasien.

[6]) Unter Abt Franz II. in den Jahren 1728—1747.

[7]) Meinrad Troger, Fürstabt von St. Blasien 1749—1764.

[8]) Vgl. Jos. Bader, Das ehemalige Kloster St. Blasien und seine Gelehrten-Akademie. Freiburg. Diöces.-Archiv, VIII. Bd.

[9]) Beide Werke sind nie erschienen.

[10]) Eisenwerk Albbruck, erbaut 1681. 1778 kaufte es das Kloster St. Blasien um 90000 fl.

[11]) Gedruckt in Mones Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. Bd. I, S. 112 ff.

[12]) Die Abtei Reichenau wurde dem Hochstift Konstanz einverleibt durch die Bulle Pauls III. vom 10. Februar 1538.

[13]) Friedrich Graf zu Zollern († 1427) war Abt von Reichenau gewesen.

[14]) Prior Meichelbeck lebte in Berlin als Kgl. Hofmeister und kämpfte von dort aus in Wort und Schrift für sein Kloster leidenschaftlich weiter.

[15]) Codex Praedestinatus (de haeresibus) von Primasius, jetzt in der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek. Pergament. IX. Jahrh.

[16]) Friedrich Freiherr Reutner von Weil 1758—1781.

[17]) Vgl. J. Barth, Gesch. der Stadt Stockach. 1894, S. 220 ff.

[18]) Vgl. J. Bader, Die ehemaligen breisgauischen Stände. Karlsruhe 1846, S. 252.

[19]) Den Freiherrn von Pfirt.

[20]) Bibliothekar im Kloster Melk; sein Hauptwerk sind die «Scriptores rerum Austriacarum».

[21]) Kardinal Passionei war päpstlicher Nuntius 1721—1731 in Luzern, 1731—1738 in Wien.

[22]) Die Gemälde des Hochaltars sind von Hans Baldung, gen. Grien; von Hans Holbein d. J. ist das Altarbild der Universitätskapelle.

Digitized by Google

[23]) Der Wiederaufbau des Schlosses nach seiner Zerstörung durch die Franzosen 1689 war 1706 durch den Markgrafen Ludwig Wilhelm beendigt worden.

[24]) August Georg, der letzte Markgraf von Baden-Baden 1761—1771.

[25]) Markgräfin Maria Viktoria, geborene Prinzessin von Aremberg.

[26]) Prinzessin Elisabeth blieb in der That unvermählt.

[27]) Augusta Maria Johanna, 1724 mit dem Herzog Ludwig von Orleans vermählt, starb 1728. Ihr einziger Sohn ist der Großvater des späteren Königs der Franzosen, Ludwig Philipp.

[28]) Markgraf Ludwig Georg (1707—1761) war in zweiter Ehe seit 1775 vermählt mit Maria Josepha, der Tochter Kaiser Karls VII.

[29]) Franziska Augusta Sibylla, die Witwe des Markgrafen Ludwig Wilhelm, geb. Prinzessin von Sachsen-Lauenburg, führte 1707—1727 für ihren ältesten Sohn Ludwig Georg die Regentschaft. Sie starb 1733.

[30]) Schloß Favorite wurde 1725 erbaut.

[31]) Joh. Daniel Schöpflin, der bekannte oberrheinische Historiker, ist 1694 zu Sulzburg (Amt Müllheim) als Sohn eines markgräfl. Beamten geboren. Er starb 1771 als Professor in Straßburg.

[32]) Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach 1709—1738.

[33]) Vgl. J. Bader, Kurze Geschichte der katholischen Pfarrgemeinde Karlsruhe (Freiburg. Diöces.-Archiv, XIII. Bd.).

[34]) Karl Friedrich, seit 1738 Markgraf von Baden-Durlach, der spätere erste Großherzog von Baden.

[35]) Karoline Luise, vermählt 1751, gest. 1783.

[36]) Erbprinz Karl Ludwig, geb. 1755, gest. 1801, Vater des späteren Großherzogs Karl. Prinz Friedrich, geb. 1756, gest. 1817.

[37]) Vorstand der Hofbibliothek 1765—1808, vorher zweiter Bibliothekar.

[38]) Franz Christoph von Hutten 1743—1770.

[39]) Vgl. J. Wille, Bruchsal, Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrh. (Badisches Neujahrsblatt 1897).

[40]) Philipp Christoph von Sötern, Bischof von Speyer, erhob die Stadt Udenheim zur Festung und gab ihr den Namen Philippsburg (1623).

[41]) Kurfürst Karl Philipp 1716—1742. Vgl. darüber Häußer, Geschichte der rheinischen Pfalz, II, 858 ff.

[42]) Christian Mayer, der bekannte Astronom und Direktor der Mannheimer Sternwarte (1719—1783).

[43]) Peter von Verschaffelt, Bildhauer und Architekt, aus Gent, lebte früher einige Zeit in Rom und seit 1752 als Hofbildhauer in Mannheim, wo er die Akademie der bildenden Künste gründete und an der Ausschmückung der Jesuitenkirche, des Zeughauses und des Schwetzinger Schloßgartens thätig war. Er starb 1793.

[44]) Prinz Joseph von Hessen-Darmstadt, Fürstbischof von Augsburg 1740 bis 1768.

[45]) Diese kamen 1772 in die Karlsruher Hofbibliothek.

[46]) Der spätere Großherzog Ludwig 1818—1830.

[47]) Die über 42000 Bände umfassende Bibliothek des sächsischen Grafen Heinrich von Bünau († 1762) wurde von der Kgl. Bibliothek zu Dresden um 40000 Thaler angekauft.

Digitized by Google

[48]) Kurfürst Karl Theodor 1742—1799.

[49]) Andreas Lamey, oberrhein. Geschichtsforscher, Sekretär der Mannheimer Akademie der Wissenschaften (1726—1802).

[50]) Cosmus Colini aus Florenz, Direktor des Naturalienkabinetts.

[51]) P. Berthier, französischer Kritiker und Theologe, gest. 1782.

[52]) Auch das Patronat der Stadtpfarrkirche zu Rastatt ging im Jahre 1784 durch Schenkung der Äbtissin und des Konvents des Klosters Lichtenthal an den erstgeborenen Sohn des Erbprinzen Karl Ludwig an das landesherrliche Haus über.

[53]) Markgraf Karl Friedrich, sein Oheim, Markgraf Karl Wilhelm Eugen, sein Bruder, Markgraf Wilhelm Ludwig. Über die Markgräfin Karoline Luise siehe von Weech, Aus alter und neuer Zeit, S. 103.

[54]) Über die durch Karl Friedrich eingeführte Seidenzucht vgl. Frhr. v. Drais, Karl Friedrich, I, 130 ff.

[55]) Schöpflin, Historia Zaringo-Badensis, 7 Bde. Karlsruhe 1763—66. 4°.

[56]) Urkunde, dat. Karlsruhe, 22. März 1764, worin zugleich die Ermächtigung zur Vornahme einer auswärtigen Kirchenbaukollekte enthalten ist (General-Landesarchiv).

[57]) Kaiser Franz I., der römische König Joseph II., Esterhazy, erster böhmischer Krönungsbotschafter.

[58]) Er war 1742 als Oberst über ein von ihm selbst geworbenes Regiment in den Dienst des Königs Karl Emanuel III. von Sardinien getreten und blieb dauernd im Verbande der sardinischen Armee; daher der piemontesische Sekretär.

[59]) Der hier nur vom Hörensagen berichtete Sachverhalt ist kurz folgender: Die katholische Gemeinde Karlsruhe richtete an den Markgrafen das Gesuch, ein neues Bet- und Schulhaus bauen zu dürfen. Daraufhin wurde das markgräfl. Bauamt mit der Prüfung der Sache beauftragt. Inzwischen traf ein Schreiben des Markgrafen von Baden-Baden ein, worin dieser sich für die Katholiken Karlsruhes angelegentlich verwendete. Karl Friedrich antwortete freundlich zusagend und bewilligte, auf das Gutachten der Baubehörde hin, die Aufführung des Neubaues (jetzt Zirkel 23), jedoch mit der Bedingung, daß der Grund und Boden, auf den dieser zu stehen komme, dem Markgrafen als Eigentum verbleiben und ihm ferner das Recht zustehen solle, den Bau jederzeit gegen Erlegung einer vorher zu bestimmenden Summe an sich zu ziehen. In dem hierauf nochmals von der ganzen Kirchengemeinde eingereichten Gesuch wird nicht nur diese Bedingung ohne weiteres angenommen, sondern zum Dank für das Entgegenkommen des Markgrafen außer einer Summe von 2000 fl. zur Erbauung eines Spitals auch noch ein beträchtliches Grundstück dem Gymnasium und der reformierten Kirche zugewendet. (Nach den Geh. Rats-Akten im General-Landesarchiv.)

[60]) Friedrich Samuel Schmidt von Rossan aus Bern, eifriger Forscher, besonders auf dem Gebiet der ägyptischen und römischen Archäologie, dessen Arbeiten u. a. mehrfach von der Académie des Inscriptions in Paris preisgekrönt wurden, kam 1764 nach Karlsruhe als Direktor der öffentlichen Bibliothek, der Münzsammlung und des Naturalienkabinetts. Späterhin wurde er von verschiedenen Fürsten, auch von dem Markgrafen von Baden, mit diplomatischen Missionen betraut. Er starb 1796. Vgl. H. Dübi, Zwei vergessene Berner Gelehrte aus dem 18. Jahrh. (Neujahrsblatt der litterar. Gesellschaft Bern 1894).

Digitized by Google

[61]) Heinrich Christian Frhr. von Senckenberg, Reichshofrat (1704—1768).

[62]) Damian Hugo Philipp von Schönborn, Kardinal, Bischof von Speyer 1716—1743.

[63]) Diese ist größtenteils der Alten Pinakothek in München einverleibt worden.

[64]) Emmerich Joseph von Breidenbach, 1763—1774.

[65]) Das Lustschloß Favorite bei Mainz (in der jetzigen „Neuen Anlage") wurde 1715 erbaut, 1793 zerstört.

[66]) Albrecht von Brandenburg, Kardinal, Kurfürst von Mainz 1514—1545.

[67]) Stephan Alex. Würdtwein, Domdekan und Suffraganbischof von Mainz, hervorragender Kirchenhistoriker († 1796).

[68]) Joh. Friedr. Karl von Ostein 1743—1763.

[69]) Johann Philipp von Walderdorf 1756—1768.

[70]) Franz Georg von Schönborn 1729—1756.

[71]) Johann Hugo von Orsbeck 1676—1711.

[72]) Maximilian Friedrich von Königseck-Rothenfels 1761—1784.

[73]) Joseph Clemens (1688—1723) und Clemens August (1723—1761) von Bayern.

[74]) Diese wurde später der Alten Pinakothek in München einverleibt.

[75]) Das Reichskammergericht wurde 1693 nach Wetzlar verlegt.

[76]) Johann Friedrich Schannat, hervorragender Kirchenhistoriker, gest. 1739.

[77]) Schulbrüder, identisch mit den früher genannten Piaristen (Patres piarum scholarum).

[78]) Das im westfälischen Frieden als „Normaljahr" festgesetzte Jahr 1624.

[79]) Guy Patin, berühmter Arzt und Satiriker, am meisten bekannt durch seine Briefe. Er starb 1672.

[80]) Jean-Henri Maubert de Gouvest, französischer Abenteurer, war anfangs Mönch, dann Soldat, Politiker, endlich Litterat. Er starb 1767.

[81]) Die Nachricht über das Verbot der Schrift in Wien bestätigte sich vorläufig nicht. Dieses erfolgte erst gegen Ende des Jahres 1764.

Der Frankfurter Buchhändler Eßlinger hatte unter den Pseudonym Guillelmus Eccardi das Buch verlegt. Ihm hatte Garampi während seines Aufenthaltes in Frankfurt den Namen des Verfassers, Hontheim, abgelockt. Vgl. O. Mejer, Febronius. Freiburg 1885, S. 61.

[82]) von Plotho nahm 1766 seinen Abschied als preußischer Reichstagsgesandter. Über sein Auftreten als Botschafter bei der Krönung in Frankfurt 1764 vgl. Goethes „Wahrheit und Dichtung".

[83]) Johann Christian Edelmann, berüchtigter theologischer Polemiker, starb 1767.

[84]) S. oben S. 51.

[85]) Johann Schweickard von Kronenberg, 1604—1626.

Digitized by Google

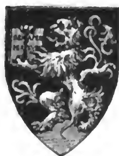
Neujahrsblätter
der
Badischen Historischen Kommission.
Neue Folge. 2.
1899.

Johann Georg Schlosser

als badischer Beamter.

Von

Eberhard Gothein.



Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1899.

Digitized by Google

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Digitized by Google

Die Regierung des Markgrafen Karl Friedrich wird immer ein höheres Interesse beanspruchen, als es sonst kleine Staaten von dem Umfange des damaligen Baden fordern können. Ihr geistiger Inhalt ist größer als ihre äußere Bedeutung; die Ideen, die vor der französischen Revolution, teils in Deutschland entstanden, zum größeren Teil von außen eingedrungen, die Geister beschäftigten, haben in der Markgrafschaft einen fruchtbaren Boden gefunden. Sie wurde zu dem interessantesten volkswirtschaftlichen Experimentierfeld; und der von jeder Leichtfertigkeit weit entfernte Ernst der hier wirkenden Männer hebt diese vielerlei, bald glückenden, bald mißlingenden Versuche hinaus über ein bloß dilettantisches Probieren. Eben deshalb konnte auf dem Gebiet der inneren Verwaltung mehr als auf dem der Politik eine gewisse Kontinuität gewahrt bleiben, als aus der kleinen Markgrafschaft ein größerer Mittelstaat wurde.

Unter den Männern, die in diesem alten badischen Staatswesen gewirkt und ihm sein Gepräge gegeben haben, gebührt dem Frankfurter Johann Georg Schlosser, dem Schwager Goethes, seiner geistigen Bedeutung nach unstreitig der erste Platz; nicht ebenso nach seinen Erfolgen. Es lagen in seiner Begabung wie in seinem Charakter Eigenschaften, die es ihm, trotz der bedeutendsten Leistungen, fast unmöglich machten, zu einem dauernden bedeutenden Erfolg zu gelangen. Auf jedem der Gebiete, auf denen er gewirkt — und auf welchem hätte er sich nicht versucht! —, hat man die höchsten Erwartungen von ihm gehegt; überall erschien er nicht nur als ein fruchtbarer Kopf, sondern als ein Bahnbrecher, in Wirklichkeit ist er es auf keinem geworden. Er konnte sich den Besten seiner Zeit anreihen, aber es hat ihm überall ein Zoll zur wahren Größe gefehlt, um es ihnen völlig gleichzuthun, und wo er mit ihnen in Kampf geriet, wie noch zuletzt mit Kant, hat

Digitized by Google

er deshalb gewöhnlich den kürzeren gezogen. An dem Mangel dieses letzten Zolles zur Größe hat sein ganzes Wesen gekrankt; hier findet auch jene Charaktereigenschaft ihre Erklärung, die auch sein praktisches Wirken bei der höchsten praktischen Begabung beeinträchtigt hat: die eigensinnige Rechthaberei, die sich ganz wohl mit inniger Gefühlswärme und weicher Stimmung verträgt. Diese Rechthaberei wird aber im Eindruck gemildert, weil sie stets mit sittlicher Begeisterung sich verbindet. Man gewährt diesem von sich und seiner Sache so ehrlich überzeugten Mann gern das Recht, zu sein, wie er ist, und man erfreut sich seiner seltenen Gabe, den Dingen eine Seite abzugewinnen, die andern entgeht.

Schlosser hat in einem Briefe an Merck, der doch auch eine wesentlich kritisch veranlagte Natur war, gemeint: der Unterschied zwischen Goethe und Merck auf der einen und ihm auf der andern Seite bestehe darin, daß jene aufbauten und er einreiße, jahrhundertelange Vorurteile bekämpfe; insofern kam er sich selber als Thomasius' Fortsetzer vor, während doch sein „Einreißen" sich gerade gegen jenen Rationalismus richtete, der mit Thomasius begonnen hatte. Niemand wird heute seine Stellung noch so bezeichnen, aber soviel ist richtig: er war eine Natur, die ihre Stärke am besten in der Opposition zeigte. So vertritt er denn auch im Baden Karl Friedrichs wesentlich die Opposition, und das Bild jener Zeit wäre schlechterdings unvollständig, wenn wir es nicht auch in seiner Beleuchtung erblickten. Und diese seine Opposition hat doch auch, wie sie in sehr vielen Punkten berechtigt war, manches geschaffen. Es ist der Mühe wert, zu sehen, wie ein bedeutender Mann im einzelnen wirkt, mit welchen Bedingungen er zu rechnen, mit welchen Widerständen er zu kämpfen hat. Auch die Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte kann gelegentlich die biographische Betrachtungsweise brauchen; denn gerade das eigentümliche Wesen des Wirtschaftslebens entfaltet sich im kleinen und einzelnen. Nur in diesem Sinne versuche ich es hier, Schlossers Thätigkeit als badischer Beamter darzustellen; so eng seine weitere Thätigkeit als Schriftsteller auch mit dieser verbunden ist, sehe ich hier von ihr ab. Eine Darstellung dieser Seite seines Wirkens giebt außerdem die Biographie, die sein Enkel Nicolovius geschrieben hat, ein Werk, das die Vorzüge einer pietätvollen Familiengeschichte, aber auch ihre Schwächen besitzt. Die bedeutsame Stellung, die Schlosser in der Kulturentwicklung des vorigen Jahrhunderts einnimmt, bleibt noch

Digitized by Google

zu schildern übrig, ebenso wie diese Aufgabe für seinen nächsten Freund und Geistesverwandten Friedrich Heinrich Jacobi noch der Lösung harrt[1]).

Am 6. Januar 1773 richtete der damals 34jährige Johann Georg Schlosser an Markgraf Karl Friedrich, „ermutigt durch die persönliche Gnade", die ihm dieser bei früheren Begegnungen erwiesen, die Bitte, auf einige Zeit, etwa 5—6 Monate, ihm den Zutritt zu den badischen Regierungs- und Justizkollegien zu eröffnen, um sich in ihnen zu üben, ihre vortreffliche Ordnung und weise Einrichtung in der Nähe sehen zu können. Er legte ein in den anerkennendsten Ausdrücken abgefaßtes Empfehlungsschreiben des Herzogs Friedrich von Württemberg bei, „das ihm um so kostbarer sei, als es beweise, daß er sich der Gnade desselben auch noch nach einer so langen Abwesenheit rühmen dürfe". Das Geheimratskollegium empfahl das Gesuch, „da verschiedentlich eingegangene Privatnachrichten sehr zu Schlossers Vorteil lauten".

Bei jenem Herzog Friedrich, der in seinem Alter noch seinem bekannteren Bruder Karl Eugen auf dem Throne nachfolgte, hatte Schlosser, nachdem er bereits Advokat in seiner Vaterstadt gewesen war, als Erzieher seiner Kinder in Treptow an der Rega gelebt. Daß ihn die Aufgabe nicht befriedigte, ist leicht erklärlich: der spätere König Friedrich war sein Zögling. Er war dann nach Frankfurt zurückgekehrt und hier hatte er im Jahre 1772 jene für unsere deutsche Litteraturgeschichte folgenreiche Thätigkeit als Redakteur und Hauptmitarbeiter der Frankfurter Nachrichten entfaltet[2]). Es dürfte nicht schwer sein, die sämt-

[1]) Im Generallandesarchiv sind noch hunderte von Denkschriften, Berichten, Briefen Schlossers, zumal in den Abteilungen seines alten Oberamtes vorhanden. Anderes fand sich in Emmendingen noch selbst vor. Für die Beteiligung Schlossers an der Diplomatie hat Ranke aus dem Weimarer Archiv die Berichte Schlossers herausgegeben (Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, II, 250 f.) und verwertet. Weiteres hat dann namentlich für Schlossers selbständige diplomatische Versuche Erdmannsdörffer in der politischen Korrespondenz Karl Friedrichs, Bd. I, veröffentlicht. Seine Thätigkeit anläßlich des Projekts eines Instituts für den Allgemeingeist Deutschlands hat Fr. v. Weech in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. XXI, 690 f., und diesem folgend Haym, Herder, II, 489 f., behandelt. Vgl. auch noch Jung in der deutschen Biographie s. v. Schlosser.

[2]) Daß nicht er, sondern Merck der eigentliche Gründer und erste Redakteur gewesen, hat Scherer in seiner Neuausgabe sehr wahrscheinlich gemacht.

Digitized by Google

lichen ihm zugehörigen Artikel auszuscheiden. Sein heftiger Stil, der sich in einer Anhäufung der Substantive und in rascher Aneinanderreihung kurzer Sätze gefällt, ist unverkennbar. Außerdem werden ihm die zahlreichen kurzen Referate über englische Litteratur fast alle zufallen. Er selber schrieb in dieser Zeit fast lieber englisch als deutsch, sein Hauptwerk sollte damals ein Lehrgedicht Anti-Pope sein, das er in englischen Alexandrinern dem gefeiltesten und gedankenreichsten Werke der englischen Aufklärungsdichtung Popes Essay on man entgegensetzte. Seine staunenswerte Beherrschung aller modernen Sprachen hatte ihm die Bewunderung Goethes zuerst erworben; in der That hat er nie so gute deutsche Verse wie jene englischen gemacht. In seinem ungedruckten Nachlaß[1]) finden sich mit der gleichen Virtuosität ausgeführte italienische Arien im Stil Metastasios und witzige französische Epigramme in der Art Voltaires. Damit verband er die gründlichste Kenntnis der klassischen Sprachen; er hatte in Treptow eine Übersetzung der Ilias begonnen, die vortrefflich zu nennen wäre, wenn sie nicht in gereimten Alexandrinern geschrieben wäre[2]); er hat später als der erste mit Erfolg mit den beiden Dichtern des Altertums, die dem Übersetzer die größten Schwierigkeiten bereiten, mit Äschylus und Aristophanes, gerungen, und wenn in seinen litterarischen Kämpfen Dichter, Philosophen, Theologen, Pädagogen, Nationalökonomen, Juristen hart mit ihm zusammengerieten, so haben die Philologen, namentlich ihr anerkannter Führer Heyne, stets fest zu ihm gehalten. Schon war auch sein Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk erschienen und hatte zahlreiche, rückhaltlose Bewunderer gefunden. Es war der erste namhafte Versuch, in Deutschland auf den Bahnen Rousseaus, aber mit entschiedener Betonung christlicher Überzeugung über den Rationalismus hinauszukommen.

Einen Mann von so vielseitiger Bildung, ein Talent, das so unerschöpfliche Aussichten eröffnete, hatte der badische Dienst noch nicht aufzuweisen; es war die Frage, in welcher Stellung man es verwerten würde. Schon im März 1773 erfolgte Schlossers feste Anstellung; er konnte daran denken, seinen eigenen Hausstand zu gründen. Ihm war das Glück zu teil geworden, die Hand der geistvollsten Frau ihrer

---

[1]) Durch die Freundlichkeit seiner Nachkommen, der Familie Hasenklever-Ehringhausen, liegt mir derselbe vor.

[2]) Der erste Gesang ebenfalls im Nachlaß.

Digitized by Google

Zeit, Cornelia Goethes, zu erlangen[1]). Er selber hat es wenigstens als Glück erfaßt, und nur einmal hat er seinem Groll nicht gegen die geliebte Frau, sondern gegen den Mann Ausdruck gegeben, „der sie lehrte um die Sonne zu fliegen, und der ihr selber doch nicht Liebe geben kann, so daß sie nun kalt herabschaut und ihr ekelt vor meiner Liebe". Er vergleicht ihn bitter mit dem reichen Mann des Propheten, der dem armen sein einziges Lamm nahm. Es ist Goethe! Ein jeder kennt jene Stellen in Wahrheit und Dichtung und in den Gesprächen mit Eckermann, in denen Goethe noch immer mit einem schmerzlichen Nachgefühl den unglücklichen Seelenzustand des ihm teuersten Wesens schildert, wie Cornelia an der Seite „des besten Mannes" sich innerlich aufreibt in denselben Jahren, wo er, der Bruder, zu olympischer Freiheit und Heiterkeit sich durchrang. Cornelias verzweifelnde Briefe an Auguste Stolberg und Frau von Stein sagen das übrige. Goethe selber hat schonend den letzten Grund jener unglückseligen Stimmung angedeutet. Cornelia hatte Schlosser gewählt als Ersatz für ihren Bruder, als den bedeutendsten Mann, der ihr nahetrat nächst jenem. — Den bedeutendsten, aber nächst Goethe! Das ging tiefer als jene physische Abneigung gegen die Ehe, von der die Gespräche mit Eckermann berichten.

Als Schlosser am 1. November 1773 Cornelia heiratete, war die Voraussetzung, daß er seinen Wohnsitz und seine Anstellung in Karlsruhe erhalten werde; bald darauf siedelte er aber nach Emmendingen, zunächst als stellvertretender Oberamtmann oder Landschreiber über[2]). Für Cornelia bedeutete dies, so lebhaft sie den Reiz der Schwarzwaldlandschaft empfand, den Verlust eines regelmäßigen geistigen Verkehrs, an den sie gewöhnt war. Goethe deutet an, daß Schlossers schroffe Art

[1]) Für Cornelia und namentlich auch für ihre Ehe wird man immer noch auf Düntzers Abhandlung verweisen müssen, immerhin eine seiner besten, noch frei von der Pedanterie seiner späteren. Aber das psychologische Problem ist nicht über Goethes eigne Andeutungen hinausgeführt und drei der wichtigsten Quellen sind nicht herangezogen: Lenz's Neuer Menoza, Schlossers Antwort darauf und jene oben angeführte Skizze: „Eine Ehestandsscene".

[2]) Die betreffende Verfügung zur interimistischen Vertretung ist erst am 6. Juni 1774 erlassen, erst am 21. November 1774 findet die feste Anstellung als Landschreiber statt. Danach würde also das Ehepaar das erste Halbjahr in Karlsruhe verlebt haben, wohin auch ein erhaltenes Schreiben des Fräulein von Klettenberg, „der schönen Seele", gerichtet ist. Auch Schlosser schreibt am 22. Oktober 1774 nur von einer „halbjährigen Administration".

Digitized by Google

ihn weniger geeignet gemacht habe, Mitglied eines Kollegiums zu sein, und daß man ihn deshalb lieber auf einen entlegeneren und selbständigeren Posten ferne der Hauptstadt gesetzt habe; er hat dabei aber Erfahrungen, die in die letzte Zeit der amtlichen Wirksamkeit Schlossers gehören, in die frühere zurückdatiert. Gerade unmittelbar vor der Heirat war am 13. September 1773 Schlosser als ordentliches Mitglied, als Hof- und Kirchenrat[1]), in das Hofratkollegium berufen; er schied aus diesem auch nicht aus, als er den Posten an der Spitze der Markgrafschaft Hochberg zuerst interimistisch versah, der Form nach sogar dann nicht, als er gegen das Ende des Jahres diese Anstellung dauernd erhielt. Vielmehr sieht man aus den damals gepflogenen Unterhandlungen deutlich, daß sogar die Berufung Schlossers in die oberste Regierungsbehörde, den Geheimen Rat, die nach mehr als 13 Jahren erst wirklich erfolgte, in unmittelbare Aussicht genommen war, daß zunächst aber Schlosser selber seine Verwendung als Oberamtmann vorgezogen hat. Unzweifelhaft hat ihn vor allem die Aussicht gelockt, in einem großen und völlig isolierten Oberamte als eine Art selbständiger Regent, der seine Ideen dort freier durchzuführen im stande sei, aufzutreten.

Außerdem spielte auch die Besoldung dabei eine Rolle. Vater Goethe hatte zwar bei der Bemessung des Zuschusses sich ungewöhnlich freigebig erwiesen, mehr als gegen den Sohn Wolfgang, der etwas schüchtern bei der Mutter petitionierte, ebenso gut gestellt zu werden; allein die Besoldung in Emmendingen betrug das Dreifache der Karlsruher, und Schlosser setzte noch sogleich eine weitere Erhöhung auf 2000 fl. durch. Die Grundsätze über Beamtenbesoldung, die er weiterhin mit Energie vertrat, macht er hier auch zu seinen eigenen Gunsten geltend: Alle, auch die besten Anstalten und Gesetze seien vergeblich, wenn diejenigen, die sie aufrecht erhalten sollen, gezwungen seien, immer ihre Ausgaben mit Ängstlichkeit zu beschneiden und immer auf Vermehrung ihrer Einnahmen zu sinnen. Es sei vielleicht wohl möglich, daß ein Beamter seines Ranges mit 1600 fl. auskomme, wenn er weder Pferde noch Gesinde halten wolle, wenn er seinen Fuß nicht unbezahlt aus dem Haus setze, wenn er seine Hände nach allem ausstrecke, was der Ungerechte zu seinen schlimmen Absichten nur zu gerne darreiche, wenn er sein Haus den Fremden und sein Herz den Notleidenden verschlösse, dem Staate aber komme diese Ersparnis zehnmal teurer zu stehen.

[1]) Den württembergischen Titel Hofrat führte er, nebenbei bemerkt, schon seit seiner Thätigkeit in Treptow.

Digitized by Google

Er entwarf ein anziehendes Bild, wie er seinen Amtsbezirk zu verwalten gedenke, indem er ihn beständig von einem zum andern Ende bereise; an seiner Familie wie an seinem Amt würde er pflichtlos handeln, wenn er nicht jene Forderung erhebe; versage man sie ihm, so wünsche er baldigst auf seinen so viel ruhigeren und glücklicheren Posten nach Karlsruhe zurückzukehren. Durch den persönlichen Entschluß des Markgrafen erhielt er jene persönliche Zulage[1]) gegen das Votum des Ministers Wilhelm v. Edelsheim, des persönlichen Freundes Schlossers. Dieser motivierte ganz richtig: „Es wird dadurch ein Mann von hier weg und auf die Oberämter gezogen, der hier weit größere und ersprießlichere Dienste hätte thun können". Da Schlosser sofort die höchste in Baden verfügbare Civilbesoldung, 400 fl. mehr als ein Geheimrat beziehe, so werde es Anstände haben, ihn, wie bisher beabsichtigt, in den Geheimen Rat zu ziehen. Schlosser richtete sich jetzt häuslich in Emmendingen ein. Da die Verfassung des Amtshauses seinen und Cornelias Ansprüchen wenig genügte, kaufte er dies, um es umzubauen, dem Staat ab; er hat es auch bei seinem Weggang an einen Privatmann nur mit der Verpflichtung, die nötigen Amtslokalitäten an den Staat zu vermieten, verkauft.

Ich versage es mir hier, sein persönliches Leben und sein Wirken als Schriftsteller in Emmendingen zu erzählen: von seiner Zufriedenheit und Cornelias Seelenleiden, ihrem frühen Tod im zweiten Wochenbett, der ihn gerade traf, als er glaubte, zu vollem Glück gelangt zu sein, auch nicht von seiner zweiten Ehe mit Cornelias und Goethes nächster Freundin, Johanna Fahlmer, und dem ungetrübten Familienleben, das ihm nun zu teil wurde. Die Briefe Goethes an Johanna, die ihm freilich nach der Verheiratung, welche ihn mit schmerzlichem Nachgefühl erfüllte, ferner trat, gehören zu den reizvollsten seiner Frühzeit; unübertroffen an Anmut und Herzlichkeit sind aber jene Briefe, die Frau Rath ins Schlossersche Haus richtete. Die unwandelbare Liebe und Achtung, die sie Schlosser entgegenbrachte, ist für ihn als Menschen gewiß das beste Zeugnis. Das Problem, wie die beiden einst so nahe befreun-

[1]) Zu der dann noch Naturalbezüge und Rationen erst für zwei, dann für vier Pferde traten. Als jüngster Hofrat im Kollegium hätte er dagegen nur 528 fl. und beträchtliche Naturallieferungen bezogen. Als Geheimrat erhielt er später thatsächlich nur 1700 fl., aber damals war er durch seine zweite Heirat ein, wenigstens nach damaligen badischen Begriffen sehr reicher Mann, wie auch Karl August von Weimar mit Wohlgefallen bemerkte.

Digitized by Google

deten Schwäger sich immer wieder abstießen, um sich dann wieder anzuziehen, ist bisher noch nicht behandelt. Dieses eigentümliche Wechselspiel hat sich bis zu Schlossers Tode fortgesetzt. In die letzten Jahre vor diesen fallen in dem Briefwechsel mit Schiller, dessen leidenschaftlicher Abneigung Goethe hier wie in andern Fällen mehr nachgab, als er selbst glaubte, die herbsten Äußerungen über diese Natur, mit der er sich seit 30 Jahren im Widerspruch befinde; aber bald darauf, als Schlosser in die Heimat zurückgekehrt war, übermannten ihn die alten Erinnerungen, und mit Innigkeit klingt das seltsame Verhältnis in den nicht erfüllten Wunsch aus, daß nun wieder ein dauernder herzlicher Briefwechsel sich entspinnen möge. Weit bedeutsamer aber würde eine Schilderung sein, wie Schlosser sein Amtshaus zu Emmendingen zu einem kleinen Musensitze umzuwandeln wußte, wie er von hier aus eine Art Diktatur, bisweilen eine für die Betroffenen etwas unbequeme, ausübt. Die Elsässer Pfeffel und Lerse, die sämtlichen Schweizer, Iselin, Füßli, Lavater, erkannten sie an, wenn auch freundschaftliche Proteste nicht fehlten. Dafür vertrat wieder seine scharfe Feder sie alle. Hier in Emmendingen hat Lenz bei Cornelias Tode die lang vorbereitete Katastrophe seines Geistes erlebt, aber auch, soweit dem Kranken es möglich war, die Heilung gefunden, und Klinger hat sich unter Schlossers Einfluß abgeklärt, ihm ist er der Leitstern seines Lebens geblieben[1]). Von allem diesem sehen wir ab und wenden uns seiner amtlichen Thätigkeit zu.

Wie er Fühlung mit allen Interessen des Landes nehmen wolle, setzte er dem Markgrafen in der ersten ausführlichen Denkschrift auseinander. Die Rügegerichte sollten ihm hierzu dienen, nicht so, wie sie bis jetzt waren, eine den Bauern von alters her verhaßte Polizeimaßregel mit der Pflicht der wechselseitigen Denunciation, sondern so, wie er sie gestalten wollte, als eine Art bäuerlicher Landtage, bei denen alle Beschwerden vorgebracht, alle Verbesserungen durchsprochen werden sollten, durch die sich der Beamte die nötige Personalkenntnis erwerben sollte. So dachte er sie zu einem Hülfsmittel der Selbstverwaltung zu machen. Eine solche war freilich erst zu schaffen, während für eine

[1]) Nur möchte ich die in Riegers vorzüglichem Werk über Klinger vertretene Ansicht ablehnen, daß Schlosser gleichsam sein Emmendingen zu einem Anti-Weimar gemacht und den von Goethe Zurückgestoßenen sein Asyl eröffnet habe. Gerade in dieser Zeit ist das Verhältnis der beiden Schwäger das beste und die geistigen Beziehungen die engsten.

bevormundende Beamtenherrschaft ein reichlicherer Apparat vorhanden war.

Das Hochberger Ländchen bedurfte einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Unterbeamten. Ganz abgesondert von der übrigen Verwaltung war das Forstwesen; mit ihm hatte Schlosser nichts zu thun. Die Einnahme und Verrechnung der Steuern besorgte der Burgvogt. Schlosser rühmte von dem ersten, daß er einer von den wenigen Verrechnern sei, die doch auch zugleich einen Blick auf das Wohl der Unterthanen werfen, schon den nächsten mußte er wieder vor allerlei kleinen fiskalischen Kunstgriffen warnen. Die unmittelbare Aufsicht über die Polizei hatte der Landeskommissär, und da dieses Amt ihn nicht völlig ausfüllte, waren ihm auch die Renovationen, die mit der Flurpolizei zusammenhingen, überwiesen. Seitdem Schlosser die Regulierung der Frohnden gelungen war, war ein eigener Frohndinspektor nötig geworden, der die Frohndkasse zu verwalten, die Akkorde abzuschließen hatte und dem die Aufsicht über Fluß-, Straßen- und Wasserbau zustand. Unabhängiger als diese stand ihm der Landbaumeister, der meist von Karlsruhe direkt seine Weisungen empfing, gegenüber. Leider war dieser einer jener Architekten, die zugleich unbegabt und phantastisch sind. Edelsheim schrieb über ihn an den Markgrafen: „Mit solchen Mittelspersonen muß man übermenschliche Geduld oder ein Gallenfieber am Hals haben“ — und Schlosser hatte zu der zweiten dieser Eventualitäten mehr Anlage. Im Amtshause arbeiteten ein Sekretär und mehrere Aktuare; und eine ganze Anzahl berittener und unberittener Hatschiere hatten die niedere Polizei zu besorgen. Diesen kleinen Stab staatlicher Beamten verstärkten noch einige städtische, die ebenfalls von der Regierung angestellt waren. Alle hielt der Oberamtmann in strenger Ordnung und wußte ihren Ehrgeiz mit Lob und kleinen Belohnungen anzuspornen; nur mit den Hatschieren hatte er seine Not: weder er selber noch das Publikum hatte Vertrauen in ihre Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit; bei allen Bemühungen, Ordnung und gute Polizei zu erhalten, klagte er, müsse er dennoch erfahren, daß es überall fehle. Die erziehende Kraft des Staates versagte aber noch einstweilen bei diesen seinen untersten Organen.

Allen Subalternbeamten gegenüber war Schlosser der wohlwollendste Vorgesetzte, unermüdlich, für sie einzutreten und sie gebührend aufzubessern, nur mit seinem Unteramtmann vermochte er sich gar nicht zu stellen. Was ihm in tiefster Seele zuwider war, es fehlte dem Manne an der

Digitized by Google

inneren Vornehmheit. Es mag ihm schon verdrießlich gewesen sein, dem Unteramtmann auf seinen Wunsch die Annahme der üblichen Neujahrsgeschenke der Gemeinden zu gestatten, daß dieser aber auch für die Unterthanen allerlei Dienste, Bittschriften, Anträge, Einziehung von Erbschaften gegen gute Bezahlung besorgte, galt ihm mit der Würde eines Beamten gänzlich unvereinbar, und daß er für Leute, die Prozesse vor dem Oberamt hatten, zugleich Schriftsätze ausarbeitete und Darlehen annahm, erschien ihm ohne weiteres als Bestechlichkeit. Er entfernte schließlich den Mann von allen Geschäften und entzog ihm selbst die Stellvertretung, wenn er auf Reisen war. Als sich der Unteramtmann deshalb bitter über ihn beschwerte, antwortete er mit einer heftigen Anklage, in der er jene Verstöße klarlegte und Bestrafung verlangte. Die Oberbehörde, der Hofrat, hatte unzweifelhaft Recht, auf eine solche nicht einzugehen, da die Verstöße bereits von Schlosser selbst gerügt seien; weniger berechtigt war es, wenn er diese selbst nach Möglichkeit entschuldigte und nur auf eine Versetzung, die doch zugleich mit einer Beförderung verbunden war, antrug. Man bemerkt nur zu wohl, daß man diese Methode ärmerer Beamten, sich eine Aufbesserung ihres schmalen Gehaltes zu verschaffen, zwar nicht billigte, aber doch noch duldete. Eben die leidige Geldfrage machte sich immer und überall geltend. Die äußerste Sparsamkeit war ja in dem kleinen badischen Land mit seinen dürftigen Hülfsquellen und den vielen alten notwendigen und neuen freiwillig gewählten Aufgaben erforderlich; im einzelnen stand sie dann doch mit diesen Absichten in bald ernsthaftem, bald komischem Widerspruch.

Die Befugnis der Amtleute zu Geldausgaben war höchst beschränkt. Die oberste Finanzbehörde, die Rentkammer in Karlsruhe, prüfte nicht nur die Verwendung jedes Pfennigs; es war eigentlich auch für jeden zuvor ihre Ermächtigung erforderlich. Über die wichtige Frage, ob „der Hochbergische Landes-Huren-Karren“, an dem gefallene Mädchen ihre Strafe verbüßten, bereits wieder repariert werden solle, häufte sich im Hin- und Herschreiben ein ganz stattliches Aktenfascikel auf, da die Rentkammer erst ihre Vermutung widerlegt wissen wollte, daß der Wagen durch Benützung zu anderer Arbeit schon vorzeitig schadhaft geworden sei, und sodann Bericht darüber einforderte, ob der rote Anstrich nötig sei. Schließlich wurde dieses Hineinreden in alles, obgleich es die Sparsamkeit diktierte, gerade die kostspieligste Regierungsform. Mit Mühe wandte es Schlosser ab, als sich Emmen-

Digitized by Google

dingen eine Feuerspritze in Freiburg hatte bauen lassen — das erste Kunstwerk dieser Art im Lande —, daß ein Ingenieur eigens zu ihrer Prüfung aus Karlsruhe geschickt werde. Natürlich ließ die Centralbehörde auch nur so wenig als möglich Geld in den Amts- und Ortskassen. Meist erschien der „Geldwagen", der die Barbestände abholte, unvermutet und deshalb zu ungelegener Zeit. Die Verbindung der Finanzverwaltung mit der gesamten Wirtschafts- und Wohlfahrtspflege in den Händen der Rentkammer war zwar unumgänglich, da das kleine Land so wie so an einer Überfülle höherer Kollegien litt, machte sich aber doch oft genug unangenehm geltend, denn die fiskalischen und mehr noch die rein rechnerischen Grundsätze behielten gewöhnlich die Oberhand. Schlosser behandelte die Rentkammer denn auch stets, namentlich in den unmittelbaren Berichten an den Markgrafen, mit unverkennbarem Hohn. „Jedermann", schrieb er einmal, „fürchte die badische Genauigkeit, nach welcher oft der kleine, kalkulierbare Vorteil dem ungleich größeren, nicht zu kalkulierenden vorgezogen werde", und er setzt hinzu: „Dies würde nicht geschehen, wenn die Augen unsrer Finanzbedienten nicht immer zwischen Lagerbüchern, Journalen und Rechnungen durchwanderten, und wenn unsre Rechnungsräte und Rechnungsrevisoren ein wenig mehr verstünden als die Rechnungskunst und das Beilagen-Konferieren". Dieser Hohn steigerte sich zur Erbitterung, wenn er sah, daß die Sparsamkeit Nachteile in der Moralität der Beamten besorgen ließ. Da auf die Dauer höhere Beamte nichts so sehr aufbringt, als sich Beschränktheit, ob mit Recht oder Unrecht, vorhalten zu lassen, zahlten die Rentkammerräte Schlosser die Abneigung reichlich heim. Mit dem Präsidenten dieser Behörde, dem trefflichen von Gayling, dem einzigen guten Kopf in ihr, wußte dessenungeachtet Schlosser ein leidliches Verhältnis zu wahren.

Anderer Art, aber fast noch heftiger, waren die Zerwürfnisse Schlossers mit seiner unmittelbar vorgesetzten Behörde, dem Hofrat oder der Regierung. Er war selber ihr auswärtiges Mitglied; zuletzt waren alle Räte an Dienstjahren jünger als er. Um so mehr entrüsteten ihn die fortwährenden Eingriffe der höheren Instanz in den Kreis seiner Befugnisse. Es war das freilich, wie Edelsheim Karl Friedrich bei Gelegenheit seiner Beschwerden im Jahre 1781 bemerkte, die allgemeine Klage der Oberämter, aber Schlosser brachte sie allein zur Sprache; er stellte vor, wie dadurch jede Autorität der Amtleute lahmgelegt, wie die Lust der Unterhanen am Querulieren und Pro-

Digitized by Google

zessieren geradezu groß gezogen würde; sein Antrag ging dahin, daß ohne irgend eine Einschränkung des Petitions- und Berufungsrechtes das Oberamt doch immer als erste Instanz anerkannt werde. Edelsheim befürwortete den Vorschlag als den einzig vernünftigen, „denn wenn die Unterthanen sich dahier über nichts beschweren dürfen, als in der Ordnung Rechtens über die Aussprüche des Oberamts oder über die Person des Oberamtmanns, so würde die Unzahl der Klagen gewiß sehr gering werden“. Es bedeutete das allerdings für Karl Friedrich eine gewisse Entsagung; gerade der unmittelbare Verkehr mit den Unterthanen, in dem er seinen praktischen Blick geschult hatte, war ihm wert. Aber er war leichter zu einem Verzicht zu bewegen als das betroffene Kollegium, das fortwährend der in dem kleinen Ländchen naheliegenden Versuchung erlag, seinen Geschäftskreis auszudehnen. Edelsheim bat Karl Friedrich vorsichtig zu sein, „denn die Denkschriften Schlossers seien nicht so gefaßt, um sie Dritten in die Hände geben zu können, ohne Übel ärger zu machen“. Es war so wie so nicht zu umgehen, daß Berichte mit scharfen Ausdrücken, die jener unmittelbar an den Markgrafen gerichtet hatte, den Behörden zur Berichterstattung überwiesen wurden, und Schlosser selber beabsichtigte dies offenbar auch, um ihnen Dinge auf diesem Wege zu hören zu geben, die er ihnen unmittelbar nicht wohl sagen konnte; aber Verstimmungen waren von einer solchen Methode unzertrennlich.

Auch diesmal blieben solche nicht aus; und der Hofrat nahm die nächsten, an sich unbedeutenden Anläße wahr, um dem Oberamtmann seine abhängige Stellung fühlen zu lassen. Er weigerte sich, zu einer gegen einen Antrag Schlossers ausgefallenen Entscheidung Gründe anzugeben, und verwies ihn statt dessen „auf den sehr planen Satz, daß das Oberamt die hiesigen Befehle so lange zur Richtschnur zu nehmen schuldig sei, als es von Serenissimo selbst nicht eine Änderung erwirken könne“ (22. Januar 1782). Die Aufforderung, die in dem letzten Satze lag, ließ sich Schlosser nicht zweimal gesagt sein. Der Unterstützung Edelsheims wiederum sicher, stellte er von neuem die Forderung, entweder ihm seine Entlassung oder eine genau fixierte Dienstinstruktion, die dann auch für die übrigen Oberämter gelten solle, zu geben, „um zu sehen, daß er nicht in seiner Ehre degradiert und mit Kanzlisten konfundiert werde; denn es sei gewiß, daß, wer sich von seinen Vorgesetzten avilieren lasse, sich selbst bei seinen Untergebenen keine Achtung zu erwerben wisse. Jetzt betrachte die Regierung die

Digitized by Google

Oberamtleute als Subalterne, denen für alles Gute, was sie thun, kein Dank gebühre und die nicht wagen sollen, ein freimütiges Votum zu erstatten, zugleich schränke man sie in ihren Geschäften so ein, daß sie weniger als Schreiber seien; die Erfahrung aber werde zeigen, daß in Baden alles Gute nur geschehen könne, wenn die Oberämter Ehrenposten bleiben, die das Verdienst erwerben müsse." Diesmal stellte sich Karl Friedrich sofort und entschieden auf Schlossers Seite; er erließ den ausdrücklichen Befehl an die Regierung, daß jedes einem Oberamte bestimmte Tadelsvotum zuerst dem Geheimen Rat und dem Markgrafen selber vorzutragen sei, und daß dabei die Ausdrücke stets so gewählt sein sollten, daß bei den Oberämtern nicht der allerdings niederschlagende Gedanke erregt würde, daß sie dadurch zu Subalternen abgewürdigt würden. Schlosser erhielt außer einer ausdrücklichen Anerkennung seines Diensteifers auch die gewünschte Dienstinstruktion, freilich sprach dabei der weise abwägende Fürst auch ihm die Erwartung aus, „daß er in der Wahl seiner Ausdrücke den Schein vermeiden werde, als ob er den Landeskollegien die schuldige Achtung nicht leiste, da durch die Eintracht mit diesen die gemeinschaftliche Mitwirkung zu des Landes Wohlfahrt erleichtert werde". Wieviel von diesen Kämpfen Schlossers für die eigene Selbständigkeit auch den andern Oberämtern zu gute gekommen ist, wissen wir nicht. Jedenfalls blieb auch später noch der häuptsächliche Mangel, der durch die Überfülle von Centralbehörden veranlaßt wurde und dem er durch seine Forderung fester Instruktionen abzuhelfen dachte: es fehlte an einem genau umschriebenen Amts- und Verwaltungsrecht.

Nur zum Teil hingen mit diesem Mangel die heftigsten der Kämpfe, die Schlosser zu bestehen hatte, die mit dem Kirchenrate, zusammen. Bei ihnen handelte es sich weit mehr um sachliche Gegensätze im Kirchen- und Schulwesen; erst in diesem Zusammenhang können sie daher zur Darstellung gelangen.

Mit dieser schroffen Stellung gegenüber allen Kollegien würde Schlosser nicht durchgekommen sein, wenn er sich nicht auf seine Freunde im Geheimen Rate, also der obersten Behörde, hätte verlassen können. Hier, wo die eigentlich maßgebenden Männer ihren Platz hatten, wußte man nicht nur die Kenntnisse und die Thatkraft, sondern auch die Eigenart des Mannes zu schätzen. Und dasselbe mag man von dem Markgrafen selber sagen. Er hatte Schlosser ein für allemal die Erlaubnis gegeben, ihm unmittelbar zu berichten, deren dieser sich so

Digitized by Google

häufig bediente, daß selbst er bisweilen eine Entschuldigung nötig fand, und er ließ ihm hierin eine Freiheit des Ausdruckes, die beispiellos genannt werden darf. Denn Schlosser übertrug die Freiheit des Publizisten, die damals im Munde der Schlözer und K. Fr. von Moser eine Macht geworden war, ohne weiteres in den persönlichen Verkehr mit dem Fürsten selbst. Daß er nicht nur Beamter, sondern zu gleicher Zeit ein freimütiger, viel gelesener Schriftsteller war, damit rechnete man in Baden. Selbst die Kollegen, die sich über ihn beschwerten, glaubten vorausschicken zu müssen, daß er ja freilich ein „Genie" sei, „allein alles hat seine Grenzen", wie etwa der beleidigte Regierungspräsident von Wöllwarth schreibt. Auch dem Markgrafen gegenüber, der selber unter den Gelehrten gern der Gelehrte war, berief sich Schlosser auf diesen seinen außeramtlichen Charakter; man möchte sagen: er drohte damit. So stellte er am Schlusse seiner buchartigen Denkschrift, durch die er eine Änderung der badischen Wirtschaftspolitik erzwingen wollte, dem Markgrafen ausdrücklich die Wahl, entweder seine Forderungen zu bewilligen oder ihn zu entlassen, dann aber auch zu gewärtigen, daß er die Gründe seines Wegganges der Öffentlichkeit darlege. Als Schriftsteller und Gelehrte standen aber Karl Friedrich und Schlosser auf ganz verschiedenen Standpunkten, hier der überzeugte Physiokrat, dort der bedeutendste Gegner der Physiokratie in Deutschland, hier der Nationalökonom, der in der Wissenschaft und in der Praxis gern über Schwierigkeiten, die die Rechtsgelehrten unnütz auftürmten, klagt, dort der strenge Jurist, der seine besten Geisteskräfte daran setzt, das römische Recht in altem Glanze erscheinen zu lassen. Nur auf dem Gebiet der Religion und der Pädagogik teilten sie gleiche Überzeugungen; eine wirkliche Harmonie war auf diesem Gebiete zwischen einer durchaus milden und etwas schwärmerischen und einer ebenso harten und leidenschaftlichen Natur doch auch unmöglich. Bei solcher Verschiedenheit konnte nur die wechselseitige unbedingte Hochschätzung des Charakters ein leidliches Verhältnis aufrecht erhalten. Karl Friedrich fühlte, daß dieser Pessimist doch auch ein Recht habe, der in seinen Amtsberichten wie in seiner Philosophie so unumwunden und mit einem solchen Aufgebot sittlicher Entrüstung heraussagte, daß er überall nur Elend und Erbärmlichkeit finde, wo sich die andern etwas behaglich in dem Sonnenschein ergingen, den ihre eigene wohlwollende Gesinnung um sie verbreitete. So räumte denn der Fürst diesem seinem Beamten in der Debatte alle Rechte des Gleichgestellten ein; in der Ausführung

Digitized by Google

ließ er ihm im ganzen doch wenig freien Spielraum, denn er fühlte sich eben durch die Debatte nicht überzeugt.

Besser als alles zeichnet ein Brief Karl Friedrichs an Schlosser dieses seltsame aus Hochschätzung und Protest gemischte Verhältnis. Schlosser hatte (26. Oktober 1785) dem Markgrafen auf Bitten Basedows dessen Werkchen über die Lehrform der lateinischen Sprache mit der Bemerkung übersandt, daß er keineswegs mit den Grundsätzen Basedows über den geringen Bildungswert der toten Sprachen zufrieden sei, und hatte ein eigenes religiöses Schriftchen beigelegt. „So wie ich hier" — schrieb er — „mein Glaubensbekenntnis von der Tugend und dem Wert der Religion ablege, so wünschte ich auch einmal mein offenherziges Glaubensbekenntnis von der Landesregierungskunst überhaupt und der badischen insbesondre ablegen zu können. Ich würde alsdann bei E. D. manchem Mißverstand weniger ausgesetzt und meine Administration viel weniger den Schwierigkeiten bloßgestellt werden, welche mich nun oft in meinen besten Unternehmungen zurückhalten und mich schon lange ermüdet haben würden ohne meinen Patriotismus für dieses Land und ohne das treue Attachement, womit ich ersterbe als 2c."

Diese Aussicht berührte den Markgrafen nicht gerade angenehm. Er antwortete: „Für das überschickte Werk von Basedow bin ich Ihnen sehr verbunden, sowie auch für das Ihrige, welches ich mit vielem Vergnügen lesen werde. Basedow bitte ich meine Danksagung zu machen. Wenn wir in unsern politischen Glaubenslehren in manchen Stücken vielleicht verschiedener Meinung wären, so wünschte ich, Sie möchten, ehe Sie Ihre Meinung über die badische Landesregierungsart bekannt machen, es der Mühe wert halten erst zu prüfen, ob und wie ich über diese Materia im Ganzen genommen denke; wir würden uns alsdann vielleicht eher verstehen als jetzo. Gegen meine Grundsätze kann und werde ich nie handeln. Bin ich aber zu diesem Handwerk überall nichts nutz, so sage man mir's, daß ich abtrete und den Rest meiner Tage an irgend einem Winkel dieses oder eines andern Landes beschließe. Meine Wünsche werden für das Land und diejenigen, die ihm mit Einsicht und Redlichkeit vorstehen, warm und treu bleiben ebenso wie ich jetzo bin Ihr

wohlaffektionierter Karl Friedrich."

Dieses Schreiben räumte einem Untherthanen zu viel ein, um ihm in Wahrheit etwas zu gewähren. Der Oberamtmann, der hier

Digitized by Google

von seinem Fürsten so bescheiden aufgefordert wird, es ihm zu sagen, wenn er zu seinem Handwerk nichts tauge, konnte doch nur heraushören, daß dieser Fürst nie gegen jene Grundsätze handeln werde, die er bekämpfte. Nach alledem versteht man, wie Karl Friedrich vorzog, Schlossers Rat aus der Ferne als aus unmittelbarer Nähe zu hören; und als er ihn endlich doch in das Geheimeratskollegium zog, nachdem ihn Schlosser einfach vor die Wahl gestellt hatte, entweder dies zu thun oder ihn zu entlassen, hat er ihn zugleich von aller volkswirtschaftlichen Thätigkeit, die ihn während seiner Hochberger Verwaltung vorwiegend beschäftigt hatte, ausgeschlossen, ihm dafür aber bedeutenden diplomatischen Einfluß und die leitende Stellung in der Rechtsverwaltung übertragen.

Bei dieser schroffen Stellung gegen die Centralbehörden machte es sich Schlosser zur Aufgabe, die kümmerlichen Ansätze der Selbstverwaltung, die er noch vorfand, zu entwickeln. In seinen politischen Schriften kommt er immer wieder auf diesen Punkt zurück. In seiner vielberufenen Opposition gegen das preußische Landrecht streitet er Preußen doch vor allem auch deshalb den Beruf zur Gesetzgebung ab, weil es keine wirkliche Landständevertretung habe, und er läßt gegen Kleins Einrede die Provinzialstände als solche nicht gelten. Seine boshaften Seitenhiebe auf Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm II. im Seuthes zielen ebendahin, und noch im Gastmahl, der letzten seiner politischen Schriften, in der er sein Ideal eines wohlthätigen Landesvaters ausmalte, fehlt auch der Zug nicht, daß dieser sorgfältig alle Rechte seiner Landstände wahrt, wobei es denn gar nicht erst zu Übergriffen jener kommt. Von badischen Landständen war aber seit einem Jahrhundert keine Rede mehr. Bis zum Jahre 1678 hatten in den drei oberen Herrschaften Rötteln-Sausenberg, Badenweiler und Hochberg noch die gemeinsamen Landesausschüsse, die sich aus den Vögten der einzelnen Ortschaften zusammensetzten, getagt; Steuer- und Schulden hatten im wesentlichen in ihrer Hand gelegen. Dann aber hatte ein Machtspruch des Markgrafen Friedrich diese landständische Verfassung aufgehoben und sie war völlig verschollen. Eben damals lieferte ein Oberamtmann von Badenweiler die letzten dort vorhandenen Ständeakten in Karlsruhe ein, damit sie nicht in unrechte Hände gerieten, und es wurde ihre Geheimhaltung beschlossen; denn wenigstens bei den Ortsvögten im Markgräfler Lande setzte man noch immer landständische Gelüste voraus, mit Recht, wie unruhige Bewegungen

Digitized by Google

beim Beginn der französischen Revolution in diesem Landesteil zeigten. Schlosser hatte keine Ahnung, daß überhaupt eine solche Einrichtung jemals vorhanden gewesen sei; denn sonst hätte er nicht verfehlt, der Regierung auch diese Privilegienentziehung vorzuhalten. Aber wenigstens besaß die einzige Stadt des Ländchens, Emmendingen, ihre Rechte. Das Stadtprivileg von Emmendingen war erst spät, im Jahre 1580, gegeben worden. Schlosser erläuterte es ganz richtig dahin, daß dem Markgrafen daran gelegen habe, das kleine Land unabhängig von den Märkten der Nachbargebiete zu machen und ihm deshalb einen eigenen städtischen Mittelpunkt zu geben. Deshalb war denn auch die Begabung mit wirtschaftlichen Vorrechten besonders reichlich ausgefallen, während man damals schon mit politischen Rechten, wie sie die Städte des Mittelalters begehrten und erhielten, zurückhielt. Aber dessen ungeachtet war Emmendingen nicht aufgeblüht und viele dieser Vorrechte waren auf dem Papier geblieben. Im Jahre 1750 hatte man eine Vorstadt angelegt und auf sie die Rechte der Stadt ausgedehnt; nach der schematischen Sitte der Zeit war dabei ein Modell, nach dem die Häuser gebaut werden sollten, vorgeschrieben. Hier zeigte es sich aber, daß Emmendingen eben doch keine Stadt war. Um sich nicht in ihren landwirtschaftlichen Bedürfnissen stören zu lassen, bauten sich die Ackerbürger lieber auf der anderen Seite des Fleckens an; und Schlosser mußte auf Abschaffung des Modellzwanges antragen, „da es doch mit badischen Landstädten nie so weit kommen werde, daß sie mehr auf Schönheit als auf die Notdurft sehen könnten“. So war er auch für einen ganz einfachen Kirchenbau — die alte fiel beinahe ein —, denn ein stattlicher Bau werde doch nur „in einem absurden Kontrast“ zu der übrigen Stadt stehen. Man sah: die alten Städte des Breisgaus ließen das kleine Emmendingen nicht emporkommen; freilich schob selbst Schlosser den Vorsprung, den Freiburg und Breisach hatten, nur auf den Besitz ihrer Garnisonen, die dem Bauer genug zu verdienen gäben. Er hoffte deshalb, seitdem diese verlegt und die beiden Städte in Zerfall geraten seien, sei die Epoche gekommen, Emmendingen emporzubringen, allein — fügte er mißmutig hinzu — „aus Nichts wird Nichts“. Dem sollten nun geradeso wie früher die Privilegien abhelfen.

So sehr es ihm von manchen Kollegen in Karlsruhe verdacht wurde, ermunterte Schlosser die städtischen Behörden, auf ihrer wirklichen Ausführung zu bestehen. Denn der Frankfurter Patriziersohn war von der historischen und praktischen Überzeugung durchdrungen,

Digitized by Google

daß Deutschlands Blüte von jeher auf dem städtischen Bürgertum beruht habe. Immer wieder predigte er in den Denkschriften, die gutenteils bestimmt waren, Karl Friedrich von der physiokratischen Überschätzung der Landbevölkerung zu bekehren, daß der Ruin aller deutschen Staaten daher gekommen sei, daß man die Grundsätze, die vom 10. bis 14. Jahrhundert galten, verändert, die Städte vernachlässigt, ihnen ihre Privilegien geschwächt und sie den Dörfern gleich gemacht habe. Seit diesem unpolitischen Vorgehen habe der deutsche Handel, das Fabrikenwesen und der deutsche Ackerbau zugleich merklich abgenommen. — Es ist die Geschichtsauffassung, wie sie in den Kreisen der reichsstädtischen Juristen von Schilter und Wencker an bis zu Schlossers Landsmann und älteren Zeitgenossen Olenschlager die gebräuchliche ist. In Baden — fuhr er dann fort — sei keine Stadt von einiger Bedeutung, und doch scheine der unglückliche Genius, der über den modernen Landesverwaltungen walte, noch immer die Oberhand zu haben; noch immer beneide man die Städte und bedenke nicht, daß auf ihnen das Wohl des ganzen Landes beruhe. Das seien jene Beamten, die immer denken, was der Fürst an Freiheiten, Rechten und Einkünften den Unterthanen gebe, sei dem Fürsten verloren. „Nichts Kleineres, nichts Schlechteres, nichts Unpolitischeres könne man denken", braust er im Zorn auf. Gern stellt er dann, wie es seitdem in unserm Jahrhundert bald mit Recht, bald mit Unrecht so oft geschehen ist, den Osten Europas dem Westen gegenüber: „Hier hat einst man die Städte begünstigt in der weisen Erkenntnis, daß das, was man der Stadt gebe, in hundert Kanälen doppelt und dreifach wieder in den Schatz des Staates komme. Ohne solche weise Politik würden diese Länder so arm sein wie Böhmen, Polen, Rußland, wie alle die Länder, wo der zerstreute Bauer beim Mangel der Städte nur seine Erträge hat, die niemand bei ihm haben will, und die er zu niemand bringen kann."

Nicht als ob er nun der politischen Autonomie der Städte, die sich damals in den verknöcherten kleinen Reichsstädten von ihrer übelsten Seite zeigte, das Wort geredet hätte; sein Schluß war nur: „man müsse den Mittelweg gehen, und dazu gehöre vor allem: den Städten alles zu geben, was sie in Aufnahme bringe, ohne sie unabhängig zu machen". Die in Baden übliche Ernennung der städtischen Behörden durch die Regierung würde auch er nicht geraten haben, aus der Hand zu geben.

Digitized by Google

Er schätzte vielleicht seine Gegner in der Rentkammer zu hoch ein, wenn er ihnen eine bewußte Feindschaft gegen die Städte zuschrieb; sie kalkulierten wirklich bloß auf den Pfennig, ob bei einer Änderung der Bürger vor dem Bauer begünstigt erscheine oder besagten Pfennig dem Staat weniger entrichte. Man muß ihre endlosen Berechnungen und Berichte selber lesen, um diese gewissenhafte Beschränktheit zu ermessen. Wären sie noch wirklich im Sinn staatsbürgerlicher Gleichheit gegen Privilegien aufgetreten; aber der Augenschein lehrt, daß es ihnen nur darauf ankam, in den feststehenden Verhältnissen keine Verschiebung eintreten zu lassen, weil sie jeden überlieferten Zustand als ein erworbenes Recht ansahen! In Wahrheit waren die vermeintlichen städtischen Privilegien eher zu einer Last geworden. So war es das oberste Recht, das die Stadt vor den Landorten voraus hatte, das einer völligen Freizügigkeit, in der auch die Freiheit vom Abzug, d. h. der Nachsteuer, welche die aus dem Lande Ziehenden von ihrem Vermögen zu entrichten hatten, mit inbegriffen war. Damit auch wirklich dieses Privileg nicht auf ländliches Eigentum ausgedehnt werde, mußte von allem Grundeigentum, das Emmendinger Bürger außerhalb der gefreiten Stadt erwarben, wenigstens die Hälfte dieser Nachsteuer schon im voraus gegeben werden. Nun war Emmendingen thatsächlich doch nur ein Ackerbürgerstädtchen, und da die Stadtgemarkung klein war, sahen sich die Einwohner darauf angewiesen, in den benachbarten Bännen Äcker zu erwerben. Sobald auch nur ein Emmendinger einem andern ein solches Stück verkaufte, mußte der Abzug gegeben werden, obwohl doch Acker wie Geld und Besitzer im Lande blieben. Nachdem wiederholte Bitten nichts geholfen hatten, entschloß sich die Stadt im Jahre 1770 zu einem Prozeß gegen die Finanzverwaltung. Dieser führte zu einem Vergleich, in dem die Rentkammer wenigstens so viel zugestand, daß die Abzugsfreiheit gelten solle, wenn nachgewiesen werde, daß das Gut ursprünglich mit Emmendinger Geld erkauft sei, so daß kein neues Vermögen aus einem unbefreiten Ort nach Emmendingen komme, sondern nur Emmendinger Vermögen zurückgezogen werde. Die Aufstellung eines solchen Vermögens-Stammbaums hatte freilich seine Schwierigkeiten, und auch sonst verklausulierte die Rentkammer die kleine Konzession sofort. Als nun Karl Friedrich die Leibeigenschaft aufhob, fiel mit ihr zugleich der Abzug, der bei Umzug im Land selbst gegeben wurde; den auswärtigen Abzug, soweit er nicht durch besondere Freizügigkeitsverträge abgeschafft, war, behielt er bei, und infolge

Digitized by Google

dessen auch jenes armselige Surrogat, das für eine mögliche Auswanderung, gleichviel ob sie eintrat oder nicht, erhoben wurde. Die Emmendinger Bürger aber waren der Ansicht, auch ihnen sei jetzt die lästige Abgabe erlassen. Schlosser verhehlte sich nicht, daß juristisch betrachtet die Rentkammer im Rechte sei, aber er betonte, daß der Abzug zwar ein Recht, aber auch eine «seccatura» sei, und er hoffte mit der Berufung auf eine physiokratische Lehre, die im Grunde gar nicht die seine war, ihn von der Stadt abzuwälzen: „Man sei“, meinte er, „mit dem Abzug viel zu ängstlich, man fordere ihn von jedem Gulden, der aus dem Lande gehe, wenn schon der Boden, von dem der Gulden bezahlt werde, im Lande und im Steuerstock bleibe“. Vergeblich! — man fand es unverantwortlich, auf ein klares fürstliches Finanzrecht zu verzichten, und half lieber mit Erlaß der Abgabe im einzelnen.

Gleicherweise hatte sich das Privileg der Frohndfreiheit thatsächlich gegen die Bürger gewandt. Die Stadt war ausgenommen von der Landesfrohnd, d. h. der Pflicht, am Wasser- und Brückenbau des Landes mitzuhelfen. Sie bezog ein eigenes, zwar kleines, aber recht lästiges Weggeld, um so die Mittel zu erhalten, innerhalb ihrer Gemarkung für Brücken und Ufer allein zu sorgen; sie hatte dafür sogar ihren eigenen Baumeister unter den Mitgliedern des Magistrats; es war freilich nur ein Schneider. Dieser Zustand war ganz ersichtlich unhaltbar, sobald man zu eigentlichen Korrektionsbauten der Elz gelangte: man baute oberhalb und unterhalb der Stadt und überließ dieser ihr eigenes Stück. Die üblen Folgen blieben nicht aus, ein Hochwasser im Jahre 1778 schädigte Emmendingen schwer, und die Stadt hätte zur Deckung des Schadens Schulden machen müssen — der Weg, auf den sie die Rentkammer verwies — ohne Aussicht auf Besserung. Mit viel Mühe bewog Schlosser die Bürgerschaft zu dem Antrag, auf ihr Privileg verzichten und in den Landesbauverband eintreten zu dürfen; er setzt den Regierungsbehörden überzeugend auseinander, daß man nur so zu einem einheitlichen Flußbau kommen könne, daß man in einem gutregierten Lande Steuerbefreiungen vermeide, und froh sei, wenn man die sonst hierauf eifersüchtigen Gemeinden loskaufen könne, er setzte beim Magistrat den Verzicht auf das Weggeld wenigstens von allen Inländern durch, um die letzte Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen — alles vergebens! In endlosen Denkschriften wehrte sich die Rentkammer, immer heftiger, je eindringlicher und lehrhafter

Schlosser die Sache der Stadt vertrat, sie rechnete immer nur aus, ob in Zukunft Emmendigen etwas weniger zu entrichten haben werde als bisher, und die Juristen des Hofrats erörterten ebenso ausführlich die vorliegende Rechtsfrage, ob jemand auch dann auf ein Privileg verzichten könne, wenn es ihm zum Schaden gereiche, im verneinenden Sinne. Edelsheim schrieb an Schlosser: Er sehe wohl, wenn er sich nicht der Sache annehme, so gerate alles in Stocken; er suchte zu vermitteln und der Stadt wenigstens den Flußbau abzunehmen, den Brückenbau zu belassen; aber an diesem festgefügten Bau der Kollegialverfassung prallten auch die Mahnungen des Ministers ab. Es blieb alles beim alten, d. h. Emmendingen vernachlässigte fortan, zumal nach Schlossers Abgang, sein Stück der Elz in unerhörter Weise und überließ es dem Landbaumeister oben und unten zu korrigieren, wie er wollte.

Mehr Glück hatte Schlosser mit seinem Versuche, der Stadt neue wirtschaftliche Rechte zu verschaffen. Schon im Jahre 1774 verband er mit dem Fruchtmarkt einen Krautmarkt und gestaltete ihn zu einer Art von Stapel, indem sich die nächstgesessenen Ortschaften bereit erklärten, alles Gemüse erst hier feilzubieten, ehe sie es nach Freiburg und Waldkirch führten. Gegen das Ende seiner Wirksamkeit setzte er die Abhaltung monatlicher Viehmärkte durch, während bisher deren nur vier gehalten worden waren. Dazu gehörte auch eine Aufhebung des Judengeleits, der besonderen Abgabe für fremde Juden; denn ohne diese Reform hätte man auf wenig Käufer rechnen können. Der Augenblick schien günstig: Im Österreichischen waren die Viehzölle über alles Maß gesteigert worden, „nach der bornierten Regierungskunst, das Vieh im Lande zu behalten", wie Schlosser bemerkte, waren die Käufer aus dem Elsaß abgeschreckt worden; so konnte Schlosser hoffen, Emmendingen zum Mittelpunkt des oberländischen Viehhandels zu machen. Es sei mit Viehmärkten eben anders bestellt, meinte er, als mit Krammärkten, gegen deren Vermehrung man allerdings auftreten müsse; sie dienten unmittelbar der Produktion; auch hoffte er durch diese Vermehrung die Barzahlung gegenüber den ungesunden Kreditverhältnissen, dem alten Krebsschaden des Viehhandels, zu befördern. Denn im Aufblühen der Märkte sah er allein das Heil für die Produktion.

Hier treffen wir den Kernpunkt seiner wirtschaftspolitischen Überzeugung. Schlosser war, als er in den badischen Dienst eintrat, ein

Digitized by Google

überzeugter, doch kein blinder Anhänger der Physiokratie gewesen. Die volkswirtschaftlichen Rezensionen der Frankfurter Nachrichten, die wahrscheinlich seiner Feder entstammen, jedenfalls unter seiner Redaktion erschienen, nehmen alle diesen Standpunkt ein. Zumal sein späterer Gegner Schlettwein wird in ihnen noch unbedingt gelobt. Auch in seinen früheren Denkschriften begegnet man physiokratischen Wendungen, schon seine politischen Fragmente vom Jahre 1776 zeigen jedoch einen Umschwung: das physiokratische System steht hier in der Ferne als ein Ideal, das sich später vielleicht einmal wird verwirklichen lassen, die socialen Bedürfnisse des Bauern, die sich unmittelbar geltend machen, nehmen ihren Platz im Vordergrund. Justus Möser hat bei ihm Quesnay verdrängt. Er meinte von diesen kühnen und gedrängten Aphorismen gegenüber Merck: er habe hier für seine Oberen in kräftigen Worten das geschrieben, was er ihnen nicht ebenso in seinen Eingaben sagen könne. Diese Auffassung könnte uns fast in Erstaunen setzen; denn er sagte ihnen in seinen amtlichen Schriftstücken immer viel mehr und viel Schärferes.

Seine praktischen Erfahrungen als Amtmann drängten ihn unterdessen viel mehr zu der älteren merkantilischen Auffassung zurück; und er war der Mann nicht, der sich mit etlichen Einräumungen an die Praxis begnügt hätte. Er verfolgte die Gedankengänge der französischen Gelehrten, die so peremtorisch die Forderung an die Welt stellten, sich nach ihren Gedanken zu richten, und entdeckte in ihrem Grunde Trugschlüsse. So entstand ihm seine volkswirtschaftliche Hauptschrift Xenokrates, in der er als ein Sokratiker gegen die Sophisten auftrat. Das gedankenreiche Büchlein ist mit einer in dieser Wissenschaft seltenen Anmut geschrieben, es richtet sich in erster Linie gerade gegen das Dogma, welches Karl Friedrich mit Vorliebe aus der physiokratischen Lehre entnommen hatte, die Lehre von der Einheitssteuer. Daran knüpfte sich eine weitere Polemik mit Schlettwein, die von diesem in geradezu ungezogenem Tone geführt wurde. Schlosser konnte in seinem Verhalten auf Edelsheims Zustimmung zählen, dem Markgrafen aber war es peinlich, daß gerade der bekannteste Beamte seines Landes öffentlich eine dem angenommenen badischen System — war das auch nur ein wissenschaftliches System — so feindselige Stellung einnahm. Wie es aber zu geschehen pflegt, begegneten er und sein Oberamtmann in den praktischen Einzelfragen sich häufiger, als man angesichts ihrer verschiedenen Ausgangspunkte hätte erwarten sollen. Auch Karl Fried-

Digitized by Google

rich hatte den Meistern der Schule gegenüber den etwas schüchternen Einwurf gewagt, wie sich denn die Durchführung des Systems mit der Güterzersplitterung vertrage, die in seinem Lande herrsche; Schlosser ging überall von diesem Zustande als dem gegebenen aus und strebte ihn, so verhaßt er ihm war, im einzelnen zu mildern. Karl Friedrich andererseits, der volkswirtschaftlich in der Industrie einen sterilen Beruf sah, der keine neuen Werte selbständig zu schaffen im stande sei, war trotzdem durchdrungen von dem volkspädagogischen Charakter der Industrie, durch die den Unbeschäftigten zur Arbeit verholfen werden solle, und er brachte ihr deshalb Opfer wie nur irgend ein merkantilistisch gesinnter Fürst. Auch Schlosser, der in der Industrie den eigentlichen Ansporn für den Ackerbau sah, schätzte, in dem gleichen Irrtum mit den Besten seiner Zeitgenossen befangen, vor allem ihren socialen und pädagogischen Einfluß. So bot sich denn eine breite Grundlage, wenn nicht zur Verständigung, so doch zur gemeinsamen Arbeit; Stoff zu Konflikten war aber nicht minder vorhanden, da der Markgraf und seine physiokratisch gesinnten Räte ebenso wie Schlosser ihren Handlungen gern den Wert beweisender Experimente beilegten. Für uns aber macht eben dieser Umstand diese wenig bedeutenden Ereignisse interessant.

Schlosser hat in einer buchartigen Denkschrift vom Jahre 1784, die für den Handgebrauch des Markgrafen bestimmt war, seine Ansichten über badische Wirtschaftspolitik mit besonderer Beziehung auf Hochberg, das ja auch als typische Landschaft gelten konnte, niedergelegt: In 29 Ortschaften wohnen hier auf fünf Quadratmeilen nahezu 20000 Menschen. Das ist zwar an und für sich nicht zuviel, aber immerhin, auf die französische Quadratmeile berechnet, 70 Menschen mehr als in Frankreich, das doch als dichtbevölkert gelte. Für eine Gegend ohne Handel, Schiffahrt, Gewerbe ist diese Zahl über alle Maßen unproportioniert. Denn diese 20000 Menschen haben sich in 26611 Joch bebaubares Feld — Äcker, Matten, Reben und Gärten in eins gerechnet — zu teilen. Soll der Ackerbau allein Brot geben, so müssen sich also zehn Menschen samt ihrem Vieh auf 13 Joch nähren und ihre Abgaben aufbringen. Unleugbar könne ein Mann mit einem Zug das Doppelte dieser Fläche bauen. Welche Verschwendung also an Arbeitskräften — er selber sagt: „an Kulturaufwand", was der Markgraf ihm als Irrtum zu notieren nicht versäumte! Schlosser fühlte sich insoweit eins mit den Physiokraten, daß er in der

Digitized by Google

Steigerung des Reinertrags das Ziel sieht, er zieht daraus aber den Schluß, daß es die erste Regel einer vernünftigen Politik sein müsse, diese unnötigen Hände dem Ackerbau zu entziehen; denn alle Verbesserungen des Ackerbaues, sie mögen steigen, so hoch sie wollen, müssen die Absicht haben, daß die Arbeiter vermindert und der Ertrag vermehrt werde. Eingeschränkte Köpfe bestritten dies zwar für die Gewerbe und hielten die zur Verminderung der Arbeiter erfundenen Maschinen für schädlich, für den Ackerbau habe sich aber noch niemand gefunden, der diesen Grundsatz bestreite. Schon jetzt genüge der Ertrag nicht einmal zu ausreichender Nahrung; er berechnet mit freilich recht anfechtbaren Durchschnittsgrößen, daß sich auf den Kopf der Bevölkerung nur ein Einkommen von 40 fl. herausstelle.

Seine Gegner folgern hieraus, daß bei einem so geringen Reinertrag die Staatsunterstützungen dem Ackerbau zugewendet werden müssen, um den Reinertrag zu steigern, und daß sie sich hier weit besser rentieren würden als beim Gewerbe. Für den Kenner des Landes, meint Schlosser, gehe im Gegenteil daraus hervor, daß die Staatsvorschüsse auf Fabriken zu wenden seien, damit durch sie rückwirkend der Ackerbau gehoben werde. Die Stellung, die er den einzelnen Produktionszweigen in ihrem Verhältnis zu einander anweist, ist genau diejenige, welche ein halbes Jahrhundert später Friedrich List einnahm, der mit ihm auch die Abneigung gegen die Güterzersplitterung teilte. Er ist sich auch bewußt, daß er sich damit ebenso dem älteren Merkantilismus wie der Physiokratie entgegenstelle. „Man ist“, schreibt er, „in allen diesen politischen Konsiderationen meist zu einseitig verfahren, hat entweder den Ackerbau allein befördert oder die Fabriken allein unterstützen wollen, und dadurch hat man gar nichts gethan. Ich traue mir zu, zu beweisen, daß in einem sehr oder auch nur mittelmäßig bevölkerten Land das erste, was zu befördern wäre, das Fabrikenwesen sein müsse, aber so, daß diese Beförderung nicht zum Präjudiz des Ackerbaues geschehe, und daß, wie das Fabriken- und Gewerbewesen im Gange ist, man dieses nur nicht hindern, alsdann aber mit allen Kräften den Ackerbau unterstützen sollte.“

Hierzu bedarf er des Nachweises, daß die Blüte der Urproduktion von der Entwicklung des Marktes für ihre Produkte abhänge und daß die übertriebenen Schätzungen des Bodenertrages bei den Gegnern stillschweigend immer einen entwickelten Markt voraussetzen, der doch erst geschaffen werden müsse: Der Ertrag der Gärten sei nur durch städti-

Digitized by Google

schen Absatz zu steigern; was man jetzt in Baden Gärten nenne, seien kleine Beete, wo ein paar krüppelige Bäume, etliche Rosenbüsche und Lilien, Johannisbeersträuche, Salatköpfe, Kohl und Rüben stehen. Für alles das löse der Landwirt nicht zwei Kreuzer, sondern brauche es in seiner eigenen Haushaltung. Wollte der Winzer seinen Wein zu gutem Preise verwerten, so müsse er ihn mehrere Jahre liegen lassen, Keller, Fässer und vor allem Käufer für alten Wein haben. Jetzt ist nur der Bauer Käufer des Bauernweins; er sieht nur aufs Wohlfeile, kauft jungen und geringen Wein am liebsten, und der Winzer will auch sofort Geld sehen. Städte und Fabriken im eignen Lande ändern das alles, ein eigentlicher Weinhandel bildet sich aus, der Wein wird erst jetzt unterschieden: der Kaufmann kauft den besten, der Bürger den mittleren, der Arbeiter den schlechteren. Hochberg besitzt im Hanfbau einen Zweig des Landbaus, der ganz eigentlich auf Handelsabsatz angewiesen ist, aber eine kaufmännische Leitung fehlt gerade hier, da niemand im Lande ist, der den Handel damit treibt, als der Bauer selbst. Der bäuerliche Hanfhändler versteht keinen Kalkul über Einkauf und Verkauf zu machen; er hat beim Einkauf kein bares Geld und übersieht seinen Absatz nicht. So kauft er denn auf Kredit ein, verteuert sich und andern den rohen Hanf, wartet mit der Zahlung, bis er einen Käufer findet, und legt sich, um nicht zu Schaden zu kommen, auf Betrug, indem er die Puppen inwendig kurz und grob macht. Schlosser wundert sich, daß die Käufer durch dieses Gebaren falscher Bauernschlauheit nicht längst ganz verscheucht worden sind; jedenfalls kaufen die Hauptabnehmer, die französischen Seilereien, den Hanf nur roh gebrochen, so daß der Hechellohn dem Land entgeht. Wie anders wäre es, wenn Fabriken im Lande wären, die Kredit, Vorschuß, sicheren Absatz gäben, die genau sortierten und dadurch Ehrlichkeit erzwängen.

Schlosser warnt den Markgrafen mit Recht davor, im bloßen Steigen der Bodenpreise ein Zeichen des wachsenden Wohlstandes zu erblicken. Sie sei ein Unglück, wenn nicht zugleich der Ertrag steige; er hofft im Gegenteil, daß durch eine Entlastung des Ackerbaues von dem ungesunden Wettbewerb der Käufer die Bodenpreise auf ein niedrigeres, etwa einem Ertragswert von 5% entsprechendes Maß sinken werden. Er versichert, daß er selber sich alle erdenkliche Mühe gebe, dem Bauern die Fortschritte des Ackerbaues beizubringen, aber er macht sich kein Hehl, daß der Erfolg zweifelhaft ist. Die Waldorte hat er durch unentgeltliche Lieferung des Samens zu einem Versuch

Digitized by Google

mit dem Kleebau überredet, ob er dort überwintern werde, ist ihm aber selber zweifelhaft. In der Ebene hat der Bauer bei einem Überfluß von Wiesen kein Bedürfnis nach Klee; er hat auch keine Brache, auf der dieser gebaut werden sollte, er will so viel Halmfrüchte wie möglich, schon um des Strohs willen. Hiermit kommt Schlosser auf den Kernpunkt der Fragen: die Besitzverteilung. Die Zerstückelung hat eine verwahrloste Naturalwirtschaft fast erzwungen. Alle Summen, die der Markgraf anwende, um eine jede Erdscholle zu einem Produkte zu bringen, würden es nicht möglich machen, daß ein solider Ackerbau zu stande komme; immer würden die Güter verstückelt bleiben, immer würde das Hin- und Herfahren von einem Fetzen Land zum andern die Hälfte der Arbeitszeit nehmen, immer würden die Güter- und Heuwege, die man einem jeden, um zu dem Seinigen zu kommen, lassen muß, den zehnten Teil unseres Bodens wegnehmen, immer würde auf 5—6 Joch ein Pflug gehalten werden, immer würden alle Feldarbeiten durch Meister, die meistermäßig leben wollen, geschehen und also würde nirgends rechte Kultur eingeführt werden. Alle Tage könne man es sehen, daß der Bauer die schlechtesten Früchte auf dem besten, die besten auf dem schlechtesten Boden pflanze; weil er wenig Feld hat und da gar kein Geld einkommt, so will er alles selbst bauen. Schlosser kennt die Einwürfe, die man, und diesmal nicht von seiten der Physiokraten, zu Gunsten der kleinen Güter macht: daß sie fleißiger gebaut werden als die großen und deshalb mehr Ertrag geben. Aber er erklärt dies für einen reinen Wortstreit. Verstehe man unter kleinen Gütern solche von drei Hufen, so sei das auch seine Meinung, begreife man auch solche von 2—5 Joch darunter, so verwechsele man das, was in der Nähe großer Städte, wie Straßburg und Frankfurt, mit dem, was in einem industrielosen Gebiet möglich sei. Aus der liebevollen Schilderung, die er von der gartenartigen Kleinkultur entwirft, sieht man, daß er sie sich genau angesehen. Als er am Ende seines Lebens in der Heimatstadt ein patriarchalisches Dasein zu führen gedachte, wollte er sich selber einer solchen Gartenkultur zuwenden, sein letzter Brief an Goethe — schon mehr eine Abhandlung zu nennen — handelt von seinen Versuchen, und er fand dafür die Sympathie seines Schwagers[1]). Im Hochbergischen aber sei

[1]) Mitteilung aus dem Goethe-Archiv von Herrn Professor Suphan. Der Brief Goethes auch im Anhang zu den Briefen an Johann Fahlmer.

Digitized by Google

die grobe Frucht die einzig angebrachte. Und sie wieder wird auf den kleinen Gütern irrationell gebaut, weil keine ordentliche Fruchtfolge eingerichtet werden kann. Wollte auch der kleine Mann durch Häufeln, Jäten, reichliches Düngen seine Scholle zu höherem Ertrag bringen, er müßte bald einsehen, daß dies für ihn unrentabel sei. Gerade beim Weinbau, den der Kleinbesitzer darum ganz unproportioniert bevorzuge, weil er alles mit der Hand darin thun könne und er fast beständig beschäftigt sei, zeige sich täglich, daß er nicht fortkomme, weil er kein böses Jahr verschmerzen und den richtigen Zeitpunkt des Verkaufs nicht abwarten könne. Auch in seinen Schriften kommt Schlosser oft auf die Frage der Güterzersplitterung. Er lehnt die Meinung, die ihm von Schweizer Landwirten ausgesprochen wurde, ab, daß sie zu vermeiden sei, wenn die Familien nur patriarchalisch zusammen hausen wollten. Er kannte seine eigenrichtigen und prozeßlustigen Schwabenbauern zu gut, um das von ihnen zu erwarten, und fragte skeptisch, wo denn diese Patriarchentugend zu finden sei, da doch selbst die echten Patriarchen Abraham und Loth nicht zusammen weiden wollten. Gegen die preußische Gesetzgebung aber führt er die mangelnde Rücksicht auf die verschiedenartigen, von Landschaft zu Landschaft und in ein und derselben vom Berg zum Thal wechselnden Wirtschaftsbedingungen ins Feld, die denn doch Erbrecht und Vertragsrecht bestimmen müßten.

Das Bild, das Schlosser hier von der Landwirtschaft entwirft, ist nicht geschmeichelt, aber im wesentlichen richtig, sein Schluß, daß nun gerade die Industrie ihm abhelfen werde, war voreilig. Er hat sich gründlich getäuscht in der Annahme, „daß in Zukunft jeder kleine Bauer seine geringe Erbschaft lieber in Geld beziehen und mit seinen Armen seinen Verdienst suchen wolle, so daß sich das große Problem der Konsolidation der Güter von selbst auflösen werde". Im Gegenteil hat die Industrie die Güterzersplitterung erst recht besiegelt, aber sie hat die schwersten der mit jener verbundenen Schäden gehoben und durch sie für sich selber günstigere Arbeiterverhältnisse erlangen können. Daß die Industrie, die man damals überall begehrte, um einem bereits bestehenden ländlichen Pauperismus abzuhelfen, wie es hier auch Schlosser that, die Löhne steigern könne, begriff er wohl. Gerade dieser Vorwurf, den man ihr bereits machte, als sie sich nur von ferne zeigte, will Schlosser ihr zum Ruhme angerechnet wissen: „das sind Einwürfe", schreibt er von ihnen, „die ich nie ohne innere Kränkung hören

Digitized by Google

konnte. Sie sagen eigentlich nichts als: Wir wollen einen Teil unserer Unterthanen im Elend schmachten lassen, damit sie froh sein müssen, wenn sie mit einer Anstrengung, die einen halben Gulden verdiente, zwei Groschen zur Abtreibung des Hungers erwerben können. Wenn die Kultur so etwas fordert, so wäre sie dem menschlichen Geschlechte eine wahre Plage. Ich habe das Räsonnement, das in diesen Einwürfen liegt, hier gehört; ich habe es aber auch von den Holländern, Portugiesen und Spaniern gegen die Neger anführen hören, und man weiß, wie ökonomisch-politisch die Holländer den guten Mann bestraften, der anfing, die Neger zum Christentum zu bekehren: Du bist ein Verräter des Vaterlandes; wie können wir Zucker pflanzen, wenn wir den Neger durchs Christentum frei machen müssen? Das ist das wahre Resultat dieser Einwürfe!" Übrigens glaubte er, daß eine Lohnsteigerung der Landwirtschaft im ganzen keinen Schaden zufügen würde, weil auch sie zum Verschwinden vieler kleiner Eigentümer, die sich fortan als Gesinde besser stünden, und damit zu einer günstigeren Besitzverteilung beitragen werde. Große Höfe bekommen außerdem ihre Knechte leicht überall her. Schon jetzt seien auf den Höfen im Bezirk Badenweiler zwei Drittel derselben zugezogen.

Schlosser, der selber die Antwort des Markgrafen auf die Danksagung des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft mit einem lobenden Vorwort herausgegeben hatte, das sich jedoch in erfreulicher Weise von Überschätzung der Reform fernhielt[1]), glaubt doch seinem Landesherrn vorhalten zu müssen, wie wenig mit dieser einen Reform geleistet sei. Auf die erste Bekanntmachung, daß eine Spinnerei im Hochbergischen eingerichtet werden würde, waren sogleich in 20 Ortschaften 870 Kinder angemeldet worden, und man konnte annehmen, daß die Zahl über 1000 steigen werde. „Das ist das blühende Land", ruft Schlosser bitter aus, „von dem man Ew. D. so oft vorgesprochen hat, das ist das Land, von dem man uns so oft vorgelogen hat, daß es zu gut wäre, als daß die Leute da nötig hätten, sich mit der Handarbeit (sc. gewerblicher) zu ernähren. — Seit neun Jahren habe ich immer gesagt und behauptet, daß wir arm sind, daß es noch höchstens 1—2 Dezennien brauche, um zwei Drittel von uns in die rechte natürliche Sklaverei zu stürzen, in die Sklaverei des Hungers, aus der Ew. D. dieses Land dann nicht mehr, jetzt aber noch viel leichter erretten

[1]) Ludwig. Der badische Bauer. S. 135 ff.

Digitized by Google

können, als Sie es aus der durch Menschenkunst gemachten Sklaverei der Leibeigenschaft errettet haben."

Unermüdlich war Schlosser, diese Gedanken in seinen Denkschriften den oberen Behörden zu predigen, wie er es hier dem Markgrafen thut, und er wußte immer neue Wendungen zu finden. Nach der in kleinen wie in großen Staaten üblichen Weise arbeitete er mit Vorliebe auch mit der Klage über ungleichmäßige Behandlung der einzigen Landesteile. Er mochte freilich Recht haben, daß das eingeengte Hochberg die Hülfe am nötigsten habe. Das Markgräflerland habe den Baseler Markt, Kehl und Baden-Baden den Straßburger vor der Thür, Pforzheim habe die große Fabrik und das Zuchthaus, die beiden Anstalten, auf die man in der That von jeher alle flüssigen Mittel verwandt hatte, Karlsruhe und Durlach haben den Hof; selbst die abgelegenen Bergbauern des Unterlandes haben die Floßwege und einen blühenden Holzhandel, Hochberg aber hat nur eifersüchtige Nachbarn in Österreich und Lahr, schlechten Wein, wenig Holz, einen verstümpelten Ackerbau, geringe Viehzucht, übersetzte Dörfer, keine Armenanstalten, keine reichen Leute, wohl aber schwere Schulden und Abgaben. So heftig er als Gelehrter gegen die Physiokratie aufgetreten war, so wenig nahm er es sich als Beamter übel, den Anhängern dieser Richtung — und dazu gehörte nach dem Vorbild des Fürsten fast die ganze Beamtenschaft — seine Pläne gelegentlich auch unter ihren Gesichtspunkten zu empfehlen: Jenes System könne nur dann einmal eingeführt werden, sogar in Ansehung der Abgaben, wenn die Industrie emporkomme; denn es setze eine durchgeführte Geldwirtschaft voraus, bei der sich allein jener greifbare Reinertrag zeige; und nie könne man zu einer solchen auf anderem Wege als durch die Einrichtung einer großen Konkurrenz kommen. Er setzte dann wohl auch ganz richtig auseinander, obwohl es seiner oben entwickelten Grundansicht widersprach, daß die Industrie dem kleinen Bauern Gelegenheit geben werde, seine arbeitsleeren Tage anzuwenden und von der Freiheit der industriösen Klasse zu prosperieren.

Schlosser hat es sich zum Hauptverdienst angerechnet, daß er diesen seinen Grundsätzen in Baden Geltung verschafft hat, wenn auch lange nicht in dem Maße, wie er es gewünscht hätte. Da ist es nun aber ein seltsamer Widerspruch, der jedoch bei einem Mann seiner Gemütsart, die ihn immer in allen Dingen, die er am eifrigsten erstrebte, übers Ziel hinaus schießen ließ, nichts Verwunderliches hat, daß er im einzelnen mit allen Plänen, die sich auf die Industrie bezogen, ge-

Digitized by Google

scheitert ist, mit allen, die unmittelbar die Landwirtschaft betrafen, zum Ziele gelangte. Gleich in den ersten Jahren geriet er in einen heftigen prinzipiellen Streit mit der Rentkammer und dem Markgrafen über die Frage der Allmenden, die für die socialen Verhältnisse der badischen Landbevölkerung von jeher die wichtigste gewesen war. Von allen landwirtschaftlichen Reformen ist unter Karl Friedrich keine mit mehr Geschick und Energie gefördert worden als die Einführung der Stallfütterung, welche die Aptierung der Weiden ermöglichte, von denen dann ein Teil zu Wiesen, der größere zu Acker umgelegt werden konnte. Es handelte sich dabei technisch meist um die Abtrocknung und nachher um geregelte Wässerung der Brüche, die einen großen Teil der Ebene einnahmen. Von jeher waren diese Weiden Allmende gewesen, wie es ihre wirtschaftliche Benützung mit sich brachte. Es schien natürlich, daß der Kulturveränderung auch die Veränderung des Rechtes folge. Man nahm es fast als selbstverständlich an, daß Acker und Wiese ins Privateigentum überzugehen habe. Schlosser hatte noch nicht lange unter den oberländischen Bauern gelebt, als er schon mit Sicherheit erkannte, daß ihre Gesinnung einer solchen Abschaffung der Allmende noch ebenso lebhaft wie in den Zeiten des Bauernkriegs widerstrebe; und sein historisches Rechtsgefühl billigte ihren Widerstand. In einer seiner merkwürdigsten Denkschriften stimmte er mit aller Beredtsamkeit, die ihm zu Gebote stand, ein Loblied auf die Allmendeverfassung an, wie es im vorigen Jahrhundert beinahe unverständlich klang, das uns aber heute, von einigen Übertreibungen abgesehen, zutreffend erscheint. In der Allmende sieht er die eigentliche Grundlage eines gesunden Gemeindelebens, das eines für alle gleich wichtigen Gegenstandes bedarf, an dem es sich bethätigen könne. Er entdeckt in ihr den Grund, warum eine festgewurzelte bäuerliche Selbstverwaltung sich trotz aller Stürme und alles Druckes, die der Bauernstand erlitten hatte, gehalten habe; er erkennt auch die socialen Vorteile, die diese letzte Schutzwehr gegen die Verarmung in einem Land der Zwergwirtschaft bietet. Freilich verfiel dabei Schlosser in den Irrtum, daß auch ihm Allmende und Weide unzertrennlich schienen, während doch schon vielfach die Bauern ohne weitere theoretische Überlegung zur Ackerallmende übergegangen waren.

Karl Friedrich war verstimmt durch diese Eigenrichtigkeit eines Kopfes, dessen Bedeutung er kannte. In seinem Auftrag verfaßte die Rentkammer zur Belehrung Schlossers, gleichsam zu seiner Einführung

in die Grundsätze wahrer Staatswirtschaft, wie sie in Baden galten, eine Widerlegung. Der Nachweis, daß es nützlich sei, Sümpfe auszutrocknen, war nicht schwer, im übrigen zeigt das belanglose Schriftstück nur, daß man hier Schlossers Ansicht noch nicht begriffen hatte. Dieser aber überzeugte sich bald in der Praxis, daß jener notwendige Fortschritt der Landeskultur sich ganz wohl mit den socialen Vorteilen der alten Verfassung verbinden lasse, und daß bei dieser Gelegenheit diese selbst sich noch vielfach verbessern lasse. Er wandte sich nun mit Feuereifer beiden Aufgaben zu. Er bedurfte seiner ganzen Autorität und seiner Kenntnis des Bauerncharakters, um hier zum Ziele zu kommen. Man muß selber eine Reihe von Aktenbündeln, die über solche Meliorationen handeln, aus den verschiedenen Gegenden Badens durchgelesen haben, um zu ermessen, welche Widerstände hierbei zu überwinden waren; der passive, die zähe Unthätigkeit war immer der schlimmste. Einigermaßen kann man sich davon einen Begriff machen, wenn man in unserer Zeit die Verhandlungen vergleicht, die gewöhnlich nötig sind, um eine Gemeinde mit verwahrloster Gemengelage zur Vereinigung ihrer Feldflur zu bewegen. Schlosser hatte außer einem technischen Beamten, den er selber ausgewählt hatte, einen unermüdlichen Mithelfer in dem Kammerrat Enderlin zur Seite. Dieser war ein wohlhabender Gutsbesitzer aus Bötzingen, der als begeisterter Anhänger der neuen landwirtschaftlichen Lehren von Karl Friedrich in die Verwaltung gezogen war, ein etwas phantastischer Mann, der aber die glückliche Eigenschaft besaß, daß ihm immer die Weide, die ihm zur Verbesserung übertragen war, das wichtigste Objekt in der ganzen Welt erschien. Schlosser wußte, daß man gut mit ihm auskommen könne, wenn man ihn nur bei der Stange hielt und nicht selber Projekte machen ließ. So haben die beiden während der ganzen Zeit von Schlossers Verwaltung rastlos einen Moor nach dem andern der Kultur gewonnen, und die Elz, den Stifter alles des Schadens, nach Möglichkeit reguliert. Schlosser sagte sich, daß man sich auch hier mit dem Erreichbaren begnügen müsse; ein gerader Kanal, der durch die Enge bei Riegel die Wasser unmittelbar dem Rhein zuführte, sei wohl das Beste; ihn zu bauen, müsse man aber der Zeit überlassen, in der diese zerstückelten Territorien in einer Hand vereinigt seien. Dies ist denn auch in unserm Jahrhundert erfolgt.

Seine originelle Thätigkeit beginnt jedoch erst da, wo die Frage nach der Benutzungsart des so gewonnenen Landes eintrat. Er sah

Digitized by Google

zunächst einmal, daß eine gemeinsame Landesordnung auf diesem Gebiet unmöglich sei. Er wandte deshalb eine allgemeine Weideordnung, die man 1777 in Karlsruhe bereits ausgearbeitet hatte, ab, indem er zeigte, wie unpraktisch bei der Verschiedenheit der Weide von Ort zu Ort eine solche schematische Regelung sei, und wie sie gerade jetzt dem Fortgang der Kulturveränderungen schädlich sein werde. Er hatte damals bereits die Stadt Emmendingen dazu gebracht, die Weide aufzugeben und ihre nicht sehr große Allmende zu Äckern und Wiesen zu machen. Um die Meliorationskosten wieder zu erhalten, sollte die Gemeinde für die ersten zehn Jahre die Lose verpachten. Als diese Zeit abgelaufen war, beschloß die Bürgerschaft eine 15jährige unentgeltliche Verteilung. Schlosser hätte lieber lebenslänglichen Genuß gesehen, bestätigte aber auch jenen Beschluß, da er sich nicht für befugt hielt, in Gemeindesachen dieser Art einzugreifen. Ordnungen der Ackerallmende wußte er anderwärts mehr nach seinem Sinne zu gestalten, und die Art, wie er die Klasseneinteilung der Lose vornahm, den Antritt der Bürgernutzung, erst wenn ein Los frei wurde, bestimmte, diese selbst mit der Armenunterstützung in Verbindung setzte, kann noch heute als musterhaft gelten. Die Hauptsache blieb in seinen Augen Bewahrung des Gesamteigentums: „Alle unsere Bemühung, Allmende urbar zu machen“, schrieb er, „wird fruchtlos sein, wenn, sobald ein Fleckchen benützt wird, gleich jeder hie und da etwas davon wegzieht, und endlich dem Unterthan nichts mehr übrig bleibt als die Last, Schatzung und Abgaben zu zahlen“. Er wiederholte nach seiner Weise die leitenden Gesichtspunkte beständig in Denkschriften und wußte so auch bei den oberen Behörden allmählich eine Toleranz für die Ackerallmende zu erreichen, die freilich von der Billigung noch weit entfernt war. Dagegen mag es auffallen, daß er über diese wichtigen Fragen, die noch niemandes Aufmerksamkeit erregt hatten, nicht öffentlich das Wort ergriff; er hätte gerade hier eine Ergänzung zu J. Mösers Schilderung der westfälischen Hofbauern geben können, vielleicht hat er es unterlassen, weil auch ihm immer das Möser'sche Bauernideal vorschwebte und er alles, was mit dem Kleinbesitz zusammenhing und ihn noch stärkte, bloß als Notbehelf ansah.

Hier hatte Schlosser seinem historischen Sinne gemäß eine Einrichtung des Mittelalters, die sich noch als lebensfähig erwies, zeitgemäß umgestaltet, andere Reste derselben Wirtschaftsordnung suchte er allmählich zu beseitigen. Dazu gehörten vor allem die Frohnden. Alle

Digitized by Google

früheren Versuche, mit ihnen eine Änderung im Sinne einer entwickelteren Geldwirtschaft anzustellen, Versuche, die außerdem an Lässigkeit und Eigennutz krankten[1]), waren doch vor allem an der unüberwindlichen Abneigung des Bauern gescheitert. Dieser war hier in Baden wie überall: ein Opfer an Zeit, die er immer überflüssig hatte, schien ihm bei weitem erträglicher als eines an Geld, das ihm immer fehlte. Und wie überall waren doch die Frohnden zugleich ein Hindernis für den Fortschritt des Ackerbaus und für die Regierung die schlechteste Art von öffentlicher Arbeit. Schlosser betonte oft, daß bei ihnen kaum die Hälfte bezahlter Arbeit geleistet werde. Die Last war im Hochbergischen nicht unbeträchtlich. Es kamen im Durchschnitt 1652 Hand- und 4103 Zugfrohnden im Jahr auf die Einwohner; es handelte sich dabei, da Bau- und Heufrohnden, an sich gering, auf den einzelnen Ortschaften lagen, nur um Straßen- und Flußbau. Schlosser fand beide greulich vernachlässigt, und da die Erhaltung den einzelnen Gemeinden streckenweise oblag, sah er sofort, daß kein andrer Ausweg sei als ihre Übernahme auf „generale Landesfrohnden", bei denen sie aus einer Frohndkasse bezahlt wurden. Erst dann sei auch eine völlig gleichmäßige Repartition durchzuführen. Es war sein erster bedeutender Erfolg — auch der, welcher ihm vom Markgrafen am höchsten angerechnet wurde —, daß er das oft Versuchte binnen weniger Jahre durchsetzte. Schon 1778 war die Frohndregulierung genau nach seinem Projekt ausgeführt, war die Frohndkasse und das Amt des Frohndinspektors eingerichtet, der jene zu verwalten und die Arbeiten zu verdingen hatte.

Weniger glücklich war Schlosser in der Behandlung des Zehnten. Der Grund liegt nahe: Bei den Frohnden sprach das fiskalische Interesse für die Reform, bei den Zehnten dagegen. Einstweilen war der Zehnt noch eine so wichtige Einnahmequelle, daß die Finanzbehörde, nachdem einmal Karl Friedrichs physiokratisches Steuerprojekt gescheitert war, auf ihn nicht verzichten mochte. Das Steigen des Ackerbaus selber mußte ja in gleichem Maße auch ihm zu gute kommen; und diese Rücksicht überwog bei den Finanzleuten die einstweilen noch bezweifelte Befürchtung, daß gerade der Zehnt ein Haupthindernis jeder Kulturverbesserung bleibe. Schlosser hatte zudem hierauf wie auf alle Finanzsachen in seinem Amt keinen unmittelbaren

[1]) Vgl. Ludwig, S. 159 ff., dessen Darstellung der badischen bäuerlichen Verhältnisse hier wie sonst musterhaft ist.

Digitized by Google

Einfluß. Gerade gegen das Ende seiner Emmendinger Amtsführung im Jahre 1785 erschien eine neue Weinzehntordnung, die ihn in Verzweiflung setzte[1]). Sie war in der That ein non plus ultra von kleinlicher Chikane, die von dem äußersten Mißtrauen gegen die Bevölkerung eingegeben war. Man mag zur Erklärung freilich hinzufügen, daß der Zehntwein von berüchtigter Schlechtigkeit war und sich die Beamten oft weigerten, ihn als Besoldungswein anzunehmen. Es ging aber, wie es bis ans Ende der Tage in der Welt gehen wird: Statt in der überlebten Institution den Grund der Mißerfolge zu suchen, suchte man ihn, so lange es ging, in ihrer mangelhaften Ausführung und schärfte unablässig weiter. Schlosser zeigte, wie dieses Übermaß von Kontrollmaßregeln, das den Winzer bei der fröhlichen Weinlese unter Polizeiaufsicht wie einen verdächtigen Verbrecher stellte, notwendig Erbitterung erzeugen mußte; Erfolg scheint er damit nicht gehabt zu haben.

Am Kornzehnt glaubte auch Schlosser nicht rütteln zu können. Er stand in den meisten Fällen der Herrschaft zu; immerhin ging er von einigen Orten noch ins Ausland, zumal an katholische Stifter. Hier waren schlaffere Amtleute am ersten einmal geneigt, durch die Finger zu sehen, wenn die Unterthanen es mit ihrer Pflicht leicht nahmen. Es verstand sich bei einem Mann von Schlossers Rechtssinn von selbst, daß er gerade hier unerbittlich war. Seinen schärfsten Konflikt mit der protestantischen Geistlichkeit hat er gehabt, als er einen Pastor zwang, aus seiner Scheuer den unrechtmäßig einbehaltenen, der Kommende in Heitersheim zustehenden Zehnten auszuliefern. Er hielt den unbotmäßigen Mann, dessen er sonst nicht habhaft werden konnte, in der Kirche fest und schrieb zum Entsetzen der Bauern und des Kirchenrats das Protokoll auf dem Taufstein. Gerade im Interesse seiner Kirche wünschte er aber auch die Ablösung jener Zehnten, die auch ihr noch zustanden. Wie gewöhnlich am Oberrhein war der Kirche der kleine Zehnt zugewiesen worden, nachdem der große Zehnt ihr schon im Mittelalter stückweise entfallen war. Eine gefährliche Ausstattung; denn der kleine Zehnt, der von den Gärten und allen nicht flurmäßig gebauten Früchten entrichtet wurde, war von jeher dem Bauern am meisten verhaßt als eine mit der Intensität des Anbaus unbillig wachsende Abgabe. Im Hochbergischen, wo fast nirgends zelgenweis,

[1]) Die allgemeine Zehntordnung datierte von 1748.

sondern „nach eines jeden Konvenienz" gebaut wurde, hatte die Finanzbehörde sich lieber an die Unterscheidung der Früchte gehalten und auf solche Weise unrechtmäßig den Kartoffelzehnt, der erst seit kurzem erhoben wurde, aber jetzt von Jahr zu Jahr wichtiger wurde, an sich gezogen. Es gelang Schlosser, ihn ihr wieder zu entziehen, zugleich aber setzte er seine Fixierung auf 12 Kreuzer für den Morgen durch, „damit der Pfarre und den armen Unterthanen gleichzeitig ihr Recht geschehe".

Weit bedenklicher als der geringe Kartoffelzehnt war aber der Heuzehnt, und er wurde es um so mehr, als nach der Abtrocknung der Allmenden die Anzahl der Matten zunahm. In der ganzen, sehr ausgedehnten Pfarrei Emmendingen stand er dem Pfarrer zu, aber seit dem Anfang des Jahrhunderts herrschten unablässige Händel über die Art der Entrichtung. Die Pfarrer wollten die Naturallieferung, die Gemeinden bestritten sie. Zuletzt war man mit dem Pfarrer auf 10 Kreuzer für das Joch übereingekommen; die Pflichtigen hatten geglaubt, es sei dies ein ewiger Vertrag, bei dem Tode des Pfarrers stellte sich heraus, daß es nur ein persönlicher sei. Schlosser trat hier ganz auf die Seite der Unterthanen; er warnte davor, es zum Prozeß kommen zu lassen, er forderte die Anerkennung des Grundsatzes, von dessen Durchführung man allerdings noch weit entfernt war: „Wo man nur irgend könne, solle man Zehnten erst fixieren, alsdann ablösen oder auf Geldsurrogate setzen". Für die Kirche wenigstens erschien ihm das als eine heilige Pflicht; denn unabsehlich sei der Schaden, der ihr durch die Zehnten, die das Amt des Pfarrers um seine Wirkung brächten, zugefügt werde. Welchen Eindruck mache es, wenn dem Bauern aus Futtermangel sein Vieh verschmachte, und er sähe zugleich, wie der Pfarrer einen einträglichen Heuhandel mit seinem eigenen armseligen Futter treibe! Scharfblickend erkannte er auch das wirtschaftlich Bedenkliche gerade dieser Art Zehnt. Die Zunahme des Heuertrags diene doch fast nur dazu, durch vermehrte Viehhaltung den Körnerbau intensiver zu gestalten, sie komme also schon im großen Zehnt zum Ausdruck, und deshalb sei ein besonderer Heuzehnt eine Doppelbesteuerung an der gefährlichsten Stelle. Er setzte einen Vergleich durch, der den Umständen nach noch günstig zu nennen war: Ein Urbar der alten und der neuen Matten wurde aufgestellt; auf jene wurden 24 Kreuzer, auf diese, da sie mit beträchtlichem Kostenaufwand erst gewonnen waren, 10 Kreuzer pro Joch gelegt. Der Anstoß zur Ablösung, den er gegeben, hat in Baden einstweilen kaum weitergewirkt.

Digitized by Google

Wir sahen, wie in seiner eigenen Schätzung solche Erfolge zurücktraten, wie er allen Wert nur darein setzte, Gewerbfleiß in sein Oberamt zu ziehen. Es wäre das eine Schöpfung aus Nichts gewesen; kein Platz des Oberlandes schien ungünstiger für ein solches Unternehmen. Seine Amtsvorgänger und namentlich die Geistlichkeit hatten wiederholt Hochberg für völlig ungeeignet zur Industrie erklärt und sogar die weitere Ausbildung des Hausfleißes für bedenklich gehalten: „denn die Frauen glichen schon jetzt nur zu sehr der bekannten Martha des Evangeliums", wie der eine geistliche Bescheid besagte. Das städtelose Gebiet besaß nur ein arg verwahrlostes Landhandwerk. Dieses hatte Schlosser auch allein im Auge, als er seine Erfahrungen in einer geistreichen, aber von innern Widersprüchen nicht ganz freien Schrift niederlegte[1]. Den Anlaß gab ihm die von Turgot verfügte, von den Physiokraten längst geforderte Aufhebung der Zünfte in Frankreich. Er gab ohne weiteres zu, daß größere Städte über den Zunftzwang hinaus seien, daß alle Luxusgewerbe eine öffentliche Organisation überhaupt nie bedürfen. Er findet aber einen Fehler im Räsonnement der französischen Philosophen, indem sie Staatsfreiheit und Polizeifreiheit gleichsetzen, und eine Unkenntnis sachlicher Verhältnisse, indem sie ohne weiteres auf das Landhandwerk übertragen, was vom städtischen gilt. Er selber tritt auch hier wieder für Ausdehnung der politischen Rechte des Unterthanen, wie er sie schon in den Kernworten seiner politischen Fragmente gefordert hatte, ein: Es werde den Menschen ungleich glücklicher machen, an der bürgerlichen Regierung teil zu nehmen, als wenn er nur teil am Schuhmacherhandwerk nehmen könne. Der fruchtbare Gedanke seiner Schrift liegt darin, daß er den engen Zusammenhang nachweist, in dem eine gewerbliche Organisation mit der jeweils erreichten Stufe des Verkehrs steht: Bei gering entwickeltem Verkehr, gegenwärtig also noch auf dem Lande, sind die Zünfte, die für ihre Mitglieder eine Verpflichtung regelmäßiger und zuverlässiger Arbeit aufstellen, wünschenswert. Dem Bauern ist es lieber, sein Brot etwas teuer zahlen zu müssen, als eine Stunde Wegs nach Brot zu laufen. Die kleinen Gemeinden bekommen vom Schwung des Kommerzes gar nichts zu spüren, ihnen ist es genug, ihre Bedürfnisse sicher zu haben. Überhaupt handelt es sich für sie

---

[1]) Über das neue französische System der Polizeifreiheit, insbesondere in der Aufhebung der Zünfte.

Digitized by Google

meist nur um Stör- und Heimarbeit. Bei jener muß dem Bauern daran liegen, regelmäßig von den Meistern besucht zu werden, und deshalb habe er als Oberamtmann den Bergbauern, sobald dies nicht genügend geschehen, erlaubt, landfremde Meister anzunehmen, bei dieser, der gewöhnlichen Form, gewährt die Zugehörigkeit des Heimarbeiters zur Zunft eine erhöhte Sicherheit: „Der zunftmäßige Meister, der mir mein Tuch entwendet, verliert sein Zunftrecht, der andre wird höchstens etliche Wochen zur öffentlichen Arbeit gestellt".

Aus socialen Gründen, wie wir jetzt sagen würden — damals machte man die Unterscheidung noch nicht —, denen er stets die bloß wirtschaftlichen Erwägungen unterwirft, tritt er lebhaft für feste Lehrzeit, Wanderzwang und Meisterstück ein: „Was kann der Knabe, der als Mann wirken soll, anders machen als Knabenstreiche! Wenn der Lehrjunge im 18. Jahre auf eigene Hand arbeiten kann, so wird er im 20. eine Frau haben wollen. Welche Bürger, welche Ehemänner, welche Väter!" ruft er aus. Deshalb ist vor allem der Wanderzwang ein Glück für die Landorte; denn ohne ihn würden sie gar keine Leute haben, die wissen, wie es an andern Orten aussieht, gar keine, die sich ein wenig versucht, ein wenig gelitten, ein wenig mit andern Menschen gelebt haben. Auch das Meisterstück ist nützlich, wenn es vernünftig gehandhabt wird; es hält die Berührung mit dem Kunsthandwerk aufrecht, es verschafft unter Umständen dem jungen Meister Ruf und Kundschaft.

Soweit wäre alles konsequent, die Voraussetzung aber hierfür ist, daß die Landorte an Handwerkern Mangel litten. Eben diese Voraussetzung zerstört er selber durch den an seinem Oberamt geführten Nachweis, daß trotz der Zünfte die Handwerke sogar übersetzt seien. Er habe Orte, die bei 180 Familien 11 Schuhmacher, 14 Schneider, 5 Schreiner, 4 Färber, 14 Bäcker und 10 Metzger haben; überhaupt kommen auf 13 Haushaltungen ein Bäcker, auf 18 ein Metzger, und das in einem Lande, wo zwei Drittel aller Familien selber backen und ein Drittel im ganzen Jahr keine 10 Pfund Fleisch essen. Von der Gewerbefreiheit fürchtet er eine noch weitere Steigerung. Natürlich kann sich eine solche Überzahl nur dadurch halten, daß für alle diese Meister ihr Handwerk nur eine Nebenbeschäftigung ist, neben der sie Ackerwirtschaft betreiben. Daraus entspringt die Neigung, überhaupt von einem Gewerbe zum andern überzuspringen, allerlei zu machen, was man nicht recht versteht und wofür man keine Verantwortung

Digitized by Google

übernimmt. Schlosser entwirft ein drastisches Bild solcher Zustände, das genau demjenigen entspricht, welches fast dreiviertel Jahrhundert später Riehl von dem verwahrlosten Landhandwerk in der Pfalz giebt. Er will solche Mißstände durch das Zunftwesen bekämpfen; man sieht aber, daß sie sich gerade unter der Herrschaft der Zünfte schon erhoben hatten.

Die Gegner, die Schlosser auch hier fand und die ihm wenig gewachsen waren, bemerkten gar nicht, wo die wirklichen Schwächen seiner Erörterungen lagen. Das Bild des ländlichen Tausendkünstlers, das Schlosser zur Abschreckung gemalt hatte, schien ihnen ganz verlockend, und im übrigen meinten sie: Baden werde nur gut dabei fahren, wenn es seine Handwerker ganz verlöre, seinen Ackerbau allein fördere und sich im übrigen an Straßburg, Freiburg und Basel halte. Für einen solchen Standpunkt hatte Schlosser freilich nicht geschrieben; merkwürdig aber bleibt, wie auch er, dessen ganzes Trachten dahin ging, Gewerbfleiß ins Land zu ziehen, um dadurch indirekt den Ackerbau zu heben, dem Handwerk gar nicht zutraute, daß es an der Lösung dieser Aufgabe mitarbeiten könne. Die Vermehrung der Industrie durch Handwerksfreiheit falle bei Bauern, die stets beim alten bleiben wollen, weg. So beschränkte sich denn seine Reformthätigkeit gegenüber den Handwerkern auf Bekämpfung von Mißständen.

Verbesserungsvorschlägen setzte das kümmerliche Dorfhandwerk die altbewährte Kunst des Überhörens entgegen. Resigniert bemerkte der Rat von Emmendingen selber[1]: Alle Bemühungen, den Wohlstand des Städtchens zu heben, seien bisher vergeblich gewesen; denn der Handwerker müsse sich hier zugleich als Ackerbauer ernähren und sei deshalb in seinem eigentlichen Berufe nicht viel nütze. Der alte Zusammenhang der hochbergischen Handwerker mit den breisgauischen war längst verschwunden; die Eifersucht der kleinen Regierungen gegen alle Zunftverbände, die sich über ihr Gebiet hinaus erstreckten, hatte hier schon vor zwei Jahrhunderten dieses Ziel erreicht, und als jetzt die österreichische Regierung den Vorschlag machte, wieder einen gemeinsamen Verband der Ziegler herzustellen, warnte Schlosser: Das heiße nichts anderes als die badischen Arbeiter von der Willkür der österreichischen Meister abhängig zu

---

[1]) In einer von Schlosser veranlaßten Eingabe im Jahre 1781 Emmendingen, Stadtgemeinde.

Digitized by Google

machen[1]). Allein die winzigen hochbergischen Zünfte waren, was die Willkür anlangte, um nichts besser. Am meisten machten ihm, wie üblich, die Bäcker zu schaffen. Nach alter Weise buken sie meistens nur im Lohn; die Taxe, wieviel Brot sie für den Malter Getreide oder Mehl zu liefern hätten, hatte die Zunft selber, nicht zum Schaden der Meister, aufgestellt. Zugleich aber verkauften sie andere, namentlich feinere Backwaren auf eigene Rechnung; und dabei sahen sie es als ihr hergebrachtes Recht an, sich das Mehl von ihren Backkunden zu verschaffen. Der energische Schlosser fing sofort an, diese Übergriffe mit Ernst und Strenge zu bestrafen; als die Bäcker behaupteten, er verlange das Unmögliche, und ihrerseits eine Berechnung aufstellten, wieviel sie an jedem Malter sogar verlören, erklärte er ihnen rundweg, das sei Unsinn, und ließ eine genaue Untersuchung anstellen, bei der sich ein ganzes Nest betrügerischer Gebräuche herausstellte. Aber nach Verlauf weniger Jahre hatte er erkannt, daß mit allen Polizeistrafen nichts gethan sei; von zehn Freveln, so meinte er, komme vielleicht einer zum Vorschein und zur Ahndung: „Die hiesigen Bäcker haben alle meine Geduld erschöpft und nötigen mich, das letzte Mittel anzuwenden, um sie zu billigen Gesinnungen zu bringen und das Publikum, das ich nicht mehr schützen kann, wenigstens vor ihren Betrügereien zu retten“. Dieses letzte Mittel bestand darin, von Amts wegen außer der Zunft, die freilich ein großes Geschrei darob erheben werde, einen Bäcker anzustellen und durch solche Konkurrenz die Meister zu nötigen, besser und redlicher zu backen. Der Vorschlag erscheint uns vielleicht heute radikaler, als er damals war; denn noch fanden sich wenigstens in den Nachbargebieten die Gemeindebacköfen auf den Dörfern vielfach vor. In Karlsruhe scheute man sich immerhin vor einer so durchgreifenden Maßregel und gab lieber dem eifrigen Oberamtmann weitere Strafbefugnisse; dieser aber scheint allmählich in dem aussichtslosen Kleinkrieg etwas erlahmt zu sein[2]). Er wandte sich dafür mit um so größerem Eifer der Förderung der Industrie zu.

In der Geschichte der Industriepflanzung, die am Oberrhein so mannigfaltige Züge zeigt, fällt der Markgrafschaft Hochberg keine bedeutende Rolle zu; das aber hindert nicht, daß die Debatte nirgends so eingehend wie hier geführt wurde und daß sich an ihr die Prinzipien

---

[1]) Emmendigen, Amt, Zunftwesen ca. 1781.
[2]) Emmendingen, Stadtpolizei, 1775—1778.

klärten. Schlosser hatte hier keine glückliche Hand. Zuerst wandte er sein Interesse dem Bergbau zu und fand dabei die zweifelhafte Unterstützung des phantastischen Bergrats Erhardt, der auch Karl Friedrichs volles Vertrauen besaß; denn der vorsichtige Markgraf war als Physiokrat weniger sparsam und skeptisch bei Urproduktionen als bei gewerblichen Anlagen. Schlosser war stolz auf seine Karolinengrube bei Sexau und lud unter anderm den alten Freund Merck, in dessen Leben verunglückte industrielle Unternehmungen eine tragische Bedeutung haben, zum Besuch ein; aber sie kam nicht in Aufschwung. Mehreremals meldeten sich Tabakfabrikanten, denn die Blüte des benachbarten Lahr, das schon seinen wirtschaftlichen Einfluß auf das Hochbergische auszudehnen anfing, reizte besonders zur Nachfolge. Schlosser redete den Bewerbern vergeblich zu, sich zu vereinigen, riet dann aber, mit der Privilegienerteilung nicht zu ängstlich zu sein. Als Empfehlung konnte er hinzufügen, daß sie keine Vorschüsse verlangten; sie brachten es freilich auch nicht weit.

Jene löbliche Enthaltsamkeit von fürstlicher Unterstützung war freilich eine seltene Ausnahme. Im allgemeinen waren die Fabrikanten des vorigen Jahrhunderts davon durchdrungen, daß sie jedem Lande, in dem sie sich niederließen, eine Wohlthat erwiesen; und sie betrachteten es daher als selbstverständlich, daß der Landesherr für das Kapital aufzukommen habe, das ihnen selbst mangelte. Schlosser teilte diese Ansicht durchaus; der praktische Kern in seinen bedeutenden Denkschriften, die wir früher kennen lernten, ist doch immer der, daß man der Industrie Vorschüsse geben solle. Für Zeiten und Gebiete, in denen kein Zollschutz in Frage kommen konnte, war bei dem allgemeinen Mangel an mobilem Kapital und der noch allgemeineren Unlust des vorhandenen, sich auf industrielle Unternehmungen einzulassen, allerdings oft kein andrer Weg der Kapitalbeschaffung offen. Wenn man sieht, mit was für Leuten lange Zeit Friedrich der Große vorlieb nahm, als er die Berliner Seidenindustrie, seine wirtschaftliche Lieblingsschöpfung, gründete, schwindet jede Verwunderung über die Keckheit der „Industrieritter“, die den kleinen Fürsten ihre Dienste anboten. Man schätzte an ihnen die vermeintliche Erfahrung, gleichviel ob diese in üblen Erfahrungen bestanden hatte. Die letzten Jahre der Amtswirksamkeit Schlossers sind fast ganz ausgefüllt durch industrielle Versuche. Ein Mühlhäuser Fabrikant, Vogel, hatte, gleichviel ob durch eigene Schuld oder die seiner Associés, Bankerott gemacht und suchte nun als

Digitized by Google

Unternehmer ein Unterkommen. Man würde es kaum für möglich halten, daß sich in der That die verschiedenen Herrschaften am Oberrhein um ihn rissen; denn er hatte doch einmal eine große Fabrik gehabt und wußte, wie es mit einer solchen anzustellen sei. Er selber verstand diese günstige Position zu nutzen und die Anerbietungen gegeneinander auszuspielen. Schlosser verstieg sich in seiner Begeisterung zu dem Satze: „Die spätere Generation wird die Vorsehung segnen, die den Vogel gestürzt hat, um uns zu retten". Daß Vogel einmal Bankerott gemacht hatte, gilt ihm beinahe als Vorzug: er ist durch sein Unglück vorsichtig und gewitzigt geworden. Er drohte, seinen Abschied zu nehmen, wenn man seinem Antrag nicht Folge leiste; dann sei er es aber auch seiner Reputation schuldig, sich vor dem Publikum zu rechtfertigen, daß wenigstens er an einer solchen unglücklichen Politik keinen Anteil habe.

Vogel hatte einige Spinnmeister und Weber aus dem Thurgau mitgebracht, Schlosser räumte ihnen einstweilen die Ratsstube ein und ließ im Jahre 1784 mit 40 Kindern einen Anfang machen. Nicht zuletzt war es seiner thätigen Propaganda zu danken, wenn nun wirklich mit einemmale ein allgemeiner Eifer für die Industrie im ganzen Oberamt aufflammte. Er konnte 1785 die Berichte der Stabsvögte einsenden, die alle die größten Hoffnungen auf die Fabrik setzten und, wie schon bemerkt, gegen 1000 Kinder zum Spinnen anmeldeten. Auch die Hanfbauern versprachen sich von ihr die Befreiung von den Schweizer Vorkäufern, und die armen Hausweber — in dem kleinen Nimburg allein gab es 14, die nur ein Vierteljahr Arbeit fanden — hofften dauernde Beschäftigung. Es war, wie sich bald zeigte, bloßes Strohfeuer. Der Unternehmer selber konnte diese Anmeldungen gar nicht brauchen, denn er beabsichtigte eine Fabrik einzurichten, da er den ganz Armen die Baumwolle nicht in ihre Häuser anvertrauen wollte, obwohl dies bekanntlich im ganzen Schwarzwald und der Schweiz geschah. Auch Schlosser begünstigte eine Fabrik, wenigstens als Mittel- und Stützpunkt für eine noch zu erwartende Hausindustrie, weil sie ihm den besten Anlaß gab, seine Vorstellung von Volkspädagogik auszuführen.

Vogel erhielt seine 9000 fl. Vorschuß, die später auf 12000 erhöht wurden, und Schlosser selber lieh noch aus seinen Mitteln ein beträchtliches Kapital; eine Fabrikinspektion wurde eingerichtet, bestehend aus Edelsheim, Meier und Schlosser selbst, die jährlich den

Digitized by Google

Zustand der Fabrik revidieren sollte. Auch jene beiden Männer, mit Schlosser nahe befreundet, teilten seine Ansichten: die exakte Arbeitsgliederung, die auf den Ungewohnten selten den Eindruck verfehlt, ließ sie lange die Dinge in rosigem Lichte sehen und weitere Unterstützungen befürworten. Bald aber zeigte sich, daß der ursprüngliche Zweck gar nicht erreicht werde; wenn Vogel im ersten Jahre noch 500 Personen in der Hausindustrie überwiegend mit Spinnen von Baumwolle beschäftigte, das auch Schlosser als vermeintlich einträglicher dem Hanfspinnen vorzog, so ging die Zahl schon im dritten auf 65 zurück und hob sich nur 1790, als Schlosser Emmendingen schon verlassen hatte, in einem Notjahre, wo sich große Mengen von Hanfspinnerinnen meldeten, um dann wieder auf ein Minimum zu sinken, das Vogel wohl beibehalten mußte, wenn er den Schein einer Fabrik aufrecht erhalten wollte. Mit um so mehr Geschick hatte er sich auf eigene Handelsgeschäfte geworfen, die er mit Landesprodukten, Kirschwasser und Zwetschen trieb, und auf einen umfangreichen Kommissionshandel mit Getreide in die Schweiz. Es war noch das beste Stück seiner Textilindustrie, daß er hierfür die Säcke weben ließ. Man gestand sich nicht gern ein, daß es doch widersinnig sei, ein bloßes Handelsgeschäft mit Kapitalien des Staates zu subventionieren, und war zufrieden, wenn Vogel die Zinsen zahlte. Was das anlangt, so schrieb aber Meier, nachdem sich die Begeisterung für den von der Vorsehung erwählten Fabrikanten abgekühlt hatte: „Aus Erfahrung wisse man, daß Vogel viel verspreche, viel fordere, aber wenig und ungern zahle". Da dies bei den Industriellen die Regel war, regte man sich auch weiter nicht darüber auf.

Schlosser hatte diesen Ausgang der Sache, an der sein ganzes Herz hing, nicht mehr in Emmendingen selber mit angesehen; die Streitigkeiten, die ihm sein Amt verleideten, hingen aber bereits mit diesem Unternehmen zusammen. Das geringe Interesse, das die Landleute, nachdem der anfängliche Eifer verraucht war, ihm entgegenbrachten, verwandelte zeitweise selbst sein günstiges Urteil über den Charakter der oberländischen Bevölkerung: „Trägheit ist der Hauptcharakter der hiesigen Nation", schrieb er, „und sie ist so wirksam, daß Belehrung und Ermunterung nur selten ganz wirken". Die Hauptschuld hieran gab er den Pfarrern, „die, wenn nur der Kopf mit allerlei unverdautem und unverdaulichem Zeug gefüllt wird, sich wenig darum bekümmern, ob der Magen der armen Leute leer ist oder

Digitized by Google

nicht". Diese Vorwürfe konnte Schlosser erheben, weil er bei der Ausbreitung der Industrie zunächst die Kinderarbeit im Auge hatte. So kamen denn in diesem Punkte seine pädagogisch-religiösen Bestrebungen mit seinen wirtschaftlichen zusammen und sein Mißtrauen gegen die Geistlichkeit, die ihm hier wie dort im Wege war, steigerte sich zu erbitterter Feindschaft.

Es ist hier nicht des Ortes, Schlosser als pädagogischen, religiösen und philosophischen Schriftsteller zu würdigen, so nötig es auch zur richtigen Kenntnis des Mannes wäre und so wenig die bisherigen Versuche genügen. Er hat auf allen diesen Gebieten eine tief in die Gedankenentwicklung des vorigen Jahrhunderts eingreifende Thätigkeit entfaltet; den einen, wie den Schweizern Iselin, Füßli, ebenso aber auch Klinger hat er als das gewaltige Genie gegolten, vor dem man sich beugt, auch wo man seine Pfade nicht mehr mitgehen kann; andere, wie Schiller, haben gegen ihn bitteren Haß gehegt, und doch steht auch in den Xenien von Schillers Hand neben dem verächtlichsten Epigramm eines der anerkennendsten[1]). Der ganze widerspruchsvolle, aber nach Einheit ringende Mann zeigt sich hier: rasche, oft geniale Blicke im einzelnen neben einer Oberflächlichkeit, die sich selber immer für die wahre Tiefe hält, die treffendste Kritik, die mit schneidender Ungerechtigkeit abwechselt, eine himmelstürmende Begeisterung, die aber mit Vorliebe in pessimistischen Quietismus umschlägt; bis in die Form der Sprache ist er der Mensch der Geniezeit, in dem aber zugleich ein gewaltig Stück Pedanterie steckt. Zeigte er sich nur im ganzen liebenswürdiger! Aber hier stört bei ihm viel mehr als in seinen andern Werken jene Unverträglichkeit, von der Goethe Jacobi erklärte, sie mache ihm den dauernden Verkehr mit Schlosser unmöglich. Sie äußert sich je länger je mehr als eine unausstehliche Rechthaberei, die von oben herab hofmeistert. Dadurch hat er sich das Strafgericht, das Kant über ihn ergehen ließ, verdient, indem er ein für allemal „den vornehmen Ton in der Philosophie" in seiner Person abthat. Mit

[1]) Das erste auf den Streit Kants mit Schlosser bezügliche:

Vornehm nennst du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig.
Vornehm philosophiert heißt wie Roture gedacht.

Das zweite, das den Grundgedanken einer kleinen anmutigen Abhandlung Schlossers in ein Epigramm zusammenzieht:

Recht gesagt, Schlosser: „Man liebt, was man hat, man begehrt, was man nicht hat.
Denn nur das reiche Gemüt liebt, nur das arme begehrt."

Digitized by Google

diesen unliebenswürdigen Eigenschaften wird dann immer wieder der Eindruck hoher Uneigennützigkeit und sein Gedankenreichtum versöhnen. Es ist ihm auch als Schriftsteller mit allem, was er anfing, heiliger Ernst gewesen.

Ein Mann dieser Art, im berechtigten Vollgefühl theoretischer Überlegenheit, voll Eifer zum praktischen Handeln und doch ohne praktische Routine auf Gebieten, die wie die Schule nun einmal Routine verlangen, sollte auskommen mit Leuten, die das besaßen, was er nicht hatte, und wenig von dem, was er besaß. Schlosser haßte die Orthodoxie ebenso wie den Rationalismus; er wollte auf der einen Seite allen dogmatischen Unterricht so vereinfachen, daß freilich auch nicht viel anderes als Rationalismus übrig blieb, er verfolgte aber auf der andern Seite schon seit den Tagen, als er dem staunenden jungen Goethe in Leipzig sein englisches Gedicht, den Antipope, vorlas, den Deismus und seine optimistische Weltauffassung; für das Recht der Schwärmerei brach er eine Lanze und stellte die glänzende Paradoxe auf, daß Religiosität Genie sei. In Baden fand er zwar bei dem Markgrafen selbst einen entschiedenen Hang für gemütsinnige Schwärmerei, bei der Geistlichkeit aber, mit der er es zu thun hatte, gar nichts Geniales, wohl aber eine Mischung von Rationalismus und Rechtgläubigkeit, und namentlich den Anspruch, mit unsäglicher Breite ihr Religionssystem den Bauernkindern einzuprägen. Zudem hatte sie in der ihm unterstellten Markgrafschaft Hochberg auch einen politischen Einfluß gewonnen, den ein Mann wie Schlosser am wenigsten zu dulden gesonnen war.

Der Mann, den er als Konkurrenten antraf, und der ihm allmählich zum bitteren Feinde wurde, der Superintendent Kirchenrat Sander, war kein bedeutungsloser Gegner. In seiner Jugend hatte ihn schon vor 50 Jahren August Hermann Francke selber als Lehrer am Waisenhause in die Pädagogik eingeführt; dann war er nach Baden zurückgekehrt, hatte nach Hallischen Prinzipien das Schulwesen im Hochbergischen gestaltet und auf die badische Schule überhaupt einen bedeutenden Einfluß gewonnen. Er war nach der Weise einer geistlichen Dynastie seinem Oheim, dem alten Kirchenrat Louis, im Amt nachgefolgt und herrschte nun unumschränkt über Kirchen- und Schulwesen seit nahezu 40 Jahren. Er war ein kluger und gebildeter alter Herr, seine Denkschriften sind vortrefflich, gegenüber dem heftigen Schlosser wußte er die Würde des greisen Priesters und die Erfahrung

Digitized by Google

„des Nestor der Schullehrer“ ebenso geschickt zu verwenden, wie die beißende Ironie; er versteht Swift so gut zu citieren wie die Bibel, und es macht ihm besondere Freude, wenn er sich auf Schlosser, den Schriftsteller, gegen Schlosser, den Beamten, berufen kann. Dabei hatte er seine geistige Überlegenheit über die früheren Amtleute stets dazu benützt, sie sich zu unterwerfen; er regierte thatsächlich in alles mit hinein, gewöhnte seine Amtsbrüder ebenfalls hierzu und fand auch bei seinen Übergriffen den Schutz des Oberkirchenrats. Schließlich hatte man sogar seinen Sohn, der nichts als das dienstwillige Werkzeug seines Vaters war, als zweiten Amtmann in Emmendingen angestellt. Man kannte diesen Zustand in Karlsruhe, Edelsheim schrieb geradezu an den Markgrafen: „Auf diesem Wege komme man zu einer förmlichen Hierarchie, die zu großem Glück aber nicht überall im Lande, sondern vielleicht nur im Hochbergischen beobachtet werde“. In der kleinen protestantischen Enklave zwischen katholischem Gebiet lagen die Bedingungen für eine solche Übermacht der Geistlichkeit besonders günstig.

Die beiden Männer fanden zwar an ihrer wechselseitigen Unterhaltung Geschmack, wie sie gern betonten; aber gleich beim ersten Besuch nahmen sie Stellung zu einander. Sander deutete Schlosser an, daß er mit ihm zusammen regieren möge; man glaube doch in Karlsruhe seinen Sonderberichten mehr als irgend einem Schriftstück des Oberamts. Für jenen war dieses Gespräch der Anlaß, Sander von allen politischen Angelegenheiten auszuschließen, dieser antwortete damit, daß er ihm alle und jede Beteiligung an Kirchen- und Schulsachen entzog und ihn nur noch zur Ausführung der Synodalbeschlüsse aufforderte. „Diese Aufgabe grenzt schon nahe an das Amt eines Gerichtsdieners“, klagte Schlosser. Die Unbotmäßigkeit der Geistlichen wuchs bedrohlich. Es kam vor, daß ein Pfarrer, als Schlosser nach einem regelmäßigen Gantprozeß einem Bauern das Haus von Amts wegen versteigern ließ, ihn wegen dieses unevangelischen Verhaltens öffentlich zum jüngsten Tag vor Gottes Richterstuhl beschied. Von allen Synoden und Kirchenvisitationen, obwohl sie zum großen Teil weltliche Angelegenheiten betrafen, sah sich der Oberamtmann ausgeschlossen, die Präsentationen gingen über seinen Kopf weg, die erfolgten Anstellungen erfuhr er erst nach Monaten. Schließlich brachte das unbotmäßige Verhalten jenes Pfarrers, der den Heitersheimer Zehnten beschlagnahmt hatte, das Faß zum Überlaufen. Als dieser den verdienten Verweis nur schriftlich und nicht in der Kanzlei, wenn auch unter vier Augen, in Empfang

Digitized by Google

nehmen wollte, billigte der Oberkirchenrat diesen geistlichen Anspruch. Noch mehr, er bedeutete Schlosser, daß in Klagen gegen Pfarrer dem Oberamt nur die Untersuchung, die Direktion und Entscheidung aber ihm selber zustehe. Referent für diese Angelegenheiten war damals Friedrich Brauer, neben Edelsheim und Schlosser unzweifelhaft die bedeutendste Kapazität des Landes und für den Ausbau des badischen Staates der wichtigste Mann. Schlosser hat später mit ihm in Karlsruhe freundschaftlich verkehrt. Eingaben in persönlichen Angelegenheiten haben sie gemeinsam gestellt, jetzt aber hatten die Männer einen ernsten Strauß miteinander auszufechten. Brauer entwickelte in seiner Denkschrift förmlich die Lehre von einem besonderen forum ecclesiasticum, Schlosser bestritt sie mit guten Gründen: „Diese Trennung der Geistlichen und Weltlichen", schrieb er, „hat in Deutschland so viel Unheil gestiftet, daß die Fürsten Ursache genug hätten, sie nicht weiter zu gestatten und den dem geistlichen Orden anklebenden esprit du corps noch mehr zu beleben". Edelsheim stellte sich entschieden auf Schlossers Seite und bestand bei dem Markgrafen auf ausdrücklicher Zurückweisung der Prinzipien Brauers. Ob eine solche erfolgt ist, kann man aus den Akten nicht ersehen, doch wurde Schlosser zufrieden gestellt. Er hatte auch hier wie beim Hofrat und der Rentkammer für die Oberämter wieder eine freiere Stellung erstritten und rechnete es sich zum Verdienst an: „Manche Beamte", schrieb er dem Markgrafen, „haben die Gewohnheit, und auch mir ist's nicht selten geraten worden, in solchen Fällen dem Strom zu weichen. Bequem ist dieser Weg freilich, aber ich gestehe, daß mein Herz sich gegen diese lâcheté empört, und daß ich auf eine solche Kondition den glänzendsten Posten von ganz Europa nicht haben möchte, noch tragen könnte."

Mit dem Kirchenrat war sein Verhältnis hierdurch begreiflicherweise nicht besser geworden, und es fand sich bald Stoff zu neuem Konflikte. Diesmal gab nicht die Überhebung, sondern im Gegenteil die Unterwürfigkeit der Geistlichkeit, gegen die sich sein Stolz aufbäumte, den Anlaß; und an seinem Vorgehen in dieser Sache erkennt man den ganzen Mann. Im Jahre 1781 war die Emmendinger Pfarre neu zu besetzen, und die kirchliche Behörde suchte sich unter den Bewerbern denjenigen aus, der in einem Revers auf einen Teil der stiftungsgemäßen Besoldung der gut botierten Stelle im voraus Verzicht leistete. Schlosser war der Meinung, daß bei geschmälertem Einkommen sich jeder Pfarrer so bald als möglich um bessere Stellen

Digitized by Google

bewerben werde, während doch mindestens alle Stadtpfarreien so gestellt sein müßten, daß der Geistliche auf ihnen bis an sein Ende ausharren könne. „Es ist wahr und wahrhaftig so weit gekommen", schrieb er an den Markgrafen, bei dem er in diesen Dingen eine gleiche Gesinnung voraussetzen konnte, „daß unsre Religion und Religionswesen bloß in Worte gesetzt wird, und unter zwanzig unsrer Geistlichen ist keiner, der mit Liebe an seiner Gemeinde hinge, keiner, der nicht um 50 fl. Besoldung mehr seine Gemeinde verlasse und sollte er auch noch so überzeugt sein, daß er sie einem Mietling in die Hände geben würde. Traurig ist's — es ist aber so! und keine Verordnung wird dem Unheil abhelfen. Es bleibt also nichts übrig, als zu machen, daß an solchen geistlichen Posten, bei denen es darauf ankommt, daß ein Geistlicher aushalte, um des Herzens Härtigkeit willen die Belohnungen so gut eingerichtet werden, daß der, der sie einmal hat, sich lebenslang damit begnüge."

So weit also glaubte Schlosser mit den Verhältnissen rechnen zu müssen; er beklagte diesen Mangel an Seßhaftigkeit bei den Geistlichen seiner Kirche und mehr noch seine Gründe, wie er das auch wenig später litterarisch that, aber er schob deshalb dem Staat die Verpflichtung zu, durch seine Gehaltsordnung diesem Mißstand vorzubeugen. Daß der Staat nun gerade das Gegenteil thue, empörte ihn und er glaubte bei dieser Gelegenheit seinem Herzen auch gleich im Punkt der Anstellungen überhaupt vor Karl Friedrich Luft machen zu müssen. „Es ist und bleibt ein Schandfleck unsrer Zeiten", fuhr er fort, „wenn das unglückliche Marchandieren und Handeln, um welchen Posten im Staat es sei, mehr überhand nimmt. Eingeschränkte, kurzsichtige, schmeichlerische, schlechte Finanzdiener reden Ew. Durchlaucht freilich immer von nichts als von Ersparnissen, aber diesen schlechten Leuten hat das Land es auch zu danken, daß zwei Drittel der Landesstellen schlecht und dem Bedürfnis des Landes gar nicht gemäß besetzt werden. Es ist sehr leicht zu sagen: Wenn du nicht um 100 fl. weniger dienst, so siehe, wo du Brot bekommst; man braucht kein Colbert und kein Necker zu sein, um zu finden, daß Ew. Durchlaucht dadurch jährlich 100 fl. weniger ausgegeben haben, das kann jeder Küchenjunge begreifen. Auch braucht man wenig Erfahrung zu haben, um zu sehen, wie die armen Kandidaten bei jeder Diensteröffnung mit offenem Munde dastehen und nur den Bissen Brot zu schlucken suchen, den man ihnen reicht, man mag ihn beschnitten, benagt, ausgepreßt, in

Digitized by Google

Galle getaucht haben, wie man will; es sind deren so viel, und der «magister artium venter» ist so dringend, daß, wenn heute einer von den feinen Rentkammerrechnern alle Besoldungen auf den vierten Teil herabsetzte, dennoch alle geschwind besetzt werden würden. Es braucht mehr Einsicht, als der gewöhnliche Schlag der Kameralisten hat, und mehr Herz und Sinn, um zu begreifen, daß dies unverantwortliche Marchandieren mit den Diensten Ew. Durchlaucht alle Hoffnung benimmt, jemals recht bedient zu werden; die meisten, oft wichtigsten Stellen bringt es an Leute, die Gott danken, daß sie nur dienen dürfen. So ist's im Politischen; im Geistlichen ist's noch viel häßlicher. Es ist Simonie, wenn einer sagt: «Gieb mir eine Pfarre, ich gebe dir Geld»; ist's denn so weit von der Simonie, wenn einer sagt: «Gieb mir die Pfarre, ich nehme weniger Geld?» Man giebt den Politicis und vielleicht uns persönlich Schuld, daß wir in Religionssachen wenig skrupulös wären; es mag sein; aber wir gestehen mit aller Ehrfurcht, daß es uns innigst skandalisiert, zu sehen, wie die Geistlichen mit sich handeln lassen, und daß wir den Mann herzlich verachten, der es thut, daß wir, wie wir ihn auf der Kanzel, an dem Altar, im Beichtstuhl, am Taufstein, wo wir ihn sehen, uns nicht enthalten können, zu denken: «Um die Stelle hast du gehandelt». So denkt jeder, dem nicht die Religion ein Gaukelspiel ist. So wird denn jetzt wieder ein Beispiel einer Art von Simonie und ekelhafter Dienstmakelei gegeben, wieder ein Mann hingestellt, von dem man sagen kann: Du hast die Pfarrei als plus licitans erhalten. Wer, sagen wir, um dieses Schein-Sparplanes willen solche odiosissima raten konnte, der, wollten wir, hätte Ew. Durchlaucht in nichts mehr zu raten; denn dergleichen Ratgeber sind es eben, welche Ew. Durchlaucht großen Namen verschreien und weit und breit die hiesige Landesadministration in falsches Licht setzen. Fußfällig bitten wir Ew. Durchlaucht, dergleichen schlechte Ratgeber zu entfernen, jedermann zu entfernen, der es wagt, vor Ew. Durchlaucht Augen nur einen Gedanken zu bringen, der nicht auf Fürstengroßmut, auf Gerechtigkeit, auf Wohlanständigkeit ruht, der nicht die Unterthanen überzeugt, daß Ew. Durchlaucht Hauptabsicht ist, überall treue und redliche, geschickte Diener anzustellen und sie auch zu belohnen."

Wenn Schlosser zum Schlusse dieses merkwürdigen Schreibens doch für schicklich fand, um Entschuldigung für seinen Freimut zu bitten, da es unmöglich sei, dergleichen Dinge ohne Freimut zu sagen, so

Digitized by Google

spricht aus dieser Wendung der Höflichkeit keine Besorgnis. Mit seiner unerschütterlichen Liebenswürdigkeit nahm Karl Friedrich auch diese Predigt über die unzweifelhaft schwächste Seite dieses sparsamen kleinen Staatswesens auf. Hatte er die menschliche Schwäche, sich gern in seinen guten Absichten und in dem vielen Lobe, das diesen zu teil wurde, etwas zu bespiegeln, so bestand auch seine menschliche Größe darin, überall Belehrung und Wahrheit zu suchen, unbekümmert um die bittere Schale, in der sie ihm entgegengebracht wurde. Wenn aber Schlosser weiter schrieb: „er wolle gern Verdruß haben, wenn es nur helfe", so kannte er doch eine kleinstaatliche Bureaukratie schlecht. Ihre Gewissenhaftigkeit, an der auch sie keinen Schatten eines Zweifels dulden möchte, folgte einem ganz andern Prinzip als das zartbesaitete Gewissen des philosophischen Oberamtmanns. Entrüstet schrieb der Kirchenrat, dem der Markgraf den Brief zur Berichterstattung mitgeteilt hatte, über die „ungemessenen Ausdrücke" Schlossers; die eigenen Ausführungen zeigen aber nur zu deutlich, daß in der Darstellung der Sache Schlosser recht hatte, nur daß sich niemand viel Arges dabei dachte, da man doch unter den Kandidaten Ordnung in Reihe und Glied hielt; „denn", so schloß in unübertrefflichem Aktenstil die Behörde, „es bleibt die Pfarrei Emmendingen noch immer eine von den guten in der zweiten Klasse und trifft die Ordnung unter den hierzu tauglichen Subjekten sowieso den Pfarrer XX". — Im Aktenstaub verkümmert zwar vielleicht die Tugend, sicherlich stirbt aber auch die Sünde mangels eines geeigneten Nährbodens ab. Der bescheidene Bewerber, der natürlich die Stelle bekam, hatte gewiß am wenigsten eine Ahnung, mit welchem greulichen Makel der Simonie er in den Augen seines nächsten weltlichen Vorgesetzten befleckt war. Er war ein ganz verträglicher und pflichteifriger Mann; ob es ihn in den Augen Schlossers freilich sehr gehoben hat, daß er sich nach ein paar Jahren trotz seines Reverses demütig um die Gehaltserhöhung bewarb, die stiftungsmäßig mit der Stelle verbunden sei, mag dahingestellt bleiben.

Schlosser, in dessen Weltanschauung der Platoniker und der Christ sich zusammenfanden, empfand diese Abhängigkeit der protestantischen Geistlichkeit stets bitter; der Mangel an Vornehmheit verletzte ihn beständig; aber er war schließlich doch zu sehr mit altem lutherischen Geist getränkt, um nicht in der Familie der Geistlichen, die ja den Erklärungsgrund für diese Schwächen liefert, ihren Vorzug zu sehen. In einer Art von Vergleichung der katholischen und protestantischen

Digitized by Google

Geistlichkeit hebt er gerade das hervor. Das erziehliche Element, das in Ehe und Familie liegt, gilt ihm als der besondere Vorzug des Protestantismus, und er hofft, daß auch die katholische Kirche einmal später in diese Bahn einlenken werde. Die Ansicht, daß neuerdings in der protestantischen Kirche eine Annäherung zur Hierarchie zu beobachten sei, bestreitet er hier mit guten Gründen. Er wußte offenbar ganz gut, daß seine entgegengesetzten Erfahrungen nur eine vereinzelte Ausnahme seien. Merkwürdig milde urteilt er hier aber überhaupt über Hierarchie; man sieht deutlich, daß er ihr im Vergleich zum Despotismus den Vorzug giebt. Sein Standpunkt gleicht jenem, den eben damals der ihm nahe befreundete Johannes von Müller in den Reisen der Päpste einnahm: der historischen Sympathie, die sich sogar der Parteinahme nähert, mit der Hierarchie des Mittelalters. Seine Stellung zur Reformation ist viel kritischer, er wittert etwas Ähnliches wie Rationalismus in ihr. Und gegen den Rationalismus kämpft er immer mit den heftigsten Waffen, zumal gegen den Berliner, — «Berlinomastix», diese Bezeichnung hat ihm das Hauptorgan der Rationalisten, die Berliner Monatsschrift, beigelegt. In diesem Kampf reflektiert er auf die Unterstützung des Katholizismus, während er mit einem Wechsel seines ursprünglichen Standpunkts schon 1789[1]) sogar zur Verweigerung der Toleranz des Deismus, wenigstens für Geistliche selber, gelangt. Er fordert in dieser, übrigens geistreichen und in vieler Hinsicht tiefen Schrift wie die geistlichen Monarchomachen aller Zeiten einen religiösen Zwang im Namen der politischen Freiheit. Denn die Religion setze allein dem Despotismus der Großen und der Schlechtigkeit der Kleinen einen Damm entgegen. „Sie hält noch den Leviathan in der Tiefe und den Leviathan auf dem Thron an dem eisernen Ring, den ihnen der Glaube, und wäre es auch ein Glaube mit Zittern durch die Nase gestochen hat. Und ihr wollt ihn zerbrechen, diesen Ring.“ Man sollte meinen, er hätte sich bei solchen Grundsätzen mit seinen kleinen Hierarchen in Hochberg besser abfinden müssen.

Weit schärfer kommt diese Gesinnung in dem Briefwechsel Schlossers mit dem berühmten Abt Gerbert von St. Blasien zum Ausdruck. Die beiden Männer fanden sich von hüben und drüben auf einer Mittellinie der Überzeugungen zusammen, nicht nur auf einer solchen der

---

[1]) Über die Apologie des Predigtamtes des Deismus.

Digitized by Google

wechselseitigen Toleranz. Der Fürstabt war ein entschiedener Gegner des Josephinismus, der in bedrohlicher Nähe seines kleinen Staates Klöster einzog und die Kirche schonungslos unter die Hoheit des Staates beugte, aber ein um so wärmerer Anhänger der Richtung seines Freundes Hontheim-Febronius, der die Selbständigkeit der deutschen Kirche, der Bischöfe und Äbte gegen Rom verfocht. Sein Ehrgeiz ging dahin, der Welt zu zeigen, daß der Orden St. Benedikts nach wie vor den Ansprüchen strenger Wissenschaftlichkeit genüge; so wollte er den praktischen Beweis seiner Nützlichkeit führen. Nicht der rationalistischen Bildung der Aufklärungszeit Einfluß auf die Religion zu verschaffen, sondern einen ästhetisch verschönten, historisch begründeten, tolerant gewordenen und etwas mystisch gebliebenen Katholizismus auszubilden, war sein Ziel. So hat er es erreicht, daß auf der Geschichte der großen Benediktinerabteien des Schwarzwaldes nach mancherlei Sünden und Versäumnissen der Vergangenheit ein voller Abendsonnenglanz liegt.

Zwischen dem souveränen Abte und dem fürstlichen Oberamtmann hatten sich freundschaftliche Beziehungen brieflich und persönlich geknüpft. Gerbert wandte sich an Schlosser um Beischaffung protestantischer Bibelexegesen. Dieser versprach Beihülfe, aber verhehlte ihm nicht, daß er selbst mit aller Exegese gebrochen habe: „Seitdem ich gefunden, daß nicht alles in der Bibel für alle geschrieben ist, und daß, wie einer meiner weiseren Freunde mir sagt, der gute Geist die, die die Wahrheit suchen, selbst über alle die Stellen wegführt, die sie nichts angehen, und sie nur die finden läßt, die sie brauchen, seitdem habe ich die Kommentare liegen lassen und bis auf ihre Namen vergessen". Dieser pietistische Grundsatz, auf die unmittelbare Erleuchtung zu bauen, wird dem gelehrten Abt freilich nicht sehr zugesagt haben, um so freudiger stimmte er ein, als Schlosser ihm 1788 seinen „Seuthes" übersandte, einen seiner platonischen Dialoge, wo zur Abwechselung Sokrates die bitterste Kritik an Thrakien-Preußen üben muß, wobei der mit humanen Floskeln verbrämte Despotismus des eben auf den Thron gelangten Neffen Seuthes um nichts besser gefunden wird als der nackte, eroberungsdurstige Despotismus des verstorbenen Oheims Sitalkes. Sokrates bringt denn auch seinen thrakischen Freund dazu, lieber ein süddeutscher Athener und ein Verehrer der politischen und civilisatorischen Mission der Kleinstaaten zu werden als in seine barbarische nordische Heimat zurückzukehren. Gerbert beeilte sich, Schlosser seiner vollen Zustimmung zu versichern, seinen Abscheu vor militärischen

Digitized by Google

Großstaaten teilte er; nur daß ihm gefährlicher als Preußen unter Friedrich Wilhelm II. das Bündnis Josephs und Katharinas schien, „die den andern Fuß des Danielischen Kolosses im Orient wiederherstellen wollten".

Bald darauf übersandte er Schlosser die Fortsetzung seiner Historia nigrae silvae. Wenn dies große Geschichtswerk zugleich, wie schon der Nebentitel «coloniae St. Benedicti» andeutet, eine Verherrlichung des Benediktinerordens und seiner Kulturarbeit im Mittelalter sein sollte, so verfehlte es diesen Zweck bei Schlosser am wenigsten. Es versetzte ihn in einen wahren Rausch des Entzückens. Nicht nur für die Unsterblichkeit des eigenen Namens, sondern auch für die so vieler anderer Namen habe er gesorgt, schrieb er an Gerbert; und angesichts dieses Werkes werde sich die Nachwelt doch manchmal wundern, wie man zu unsern Zeiten sich so alles gegen die Klosteranstalten erlauben könne, wodurch so viel Vortreffliches zu stande gebracht worden sei. Die Ansichten eines Gibbon und anderer „Monarchomachen" sieht er jetzt völlig widerlegt durch den Nachweis, wie die Civilisierung der Barbaren nur durch die Kirche und die Mönche möglich war; ja sogar in den Kämpfen des Mittelalters wendet er seine Sympathie ausschließlich den Vertretern der Kirche, den alten St. Blasianern zu, die doch ihrem Nachfolger und Verherrlicher recht unähnlich sahen: „Man kann zu diesen Zeiten, so übel es selbst in der Kirche aussah, doch immer drei rechtschaffene Geistliche gegen einen rechtschaffenen Staatsmann finden, immer drei, die im Vertrauen auf die Religion dem Unsinn und der Grausamkeit der Regenten und ihrer Diener Trutz geboten haben, gegen einen, der aus Liebe zum Vaterland den Kopf gegen den ekelhaften Despotismus aufgehoben hätte. Ja, wenn bei den Politikern noch ein menschliches edles Gefühl übrig blieb, so war es für die Religion." — So bereitete sich mitten in der Zeit, wo die rationalistische Betrachtung des Mittelalters ihre Triumphe feierte, die romantische bereits vor. Schlosser zog die Konsequenzen aus dieser Geschichtsauffassung: Nicht nur auf die ersten Anlagen soll der philosophische Geschichtschreiber mit Ehrfurcht zurücksehen, sondern solange die Welt diesen ersten Anlagen noch Männer wie Gerbert zu danken hat, solange können wir auch sicher glauben, daß die Quelle der Klagen über den Mönchsstand nicht in der Sache, sondern in den Personen liege. Gerbert selber schreibt er die Aufgabe zu, der Welt zu zeigen, wie leicht es möglich sei, daß die Mönchsanstalten unsern Zeiten so

wichtig gemacht werden, als sie ehemals waren; und in seinem Eifer läßt er den Protestanten bei sich so weit zurücktreten, daß er gegenüber der einreißenden Willkür in religiösen Dingen vor allem eine geistliche Gesellschaft für erwünscht erklärt, „welche diesen vagen, eigennützigen Interpretationen durch echte Menschenphilosophie, echte Religion, echte Weisheit Schranken setze und mit ihrem Leben die Wahrheit ihrer Interpretation beweise".

Man begreift es, daß Gerbert diese, seinem Stand freiwillig dargebrachten Huldigungen gern in Empfang nahm. Er dankte Schlosser mit Wärme für seine Gesinnungen: Während man auf der katholischen Seite, wo doch der Mönchsstand an sich gut erscheinen müsse, das Kind mit dem Bade ausschütte, gebe es, gottlob, auf der andern Seite noch immer biedere Männer, die das Gute vom Bösen, welche in allen Ständen und zu allen Zeiten der Welt miteinander vermischt sind und bleiben, zu scheiden vermögen. Er schlägt die Saite an, die bei Schlosser am lebhaftesten nachklang: die des Hasses gegen den Militärstaat: „Eine Million Soldaten in Europa, die den Weltbürger in der betrübtesten Armseligkeit und Sklaverei erhalten, die weiter Müßiggänger zu Hunderttausenden machen!" Soviel gebe es doch nicht faule Mönche, wenn man überhaupt Leute faul nennen dürfe, die Gott bei Tag und Nacht dienen. — Man sieht: er darf der Institution nichts vergeben, aber er setzt doch seinen Stolz darein, daß er und die Seinigen den Mönchen ein Vorbild geben, sich dem Staate nützlich zu machen auf alle Weise, die ihrem Stand angemessen ist: „Ich stehe einer Kongregation vor, wo alle Glieder beschäftigt sind, Martha der Maria nichts vorzuwerfen hat!"

Der kluge Abt erkannte, welche mächtige Hülfe seiner Kirche von der romantischen Richtung im Protestantismus kommen könnte. Es hat nicht der Revolution bedurft, um diese Richtung zu erzeugen, sie hat sie nur eine Zeit lang zur führenden gemacht. Daß Schlosser selber, vollends nachdem er gegen Leuchsenring geschrieben, sich des Darmstädter Hofpredigers Starck angenommen und in einer übermäßigen Aufwallung von Gerechtigkeitsgefühl sogar Cagliostro verteidigt hatte, namentlich bei den Berlinern in den Ruf des Kryptokatholizismus kam, ist nicht verwunderlich. Bei seiner ganzen Eigenart, namentlich aber bei seiner ebenso leidenschaftlichen Befehdung aller metaphysischen Dogmatik, ist es höchst unwahrscheinlich, daß er bei längerem Leben denselben Weg nach Rom gegangen wäre, den sein Freund

Digitized by Google

Leopold Stolberg und sein Neffe, der durch Goethes Freundschaft bekannte Fritz Schlosser, einschlugen.

Auch nachdem sich Schlosser seinen Einfluß in kirchlichen Angelegenheiten wieder erstritten hatte, blieb er in Schulangelegenheiten machtlos, also gerade da, wo er beanspruchte, als Autorität auftreten zu können. Hier hielt der alte Sander fest bis zum Äußersten, so daß der jahrelang fortgesetzte Kampf einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im vorigen Jahrhundert bietet. Schlosser hatte in seinem Moral- und Religionskatechismus für das Landvolk das Prinzip der möglichsten Vereinfachung, Faßlichkeit und Beschränkung vertreten. In Hochberg aber erhielten die Kinder 16 Stunden Religionsunterricht wöchentlich (6 großer Katechismus, 4 biblische Geschichte, 6 Bibellesen) oder wie Schlosser es in seiner Sprache ausdrückt: „Sie werden mit metaphysischem Unsinn vollgestopft". Schlosser war keineswegs ein Gegner des Stillsitzens und Lernens in der Schule. Praktisch kam seine Opposition gegen die Philanthropine, die er in seinen Aufsehen erregenden Kritiken derselben niedergelegt hatte, darauf hinaus, daß eine Rousseau-Basedow'sche Erziehung Menschen erziehen wolle, die schlechterdings nicht zu den Aufgaben paßten, die ihnen das Leben stellte. Wenn er sich auch als Genie dagegen aufbäumt, daß der Mensch gleichförmig von der Schule gestempelt wird, so findet er sich als Praktiker damit ab. „Neun unter zehn sind gleichgiltige Menschen, die muß man lau und nicht warm machen, sehend aber nicht scharfsichtig. Sie müssen lernen mit Mühe, weil sie bestimmt sind mühsam zu arbeiten, müssen Worte lernen, weil sie Worte geben sollen, müssen beschränkt bleiben, weil sie in Schranken laufen sollen . . . . . Sollen wir Riesen ziehen, um sie dann ins Prokrustesbett zu legen?" Hierbei hat er aber den späteren Bureaubeamten im Auge, der einst Kopfarbeit, wenn auch handwerksmäßige leisten soll. Von der eigentlichen Volkserziehung spricht er in jenen geistvollen Briefen an Iselin nicht. Um so eingehender behandelt er sie in seinen Denkschriften. Da ihr Ziel die Handarbeit ist, so müssen die Mittel danach berechnet werden, und das bringt eine Beschränkung des Lernens wie des Sitzens mit sich. Dem entsprach nun der Zustand im Hochbergischen wenig. „In der Zeit, wo der Junge zur Arbeit erzogen werden sollte", so schreibt er dem Markgrafen, „wird er auf den unthätigen Schulbänken zu einer Art gelehrten Müßiggangs gewöhnt, füllt den Kopf mit unverdauten Sachen, schwächt den Körper und lernt die Arbeit so

Digitized by Google

wenig, als seine Arme dazu das Geschick erhalten. Die Lebensart der Oberlande und des Unterlandes sind so unendlich verschieden, daß dieses uns nie Leute ziehen kann, wie wir sie brauchen. Es ist hier noch ein kleiner Same Mannhaftigkeit übrig; verfrönern oder, welches auf eins herauskommt, verweibern uns die Schulanstalten noch so fort, so sind wir bald gar nichts mehr. In unsre bornierten Köpfe geht wenig. Was wir sind, sind wir, gottlob, durch die Faust. Alle unsre Bauernerziehung muß also körperlich sein, und das Lernen, das Rechnen, Schreiben, Geometrisieren, Katechismusieren kann nur Nebenwerk sein, sobald die deutlichsten, einfältigsten, leichtesten Religionsgrundsätze gelehrt werden." Sein Ideal war demnach: Einschränkung des Schulunterrichts auf 1—2 Stunden täglich, aber Fortsetzung bis ins 18. Jahr; denn ebenso energisch bekämpft er die landläufige Ansicht, daß man mit dem 14. Jahre im Vertrauen auf das Erlernte die Kinder völlig aus der Hand gebe. In diesem Sinn förderte er namentlich den Handarbeitsunterricht, und war stolz auf die Erfolge, die er in den Bergorten damit erzielte.

Die enorme Stundenzahl (gegen 40) bei sehr sparsam bemessenen Lehrkräften hatte Sander nur dadurch erreichen können, daß er in der Mehrzahl aller Stunden die veraltete Vereinigung aller vier Klassen in einem Raume beibehielt. Schlosser bekämpfte diesen Schulschematismus, auf dessen künstliche Berechnung und gutes Funktionieren der alte Kirchenrat besonders stolz war: Das ganze System beruhe auf der irrigen Vorstellung, daß die Kinder vom Zuhören lernen. Er führte seine Erfahrungen dagegen ins Feld, die er bei häufigem Besuch der Schulen eingesammelt hatte, wo er dann selber Fragen an die Kinder richtete. Das war allerdings kein vollgiltiger Beweis. Recht witzig malte Sander das Bild des gefürchteten gestrengen Herrn Hofrats aus, der in hochdeutscher Sprache plötzlich vor den verschüchterten Kindern, mit ungewohnten Fragen über die Religionswahrheiten auftritt, und schloß mit dem malitiösen Komplimente: „Große Genies und gelehrte Professoren eignen sich nicht zu Schullehrern; sie sind wirklich zu groß dazu". Er stimmte seinerseits ein Loblied auf die großen Klassen an, den Wetteifer der Kinder, die Möglichkeit zu schonen und doch zu interessieren; er führte an, daß die begabteren Mädchen im Zuhören die Geometrie lernten, bloß weil sie bei dem Unterricht der Knaben mit Handarbeit beschäftigt zugegen waren; er berief sich auf die glänzenden Leistungen seiner Schulen, die er gerade prinzipiellen Gegnern, den

Digitized by Google

Gästen Schlossers Herzog Friedrich Franz von Dessau und dem Propst Coler, vorgeführt hatte. Den Vorwurf der Überlastung, den ihm Schlosser machte, gab er zurück. Schlossers ganzer Plan beruhte auf Teilung der Klassen und beträchtlicher Einschränkung der Stundenzahl — Religion sollte von 16 auf 7, Lesen von 10 auf 5 Stunden gebracht werden —, dann sollte aber auch eine völlige Ausnützung der Zeit stattfinden. Das nannte wieder Sander eine neue Auflage der Methode des Gänsestopfens. Selbst eine Leseübung könne man nicht bei Kindern über eine halbe Stunde ohne Ermüdung fortsetzen. Alle kleinen technischen Einwürfe wußte er überhaupt geschickt zu verwenden, und hier gab ihm Schlosser, der ohne die entsprechenden praktischen Erfahrungen Lehrpläne und Stundenzahl bis in jede Einzelheit ausarbeiten wollte, damit aber öfters wechseln mußte, manche Blöße. Wenn Sander bemerkte: „Nur von Personen, deren ganzer Beruf es ist, sich mit Schulsachen abzugeben, können schickliche und durchaus passende Pläne gemacht werden; alle, sie seien so große Genies, als nur unter Menschen anzutreffen sind, können nicht alles übersehen. Das Wort «cuilibet artifici in sua arte credendum est» hat einen zu großen Wirkungskreis", so saß der Hieb. Schlossers Einwürfen mangelnder praktischer Erziehung hatte er die Spitze abzubrechen gesucht, indem er auf seine Anregung den Handfertigkeits- und ökonomischen Unterricht selbst eifrig förderte, wodurch freilich die unbillige Stundenzahl noch vergrößert wurde. Überhaupt aber bestritt er lebhaft jenen von Schlosser aufgestellten praktischen Zweck der Schule. Dem alten geistlichen Herrn war es nicht zu verargen, wenn er auch den Bildungswert eines so ausgiebigen Religionsunterrichtes hoch stellte; daneben vertrat er aber auch einen sanitären Standpunkt, der thatsächlich, wie die Erfahrung gezeigt hat, dem Schlossers überlegen war: für die landwirtschaftliche Beschäftigung der Kinder seien die Ferien da, deren es auch reichlich zu jeder dieser Gelegenheiten: Heuet, Ernte, Öhmd, Herbst, Hänfen, Kartoffellesen gab; im übrigen müsse die Schule die Ausnützung der Kinderarbeit bekämpfen. Er führte für sich das Wort eines alten Stabsvogtes an: „Unsre Kinder müßten alle verkrupfen (verkrüppeln) unter der Arbeit, wenn man sie nicht müßte in die Schule schicken, das ist doch noch eine Erholung". In der Zeit blinder Schwärmerei für die Kinderarbeit war diese Warnung wohl angebracht.

Eben über diese Frage der Kinderarbeit kam der Streit in den letzten Jahren der Amtsthätigkeit Schlossers zur höchsten Erbitterung. Denn

Digitized by Google

daß sich nun Sander und mit ihm die übrige Geistlichkeit gegen die Spinnthätigkeit der Schulkinder sträubte, in keinem Fall aber auf sie den Lehrplan einrichten wollte, schien Schlosser nur sträflicher Eigensinn. Ohne daß er es selber recht bemerkt hätte, hatte sich ihm an Stelle der bäuerlichen Handarbeit die industrielle untergeschoben. Hier waren die andern Behörden geneigter, Schlosser nachzugeben, und wir werden noch das verunglückte pädagogische Experiment kennen lernen, das er mit seiner Waisenhausgründung anstellen durfte. Auch sonst war sein unablässiges Drängen nicht ohne Erfolg gewesen, da er in diesen Angelegenheiten das Ohr des Markgrafen durchaus besaß. Nachdem er jahrelang bei den Synoden und dem Kirchenrat vergeblich seine Anträge gestellt hatte, setzte er die Prinzipien der Klassenteilung und einer nicht unbeträchtlichen Stundenverringerung durch — nur grade seine eigne Markgrafschaft Hochberg wurde von der Reform ausgenommen, nach patriarchalisch-badischer Weise: um den alten verdienten Herrn nicht zu kränken. Schlosser berief nun eine Versammlung der Schulvorstände, an der Sander nicht teilnahm, und wußte diese zu bewegen, seine Schulreform für möglich, teilweise für vorteilhaft zu erklären. Bei ihrem geistlichen Vorgesetzten entschuldigten sich die Pfarrer, denen bei diesem Beschluß nicht ganz behaglich zu Mute war: die Abänderung einer Schulordnung sei ja schließlich nicht die eines Glaubensartikels. Sie kamen mit dieser Fahnenflucht übel bei dem feurigen alten Herrn an. Er schrieb entrüstet an den Markgrafen: diese Entschuldigung sei doch gar zu plump, „aber ich weiß auch seit 50 Jahren keine untergrabene gute Ordnung, zu deren Untergrabung man nicht Pfarrer eifrig gesucht und auch gefunden hat". Für Schlosser aber sind diese Streitigkeiten der Hauptgrund gewesen, seine Emmendinger Thätigkeit mit der Karlsruher zu vertauschen.

Viel weniger lag Schlosser an der höheren Lehranstalt, die sich in Emmendingen befand, dem Pädagogium. Es war dies in dem kleinen Ländchen nur eine Einrichtung für die Söhne der wenigen „Honoratioren", die hier soweit vorbereitet wurden, um in die höheren Klassen des Gymnasium illustre in Karlsruhe, die eigentliche Landesanstalt, eintreten zu können. Auch in ihm wäre eine Klasseneinteilung wünschenswert gewesen, aber bei nur 13 Schülern war ein eigentlicher Ausbau der kleinen Anstalt unmöglich: „Was kann ich also sagen", schreibt Schlosser, „als daß das wieder eine von den vielen schönen Sachen ist, die man nur wünschen muß, weil man sie nicht bezahlen

kann, denn so etwas halb zu thun ist schlimmer als gar nichts". Gegen einen einheimischen Kandidaten, der sich stolz mit dem damals noch seltenen Titel Philologe schmückte und in Göttingen studiert hatte, sträubte er sich, da er seine klassische Bildung schwach fand, und entschloß sich lieber zu einem der Vorschläge, wonach ein dritter Diakonus, speciell für die Mithülfe beim Schulunterricht, mit 160 fl. angestellt wurde und der außerdem das geringe Schulgeld erhielt. Schlosser setzte allerdings voraus, daß der Staat 240 fl. zulegen würde, da man doch einen studierten Mann nicht unter 400 fl. anstellen solle; allein diese Erwartung betrog ihn: man bekam Kandidaten des Predigtamtes auch für 160 fl. und Aussicht in die Zukunft. So hat seine praktische Wirksamkeit sich gerade auf das Gebiet des höheren Erziehungswesens, auf dem er als Schriftsteller Lorbeeren geerntet hat, nicht erstreckt. Die Volksschule aber, wie er sie praktisch anzugreifen dachte, war ihm nur ein Mittel, den gesamten Zustand der Bevölkerung zu heben. Dieser Idealist ist damit gescheitert, weil er sich hier einmal sein Ziel zu niedrig, zu materiell gesteckt hatte. Selbst an den Schulgebäuden mäkelte er, obwohl er vielleicht schon damals nicht ganz unrecht hatte zu bemerken: „Bei den herrschaftlichen wie bei den Kommunalkassen machen wir stets die Beobachtung, daß mit nichts freigebiger im badischen Land gehaust wird als mit den Geldern zu Schulhausgebäuden". Gewiß und bis heutigen Tages! Aber es ist doch unter allem Luxus der löblichste.

Fast alle Einzelfragen trafen für Schlosser zusammen in einer großen Hauptfrage, der Kräftigung und Unterstützung der Bedürftigen. Überall suchte er die Beziehungen zu dieser, zu dem, was wir heute die sociale Frage nennen, auf; er machte sein Urteil über jede einzelne Maßregel davon abhängig, inwieweit sie geeignet sei, etwas zum Fortschritt jener beizutragen. Hierin liegt seine eigentliche Bedeutung, aller Mißgriffe im einzelnen ungeachtet. Die Markgrafschaft Baden wies in ihrer Geschichte einen großartig gedachten Versuch einer einheitlichen Organisation des gesamten Unterstützungswesens auf. Sofort nach dem Abschluß des Rastatter Friedens, als die lange Friedensepoche begann, hatte Markgraf Karl Wilhelm das Pforzheimer Waisenhaus gegründet und mit beredten Worten seinen Unterthanen verkündet, daß hier nicht nur die Waisen, sondern alle Hülfsbedürftigen des ganzen verwilderten und verwüsteten Landes Aufnahme finden sollten. Als Vorbild hatte die von gleichen Absichten getragene Waisenhausstiftung von Frankfurt

gedient, die nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges ins Leben gerufen worden war. Alle Armenstiftungen und Kapitalien der Siechenhäuser waren aus dem ganzen Lande zusammengezogen, alle Kollekten diesem einen Zweck gewidmet worden; denn nur durch die vollkommenste Centralisierung schien sich ein so großer Zweck erreichen zu lassen. Versucht hatte man nun seit einem halben Jahrhundert genug und sich durch alle noch so schmerzlichen Enttäuschungen an der Idee selber nicht irre machen lassen. Krankenhaus, Irrenhaus, Waisenhaus, Zuchthaus sollte die Anstalt zugleich sein, alle diese Zwecke umfaßte gleichmäßig der weite Mantel der Humanität; und so war denn die notwendige Folge, daß immer ein Zweck den andern durchkreuzte. Zu alledem sollte dieses große volkspädagogische Experiment auch noch dazu dienen, die Industrie in dem gewerbelosen Lande zu pflanzen, und so war die Anstalt auch noch vorzugsweise Fabrik; nur daß man beständig nach zugleich geeigneten und rentablen Fabrikationen umhersuchte. So wurde die Geschichte dieses Unternehmens, das so stolz und siegesgewiß begonnen war, zu einer ununterbrochenen Leidensgeschichte, bis dann doch zum Schluß halb und halb durch Zufall aus dem letzten Experiment die eigenartige Industrie Pforzheims, die Bijouteriefabrikation, hervorgegangen ist.

In den siebziger Jahren hatten die Mißstände ihren Höhepunkt erreicht und niemand war eifriger als Schlosser, sie aufzudecken; er drang beständig bei Karl Friedrich und bei den Regierungskollegien auf die Aufhebung. Er war reich an Beispielen für die mehr als gemütlichen Zustände, die im Pforzheimer Zuchthaus herrschten: ein abgefeimter Gauner, den er dahin gesandt hatte, war seiner Behendigkeit wegen — einem adeligen Züchtling als Bedienter zugeteilt worden, und eine Landstreicherin, die dort ihre „Unzuchtstrafe" abbüßen sollte, brachte aus dem Zuchthaus selbst ein zweites Kind nach Hause. Kein Wunder, daß Schlosser seine Strafgefangenen unter eigner Verwahrung behalten wollte; er empfahl den Emmendinger Turm: „Er habe ihn zwar sehr unangenehm wie alle Gefängnisse, aber nicht sehr ungesund und unrein befunden". Viel mehr lag ihm noch an den Waisen; denn diejenigen, welche aus dem Hochbergischen hingeschickt waren, wurden durch das Zusammenarbeiten mit den Sträflingen völlig verdorben. Gerade im Oberland war das Pforzheimer Waisenhaus höchst verhaßt. Man hatte hier nicht vergessen, daß die sämtlichen Dörfer ihre Armenkapitalien hatten abgeben müssen, daß das Krankenhaus

Digitized by Google

in Thenningen Pforzheim zuliebe aufgehoben worden war, man rechnete mit Ärger nach, daß jährlich gegen 1000 fl. aus dem Hochbergischen nach Pforzheim geliefert würden und kaum 300 fl. auf hochbergische Waisen kamen, und man erzählte sich mit Erbitterung, daß die Kapitalien an den leichtsinnigen Fabrikexperimenten verloren gegangen seien.

Schlosser machte sich alle diese Vorwürfe zu eigen; hier war so recht eine Gelegenheit gegeben, bittere Wahrheiten zu sagen und den verhaßten Karlsruher Optimismus zu dämpfen. „Ich muß es mit Bekümmernis sagen", schrieb er persönlich an den Markgrafen, „daß, wenn je ein Land ist, wo die Armenanstalten fehlen, es das unsere ist. Wir haben so gut wie kein Waisenhaus, wir haben kein Armenhaus, wir haben kein Hospital. Wir haben nichts gethan für die Armen, als Gesetze für sie gemacht! Und was sind das für Gesetze?! «Es soll kein Bettler unter euch sein», d. h.: Prügelt die Armen weg. — Oder: «Jede Gemeinde soll ihre Armen unterhalten». — Ja, woraus?" Er wird sogar zum Lobredner des oberländischen Partikularismus gegen die wirkliche oder vermeintliche Begünstigung des Unterlandes. So schreibt er wiederum an Karl Friedrich: „Man klagt zwar immer über die Halsstarrigkeit, Eigensinn, Mißgunst und hundert andere oberländische Laster, aber kein Mensch denkt daran, wie auch der Oberländer alles gelitten hat, ehe sein gut geschaffenes Herz so versäuert worden, kein Mensch rechnet, wieviel er jährlich geben muß und wie wenig ihm gegeben wird, wieviel er für das Unterland zahlt und wie nichts für ihn gezahlt wird".

Diese Anklagen gegen die Pforzheimer Anstalt trafen mit den allmählich gereiften Überzeugungen Karl Friedrichs und seiner physiokratischen Gesinnungsgenossen zusammen. Der volkspädagogische Eifer hatte sich zwar noch verstärkt, aber er schlug jetzt die Bahnen Rousseaus ein. Nicht Industriearbeiter, sondern Bauern wollte man jetzt erziehen, nicht Treibhauspflanzen, die, „sobald sie in die Freiheit versetzt werden, in dieser nur entarten", sondern selbständige Menschen; und das schien man am besten zu erreichen, „wenn man nur die Natur walten" und die Kinder an ihren Geburtsorten in ländlichen Verhältnissen ließe. Man gab also die Waisenhauserziehung gänzlich auf und verstellte die Kinder bei Kleinbauern, die sich gegen ein geringes Kostgeld von 25 fl. zur Erziehung bereit finden ließen.

So lebhaft Schlosser die Pforzheimer Anstalt bekämpft hatte, so

Digitized by Google

wenig zufrieden war er seinerseits mit dieser Lösung der Frage, wobei man doch eben vollständig mit allem brach, was man 60 Jahre lang eifrig erstrebt hatte. Er wollte Waisenhäuser, aber nach dem Muster seiner Vaterstadt, das einst schon bei der Einrichtung Pforzheims gedient hatte, für einen kleineren Bezirk lokalisiert. Er lehnte nichts ab als die schematische Centralisierung und die Unordnung, die aus ihr hervorging. Er sah als Jurist, als Pädagoge, als Staatsmann und Mensch hier die wichtigste Aufgabe. Auf keine hat er so viel Mühe, so viel Beredtsamkeit verwandt. Pessimistisch gesinnt, wie er es nun einmal war und wie er es inmitten der selbstzufriedenen Stimmung, von der er sich überall umgeben sah, immer mehr wurde, glaubte er die Bevölkerung in immer tieferes Elend versinken zu sehen; die Versuche, durch neue Nahrungsquellen dem Wohlstand aufzuhelfen, so eifrig er sich an ihnen auch beteiligte, flößten ihm im Grunde doch kein rechtes Vertrauen ein, er glaubte der fortschreitenden Proletarisierung nur durch eine geeignete Armenpflege, vor allem eine sorgfältige Waisenerziehung vorbeugen zu können. „Ich bin nicht im stande und halte es für ein Verbrechen, da von Glück und Wohlstand zu prahlen, wo ich täglich mit eigenen Augen nichts als immer wachsende Armut, immer zunehmendes Elend vor mir sehe", schrieb er an den Markgrafen, um ihn seiner Methode gemäß durch herbe Wahrheit für seine Vorschläge zu gewinnen. Dazu kam die Bettel- und Gaunerplage, unter der das Hochbergische Ländchen, das überall Grenze war, besonders zu leiden hatte und die mit keinem Abschieben und keiner Polizei zu bekämpfen war. Liest man die lustigen Schwänke Hebels, in denen der Diebshumor der fahrenden Leute noch einmal seine populäre Anziehungskraft äußerte, so möchte man fast meinen, daß man dieser Landplage ihre scherzhaften Seiten abzugewinnen geneigt war, für den ernsthaften Oberamtmann war sie nur ein Gegenstand der Entrüstung und der Selbstvorwürfe.

Hier griff sein juristisches Bewußtsein bestimmend in seine socialen Vorschläge ein. Schlossers eigentümliche Stellung in der Entwicklung der deutschen Rechtswissenschaft beruht darauf, daß er mit aller Entschiedenheit die Wohlfahrtspflege und die Rücksichten auf sie vom Recht getrennt hat. Das ist der Teil seiner schneidenden Kritik des preußischen Landrechts, den auch Savigny gebilligt und auf dem er fortgebaut hat. Die Berufung auf den gemeinen Nutzen ist ihm nichts als eine leere Ausrede des Despotismus, der damit von dem strikten Recht loskommen

Digitized by Google

will. Bei seinem Bestreben, das reine römische Recht aus den Entstellungen herauszuschälen, war er deshalb beinahe ungerecht gegen das Prinzip des aequum, der Billigkeit, dem doch das römische Recht eigentlich sein lebendiges Fortwachsen zu danken hatte: „Das Recht sei eine Mauer; Billigkeit macht's zum Sandhügel: jeder Wurm kann durch, aber es wohnt sich übel drauf", schrieb er schon in den politischen Fragmenten; Billigkeit ist in seinen Augen eine Tugend des Privatmanns, oft auch des Richters, immer eine Schwachheit des Gesetzgebers. Soll nun das Recht nicht durch Wohlfahrtsrücksichten gefälscht werden, so soll es um so mehr die feste Grundlage bilden, auf der sich die Wohlfahrtspflege, die Polizei, wie man wohl damals noch unverfänglich sagte, erhebt. Um dies zu können, um nachträgliche willkürliche Korrekturen des Rechts zu vermeiden, soll das Recht nach Möglichkeit den socialen und natürlichen Bedingungen eines Volkes und Landes angepaßt sein. Er hat dieses Prinzip nicht nur in seinen juristischen Schriften, sondern auch einer Abhandlung zur Wohlfahrtspflege zu Grunde gelegt. Es sind „Die Wudbianer, eine nicht gekrönte Preisschrift über die Frage, wie der Kindermord zu verhüten, ohne die Unzucht zu befördern", ein Werk recht aus der Schule Swifts, in dem sich Humor und Ernst so die Wage halten, daß jener durchaus diesem dient. Er verspottet die Preisfrage, die für lokal bedingte Verhältnisse eine allgemeine Lösung haben will, sowie jene andere in der Geschichte der europäischen Kriminalistik bedeutsame nach dem Plan eines neuen peinlichen Gesetzbuches: Wer einen solchen Preis ausgesetzt und wer danach gerungen hat, muß noch viel thun, sehen und denken, ehe er ein Gesetzgeber werden kann. Aber er giebt für bestimmte Verhältnisse eine Lösung und konstruiert sein „Wudbi", ein Volks- und Staatsbild, wie es in Süddeutschland damals häufig gefunden wurde, freilich nicht im ehrsamen Baden Karl Friedrichs, wohl aber in der Pfalz, von wo die Preisfrage gestellt war. Wir würden es vielleicht ein kleinfürstliches Seldwyla nennen: ein leichtsinniges Völkchen und ein noch leichtsinnigerer Hof, müßige Soldaten, eine allgemeine Spottlust bei einer ebenso allgemeinen Biegsamkeit. „Übrigens sind die Wudbianer mehr Leute, die schön reden und schreiben als solche, die auch etwas Kluges thun, und daher kam's, daß man in Wudbi immer mehr sein wollte, als nötig war, und nie war, was man sein sollte." Sie diskutieren denn auch sehr eifrig die Mittel, die Sittlichkeit zu heben, nachdem sie in einer Anwandlung sittlicher Entrüstung früher

Digitized by Google

strengste Gesetze gegen den Kindsmord gegeben und nichts damit erreicht haben. Vorwärts kommen sie freilich nicht. Serenissimus, der einen alten Minister um Rat fragt, den er einst entlassen hatte, weil er der Maitresse nicht gefiel, schüttelt den Kopf, als ihm zugemutet wird, mit der Sittenreform bei seinem Hof anzufangen. Denn wo soll er denn alsdann mit seinen Hofleuten hin! Trotz solcher leichtgeschürzten Satire werden alle einschlagenden Fragen des Kriminalrechtes und der Verbrechensverhütung besprochen und zum Teil vortreffliche Vorschläge gemacht. Mit besonderer Wärme vertritt Schlosser die Einrichtung von Versorgungshäusern für unehelich Gebärende, mit einer Art klösterlich strenger Einrichtung und liebevoller Aufnahme. Er selber mußte freilich den einmal rechtsgiltig eingeführten rot angestrichenen Landes-Huren-Karren weiter funktionieren lassen.

In dieselben Jahre, als er diese witzige Schrift verfaßte (1785), fallen seine amtlichen Denkschriften, die dieselben Dinge behandeln; in ihnen aber kommt nur der Ernst zu Worte.

Aus der Idee des Rechtsstaates selber ergab sich ihm die andere, wichtigere von den socialen Aufgaben des Staates. „Keine Ausgabe“, schreibt er, „ist besser verwendet als diejenigen, welche auf des Landes Sicherheit verwendet werden. Um dieser willen entstand die bürgerliche Gesellschaft, um dieser willen giebt der Unterthan Abgaben von seinem Fleisch und Blut. Alle Erfindungen und neuen Politiken, alle öffentlichen Anstalten, alle Bemühung, den Wohlstand emporzubringen, alles, was alle Collegia, Beamten und Subalternen dichten und trachten, ist Kleinigkeit gegen diese erste Regentensorge; ist Nebenwerk, ist unnütz, wenn nicht Sicherheit im Lande ist. Und wie kann diese je erhalten werden, wenn man fortfährt, die Bettler- und Vagantenjungen ihrem Schicksal zu überlassen. Ich bin gewiß, alle Streifbettler und alten Vaganten und zwei Drittel der fremden Diebe, die wir in allen Oberämtern fangen, sind nichts als Brut der alten Bettler, Diebe und Vaganten, die unsre Vorfahren vor 20 bis 30 Jahren aus mißverstandener Sparkunst, sich mit ihrer Erziehung nicht abgeben zu wollen, laufen ließen. Wir genießen jetzt die Früchte dieser falschen Politik. Statt des kleinen Aufwands, womit man damals die Buben zur Ordnung und Arbeit in wenig Jahren hätte ziehen können, müssen jetzt unsre Bürger nicht allein ihr Vermögen und Gut und Leben immer in Gefahr sehen, sondern der Staat muß sich nun von Woche zu Woche

Digitized by Google

mit Vaganten und Dieben belasten, muß so viel Aufseher und Diener halten, muß seine Zuchthäuser überschwemmt sehen und kann doch dem wichtigsten Teil seiner Obsorge, der öffentlichen Sicherheit, nicht halb Genüge leisten." Dem Markgrafen, der von der Seite rührender Empfindung am leichtesten zugänglich war, malt er wohl einmal eindringlich das Bild des verwahrlosten, zum Verbrecher gewordenen Waisenknaben, der auf dem Rade denen flucht, die ihn nicht erzogen haben. Besonders aber ist ihm die bequem-gedankenlose Art zuwider, selbst einheimische Verbrecher mit Landesverweisung zu bestrafen; sie ist ihm „das unmenschlichste Unrecht". Die Verstellung der Waisenkinder gegen ein geringes Kostgeld war nun in seinen Augen nichts als ein eingestandener Verzicht auf die Lösung dieser heiligsten Aufgabe, und wenigstens für seinen Landesteil wollte er diesen Verzicht nicht leisten: „Die besten Empfindungen meines Herzens, die schönsten Aussichten meines künftigen Lebens, das Glück vieler Tausende, das Wohl unzähliger noch ungeborener Elender hängt ab von der Gewährung meiner Bitte", schrieb er an den Markgrafen und beschwor ihn, ihm wenigstens hier völlig freie Hand zu verschaffen.

Er ergriff die Gelegenheit, als im Jahre 1776 ein Erbprinz geboren wurde, um als Glückwunschgeschenk des Landes an die Mutter, die Prinzessin Amalie, eine Waisenstiftung, die ihren Namen tragen sollte, zu begründen. So ließ sich die Abneigung der Hochberger zum Geben überwinden; es sollte ein Volksgeschenk werden, zu dem jeder ein paar Kreuzer, die Wohlhabenden ein paar Gulden beitragen konnten, eine damals noch neue, seitdem vielbeliebte Methode. Natürlich ging es, wie bei allen wohlthätigen Sammlungen, so auch bei dieser nicht ohne Menschlichkeiten her. Etwas kleinlaut berichtete der Vogt von Malterdingen, dem größten Dorf, dem Schlosser wie allen Ortsvorgesetzten den Aufruf geschickt hatte: Einige hätten verlangt, daß man ihnen einen Amtsbefehl zeigen solle, andre mißmutig erklärt: wenn der Herr Markgraf es wolle, würden sie zahlen, einer aber habe behauptet: eine hohe Person habe ihm gesagt, man brauche nichts zu geben, worauf denn auch, aller Ermahnungen ungeachtet, viele den Beitrag verweigert hätten. Immerhin kamen im ersten Jahre 3100 fl. zusammen und man konnte wenigstens gleich mit drei Kindern anfangen. In den Statuten war ausdrücklich vorgesehen, daß das Kapital nie der Markgrafschaft Hochberg entfremdet werden dürfe, daß die Kinder vom 10.—14. Jahr in Erziehung bleiben, alsdann die Stiftung für

Digitized by Google

sie die Dienst- oder Lehrkontrakte schließen solle. Für die Lehrlinge zahlte sie auch das Lehrgeld, Bauernburschen sollten statt dessen bei ihrer Verheiratung 50 fl. Aussteuer erhalten. Schlosser wußte die Stiftung bald emporzubringen, die Hechlerzunft, die als thatsächlich überflüssig sich auf sein Zureden auflöste, überwies ihr ihr kleines Vermögen, konfiszierte Geldsummen u. dgl. fielen ihr zu. Bei seinem Weggang aus dem Amte konnten in eigenem Hause von den Zinsen wenigstens 13 Kinder erhalten werden.

Darüber aber verblendete er sich nicht, daß dies doch nur ein kleiner Anfang sei. Wenn er bei persönlicher Begegnung mit dem Markgrafen in Rastatt diesen zu einem Beitrag von 1000 fl. für den Bau des Waisenhauses bestimmte und durch seine mahnenden und drängenden Schreiben ihn auch noch zu weiteren Beiträgen bewog, so hat er dabei immer die Abhülfe für das gesamte Elend der zahlreichen Waisen im Auge, und dazu bedurfte er laufende Mittel. Im Jahre 1781 wandte er sich wiederum mit einem beredten Aufruf an die Unterthanen des Oberamts, in dem er die Schäden der Waisenverstellung, die Vorteile eines allgemeinen Waisenhauses ihnen darlegte. Er selber stand natürlich mit dem bedeutendsten Beitrag an der Spitze der Liste und diesmal bekam er doch gleich in wenigen Dörfern mehrere 1000 fl. zusammen. Es war ihm erwünscht, daß bei den weiteren Kollekten die Bauern wenigstens reichlich Lebensmittel und Hanf beisteuerten, so blieb ja die neue Gründung in unmittelbarer Fühlung mit der bäuerlichen Wirtschaft.

In seinem Ausschreiben hatte Schlosser versichert, daß die Kinder zu keiner Fabrikarbeit, sondern zu Bauern- und Mägdearbeit angehalten werden sollten; er erwartete, daß sich dann auch die Bauern hier mit Gesinde versehen würden; aber gleich bei der Einrichtung, als 58 Kinder aufgenommen wurden und weit mehr noch angemeldet waren, war es klar, daß er mit diesem Programm nicht durchkommen könne; die alte leidige Notwendigkeit erhob sich von neuem, daß eine solche Anstalt sich nach Möglichkeit selber erhalten mußte. An ihr war das Pforzheimer Waisenhaus zu Grunde gegangen, aber die Thatsache lag vor Augen, daß nur Kinderarbeit in der Industrie dies leisten könne. Für Schlosser hatte zudem diese Aussicht nichts Bedenkliches. Der Mann, der sich in so vielen Dingen in den schärfsten Gegensatz zu den Zeitanschauungen stellte, teilte sie ja im Punkte der Kinderarbeit vollständig. Und die Vogel'sche Fabrik, welche gegründet

Digitized by Google

war, um die Kinderarbeit nutzbar zu machen, gewährte auch die Möglichkeit, das Waisenhaus mit ihr zu verbinden. Nach allem, was er über den Gegenstand nachgedacht habe — so schrieb er jetzt (1784) an den Markgrafen —, sei er dahin gekommen, daß weder die öffentlichen Waisenhäuser wegen ihrer schlechten Verwaltung, noch die Kinderverstellung wegen der Unmöglichkeit der Aufsicht und der schändlichen Ausnutzung der untergebrachten Kinder etwas taugen. Man müsse den Mittelweg einschlagen, daß Privatleute eine größere Zahl Kinder zu sich nehmen und in einem Gewerbe unterrichteten, wobei sie ihre Bezahlung aus dem Verdienst der Kinder selber nähmen. Dadurch würde der Vorteil des Waisenhauses, gemeinsame Erziehung zu einem bestimmten Zweck, erreicht und der Nachteil, Anstellung von Lohnaufsehern, vermieden, da ja dem Unternehmer daran liegen müsse, daß die Kinder je eher je lieber brauchbar würden. Daß vielleicht gerade durch ein solches System die Ausbeutung legalisiert werden könnte, daran dachte er in seiner Voreingenommenheit für die Industrie nicht. Die üblen Erfahrungen, die man fortwährend in England mit solcher Überweisung der „Kirchspielslehrlinge" an Fabriken machte, konnte er nicht kennen, wohl aber die gleichen, die man zur Genüge in Pforzheim gemacht hatte.

Vogel übernahm nun das Waisenhaus außer den Kindern der Amalienstiftung, beschäftigte und beköstigte je 40—60 Waisen in ihm und richtete für sie eine eigene Fabrikschule ein, für die ihm, freilich nur mit beständigem Widerstreben, die geistlichen Behörden einen Lehrer überließen.

Die alte Idee, daß ein solches Waisenhaus auch eine industrielle Musteranstalt sein sollte und seine Zöglinge die Fortschritte des Gewerbes nach ihrer Entlassung im Lande verbreiten sollten, erwachte hier von neuem. Als nach Jahresfrist Vogel auch die Weberei im Waisenhaus einrichtete und natürlich einen neuen Vorschuß hierzu begehrte, legte Schlosser wieder sein Fürwort ein, da hier besonders Mädchen zur Weberei angelernt werden sollten. Er setzte auseinander: In ganz Sachsen, in dem größten Teil von Württemberg und der Schweiz webten die Weiber wie die Männer, nur hier werde dies als eine Unmöglichkeit angesehen. Diesem Vorurteil werde fortan abgeholfen werden. Besonders setzte Schlosser auf die Judenmädchen seine Hoffnung: So lange sei über die Mittel räsonniert worden, wie man die Judenkinder am besten beschäftigen und zu Handwerken ziehen könnte. Immer habe im Wege gestanden, daß die Gewerbtreibenden sie nicht unterrichten wollten. Jetzt könnten

Digitized by Google

die vier Judenmädchen, die besten Spinnerinnen des Waisenhauses, kaum den Tag erwarten, an welchem sie zur Weberei kämen. Überhaupt rechnete es Schlosser Vogel hoch an, daß er Juden beschäftigte. „Er hat 21 Juden, die sonst betteln, stehlen, betrügen oder verhungern müßten, Brot gegeben", schreibt er ein andermal. Das Problem, diese verwahrlosten und doch anstelligen Landjuden zum Gewerbe überzuleiten, war richtig erfaßt, über die Mittel „räsonniert" man aber bekanntlich noch heute.

In der Fabrikschule hatte nun Schlosser endlich Gelegenheit, sein Schulideal durchzuführen. Die Art, wie dies geschah, ist aber nicht geeignet, uns für das Ideal einzunehmen. Schlosser selbst und Edelsheim waren zwar ganz von dem Erfolge überzeugt; die lichten und sauberen Räume, die Kinder reinlich gekleidet, sittsam und emsig, der gleiche Takt, in dem alles vor sich ging, das verfehlte nicht seinen Eindruck; aber besser halten wir uns an das keineswegs übelwollende Urteil des visitierenden Schulrats Bougine aus Karlsruhe; denn der Satz, von dem er ausging, ist einleuchtend: „Schwerlich lassen sich bei einer Schule, die in Rücksicht auf die Fabrik nur Nebenwerk sein soll, gedeihliche Vorschläge anbringen". Er fand den Schulunterricht auf 1½ Stunden beschränkt, für die beiden ersten Klassen (die Kinder von 12—14 Jahren) morgens von ½6—7 Uhr, für die dritte und vierte von 6—½8 Uhr. Die Kinderlehre wurde mit den Größeren erst nach dem Abendessen zergliedert. Die Prüfung zeigte, daß die Schüler zwar leidlich lesen, aber schlecht schreiben und rechnen konnten, da hierfür wöchentlich nur zwei Stunden angesetzt waren. Von dem Handarbeitsunterricht, den Schlosser sonst überall eifrig förderte, war hier natürlich keine Rede, mußten doch die Kinder die ganze übrige Zeit des Tages spinnen. Mit Recht bemerkte der Schulmann: „Wie kann der Knabe, wenn er ohne gehörige Erholung den Tag gearbeitet hat, mit abgemattetem Körper aufmerken? Wie und wann soll er die aufgegebenen Lektionen lernen?" Seine Wünsche waren dabei bescheiden genug: Wenigstens zwei Stunden von sechs bis acht für die Größeren, und nach dem Nachtessen solle man Kindern Ruhe lassen. Außerdem wünschte er Gesangübungen, und wenn das Rollen der Räder in der Arbeitsstube nicht hinderlich sei, Vorlesen von „Beispielen der Tugend und Weisheit". — Die mochten die armen Schlachtopfer des pädagogischen Experimentes wohl freilich nötig haben.

Es war eben Schlosser gegangen wie jedem Dilettanten auf diesem

Digitized by Google

Gebiet: weil sie einzelne Mißstände lebhaft erfassen und in ihrer Abschaffung allein das Heil sehen, verfallen sie einem Extrem, das ihrer eigenen ursprünglichen Absicht selber zuwiderläuft. Er hatte auf die Einwürfe Bouginés nichts zu erwidern, als daß eine Stunde Mittagspause gemacht werde „zur Erholung der Kinder und zur Stärkung ihrer Gesundheit", und daß die Arbeit abends um 7 Uhr aufhöre. Und nicht einmal der erwartete wirtschaftliche Erfolg trat bei dieser Auspressung der Kinderarbeit ein. Vogel und Schlosser schmeichelte sich von Jahr zu Jahr, daß sich das Waisenhaus „bezahlt machen werde", Edelsheim sah bald bei aller Anerkennung, daß das eine Selbsttäuschung sei. Wir haben schon gesehen, wie es Schlossers Schützling, dem Kommerzienrat Vogel, bald überhaupt nicht mehr mit der Fabrik ernst war.

Mit dem Fabrikwaisenhaus und der Fabrikschule schien man, wenigstens anfangs, aller Schwierigkeiten Herr geworden zu sein; es lag nun Schlosser daran, von diesem Punkte aus das ganze Armenwesen dadurch zu reformieren, daß man es mit der Selbstverwaltung in Verbindung setze. — Er sah wohl, daß alles bisherige Unterstützungswesen an der Gleichgiltigkeit des Publikums und an der schematischen bureaukratischen Verwaltung krankte — eines bedingte und verstärkte ja das andere. So sollte denn der Amtmann bei der neuen, von ihm geplanten Verwaltung auch nur als primus inter pares unter Gleichberechtigten in einer „freien Societät" seinen Platz finden. Natürlich sollten die Geistlichen seinem Sinne nach ganz ausgeschlossen sein; sie machten ja doch nur Schwierigkeiten. Im Jahre 1784 stiftete er die freie Societät zur Besorgung des Hochbergischen Armenwesens, die obwohl „eine bloße Privateinrichtung" doch die Amalienstiftung verwalten, das ganze Armen- und Waisenwesen im Oberamt prüfen, alle Unterstützungsgesuche den Behörden vorlegen, vor allem als Kuratorium des Waisenhauses wirken sollte. Auch die fremden Bettler und die Juden sollten von ihrer Fürsorge nicht ausgeschlossen sein; hatte sich doch auch die Judenschaft beim Bau des Waisenhauses zu einem Beitrag von 25 fl. „persuadieren lassen". Zu diesem Zweck setzte sich ihr Vorstand außer Schlosser und Vogel aus Mitgliedern des Rats von Emmendingen und einigen Stabsvögten zusammen. Die einzelnen Zweige der Armenpflege waren unter die Mitglieder verteilt und alle 14 Tage sollten gemeinsame Sitzungen stattfinden. Sogleich nach der Stiftung wandte sich Schlosser mit einem Rundschreiben an die Ortsvorgesetzten, setzte die Vorteile der

Digitized by Google

neuen Einrichtung auseinander, namentlich den, daß man so allein im stande sein werde, „in die genauen Details einzugehen, welche zu einer zweckmäßigen Hülfe erforderlich sind“, und forderte sie zur Mithülfe auf. Denn seine Absicht sei, den Zustand der gesamten Armen, auch derer, welchen man vor der Hand nicht helfen könne, zu erforschen; darum sei die Grundlage des ganzen Werks eine genaue Statistik aller Armen. — Er dachte sich eine solche leichter, als sie war. Doch sind ein paar Jahre gute Tabellen mit Erläuterungen eingeliefert worden. So wirkte, von ihm beständig angespornt, diese seine Lieblingseinrichtung, und er war glücklich in dem Gedanken, seine Untergebenen zu freier Thätigkeit zum Wohle der Ärmsten ihrer Mitbürger erziehen zu können, soweit in diese grüblerische, zur Selbstquälerei geschaffene Seele Glück einziehen konnte. Jedenfalls hätte er hier Grund zum Zweifeln gehabt. Alles beruhte nur auf seiner Thätigkeit, kaum hatte er das Oberamt verlassen, so erklärte Vogel, daß er das Waisenhaus nicht länger ohne Schaden unterhalten könne und forderte sogar noch nachträglich Entschädigung. Die Anstalt wurde aufgelöst, ohne daß jemand auch nur den geringsten Anteil an ihrem Fortbestehen nahm, die Waisen wurden wieder bei den Mindestfordernden verstellt, die Societät verschwindet aus den Akten, also hier einmal auch wirklich aus der Welt; nur die Amalienstiftung, für die Schlosser den einzigen haltbaren Grund — haltbarer als alle Ideen und alle Begeisterung in dieser nüchternen Welt — gelegt hatte, nämlich ein Kapital, erhielt sich und legt noch heute Zeugnis ab von dem socialen Wirken des merkwürdigen Mannes, der dazu verurteilt, im engsten Kreise zu wirken, sich als ein echter Idealist dadurch rettete, daß er alles Kleine anknüpfte an das Größte. „Es ist vielleicht lächerlich, daß wir aus dem kleinen Städtchen Emmendingen uns mit unsern Reflektionen über ganz Europa verbreiten; aber die Vernachlässigung echter Grundsätze äußert und rächt sich im großen wie im kleinen“, so schrieb er einmal in seinen Streitigkeiten mit der Rentkammer — man könnte das Wort als Überschrift für seine ganze Hochberger Thätigkeit nehmen.

Man sagt gewöhnlich, daß in dem kleinstaatlichen Leben früherer Zeiten auch die guten Talente verknöchern mußten, daß hier das Paradies des lässigen Beamtenschlendrians gewesen sei. Das vorige Jahrhundert selber faßte das Verhältnis so auf; das einflußreichste politische Journal der Zeit, Schlözers Briefwechsel, das sich unablässig an den Kleinen rieb, weil es die Großen ungerupft bleiben lassen mußte,

Digitized by Google

legt beredtes Zeugnis hierfür ab. Aber eine Thätigkeit wie die Schlossers zeigt auch einmal die andere, die günstigere Seite. Nicht nur der kleine Staat, sondern auch jedes Oberamt war ein Mikrokosmus; nur bedurfte es des talentvollen Mannes, um diese kleine Welt mit Leben zu erfüllen. An der andern Klippe des kleinstaatlichen Lebens, der Selbstüberschätzung, kam man dann allerdings nicht vorbei; allein sie ist immerhin die verzeihlichste der politischen Sünden, vorausgesetzt daß sie als Sporn dient und nicht als Faulbett. Selbst in die auswärtige Politik wurde ein Oberamtmann durch seine Pflichten oft genug hineingezogen, und wenn Schlosser in der zweiten Hälfte seiner badischen Wirksamkeit, in Karlsruhe, vorwiegend ihr angehört hat, so war der Übergang hierzu nicht unvermittelt.

Die kleinen Staaten am Oberrhein lagen im Gemenge wie die Ackerfelder einer unvereinigten Dorfflur, und wie auf einer solchen gab es Servituten, gemeine Hutungen, Kondominate genannt, und vor allem Grenzstreitigkeiten und Prozesse. Denn, um im Gleichnis zu bleiben, das einigende Band einer Art Flurzwang, das von den Kreiskonventen und den Reichskammergericht hergestellt wurde, war schwach genug. So mußte denn jeder Amtmann, der selbständig einen Bezirk verwaltete, auch Politiker sein, namentlich aber in den Irrgängen der öffentlichen Jurisprudenz gut Bescheid wissen. In der Markgrafschaft Hochberg war das noch notwendiger als in jedem andern Landesteil. Sie war ihrer historischen Entstehung nach der Rest der alten Landgrafschaft im Breisgau; neben ihr aber und rund um sie war ein mächtigeres Territorium, das vorderösterreichische, aus einer Verbindung von Grundherrschaften emporgekommen und hatte im Laufe der Zeit, indem es sich selber konsolidierte und immer stärker abschloß, den kleineren Nachbar in eine bedrängte Lage gebracht. Noch erinnerte mancher Anspruch an das ursprüngliche Verhältnis. Zu Hochberg gehörte von Rechts wegen die Jagd am ganzen Kaiserstuhl bis nach Freiburg hinüber; man wußte, daß sich dies Jagdrecht vom alten kaiserlichen Bannforst am Kaiserstuhl herschreibe, aber an eine Ausübung war nicht zu denken, und auch Schlosser meinte, man werde froh sein müssen, es zum Umtausch gegen Ansprüche Österreichs zu benützen. Im Vierdörferwald, der alten Markwaldung auf der Vorstufe des Schwarzwaldes, hatte man dagegen das Forstrecht auch über die österreichischen Mitmärker festgehalten, aber um es zu behaupten, bedurfte es sowohl der Energie wie der juristischen Gelehrsamkeit Schlossers.

Digitized by Google

Dafür beanspruchte wieder Österreich das Regal der Rheinüberfahrt und Baden konnte für seine Fähre bei Weisweil, wie es gewöhnlich in solchen Angelegenheiten im Reich war, nur den alten Besitz geltend machen. Der bloße Besitz entschied denn auch über mehrere streitige Dörfer; nur daß er doch immer ein unsicherer war, denn über ihm hing das Damoklesschwert der Reichskammergerichtsprozesse. Es war überhaupt geraten, sich nach Möglichkeit zu vergleichen mit einem Nachbar, der zugleich deutscher Kaiser war. Zwei der größten Dörfer, Bötzingen und Oberschaffhausen, besaß Baden vollends mit Österreich gemeinschaftlich; die hohe Gerichtsbarkeit stand Baden von der Landgrafschaft her allein zu, aber die niedere war in der aburdesten Weise, wie man selber zugab, nach der Religion der Bürger abgeteilt, und das gab neben den politischen auch noch konfessionelle Reibereien. Ein zweites solches Kondominat zwischen Fürstenberg und Baden war im Prechthal, das als der hinterste Winkel des Elzthales nur eine Art Außenschlag der Markgrafschaft war, vorhanden. Hier hat Schlosser nach langen Verhandlungen, bei denen um jeden Bauernhof gemarktet wurde, die Aufhebung des Gemeinbesitzes durchgesetzt, um bei Gelegenheit den badischen Anteil zu einem gelegenen Austausch mit Österreich benutzen zu können.

Wenigstens der Oberhoheit Österreichs über das alte Benediktinerkloster Tennenbach hatte man sich durch einen Vergleich mit den Äbten, wonach alle Jurisdiktion bis zu den Klostermauern Baden zufiel, entledigt. Als der Abt aber einmal seine Gerichtshoheit im Kloster selber dahin auslegte, daß er dort einige Hochberger, mit denen man eine Streitsache hatte, verhaften ließ, verfügte Schlosser, unbekümmert um den Vorwurf des Reichsfriedensbruches, mit gutem Erfolg die Besetzung Tennenbachs. Er wolle den Mönchen schon den Unterschied zwischen einem kleinen Abte und einem Reichsfürsten beibringen, ließ er verlauten. Freizügigkeit mit dem Breisgau war auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft nicht durchgeführt, das harte Recht des Abzugs galt zwischen den beiden Territorien. Um so häufiger war es aber, daß Unterthanen des einen in benachbarten Bännen des andern Eigentum besaßen. Für solche Ausmärker hatte von alters her der sogenannte Schopfheimer Vertrag wechselweise Schatzungsfreiheit und Milderungen des Losungsrechtes festgesetzt, nur schade, daß er kein eigentlich rechtsgiltiger Vertrag war und für die Breisgauer Territorialpolitik, welche ihre Unterthanen von den land- und glaubens-

Digitized by Google

fremden Hochbergern nach Möglichkeit abschließen wollte, kaum eine Schranke bildete. Einen Vorschlag und ein Gutachten nach dem andern arbeitete Schlosser aus, die man Österreich zur Wahl vorlegte. Eine Antwort kam nicht zurück; denn auch das war ein beliebtes Hülfsmittel österreichischer Politik, ein Hülfsmittel der Großen gegen die vielschreibenden Kleinen überhaupt.

Da war denn für einen streitbaren Amtmann erhöhte Wachsamkeit vonnöten. Unermüdlich war Schlosser zumal mit den Grenzbegehungen und mit der Reklamation von Ansprüchen, die sich dabei ergaben. Er fand es eine unverantwortliche Nachlässigkeit seiner Vorgänger, nicht für genaue und rechtlich verbindliche Grenzbeschreibungen gesorgt zu haben; nur Gemarkungskarten waren vereinzelt vorhanden. Praktische Geometrie war außerdem als das sicherste Beruhigungsmittel aufgeregter Nerven seine Lieblings-Nebenbeschäftigung, wie er sie als solche öfters dem Freunde Merck rühmte. Hier fand er auch für diese Liebhaberei eine Verwertung. Nachdem er selber alles Material durchgegangen, ließ er unter seiner beständigen Aufsicht und Beteiligung zunächst eine Landesbeschreibung und Karte, und davon getrennt Flurbücher nach gemeinsamen Grundsätzen ausarbeiten. Als er Emmendingen verließ, war das Werk noch nicht vollendet, er sorgte dafür, daß es in gleichem Sinne fortgeführt werde.

Bisweilen gingen diese freundnachbarlichen Reibereien fast bis zum Kriegszustand. Schlosser hielt es namentlich in seinen ersten Amtsjahren für angezeigt, der breisgauischen Regierung bemerklich zu machen, daß wenigstens er in keinem Falle nachgebe. Im Jahre 1768 hatte Baden die Erlaubnis gegeben, durch den Zipfel hochbergischen Landes, der sich vor den Eingang des Elzthales legte, die notwendige Verbindungsstraße nach Waldkirch zu bauen, dagegen hatte es sich ebenso einen Weg über das österreichische Riegel nach Weisweil ausbedungen, dem einzigen Rheinort der mittleren Markgrafschaft, wo diese von alters her einen Zoll und das Fährrecht besaß. Hatte dieser Zoll auch nicht mehr die Bedeutung wie im Mittelalter, so war doch der Ort gewissermaßen der Rheinhafen des Ländchens und die Verbindungsstelle mit dem Elsaß, Grund genug für Österreich, das Hochberg als Enklave betrachtete, diese Anrechte zu bestreiten. Als nun der Bau der versprochenen Straße nachträglich verweigert wurde, und man nicht mehr für nötig befand, zu den gemeinsamen Straßenbesichtigungen den Hochberger Obervogt einzuladen, ergriff Schlosser ohne weiteres Re-

Digitized by Google

pressalien. Er ließ die Straße nach Waldkirch so verfallen, daß schon nach zwei Jahren von Weg und Graben keine Spur mehr zu sehen war und die Fuhrleute über die Felder lenkten. Schlimmer noch sah es im Kaiserstuhl aus, wo die Straße über Oberschaffhausen durch das Gebirge nach Burgheim führte. Dort in Burgheim saß als österreichischer Vasall der Freiher von Fahnenberg, einer der bedeutendsten Vertreter der josephinischen Zeit in Vorder-Österreich, der persönlich mit Schlosser, wie alles, was im Oberland litterarische Interessen hatte, befreundet war. Es half ihm aber wenig, sich auf diese Freundschaft zu berufen und zu versichern, daß er sich nicht im geringsten in den Streit der beiden Staaten mischen wolle; nur sei es eben hart, für einen Dritten darunter zu leiden. Als nun 1777 ein guter Herbst war, die Kaiserstühler Bauern keine Fässer bekommen konnten und die Käufer sich durch den unfahrbaren Weg abschrecken ließen, fielen eines Tages — wie die Bötzinger Bauern, die, wo es gegen die Nachbarn ging, auch leidenschaftlich Partei ergriffen, entrüstet meldeten —, die Burgheimer Unterthanen mit Hauen und Hacken ins Hochbergische ein, „um den Weg in brauchbaren Zustand zu setzen“, was doch ein offenbarer Landfriedensbruch sei. Fahnenberg schrieb zwar sofort einen Entschuldigungsbrief und erteilte den eigenmächtigen Wegebesserern einen Verweis, aber Schlosser bestand darauf, daß jene persönlich in Emmendingen Abbitte leisteten, was nach einigem Sträuben „unter Vorbehalt der Reciprocität bei gleichem Anlaß“ zugestanden wurde. Bald darauf hatte Schlosser die Genugthuung, daß die Breisgauer Regierung, des Zwistes müde, nachgab: die Straße nach Weisweil wurde gebaut und die andern repariert. In Karlsruhe war man bisweilen bei dem bedenklichen Handel etwas ängstlich geworden, aber hatte nach einigem Treiben Schlossers ihn unterstützt.

So kleinlich alle solche Händel waren, aus ihnen setzte sich doch das innere Leben des deutschen Reichs zusammen; irgend eine Beziehung zu den größeren politischen Fragen hatte fast jeder, und nach den Umständen konnte deshalb auch der kleinste einmal von Bedeutung werden. Waren sie der Tummelplatz einer intriganten Kleinpolitik, einer chikanösen Jurisprudenz, einer künstlich aufgebauschten Publizistik, so waren sie doch auch die Vorschule bedeutender diplomatischer Fähigkeiten[1]). Ob man nun Schlosser solche zuschreiben darf, mag zweifel-

[1]) Man kann hierfür auf den bedeutendsten badischen Staatsmann der letzten Epoche Karl Friedrichs, auf Reitzenstein, verweisen.

Digitized by Google

haft erscheinen. Der endgiltige Erfolg entsprach eben auch hier den Erwartungen, die Begabung und Charakter erwecken mußten, schließlich nicht. In der Diplomatie haben die Männer, die überall scheitern und nach dem Grundsatz «victrix causa diis placuit sed victa Catoni» doch immer von der Richtigkeit ihres Weges überzeugt bleiben, noch weniger Berechtigung als auf andern Lebensgebieten.

Eben die österreichischen Verhältnisse gaben Schlosser zuerst Gelegenheit, sich auf dem eigentlich diplomatischen Felde zu erproben. Ein Prozeß, der ihm aus der Erbschaft seiner Schwiegermutter zugewachsen war, führte ihn 1782 nach Wien[1]). In Düsseldorf war ihm trotz der eifrigen Empfehlung des Markgrafen das Recht, da sein Schuldner ein adeliger Herr war, nahezu versagt worden, so wollte er seine Sache selber beim Reichshofrat betreiben. Man benützte diese Privatreise, um ihm zugleich politische Aufträge zu geben. Bedeutsamer als jene kleinen Händel, die er selber von Emmendingen aus betrieben hatte, war die Frage der geistlichen Güter und Gefälle in Baden. Es waren die Jahre der kirchlichen Reformen Kaiser Josephs, in denen zahlreiche Klostergüter eingezogen und neu verwendet wurden. Bei der Aufhebung des Jesuitenordens hatte Maria Theresia den Grundsatz aufgestellt, daß die Gefälle dem Herrn des Ortes, von dem sie gingen, zugehörten, und hatte alle Einkünfte des badischen Jesuitenfonds in der Ortenau — es waren hauptsächlich die des Dekanates Ottersweier — für sich behalten. Mit dem Reichsrecht war dies freilich schwer vereinbar. Als nun Joseph im Breisgau Klöster aufzuheben anfing, wollte Baden seinerseits mit den Hochberger Einkünften derselben das Gleiche thun, wobei man sich freilich sagte, daß man den Schutz der Reichsgerichte dabei nicht finden werde. In Österreich aber benützte die klerikale Partei, die sich sonst überall zurückgedrängt sah, diese Gelegenheit, um zu zeigen, daß bei solchen Klosterreformen die protestantischen Reichsstände am meisten gewinnen würden. Karl

[1]) Die Akten geben über diesen Anlaß der Reise genügend Auskunft. Nicolovius fabelt von einer persönlichen Berufung durch Kaiser Joseph, offenbar eine Verwechselung mit der Einladung Friedrich Wilhelms II. Kritische Anmerkungen zu Nicolovius' Biographie, die Schlossers Tochter geschrieben hat und die mir vorliegen, bestreiten ebenfalls diesen Anlaß der Reise, desgleichen die von Nicolovius behauptete Zugehörigkeit Schlossers zu den Illuminaten. Hierbei liegt eine Verwechselung mit den Freimaurern vor.

Digitized by Google

Friedrich hatte das doppelte Interesse, einmal diese lästige Besteuerung durch auswärtige Stifter loszuwerden, sodann dem Kaiser, mit dessen Absichten er sympathisierte, über die Schwierigkeiten hinweg zu helfen. Er ließ durch Schlosser Joseph II. unter der Hand den Vorschlag machen, die sämtlichen Gefälle, auch die der noch nicht aufgehobenen Klöster, abzukaufen. Der Kaiser ging nach Schlossers Bericht gern auf den Vorschlag ein, aber bei den Räten stieß er auf Schwierigkeiten, und die Mission scheiterte. Nach Schlossers Herzen war aber gerade dieser Mißerfolg. Noch bei seinem Ausscheiden aus dem badischen Dienst betonte er: Die österreichischen Räte hätten vollkommen recht gehabt, denn die Aufhebung der Klöster würde die Unterthanen sehr gereizt haben. In anschaulichen Briefen, die bei den Freunden in Abschrift umhergingen, schilderte er seine Wiener Eindrücke. Sie sind für die Kenntnis der österreichischen Geisteszustände in dieser gärenden, hoffnungsfreudigen Zeit unschätzbar, aber Schlosser sieht auch hier fast nur die Schattenseiten. Eine Aufklärung, die der Despotismus pflanzen will und die ihm dienen soll, enthält für ihn einen ebenso lächerlichen wie gefährlichen Widerspruch. In Joseph sieht er eigentlich nur den eigenmächtigen Selbstherrscher, in Kaunitz den alten Gecken. Das Bild, das er von dem greisen Adonis entwirft, der nach beendeter diplomatischer Verhandlung ihn in seine Reitbahn einlud, um ihm dort in jugendlichem Aufputz seine Reitkünste vorzuführen, ist allerdings von aristophanischer Komik. Für Schlosser war der geistige Gewinn, den er durch Erweiterung seiner litterarischen Beziehungen und seines Einflusses auf diesem Gebiet davontrug, bedeutender als der diplomatische.

Erregte ihm der aufgeklärte Despotismus in der Gestalt Kaiser Josephs Unbehagen, so that er es in der Gestalt Friedrichs II. nicht minder. Sein Staatsideal ist der Kleinstaat mit einer Ständevertretung und sein nationales Ideal das deutsche Reich im Sinne der Reichsjurisprudenz. Deshalb kann er mit wirklicher Begeisterung nur einer Richtung der Politik dienen, der, welche die kleinen Staaten zugleich von Preußen und Österreich, womöglich auch noch von den Kurfürsten, die mit ihren Ansprüchen den Fürsten so beschwerlich fallen, emanzipieren will. Der Wahn beherrscht auch ihn, daß man diese kleinen staatlichen Existenzen, die doch fortwährend tausenderlei kleine Differenzen untereinander hatten, zu einem leistungsfähigen Bunde vereinigen könne, der dann das eigentliche Deutschland darstellen soll. Er hat im

Digitized by Google

19. Jahrhundert, wo doch die deutsche Landkarte schon wesentlich vereinfacht war, das hauptsächliche Hindernis unserer nationalen Entwicklung gebildet, er hätte auch im vorigen zu nichts als eitlen Versuchen, die zugleich zaghaft und großsprecherisch waren, geführt, hätte nicht Friedrich der Große verstanden, im entscheidenden Augenblick doch Preußen die Führung dieser Bestrebungen zu verschaffen, sie dadurch aber auch von Grund aus umzugestalten. Das ist der Gang der Entwicklung des deutschen Fürstenbundes gewesen. Der Anteil, den Schlosser an seinen Anfängen gehabt hat, ist von Ranke in einer Weise dargestellt worden, daß auch nach dem neuen, in der politischen Korrespondenz Karl Friedrichs veröffentlichten Material wenig hinzuzufügen ist. Drei Fürsten, deren politische Macht in Deutschland sehr wenig, deren moralische Macht um so mehr bedeutete, Karl Friedrich von Baden, Karl August von Weimar, Friedrich Franz von Dessau, untereinander durch nahe persönliche Freundschaft, durch die gleiche hohe Auffassung des fürstlichen Berufes und die gleichen politischen Ansichten verbunden, waren auch einverstanden über die wünschenswerte Entwicklung der Reichspolitik. „Sie wollten“, sagt Ranke, „das allgemeine, welches alle verband, nicht allein nicht missen, sondern es, von allen untergeordneten Streitigkeiten absehend, in altreichsständischem Sinne entwickeln.“ Der Mann, den man als ihren gemeinsamen Diplomaten bezeichnen mag, war der unermüdliche und gedankenreiche Edelsheim. Er schrieb jenen bekannten Entwurf, der dann auch dem Kronprinzen von Preußen in tiefem Geheimnis mitgeteilt wurde. Denn auf diesen setzte sein Freund Karl August seine eigentlichen Hoffnungen und sah gern in dem großen Friedrich, hinter dessen Rücken der von jenem so gering geschätzte Neffe und Nachfolger gern etwas Kronprinzenpolitik auf eigene Hand trieb, nur ein Hindernis. Mit Preußen hatte allerdings dieser Entwurf gar nichts zu thun; es handelt sich nur um ein Einverständnis der kleineren Fürsten. Nachdem man immerhin nach der preußischen Seite Deckung hatte, ohne doch eine Anlehnung zu suchen, war die Hauptfrage, wie sich Frankreich zu diesem Projekt stellen würde. Hier bedurfte man zur Sondierung eines Vertrauensmannes, der eingeweiht in das Geheimnis war, dessen Verwendung aber völlig unverfänglich schien. Ein solcher war Schlosser. Seit dem unmittelbar zuvorgehenden Besuch Karl Augusts und Goethes in Emmendingen war auch mit diesen beiden ein engeres Verhältnis hergestellt, der Fürst von Dessau war so wenig wie Basedow selber durch Schlossers Kritik

Digitized by Google

der Philanthropin-Erziehung verletzt, im Gegenteil vielleicht gerade durch sie sein feuriger Bewunderer geworden. Zudem kamen Schlosser seine französischen Beziehungen zu gute. Als Mittelsmann sollte der Bruder seines Freundes Pfeffel dienen, der vertraute «commis principal» des Ministers Vergennes. Diesen wollte man zuerst sondieren, was man wohl in Paris über das Projekt denke.

Das ist nicht gerade die Art, wie man zu bedeutenden Ergebnissen kommt, aber die Ängstlichkeit des Kleinstaates, der die Verantwortlichkeit scheuen muß, erlaubte keinen anderen Weg. Schlosser mußte Pfeffel nur als einen Gedanken verschiedener fürstlicher Räte, die sich zufällig auf der Reise getroffen hätten, den Plan vorlegen, untereinander zu korrespondieren und Differenzen durch Verabredung und Schiedsgerichte, ohne die Reichsbehörden anzurufen, auszutragen. Weshalb man zu einem so harmlosen Vorgehen, das noch dazu ausdrücklich als Privatmeinung bezeichnet wurde, den Segen des Versailler Hofes zu erbitten habe, blieb unklar. Pfeffel merkte denn auch, daß Schlosser in höherem Auftrage schrieb, und antwortete höflich, daß er es nicht wagen könne, über so große Interessen eine eigene Meinung zu haben. Auf weiteres vorsichtiges Drängen bezeichnete er aber Schlosser den Prätor von Straßburg, Gérard, als geeignete Vertrauensperson, der als früherer Departementschef im Ministerium des Äußern die Meinungen des Ministers vollkommen kenne. Mit diesem fand die Unterredung im Januar 1784 statt, ohne daß dadurch viel gefördert worden wäre. Eine bloße Korrespondenz von Räten untereinander konnte natürlich auch Gérard für gleichgiltig erklären; verfolge man einen bestimmten Zweck, etwa durch festgestellte Grundsätze die Händel der Stände unter sich abzuthun, das Schuldenwesen wechselweise zu regeln, Abstimmungen vorzubereiten, so sehe er nicht, wie Frankreich einstweilen bei seinem Interesse an der Erhaltung der deutschen Konstitution etwas dagegen haben könne. Er stellte aber dabei als Voraussetzung hin, daß eine solche Vereinigung sich an keine Macht besonders attachiere, worunter natürlich nur Preußen gemeint sein konnte, und auch dann setzte er noch vorsichtig hinzu, es könnten manchmal solche Konstellationen am politischen Horizont sein, daß auch die unschuldigsten Sachen anders gesehen würden. Praktisch war aus diesen Reden nichts zu entnehmen als der Rat, es möge sich doch einer der beteiligten Fürsten unmittelbar nach Versailles wenden. Das aber war es gerade, was man nicht wollte, und Schlosser selber gestand seinen Auftraggebern, daß sich gar

Digitized by Google

keine geeignete Persönlichkeit hierfür finde. In so tiefem Geheimnis unter den wenigen Einverstandenen waren diese Verhandlungen gepflogen worden, daß man sich sogar scheute, einen der gewöhnlichen Sekretäre zuzuziehen. „Diese Korrespondenzen", berichtet Ranke, „haben die Ehre gehabt, daß sie von Goethes Hand — denn eines zuverlässigen vertrauten Geheimschreibers bedurfte es — für den Herzog Karl August abgeschrieben worden sind." So fanden sich die beiden Schwäger, als Schlosser nach dem vertraulichen Verkehr in Emmendingen eine Erneuerung der alten Frankfurter Societät hoffte, auf dem Gebiete der Politik, wie denn auch bald darauf Schlosser seine wirtschaftspolitische Hauptschrift, den Xenokrates, mit warmen Worten Goethe widmete. Und doch war auch hier die Übereinstimmung mehr scheinbar als wirklich vorhanden. Denn Goethe war ein Bewunderer Friedrichs des Großen und für Schlosser hatte der Fürstenbund alles Interesse verloren, sobald er die preußische Spitze bekam. Als ihm später Johannes von Müller, mit dem er befreundet war, seine Schrift über den Fürstenbund zusandte, sprach er ihm gegenüber sein Mißfallen an der weiteren Entwicklung aus; er freute sich, an ihr nicht mehr, wie einst an den Anfängen, Anteil gehabt zu haben. Der große Geschichtschreiber, bei dem die vollendete historische Objektivität in der politischen Praxis zur Charakterlosigkeit ausartete, versicherte ihn übrigens seiner vollen Sympathie mit den Grundsätzen des Seuthes, des sokratisch-antipreußischen Dialogs Schlossers.

Man sollte meinen, daß Schlosser am wenigsten Ursache gehabt hätte, dem Preußen Friedrichs des Großen zu zürnen. Die größte Anerkennung seines Lebens ist ihm von hier gekommen, damals als nach dem Erscheinen seiner Schrift über die Verbesserung des deutschen bürgerlichen Rechtes ohne Abschaffung des römischen Gesetzbuches Suarez in Carmers Auftrag ihn aufgefordert hatte, im preußischen Dienst die Vorarbeit des Gesetzgebungswerkes, die Bearbeitung des römischen Rechtes, zu übernehmen. Denn nur um diese, nicht um die Gestaltung des Landrechtes selber hat es sich gehandelt, aber in den Händen Schlossers wäre allerdings, vorausgesetzt daß er sich mit Carmer, Suarez und Klein dauernd vertragen hätte, diese Arbeit von erhöhter Wichtigkeit geworden. In diesem Sinne hat Savigny bedauert, daß er dem Rufe nicht Folge geleistet hat. Immerhin hat die erste Epoche der Ausarbeitung des Landrechtes, wie Stölzel erwiesen hat, noch ganz unter dem Einfluß der Vorschläge Schlossers gestanden. Die Briefe, die er

Digitized by Google

mit Suarez wechselte, zeigen aber deutlich, wie doch schon ein nicht auszugleichender Widerspruch zwischen den beiden Männern bestand. Denn Schlossers Absicht war, nur ein Ergänzungsbuch zu den partikularen Rechten zu schreiben und zu diesem Behuf einen festen Bestand von Gesetzen aus der Kasuistik und den litterarischen Meinungen im Corpus juris herauszuschälen, während Suarez ein grundlegendes Gesetzbuch, das jede Einzelheit ordnete, schaffen wollte.

Gescheitert ist die Berufung hauptsächlich an der Forderung Schlossers, die nur bei jener Auffassung möglich war, in Emmendingen wohnen zu bleiben und nur seine Mußestunden für ein Werk, das doch wie wenige den ganzen Mann forderte, verwenden zu dürfen. Siebzehn Jahre später, als der Entwurf des Landrechts erschienen war, hat er seine vielerörterten Briefe über die Gesetzgebung überhaupt und den Entwurf des preußischen Gesetzbuches insbesondere, gegen das preußische Landrecht geschleudert, jedenfalls eine der bedeutendsten juristischen Schriften des vorigen Jahrhunderts; über das Maß ihrer Berechtigung und des Einflusses, den sie auf die weitere wissenschaftliche Entwicklung geübt haben, gehen die Ansichten noch heute weit auseinander[1]). In einem Nachwort zu seinen Briefen spricht Schlosser auch von dem Auftrag, der ihm von seinem Landesherrn zu teil geworden war. Es liegt ihm daran, die Meinung nicht aufkommen zu lassen, daß er ein neidischer Konkurrent sei. In Baden handelte es sich in der That nur darum, seinen ursprünglichen Plan, eine Präzisierung des römischen Rechts zum richterlichen Gebrauch durchzuführen nach dem von ihm

[1]) Auf das Verhältnis Schlossers zur preußischen Gesetzgebung und seine Bedeutung als Jurist gehe ich an dieser Stelle nicht ein. Alles Wesentliche bringt Stölzel, Suarez, S. 163ff. und 271f. Gegen Überschätzung Schlossers, namentlich die Übertreibung, ihn zum eigentlichen Urheber der historischen Schule machen zu wollen, hat sich Landsberg in der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft scharf gewandt und die Willkürlichkeit der historischen Auffassung, sowie die schwankende Stellung zum Naturrecht bei ihm nachgewiesen. Dagegen hat er in seiner Darstellung der Polemik Schlossers mit Klein meiner Ansicht nach Licht und Schatten nicht ganz gleichmäßig verteilt. Der wichtigste Vorläufer Savignys bleibt Schlosser in jedem Fall, und ein Mitstreiter Hugos, der sich übrigens unbedingt mit Schlossers Stellung identifizierte, insofern er die Abhängigkeit des Rechtes von dem politischen und wirtschaftlichen Zustand eines Volkes stark betonte. Hieraus leitete er seine Ansicht von dem mangelnden Beruf der eigenen Zeit zur Gesetzgebung ab. Das ist aber nur ein Teil und keineswegs der bedeutsamste der historischen Auffassung Savignys, der mit dieser Seite von Schlossers Kritik, aber auch nur mit ihr, sympathisierte.

Digitized by Google

1772 herausgegebenen Muster. Wie weit Schlosser diese Aufgabe gefördert hat, wissen wir nicht, seine Materialien wurden bei seinem Abgang Friedrich Brauer überwiesen und sind mit dessen Nachlaß verloren gegangen. Für seine eigene gesetzgeberische Arbeit hat sie dieser sein Nachfolger unter den völlig veränderten Zuständen, als es zur badischen Gesetzgebung kam, sicher nicht benützt.

Ein Nachspiel seiner Bemühungen um den Fürstenbund könnte man Schlossers Anteil an dem von Karl Friedrich ausgehenden Plan einer allgemeinen deutschen Akademie, eines Fürstenbundes der Litteratur nennen, der selbst wieder seinen Ursprung in Klopstocks Gelehrtenrepublik fand (1787). Auf Herders groß geplantes Gutachten hat die Denkschrift Schlossers einen Dämpfer gesetzt. Er konnte es sich nicht versagen, seinen Antagonismus gegen Preußen auch auf das geistige Gebiet zu übertragen; hier sah er erst recht eine hochmütige Unterdrückung des Südens durch den Norden, obwohl doch er selber wahrhaftig gegen die Berliner nie ein Blatt vor den Mund genommen hatte. Nur eine kleine Gesellschaft von etwa acht Mitgliedern, die sich zur Herausgabe einer Wochenschrift nach Art des Spectators verbinden sollten, fand er rätlich. Vielleicht hat ihm dabei der Kollektivbriefwechsel, den er mit Jacobi und den süddeutschen Freunden eingerichtet hatte, und der unter diesen die geistige Einheit festhalten sollte, vorgeschwebt. Edelsheim hat dann, mit einer Vermittlung der Ansichten beauftragt, sich doch Schlosser in der Hauptsache angeschlossen. Aber die Lösung, die er geben wollte, eine Art geheimen Freimaurerbundes der litterarischen Größen, war die denkbar unpraktischste. Schlosser war dabei die Rolle des ständigen Sekretärs zugedacht. Ihn selber haben ähnliche Pläne doch noch weiter beschäftigt. Wie er schon früher nach Goethes Besuch in Emmendingen eine Wiederaufnahme ihrer alten Frankfurter Societät erhofft hatte, so hat er wieder später in seiner schönen Schrift über Bücherzensur und Publizität den Gedanken eines geistigen Areopags, der Selbstzucht in der Litteratur hält und eben dadurch jede staatliche Einmischung ausschließt, weiter ausgebaut. Er war zu sehr Praktiker, um nicht einzusehen, daß alle Bemühungen dieser Art in Deutschland scheitern mußten. In seinen Denkschriften selber läßt er diesen Pessimismus einfließen. Ihn hat er auch Goethe entgegengesetzt, als sie zum letztenmal in Heidelberg bei Fräulein Delff, der gemeinsamen Allerweltsfreundin, zusammentrafen. Der Optimismus seines großen Schwagers, der gar von der Idee eines gemein-

Digitized by Google

samen deutschen Instituts zur Förderung der Farbenlehre erfüllt war, scheuchte ihn in seinen schneidenden Widerspruchsgeist hinein, wo er dann Goethe von oben herunter behandelte, weil er überhaupt in Deutschland gemeinsames Vorgehen für möglich halte. Goethe hat selber diesen letzten Zwist, ein einzelnes Beispiel für so viel zuvorgehende, geschildert und mit leiser Reue sich den Hauptteil der Schuld beigemessen. Er dachte wohl nicht daran, daß Schlossers Worte so bitter ausgefallen waren, weil sie die empfindlichste Saite jedes Menschenherzens, die getäuschte Hoffnung, unsanft berührten.

Diese Verhandlungen über die deutsche Akademie spielten sich ab, als Schlosser bereits nach Karlsruhe übergesiedelt war, in der zweiten, von der ersten durchaus verschiedenen Epoche seines Wirkens als badischer Beamter.

Schon im Frühjahr 1786 waren die Verhältnisse in Emmendingen für Schlosser unleidlich geworden; er mußte sich sagen, daß nachgerade seine Person ein Hindernis für seine Absichten in den Augen der drei ihm verfeindeten Kollegien geworden war; der Platz, von dem aus er noch wirken konnte, war entweder die Stellung im Geheimen Rat, wo seine Freunde saßen, oder noch besser die eines unabhängigen Beraters. So schrieb er an Edelsheim, als er unter den üblichen, beinahe zu Rechtsfiktionen gewordenen Vorwänden — Gesundheitsrücksichten und Kindererziehung — sein Entlassungsgesuch einreichte: Er habe ihm einst versprochen, diesen Schritt nie ohne seine Teilnahme zu thun; nun möge er ihm, wenn dies angehe, womöglich wenigstens für den Anfang eine Stellung schaffen, wo er nur zu raten brauche, wenn man's fordere ohne auszuführen (11. Juli 1786). Er mußte aber noch den Markgrafen um eine persönliche Unterredung ersuchen, um ihm zu zeigen, warum er bei den sich häufenden Kollisionen in seinem bisherigen Amt nicht mehr mit Vorteil dienen könne, und warum er es in dieser Stellung können werde (13. Juli 1786). Es dauerte immerhin noch ein Jahr, ehe die Hochberger Geschäfte abgewickelt und der Posten in erwünschter Weise gestaltet war. Zuerst war ihm die Verwaltung des Archivs zugedacht, namentlich um juristisch-wissenschaftliche Gutachten, für die man damals noch die Archive brauchte, abzufassen. Er erbat jedoch noch vor dem Antritt des Amts die Erlaubnis, nicht am Platz des Archivs in Rastatt, sondern in Karlsruhe wohnen zu dürfen.

Schlosser wurde demnach neben der Fortsetzung seines römischen

Digitized by Google

Gesetzbuches nach den herausgegebenen Beispielen angewiesen, jeweils die ihm zu erteilenden Aufträge zu bearbeiten; als regelmäßiges Decernat wurden ihm die österreichischen und württembergischen Differenzen zugewiesen. Seine amtliche Thätigkeit in den nächsten Jahren entzieht sich fast ganz unsern Augen; sie wird überwiegend der juristischen Arbeit, der äußerlich unscheinbarsten, innerlich angestrengtesten, die es giebt, gehört haben. Hiermit hängt es zusammen, daß, als er im Jahre 1790[1]) zum „wirklichen Geheimrat" mit Sitz und Stimme im Kollegium ernannt wurde, offenbar auf seinen Antrag das Hofgericht als oberste Justizbehörde des Landes vom Hofrat abgezweigt und er zu ihrem Direktor ernannt wurde. In ähnlicher Weise war den Verfassern des preußischen und bayerischen Gesetzbuches von ihren Regierungen Gelegenheit gegeben worden, in Fühlung mit großen Gerichtshöfen für einige Jahre die praktische Probe anzustellen. Schlosser sollte deshalb auch kein Specialreferat übernehmen, sondern nur die Präsidialgeschäfte wahrnehmen, bei Meinungsverschiedenheiten der Räte die entscheidende Stimme haben und auf die Anwendung der Gesetze wachen, so daß, wo in diesen ein Mangel erscheine, er Abänderungsanträge an das Geheimerats-Kollegium brächte. Die Zeitumstände waren allerdings für eine solche langsame Friedensarbeit nicht günstig; denn Schlosser erhielt, während sich die Wetterwolken der Revolution immer bedrohlicher zusammenzogen, auch die Mehrzahl jener Referate, bei denen es besonders auf staats- und privatrechtliche Kenntnisse ankam: das waren die Reichstagssachen, die Grenzfragen und vor allem die französischen Angelegenheiten; denn bei diesen handelte es sich einstweilen auch um die Vertretung der Rechte, welche Baden in seinen unter französischer Oberhoheit stehenden Landesteilen besaß, so daß hier ein Jurist ebenso nötig wie ein Diplomat war.

Schlosser brachte nicht nur seine Kenntnisse und Arbeitskraft, sondern ganz ebenso seinen Stolz und seine Eigenwilligkeit mit ins Ministerium; ein bequemes Mitglied war er nicht. Nach altem, jetzt freilich veraltetem Brauch war im Geheimen Rat noch die Adelsbank von den bürgerlichen oder gelehrten Räten gesondert. Der Frankfurter Patrizier hatte vor diesem ehrwürdigen Zopf durchaus nicht die Achtung, wie sie bei den Söhnen der badischen Dienerfamilien, die ihrerseits auch

---

[1]) Die Bestallung 5. Juli 1790; das wichtigste Decernat, das über die französischen Angelegenheiten, bekleidete er schon seit Neujahr.

Digitized by Google

wieder als eine Art Amtsaristokratie angesehen wurden, herkömmlich war. Er machte aus dieser seiner Gesinnung durchaus kein Hehl, und entrüstet bezeichnete ihn der adelsstolze Freiherr von Wöllwarth in einer Beschwerde an den Markgrafen „als einen Mann, der der Geburt nach nicht meinesgleichen ist, auf den aber nach seinen oftmaligen Äußerungen Unterschied der Stände nicht wirkt oder, mit andern Worten, der in diesem Sinne sich über alle erhaben dünkt". Dem Markgrafen war es höchst unangenehm, daß solche Streitigkeiten peinlicher Art im Geheimen Rat entstanden. Bisher hatten nur die adligen Räte freien Zutritt zu den im Schlosse belegenen Sessionszimmern und eigene Schlüssel gehabt; Schlosser fragte mit einigen bissigen Bemerkungen in der Sitzung an, ob das Befehl des Fürsten sei. Selbst die aufgeklärtesten Fürsten pflegen bei Angriffen und Verstößen gegen das Ceremoniell empfindlich zu werden; denn schließlich läßt sich niemand gern in seine eigene Hausordnung einreden. Auch Karl Friedrich ließ diesmal — es war das einzige Mal — Schlosser durch Edelsheim sein Mißfallen aussprechen, übrigens dabei zugleich melden, er habe schon selbst beschlossen, eine Einrichtung zu treffen, die sämtliche Geheimräte zufriedenstelle. Schlosser schrieb dann auch einen Entschuldigungsbrief, aber einen solchen, der sich viel mehr wie eine Strafpredigt liest, an den Markgrafen: Für seine Person habe er oft genug gezeigt, daß ihm die schlechteste Hütte oder ein Stall ebensogut zu einer Amtshandlung sei wie ein Fürstenpalast, sonst aber zähle er es allerdings zu seinen vornehmsten Pflichten, den Charakter, den ihm sein Fürst beigelegt habe, auch vor dem Publikum in Achtung und Respekt zu erhalten. Er setzte ihm auseinander, daß an den Höfen die Geheimräte persönlichen Adelsrang hätten und daß es im Interesse der Landesfürsten selber liege, daß nicht ein kaiserlicher Adelsbrief „einen höheren Lustre verleihe" als eine fürstliche Vertrauensstellung. „Auch der Dienst erfordere dies; denn es sei nur zu gewiß, daß, wer sich selbst gering schätze, nie einer edlen That noch eines Rates, der seines Fürsten würdig wäre, fähig sein könne. Auch sei es offenbar, daß kein Mann von Ehre sich zu Diensten bereit erklären werde, die ihm, statt Achtung zu verleihen, Kränkungen aussetzen, denen er als Privatmann so leicht entgehen könnte."

Karl Friedrich war diese Sprache zu lange an Schlosser gewöhnt und schätzte seinen Freimut zu hoch, um länger zu grollen, bedenklicher aber war der Handel, in den sich dieser wenig später mit den alten Gegnern, dem Hofrats-Kollegium und seinem Präsidenten Wöllwarth

Digitized by Google

verwickelte. In der Stadt Durlach war ein heftiger Zwist zwischen der Bürgerschaft und dem Magistrat, der sich bei der Verwaltung des Stadtsäckels und der Allmende zunächst selber gut bedachte, ausgebrochen, Schlosser war die Untersuchung und Vermittlung aufgetragen worden. Dabei setzte er, wenn auch in verbindlichen Formen, eine früher ergangene Regierungsentscheidung eigenmächtig außer Kraft. Der Hofrat ließ es sich nicht entgehen, dem Manne, der sich so oft über seine Eingriffe beschwert und Einschränkungen seiner Befugnisse durchgesetzt hatte, nun, wo er sich selber einen Eingriff zu Schulden kommen ließ, dies gründlich heimzuzahlen. Wöllwarth erhob vor dem Markgrafen die heftigsten Anschuldigungen: „Die Folgen für das Gouvernement seien inkalkulabel, die Regentengewalt, das Ansehen der hohen Kollegien, seine eigene Existimation als Chef der Regierung stehe auf dem Spiel". Edelsheim bewog ihn, wenigstens in der Sitzung zu schweigen und „Schlosser kalt anzuhören", aber er ermahnte auch den Markgrafen: „Dieses zu meinem großen Bedauern angefachte Feuer nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, wird eine sehr standhafte Resolution zur Manutenenz des Regierungs-Ansehens nötig sein". Eine solche erfolgte denn auch in Gestalt eines markgräflichen Handschreibens an Wöllwarth; einen ausdrücklichen Tadel ersparte man Schlosser; aber die Angelegenheit, in der er sachlich wahrscheinlich recht hatte, war verpfuscht, und noch in seinem Abschiedsschreiben bemerkte er bitter: „Ich habe hier wie in mehreren Sachen das Glück nicht gehabt, das Gute, das ich stiften wollte, so überzeugend darzustellen, daß ich Beifall erhielt".

Man sieht aus Wöllwarths heftigen Worten und aus mancher anderen Bemerkung, daß Schlosser in Karlsruhe als Adelsfeind galt, und doch handelte es sich nur um den alten Gegensatz zwischen Schreibern und Rittern in den fürstlichen Kollegien. Seinen politischen Überzeugungen nach war vielmehr Schlosser der entschiedenste Verehrer des Adels, freilich eines solchen, der gewillt und im stande ist, eine selbständige politische Stellung einzunehmen. In dem hohen Adel sah er die Stütze der Reichsverfassung, die er darum so liebte, weil sie Aristokratie war; und da er für die Einzelstaaten unbedingt Stände forderte, ohne die eine dauernde Glückseligkeit des Landes unmöglich sei, so wollte er auch sie wesentlich auf den Adel begründet wissen. Nicht auf ihn allein; denn, „wo der Adel allein die Landstände ausmacht, ist die Last des Volks zehnfach gegen den Staat, wo gar keine sind"; aber noch weniger ohne ihn; denn unentbehrlich sei er,

wie Montesquieu nachgewiesen, wenn die Monarchie nicht Despotie werden solle. Und er weist wohl als der erste in Deutschland auf Englands Gentry als das Vorbild hin, wie es seitdem so oft und immer mit gleich geringem Erfolg geschehen ist: „Der englische Adel lebt vom Geist der Nation, der französische und deutsche vom Hofblick“; nur ironisch lobt er die Höfe als eine Veranstaltung, um unfähige Leute unschädlich zu machen: „Wehe dem Hofe, wo alles gebraucht wird! Früh lerne der Fürst, wen er nicht loswerden kann, unthätig zu beschäftigen.“ Er macht sich auch über jene Kreise des Bürgertums lustig, die dem Adel den Platz im Hofzirkel beneiden: „Ist die Langeweile so selten, daß man es für ein Unglück zu halten hätte, wenn man dagegen privilegiert wird?“ Solche Worte nahm man ihm begreiflicherweise in einer kleinen Residenz übel, wo der Adel zwar allem politischen Ehrgeiz entsagt hatte und für militärischen sich kein Boden fand, wo er aber um so mehr auf die kleinen Ehrenrechte der Hoffähigkeit, das einzige, was ihn noch auszeichnete, hielt. Darüber übersah man, daß Schlosser in seinem Streit mit den Verfassern des preußischen Landrechts gerade für den Adel, wie er ihn verstand, und für seine besondere politische Organisation im Lehenswesen eine Lanze brach. Er wandte sich mit dieser Predigt nicht gerade an die richtige Adresse, denn es giebt wohl nötigere Dinge, als in Preußen eine Stärkung des Landadels zu befürworten; er konnte dabei aber auf seine Unparteilichkeit verweisen: „Er thue das, obwohl er als freier Bürger einer freien Stadt weder Ursache noch Lust habe, je sich in den Adel einzukaufen“.

Der Mann, der solche Ansichten vertrat, konnte nicht anders als ein entschiedener Gegner der französischen Revolution sein. Wer seine eigene Zeit für so durchaus unreif hielt, irgend eine haltbare neue Organisation zu Tage zu fördern, der sah selbst in Reformen nur die Überstürzung. Er war Konservativer aus Pessimismus, nicht aus Überzeugung. Das war sein Schlußwort gegen die preußischen Gesetzgeber: „Warum ich so ungern am Alten rütteln lasse? — Weil wir die alten Dinge oft nicht recht verstehen, weil sie oft mit den neuen so verflochten sind, daß wir sie nicht mehr voneinander bringen können .... Frankreich wollte nur seine Finanzen ändern, Österreich in Brabant nur die Schule ändern, Lüttich wollte nur die Ratswahlen ändern und siehe da, welche Ruinen folgten den kleinen Reparaturen nach!“ In den ersten Jahren der französischen Revolution erreichte Schlossers politische Schriftstellerei ihren Höhepunkt; erst jetzt entwickelte

Digitized by Google

er im Zusammenhang in zwei Schriften seine Ansichten von der Stellung des Adels, warnte er in einer besonderen Schrift vor dem Geschwindregieren der deutschen Monarchen wie der französischen Demokraten, denn „wenn man gleich geschwind umstoßen kann, so kann man doch nicht ebenso geschwind wieder aufbauen"; und damals entwarf er jenen Plan, wie an Stelle einer durchaus verwerflichen staatlichen Censur ein Verband der deutschen Schriftsteller selber der Censor der schlechten werden solle. Als er diese Aufsätze im Jahre 1793 sammelte, mußte er sich gestehen, daß der Lauf der Weltbegebenheiten schneller gewesen als seine Reflexionen, und daß es besser sei, von ihnen wegzusehen als über sie zu räsonnieren; abgehärteter als ein Vivisektor müsse der Philosoph sein, der in den Greueln dieser Zeiten wühlen möge, um zu erforschen, wie tief die Menschheit sinken könne.

Im Sinne einer Richtung, die man wohl schon damals die des süddeutschen kleinstaatlichen Liberalismus nennen könnte, eines Liberalismus, der aber von Montesquieu seine Färbung aristokratisch-ständischer Art erhalten hatte und sich dadurch von seinen nachrevolutionären Abkömmlingen unterschied, war Schlosser geneigt, seine politische Thätigkeit zu verwerten. Man hatte ihn brauchen wollen als Juristen, er wurde darüber immer mehr Diplomat.

Die juristische Behandlung der Fragen der Reichspolitik lag Schlosser nahe. Er kam im Jahre 1790 nach dem Tode des früheren Referenten Volz an diese Angelegenheiten. Baden hatte auf Edelsheims Veranlassung im Fürstenbund seit einiger Zeit etwas Opposition getrieben. Denn da dieser Bund doch im wesentlichen eine Versicherungsgesellschaft für die Kleineren war, so fanden diese auch ihren Vorteil dabei, ihre Ansprüche entschiedener geltend zu machen, als es der preußischen Spitze immer angenehm war. Der Graf Görtz, der die nicht einfache Aufgabe hatte, Preußen und Baden zugleich am Reichstage zu vertreten, schrieb über den gemeinsamen Freund Edelsheim etwas verstimmt an Karl August von Weimar: „Um wichtig zu sein, findet man es gut, schwierig zu sein"[1]. Freilich waren auch die kleinsten Vorrechte für einen Staat von der Größe der Markgrafschaft noch immer wichtig. Es handelte sich zunächst um die Frage der Visitation des Reichskammergerichts, die durch die Schriften und die Thätigkeit des kurhannoverschen Gesandten Ompteda wieder in Fluß

[1]) Pol. Korresp. I, 210.

Digitized by Google

gebracht worden war. An seinen Vorschlägen fand Baden auszusetzen, daß die altfürstlichen Häuser in der Reihenfolge der Visitatoren zu wenig berücksichtigt seien, und Volz hatte etwas sehr offenherzig ausgeführt, daß „die Furcht vor den Visitatoren" ein nutzbares Moment für diese sei, um sie ihre Prozesse gewinnen zu lassen: „Ohne Anteil an dieser Visitation gehabt zu haben, würden Serenissimus zuverlässig wenigstens 26000 fl. Renten weniger beziehen". Es ist begreiflich, daß man sich gern auf „die Geschichte" berief, um allzu viel weitere Teilnehmer an diesem vorteilhaften Rechte auszuschließen. Schlosser fand hier sofort den einzigen ehrenvollen Ausweg: nach seinem Referat entschloß sich der Geheime Rat, seine Einwendungen gegen die Zulassung der neuen fürstlichen Häuser fallen zu lassen, aber zugleich darauf zu bestehen, daß den altfürstlichen Gesandten jederzeit und unweigerlich die Visitationsprotokolle zur Verfügung gestellt würden[1]). Freilich wurde altem Reichsbrauch gemäß nach den langen Vorverhandlungen aus der ganzen Sache nichts, teils weil die Gutachten nicht eingingen, teils weil der Reichstag zu viel selber betreiben wollte. Schlosser hinterließ noch bei seinem Abgang das richtige Verhaltungsprinzip: Der Reichstag solle sich nur mit der Instruktion und Einrichtung der Visitation abgeben, die Einrichtung und Verbesserung des Gerichts selbst aber den Visitatoren zur Vorbereitung überlassen. Zur Vorbereitung! — es kam auch dazu im alten Reich nicht mehr.

Die andere Frage, in der Baden noch weit entschiedener ein vermeintliches Recht wahren wollte, war die Opposition gegen das pfälzische Reichsvikariat, oder wenigstens die Ausdehnung seiner Befugnisse; denn daß die Einrichtung selber schon durch die goldene Bulle bestätigt war, konnte man schließlich Görtz nicht bestreiten. Es war allerdings Edelsheim zuzugeben, daß es mit dem sächsischen Vikariat in Norddeutschland unter lauter größeren Staaten nicht viel auf sich habe, daß hingegen im zersplitterten Süden und Westen das pfälzische, zumal seitdem Kurpfalz und Bayern vereinigt waren, eine ganz andere Bedeutung habe. Schlossers ausführliche Gutachten über diese und verwandte Fragen des Reichsrechtes sind nicht mehr vorhanden; doch spricht er sich in seinem letzten Rechenschaftsbericht über die Vorschläge aus, die er in ihnen gemacht hatte. Sie gehen aus seiner juristischen Auffassung hervor: Das Fürstenkolleg solle durch feierlichen Beschluß ein

---

[1]) Pol. Korresp. I, 203.

Digitized by Google

für allemal die annehmbare Partie der Wahlkapitulation als Reichsgesetz völlig anerkennen, die nicht annehmbare ebenso entschieden verwerfen, künftig bei jeder Wahl diesen Protest wiederholen und zugleich gegen weitere Neuerungen, die das Fürstenkolleg nicht billigen werde, protestieren. Hierzu solle einstweilen eine Korrespondenz mit den vertrauten Höfen eingeleitet werden. Das wäre also ein Zurückgreifen auf die erste Fürstenbundidee gewesen. Zu einer Klärung der Verhältnisse würde dieser Weg allerdings geführt haben, aber mit dem Fürstenbunde, wie er jetzt war, war eine solche Politik, die sich doch vor allem gegen Vorrechte der Kurfürsten kehrte, welche diese bei Gelegenheit der Kaiserwahlen erlangt hatten, unvereinbar. Und wie wäre es überhaupt denkbar gewesen, diesen zersplitterten, durch tausend Interessengegensätze im einzelnen zerspaltenen Kleinfürstenstand zu einer Einheit zusammenzuballen? Schlosser scheint denn auch mit dieser Ansicht, die aus seiner grundsätzlichen Abneigung gegen die größeren deutschen Staaten als solche entsprang, ziemlich allein im Geheimen Rate gestanden zu haben.

Bei ihm war die Abneigung gegen Preußen unzweifelhaft noch stärker als gegen Österreich, aber da in sein Departement die österreichischen Angelegenheiten fielen, so war der kleine diplomatische Krieg mit dem übermächtigen Nachbar jetzt für ihn die Hauptsache. Wie er ihn zu führen dachte, zeigt sich am besten an seinem Verhalten in Zollsachen. Zwar waren die österreichischen Vorlande von Maria Theresia und Joseph II. nicht in das eigentliche österreichische Mautsystem einbezogen worden, aber auch in ihnen war ein neuer, den Nachbarn höchst lästiger Zoll, der sogenannte Kaiserzoll, eingeführt worden. Da Österreich seit Jahrhunderten das Privileg genoß, seine Zölle selber zu regeln, so war hiergegen auch kaum mit Rechtsgründen anzukämpfen. Schlosser aber baute eine Deduktion auf: in dem Privileg heiße es, daß Österreich so viel Recht haben solle, als der Kaiser geben könne. Nun habe der Kaiser seit Karls V. Wahlkapitulation auf die Privilegierung neuer Zölle verzichtet, folglich konnte seitdem auch Österreich keine mehr aufrichten; da aber alle Breisgauer Zölle neueren Datums seien, ergebe sich der Schluß auf ihre Unrechtmäßigkeit von selber. Von dieser sophistischen Folgerung war Schlosser fest überzeugt; sie war jener sehr ähnlich, durch welche die Kleinstaaten noch 1819 Preußen das Recht bestreiten wollten, seine Zölle selbständig zu regeln; wenn er davon absah, sie geltend zu machen, so glaubte er nur der Gewalt

Digitized by Google

zu weichen: denn Österreich sei mächtig, Preußen habe ein gleiches Privilegium und werde diese Auslegung nicht loben, also werde das höchste, worauf man hoffen könne, ein bleibender Tarif sein. Aber auch hieran verzweifelte er; denn zum Unglück wage kein schwäbischer Stand hier mit Baden zusammenzugehen. Mit mehr Glück förderte er die einzelnen Grenzsachen, die ihm bis ins kleinste Detail von Emmendingen her vertraut waren; freilich waren einige unsterbliche Händel darunter. Um seine Nachfolger zu unterrichten, hatte er eine genaue historische Darstellung der sämtlichen Konferenzen mit allen dauernden, erloschenen und verglichenen Händeln und noch dazu die Entwicklung jeder Specialsache besonders ausgearbeitet. Solche Arbeiten, die damals in Baden kein anderer so hätte leisten können, waren es, die ihn unentbehrlich machten.

So spann er an dem Faden uralter Händel mit der geduldigen Betriebsamkeit des gelehrten Publizisten fort; unterdessen aber wuchsen andere Zwistigkeiten heran, ungleich bedrohlicher als diese harmlosen Ladenhüter deutscher Territorialpolitik, — jene, welche die französische Revolution mit sich brachte. Sie wurden bald auch für Schlosser der Gegenstand seiner Hauptsorge.

Viel eher als die Großstaaten wurden die kleinen Fürstentümer im Westen Deutschlands genötigt, Stellung zu den Ereignissen der Revolution zu nehmen. Die Friedensschlüsse von Ryswik und Rastatt hatten sie wieder in den Besitz jener Enklaven gesetzt, die schon einmal von den Reunionskammern Ludwigs XIV. in Beschlag genommen waren, aber sie mußten sich in ihnen eine mehr oder minder entschiedene Oberherrlichkeit Frankreichs gefallen lassen, und von jeher waren die Intendanten bedacht, ihre Wirksamkeit noch etwas weiter als ihre Befugnisse auszudehnen. Baden war weniger beteiligt als manche seiner Nachbarn, Speyer, Pfalz-Zweibrücken, Hanau; aber die staatsrechtlichen Verhältnisse seiner linksrheinischen Besitzungen waren besonders verwickelt. Das weit entfernte luxemburgische Rodemachern, das einst Markgraf Christoph von Kaiser Maximilian I. zum Dank für seine Dienste in den Niederlanden erhalten hatte, lag zur Hälfte außerhalb des Reiches unter französischer Oberherrschaft, das nahe elsässische Amt Beinheim gegenüber Rastatt galt als ganz unabhängiges Allod, und ungleich anderen im Elsaß begüterten Fürsten hatte man von Baden aus nie einen Vertrag geschlossen, der besondere Rechte Frankreichs anerkannte. Das hinderte jedoch nicht, daß Frank-

Digitized by Google

reich solche auch hier thatsächlich in Anspruch nahm und ausübte. Überall aber beruhten die badischen Herrschaftsrechte auf garantierten Friedensschlüssen, konnten also rechtsgiltigerweise auch nicht anders als auf dem Wege des Staatsvertrags abgeändert werden.

Als im Jahre 1787 die französischen Notabeln die Einsetzung von Provinzialversammlungen verordneten, sollte auch Beinheim seinen Abgeordneten zu der elsässischen schicken. Man begnügte sich mit einem der üblichen Proteste; im übrigen aber begleitete man auch in Karlsruhe diesen ersten Schritt zur Revolution, der einstweilen nur ein Schritt zur Selbstverwaltung war, mit freundlicher Teilnahme. So Edelsheim gegen Dupont[1]): „Überall fahren Eure Provinzialversammlungen fort, Beispiele wahrer Weisheit zu geben und die Intendanten zur Verzweiflung zu bringen", während er noch kurz zuvor in der Notabelnversammlung prophetisch „mit dem Auge des Philosophen" „den ersten Schritt zu der denkwürdigsten von jeden früheren verschiedenen Revolution, die ganz Europa in ihre Kreise ziehen werde", gesehen hatte[2]). Man war in Baden zufrieden, daß Beinheim von der Versammlung ausdrücklich für exemt erklärt worden war, wenigstens von den Steuern des Elsasses, und reichte deshalb willig die Hand zu den Reformen, die die Kommissare der Landstände durchführen sollten. „Die Mißbräuche sind enorm", schrieb einer von diesen an den badischen Minister von Gayling, „wir würden sie gerne reformieren, aber es ist ein so vollgestopftes Labyrinth, daß man Mühe haben wird, durchzudringen. Namentlich billigte man die bessere Ordnung des Straßen- und Deichbaues, an der man selber beteiligt war, und den Versuch, die Aufsicht über die Gemeindewaldungen den Intendanten wieder zu entziehen. Denn diese gingen, so meinte man im forstverständigen Baden, bei der jetzigen Verwaltung zu Grunde, da die Inspektoren nur auf ihren Vorteil sehen und im übrigen alles dem Stehlen preisgeben[3]). Daß die volle Exemtion, die man verlangte, sich nicht werde aufrecht halten lassen, konnte man daran sehen, daß die Anordnung gleichmäßiger Munizipalitätswahlen, ein weiterer Schritt zu freier Selbstverwaltung, sich auch auf Beinheim erstreckte. Man konnte hier um so leichter protestieren, weil das badische Amt von jeher eine ausreichende Gemeindevertretung besaß.

---

[1]) Pol. Korresp. I, 286.

[2]) Ebend. 283.

[3]) Gr. L.-Archiv. Ausland Beinheim.

Digitized by Google

Weit skeptischer trat der führende Staatsmann Badens, Edelsheim, sogleich der Nationalversammlung entgegen. Schon vor ihrem Zusammentreten schrieb er über sie: „Es wird da viel Lärm geben. Vorausgesetzt, daß der Hof fest bleibt, wird sich zum Schlusse alles einrichten; der Phönix wird aus seiner Asche wieder aufsteigen, aber die politische Wichtigkeit Frankreichs wird lange Zeit vernichtet sein". Jene Voraussetzung traf nicht ein und viel mehr, als er vermutete, mußte erst in Asche zerfallen, ehe der Phönix aufsteigen konnte. Mit wachsender Verstimmung sah man jetzt auf die Vorgänge in Paris. Den Physiokraten Dupont und Edelsheim und jedenfalls auch Karl Friedrich schien die Revolution, der Übergang „von der Monarchie zur Republik", bereits vollendet, als die Nationalversammlung das englische konstitutionelle Prinzip der Steuerbewilligung für die einzelnen Ausgaben, das Budgetrecht, angenommen hatte. Es widersprach dem physiokratischen Dogma, wonach die Steuer eine feste Quote des Reinertrages der Volkswirtschaft sein sollte, wie den Grundsätzen des alten Königtums. Der letzte Gedankenaustausch, der zwischen Dupont und den badischen Freunden stattfand, war der Ausdruck des Schmerzes darüber, daß diese Revolution, anstatt mit ihrer elementaren Gewalt den physiokratischen Lehren zum Siege zu verhelfen, sie für immer begrub. Den Franzosen, der mitten in der Bewegung stand, riß bald der Strom der Revolution mit sich fort, der badische Minister zog sich immer mehr auf seinen Posten eines abgeneigten Beobachters zurück; daß er aber nicht bloß ein unthätiger Beobachter zu sein brauchte, dafür sorgten die Ereignisse. Als in der Nacht des 4. August 1789 die sämtlichen Feudalrechte in einem Sturm der Begeisterung, der die Geschädigten selber mit erfaßte, auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer gebracht wurden, und als ein Rausch des Entzückens über diese Großthat ganz Europa erfaßte, erklärte er bereits: seit dieser Nacht halte er das Königtum für verloren[1]). Zu eng waren die Wurzeln des Feudalismus und des Königtums miteinander verflochten, als daß nicht der Sturz des einen nach seiner Ansicht auch den des andern hätte nach sich ziehen müssen.

Für Baden war mit diesem Augenblick die Revolutionsgefahr in die unmittelbare Nähe gerückt. Die Möglichkeit, daß die revolutionären Ideen in der eigenen Landbevölkerung, jener Bevölkerung, der alles

---

[1]) Pol. Korresp. I, 321.

Digitized by Google

theoretische Nachsinnen und praktische Vorgehen des Markgrafen gewidmet war, dennoch zünden könnten, trat plötzlich nahe. Mit leichter Mühe wurde Karl Friedrich eines kleinen Nachspieles des großen Bauernkrieges im Amte Bühl Herr; und scharfe Grenzmaßregeln, die man mit der vorderösterreichischen Regierung verabredete, sollten das Übergreifen der revolutionären Propaganda aus dem Elsaß verhindern. Beinheim aber lag selber über dem Rhein und hier nahm die Bewegung unaufgehalten ihren Lauf. Die Frage, um die sich in den nächsten Jahren die badische Politik drehte, war eben die, wie es hier mit der Durchführung der Grundentlastung gehalten werden solle; denn daß diese auch für die unter französischer Oberherrlichkeit stehenden Besitzungen deutscher Fürsten im Prinzip gelte, darüber bestand in der Nationalversammlung kein Zweifel.

In diesem Zeitpunkt, am Schluß des Jahres 1789, wurde Schlosser das Referat der französischen Angelegenheit übertragen; man brauchte ihn, nicht als Diplomaten — das wollte Edelsheim nach wie vor selber besorgen —, sondern als historisch gebildeten und federgewandten Juristen, der den Rechtsstandpunkt Badens klarlegen und vertreten sollte. Deshalb wurde seine erste Hauptaufgabe die Abfassung zweier Denkschriften zu diesem Zweck.

Edelsheim war durchaus dagegen eingenommen, sich an die Nationalversammlung selber mit Vorstellungen zu wenden, wie es Zweibrücken und Hessen-Darmstadt gethan hatten; er erklärte dies für völlig unvereinbar mit den Rechten und der Würde eines Fürsten. Er gab sich jetzt den Anschein zu hoffen, daß die Anarchie in Frankreich bis zum Ende des Jahres aufhören werde, und tröstete sich, daß König Ludwig persönlich sich im Sinne einer völligen Exemtion ausgesprochen habe[1]). Weniger abgeneigt war er, den Weg der Klage am Reichstag zu beschreiten und die beiden deutschen Großmächte für diese Angelegenheit zu interessieren. Auch hiergegen erklärte sich Schlosser als Referent entschieden, der Zeitpunkt schien ihm ungeeignet, um „am Reichstag Lärm zu machen", und ebenso widerriet er damals ein gemeinsames Vorgehen der interessierten Reichsstände in Paris. „Baden sei dazu doch zu wenig enveloppiert", war seine Meinung. Im April ließ der Markgraf die beiden Denkschriften Schlossers, die in Paris gedruckt worden waren, dem französischen Minister übergeben; er

[1]) Pol. Korresp. I, 341.

schmeichele sich, seine Rechte dadurch zu voller Evidenz gebracht zu haben[1]). Die Auseinandersetzung ist in der That ebenso klar wie gefällig, fast möchte man meinen, sie wäre zu objektiv-historisch, um diplomatisch zu sein; denn Schlosser zögert nicht, die weniger günstige Rechtslage für Rodemachern selber zu erörtern. Bei diesen luxemburgischen Besitzungen hatte man aber thatsächlich den Exemtionsanspruch schon fast aufgegeben; der Amtmann Krieg, der an der Spitze des Ländchens stand, hatte es für unmöglich erklärt, ihn festzuhalten, seitdem der Adel des Landes schon in seinen Cahiers selber für die Aufhebung seiner Steuerfreiheit eingetreten war.

Bald darauf, im Mai 1790, zeigten sich auch in Beinheim die Erscheinungen der Revolution, nachdem noch kurz zuvor alles für ruhig erklärt worden war. Es waren die üblichen Vorgänge. Alle Wünsche, alte, scheinbar entschlummerte, und neue, eben erst erwachte, gingen durcheinander; merkwürdig ist nur, daß der katholische Pfarrer den Demagogen und geheimen Diktator machte; denn hier wie bei dem ephemeren Aufstand im Baden-Badischen tauchte der Religionsgegensatz dieser neu erworbenen Gebiete zu dem protestantischen Durlach noch einmal flüchtig auf. Bei der Wahl des Munizipalrates waren nur die Anhänger der neuen Ordnung gewählt worden; als der Amtmann das Rügegericht nach altem Brauch abhalten wollte, sprengte es der gewaltthätige Maire und hielt die Gemeindeabrechnungen bei stattlichen Mahlzeiten auf Regimentsunkosten im Wirtshaus ab; den Bauern erklärte er: das Amt könne niemand mehr strafen, alle Gewalt stünde bei ihm und der Munizipalität. Als der Amtmann nach gewöhnlichem Brauch Vorschüsse von Saatgetreide aus der Zehntscheuer geben sollte und Bürgschaft forderte, wurde diese verweigert, ihm die Fenster eingeworfen und was derartige Scenen ländlicher Aufstände mehr sind. Schlosser teilte die Aufregung über diese Vorgänge nicht; in seinem Referat drängte er aufs entschiedenste zur Ruhe: die Revolution habe überall die nämlichen und noch viel schlimmere Ereignisse gezeitigt. Es sei aber nötig, daß der Unterthan den Druck der Anarchie fühle, um ihn von seinem Rausche zu heilen. Die Mittel, die man dagegen anwenden könne, seien schlimmer als das Übel selbst. Wolle man in Paris klagen, so würde man nur der Nationalversammlung die Hand-

[1]) In eine zusammengezogen wurden sie bald darauf in Reuß, Staatskanzley, T. 29, S. 82 f. veröffentlicht. Siehe Korresp. I, 349.

Digitized by Google

habe geben, sich zum Schiedsrichter zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen aufzuwerfen, diese Versammlung, die ebenso wie ihre Sendlinge die schlechtesten Leute am meisten begünstige, weil sie sich nur in der Gärung aufrecht halten könne. So möge man sich begnügen, den gutgesinnten Bürgern zum Bewußtsein zu bringen, wie viel glücklicher und besser sie sich in ihren vorigen Verhältnissen befunden hätten. Er förderte auch weiterhin die Verbreitung solcher Flugschriften im Elsaß, die den Beweis antraten, daß nicht die Regalien der deutschen Fürsten, sondern die willkürlichen Steuererhöhungen Frankreichs den verschärften Druck deutscher Unterthanen im Elsaß veranlaßt hätten; es war überhaupt mit jenem Druck nicht allzuschlimm bestellt, hatte doch eben erst der gewiegteste Kenner der Landwirtschaft, Arthur Young, den blühenden Zustand des Elsaß gegenüber dem erbärmlichen des inneren Frankreich hervorgehoben. Jene Denkschrift schloß er mit den Worten: „Einstweilen ist meiner Einsicht nach nichts zu thun als zu leiden und zu schweigen, wie man auch im Kriege leiden oder schweigen müßte; und dermalen haben wir in Frankreich einen wahren Krieg, nämlich den zwischen der gesunden Vernunft und der Schwärmerei, auszustehen, der ärger ist als alle anderen Kriege und der schlechterdings durch nichts als durch die Geduld und das Leiden und Schweigen zu bestehen ist".

Es schien, als ob die weitere Entwicklung der Dinge wenigstens in Beinheim Schlossers philosophischer Ruhe recht geben sollte. Zunächst stiegen noch die Wogen der Erregung und erreichten ihren Höhepunkt bei der Errichtung der Nationalgarde, obwohl bereits eine Anzahl konservativer Beinheimer beim Markgrafen anfragte, wie sie sich zu dieser neuen Einrichtung verhalten sollten. Der Amtmann war seines Lebens nicht sicher und so schwer es Schlosser wurde, trug er jetzt darauf an, eine Schutzmannschaft vom französischen Distriktskommissar in Weißenburg zu erbitten. Dann aber kam ein entschiedener Umschlag der Stimmung, als die patriotischen Beinheimer zum erstenmal ihre Zugehörigkeit zur französischen Nation durch Steuern erhärten sollten. Triumphierend schrieb Schlosser: „So leicht vorauszusehen war, daß, wenn die Beinheimer zahlen müßten, sie gerne von dem französischen Kinderbund abtreten würden, so richtig ist diese Vermutung eingetreten". Eine Deputation erschien in Karlsruhe mit der ergebenen Versicherung: Beinheim und seine Nachbarorte hätten sich stets unter der milden Regierung Karl Friedrichs ganz wohl und zufrieden befunden, und

Digitized by Google

bat sie vor den französischen Steuern wie bisher zu schützen. Schlosser gab sich Mühe, ihr den Zutritt zu dem Markgrafen zu erwirken, diesem aber schienen ihre Vollmacht und ihre Zusagen noch nicht genügend.

Soweit hätte alles für Baden aufs beste gestanden, wäre es allein auf die Bauern in Beinheim angekommen; nun aber ging die Revolution ihren Gang, sie verschlang auch jene nicht ganz uneigennützige späte Loyalitäts-Anwandlung. Zwar noch einmal, als die französische Grundsteuer eingeführt wurde, erging ein Hülferuf von „Maire und Municipalité“ an den Markgrafen, sie bei ihren Freiheiten zu schützen, aber kalt erwiderte jener: Er kenne solche Behörden nicht[1]).

Die französische Verwaltung richtete sich ein, zuletzt fragte noch im Dezember 1792 der Förster an, ob er sich zu dem fremden Dienst verpflichten dürfe, und erhielt auf Schlossers Fürwort die Erlaubnis hierzu, da es doch auf alle Fälle gut sei, einen zuverlässigen Beamten im Walde zu belassen.

Diese Politik des Gehenlassens, dieses Programm, das in dem Rat, „sich mit der Hoffnung und dem permitte divis cetera zu trösten“, gipfelte, ging bei Schlosser doch nicht allein aus einem philosophischen Fatalismus hervor. Im Gegenteil, er hielt der heftigen Erbitterung, die in Karlsruhe gegen die Revolution herrschte und der sich auch Karl Friedrich und Edelsheim nicht entzogen, die nüchterne praktische Erwägung entgegen, daß man aus diesen Zeitumständen möglichst viel Nutzen zu ziehen suchen solle. Es war im Grunde jene Politik, zu der man sich später doch entschlossen hat, nicht gerade die ehrenvollste aber die vorteilhafteste, aus der dann schließlich der erweiterte neubadische Staat hervorgegangen ist. Er ging von dem Standpunkt aus, daß die linksrheinischen Besitzungen für Baden keinen wahren Wert besäßen, sondern eher eine beständige Verlegenheit bedeuteten, und während er die Besitztitel Badens an ihnen gelehrt verfocht, trat er im Geheimen Rate entschieden dafür ein, sie bei dieser Gelegenheit zu vertauschen. Er warnte vor den Werbungen des stürmischen Bischofs von Speier, der sich in leidenschaftlichen Protesten gegen die Beraubung der deutschen Fürsten erging, ehe eigentlich eine solche stattgefunden hatte, und auch die anderen zu energischen Schritten fortzureißen suchte. Schlosser sah, daß es für Baden gar nicht rätlich war, gerade mit diesen geistlichen Fürsten gemeine Sache

[1]) Pol. Korresp. I, 387.

Digitized by Google

zu machen. Schon fingen hie und da Ahnungen an aufzusteigen, daß die Tage dieser gezählt seien. Er trat im Gegensatz zu den kahlen Protesten, die Speier verlangte, dafür ein, keineswegs jede Verhandlung mit der Nationalversammlung von vornherein abzulehnen. Er riet vielmehr, diese Besitzungen gegen Straßburgische deutsche Lande einzutauschen, nötigenfalls sogar sie gegen Geld und Handelsvorteile aufzugeben. Hierzu sei allerdings ein gemeinsames Vorgehen der betroffenen Fürsten in Paris nötig. Seine Abstimmung hatte wenigstens so weit Einfluß, daß in der Antwort an den Bischof nicht jede Möglichkeit eines Traktates mit der Nationalversammlung von der Hand gewiesen wurde; im übrigen versicherte der Markgraf etwas zweideutig, daß er weit davon entfernt sei, seine hergebrachten Territorialrechte gegen Geld oder andere Güter unter französischer Hoheit herzugeben.

So tauchte diese Idee einer Mediatisierung einstweilen eines nur zur Hälfte dem Reich angehörigen Fürstentums hier zuerst im Schoße des Geheimen Rats als eine Möglichkeit auf; wenig später machte der französische Unterhändler Ternaux den gleichen Vorschlag, wenigstens in Karlsruhe[1]), als er die süddeutschen Höfe bereiste, um die Entschädigungsfrage ins Reine zu bringen. Denn die Nationalversammlung, die sorgfältig bemüht war, den Schein vollkommener Gerechtigkeit festzuhalten — Edelsheim meinte freilich: sie thue dies nur, solange sie sich noch schwach fühle[2]) —, hatte schon am 28. April die Entschädigung der fremden Lehensbesitzer gebilligt und vom König die Vorlage eines genauen Verzeichnisses gefordert. Als nun Ternaux in den ersten Tagen des Juni 1790 in Karlsruhe erschien, rückte er in den Gesprächen mit Edelsheim auf dessen Drängen mit jenem Vorschlage, den dieser auch jetzt nicht ganz von der Hand wies, heraus[3]). Er glaubte ihn zu unterstützen, indem er auf die Ansteckung mit revolutionären Ideen hinwies, der die Nachbarländer ausgesetzt seien. Während Ternaux die übrigen Höfe aufsuchte, drängte der Bischof von Speier zu entschiedener Ablehnung: Abgeordnete nach Paris zu senden, um die Rechte der Fürsten darlegen zu lassen, heiße soviel als die Nationalversammlung stillschweigend als Richter anerkennen; ein solcher Antrag sei erniedrigend und verletze die Würde des Reiches. Ohne Rücksprache

[1]) Er erklärte, ihn hier allein gemacht zu haben, als in der Kehler Zeitung davon als einer allgemeinen Proposition erzählt wurde.

[2]) Pol. Korresp. I, 363.

[3]) Pol. Korresp. I, 354 f.

Digitized by Google

mit sämtlichen Beteiligten und ohne Zustimmung des Reiches dürfe man sich auf nichts einlassen.

In seinem Gutachten auf dieses Schreiben entwickelte Schlosser sein ganzes politisches Programm in der bedeutendsten Staatsschrift, die aus seiner Feder stammt[1]). Er stellt sich auch hier auf den Standpunkt des philosophischen Beobachters, der die vorliegende Angelegenheit nur als ein winziges Bruchstück in einem großen weltgeschichtlichen Vorgang betrachtet. Wie er diesen darlegt zu einer Zeit, wo die Völker nur in Frühlingsträumen von der Verjüngung der Welt lebten, während die Höfe sich gern einredeten, daß es sich dabei nur um einen rasch vorbeiziehenden Sturm handle, giebt uns von seiner Fähigkeit historischer Reflexion den höchsten Begriff. Er setzt auseinander: Die Wirkung der Revolution werde nicht rasch vorübergehen. Die Analogie der englischen Geschichte mache es wahrscheinlich, daß eine Despotie sie ablösen werde; er ahnt einen Cromwell als ihren Beendiger und Erben. Aber folge auch eine gemäßigte Monarchie, so sei ohne völlige Regeneration des Menschengeschlechts nicht daran zu denken, daß Baden für seine ausländischen Besitzungen jene Unabhängigkeit und Unmittelbarkeit, welche die Friedensschlüsse festsetzen, wieder erhalte. Übel genug habe es mit jenen Rechten auch bisher gestanden; denn thatsächlich seien doch alle Rechte, welche Baden dort ausgeübt habe, den französischen Gerichten subordiniert gewesen, alle Beamten hätten in französischer Pflicht gestanden. Schon früher hätte Baden allen Anlaß gehabt, einen vorteilhaften Vergleich mit Frankreich ihretwegen einzugehen; ein Widerwille gegen Veräußerungen als solche sei übel angebracht, wo man nicht im stande sei, das, was veräußert werden solle, zu behaupten.

Schlossers eigentliches Gebiet war auch jetzt die Behandlung der Rechtsfrage. Künstlich genug fiel nach dieser Seite hin sein Gutachten aus; denn es kam ja doch nur darauf an, einen Grund ausfindig zu machen, um das, was er politisch wünschte, auch als erlaubt hinzustellen: Zunächst sei nicht einmal ein Richter vorhanden, um zu entscheiden, ob jene Besitzungen französische Lehen seien oder vom Reich abhingen. Es konnte in diesem Falle für Baden auch einmal vorteilhaft sein, das erste anzunehmen, wie es bisher vorteilhaft gewesen war, es zu bestreiten. Wenn sie nun aber auch Reichsland wären, so sei doch dem Besitzer nicht verwehrt, über ihre Abtretung zu verhandeln, wenn er nur die nachträgliche Zu-

[1]) Im Auszug Pol. Korresp. I, 360 f.

stimmung des Reiches vorbehielte. Bei solchen Verhandlungen müsse aber Baden seine Selbständigkeit wahren; es müsse durchaus verhüten, daß sich die Fürsten in corpore verglichen, sondern es so einrichten, daß jeder für sich negotiiere. Solle Baden deshalb nicht daraus Vorteil ziehen, weil die Lage der andern Fürsten ihnen nicht erlaube, ihren Schaden abzuwenden? Man sieht: der historische Prophet kann auch ein recht skrupelloser Realpolitiker sein. Nur die Frage, ob denn auch das Straßburger Bistum so ohne weiteres sich werde mediatisieren lassen, wird obenhin behandelt; Schlosser hält es sogar nicht für unmöglich, daß sich der Bischof in gutem dazu bewegen lassen werde, — eine kühne Annahme, da derselbe Bischof — es war der aus der Halsbandaffaire wohlbekannte Kardinal Rohan — sich eben anschickte, sein rechtsrheinisches Gebiet zum Sammelplatz der Emigranten zu machen.

Vereinzelt in einer Frage von solcher Wichtigkeit vorzugehen, wie es Schlosser vorschlug, dazu mochten sich weder der Markgraf noch sein Minister entschließen. Sie fanden es ebenso wie Württemberg zwar nicht rätlich, das französische Anerbieten von der Hand zu weisen, aber sie wollten gerade entgegen Schlosser ein gemeinsames Vorgehen. Edelsheim nahm es über sich, auch den starrsinnigen Bischof von Speier zu gewinnen, indem er ihm vorstellte, daß erst durch einen Austausch die in Frankreich begüterten Stände des Reichs in die längst gewünschte Lage der völligen Unabhängigkeit kommen würden; denn die Friedensschlüsse möchten sagen, was sie wollen, man habe doch thatsächlich in einer unbestreitbaren Abhängigkeit von Frankreich gestanden[1]). Es war vergebliche Mühe; der Bischof spottete nur über Karlsruhe, „wo man sehr oft Ja und Nein zugleich sagt", und bestand auf der unumwundenen Ablehnung. Unter solchen Umständen konnte von dem erwünschten gemeinsamen Vorgehen keine Rede sein. Schlosser drang jetzt als Referent nochmals darauf, sich entschieden von den protestierenden Fürsten loszusagen[2]). Sie dächten sich das ganze Reich und die Garanten des Friedens schon unter den Waffen, um ihre Elsässer Besitzungen wieder zu vindizieren, während doch diese alle zusammen nicht wichtig genug seien, um das Reich darüber in einen Krieg zu verwickeln. Was würde denn auch selbst im Falle des Sieges das Ergebnis anders sein, als daß Österreich Elsaß und Lothringen zurück-

[1]) Pol. Korresp. I, 372.
[2]) Pol. Korresp. I, 374.

Digitized by Google

gewönne, ein Machtzuwachs, den wieder Preußen nie zugeben werde; und würde auch, was nicht gerade wahrscheinlich sei, Frankreich so unglücklich sein, solche Opfer zu bringen, so würden doch nur neue Kriege daraus entstehen, und binnen einem halben Jahrhundert würde wieder alles beim alten sein. „Mich dünkt, die Verblendung müßte entsetzlich sein, wenn je über dieses Objekt ein Reichskrieg entstehen könnte“, ruft er hier aus.

Es ist die Gesinnung des Staatsmanns, der das Kleinfürstentum am besten geborgen sieht im Schatten der Zwietracht der Großmächte, vorausgesetzt, daß diese Zwietracht bei der Eifersucht stehen bleibt und nicht zum Kampf ausbricht! Auch diesmal aber zog man vor, ein Rundschreiben an die beteiligten Fürsten zu erlassen, das den nahen Beginn gemeinsamer Verhandlungen in Aussicht stellte. Man erhielt jedoch nur laue oder ablehnende Antworten. Nichtsdestoweniger fuhren der Markgraf und Edelsheim in ihrer unentschiedenen und vermittelnden Politik fort. Daß sie dies thaten, war denn doch nur die Folge einer richtigen Schätzung der eigenen geringen Macht. Auch wenn es mehr den Neigungen Karl Friedrichs entsprochen hätte, eigene Politik ohne Rücksicht auf Nachbarn und Reich zu treiben, oder gar aus der Revolution, der er so gründlich abgeneigt war, einen persönlichen Vorteil zu ziehen, er hätte es nicht mehr thun können, seitdem die deutschen Großmächte begannen, Stellung gegen die Revolution zu nehmen, und nachdem der neugewählte Kaiser Leopold sich der Ansprüche der geschädigten Fürsten annahm. Leopold stand mit Edelsheim auf kordialem Fuße, und was wollte Baden besseres, als daß es mit Österreich und Preußen zugleich gut stehen und sich auf ihre Unterstützung verlassen konnte!

Schlosser fühlte bald, daß er seinen Einfluß verloren habe; er hat wohl noch einen Plan ausgearbeitet, wie man sich mit der Nationalversammlung vereinbaren könne; aber dieser ist mit anderen Denkschriften seiner Hand verloren gegangen[1]). Er wurde allmählich seltener zum Referat aufgefordert und begnügte sich, vor dem speirischen Ungestüm zu warnen. Wenigstens in einer Angelegenheit befand er sich noch in Übereinstimmung mit seinem alten Freunde Edelsheim: Kardinal Rohan rüstete jetzt mit Unterstützung des leidenschaftlichen Mirabeau-Tonneau,

[1]) Diese werden in dem Bericht seines Nachfolgers Stößer genannt. Er fragt über ihre Verwendung an.

Digitized by Google

des Bruders und Gegners des Volkstribunen, in Ettenheim ein Emigrantencorps. Das war nicht nur eine Verlegenheit für die Nachbarn, für Österreich ebenso gut wie für Baden, sondern geradezu eine Gefahr, da die Haltung der Franzosen in Straßburg immer drohender wurde. Schlosser forderte schon im März 1791 entschiedene Gegenmaßregeln[1]); es währte gerade noch ein Jahr, bis es Edelsheim endlich gelang, die Entlassung der Gäste, deren dem Kardinal in seinem Ländchen schließlich selber zu viel geworden waren, durchzusetzen. Dies geschah freilich erst in einem Augenblick, als der Krieg der beiden Großmächte gegen Frankreich schon in Aussicht stand. Mit Edelsheim, seinem ältesten Freund und Gönner, war jetzt Schlosser völlig zerfallen. Auch er stieß sich an Schlossers leidenschaftlich herben Formen, die er früher so oft in Schutz genommen hatte. Eine seiner Denkschriften begleitete er bei der Übersendung an Karl Friedrich mit der Bemerkung: „Die Ausdrücke seien zwar abgeschliffener und milder, als die in seinem gewöhnlichen Diktionaire stünden, aber immer noch so, daß man sie in der Sitzung vor dem Markgrafen nicht vorlesen könne".

So zog sich Schlosser immer mehr auf die undankbare Rolle der Kassandra zurück. Das Reichsverbot revolutionärer Schriften schien ihm ziemlich gleichgültig[2]); der gegenwärtigen Generation von Männern werden jene nicht viel schaden, und die zukünftige Generation derer, die jetzt Jünglinge sind, wird doch revolutionär werden, wenn nicht manches besser wird, als es hie und da ist. Mit der Revolution werde es gehen wie mit der französischen Litteratur, Lebensart und Finanz, die Deutschland immer Frankreich abgelernt habe. Es ist die gleiche Ansicht, der Goethe in einem der bittersten der venetianischen Epigramme zu gleicher Zeit Ausdruck lieh. „Darum", schließt Schlosser, „wird der künftigen Revolution in Deutschland nichts besser vorbeugen, als wenn wir das aufs eheste wieder verlernen, was wir von dort aus gelehrt worden sind, und auch von dieser Seite ist also der Zulauf der französischen Emigranten in Deutschland sehr gefährlich." Die offenkundige Sympathie, mit der man einstweilen am Hofe und in der Karlsruher Gesellschaft den Emigranten begegnete, während sie doch bereits eine Verlegenheit für Baden wurden, war ihm besonders ärgerlich. Noch einmal vertrat er in einem Gutachten über die Reichs-

---

[1]) Pol. Korresp. I, 394.
[2]) Pol. Korresp. I, 408.

Digitized by Google

tagsberichte, nachdem die schwebende Frage auch dort zur Verhandlung gekommen war, die schroffste Ansicht von der Notwendigkeit einer unabhängigen Politik[1]): Keinem Reichsstande könne es verwehrt sein, Traktate mit Vorbehalt der Genehmigung des Reiches abzuschließen, und nie dürfe das Reich diese Genehmigung versagen, wenn es nicht auch den Schutz für jene streitigen Besitzungen vollständig übernehme. Gerade das geschehe nicht; Frankreich werde nur zu bald merken, daß man die geschädigten Reichsstände ihrem Schicksal überlasse; und deshalb wiederholte er dem Rat, das Tauschprojekt mit Straßburg ernstlich anzugreifen. Er konnte sich darauf berufen, daß er von Anfang an diesen Vorschlag gemacht habe; nur war er jetzt am Vorabend des Krieges der Großmächte seiner Erfüllung ferner als je.

Schlosser wurde jetzt von den Kollegen nur noch als ein lästiges Element im Geheimen Rate empfunden; wenige Tage später kam er darum ein, ihn vom Besuch der Sitzungen zu entbinden[2]), seine bisherigen Referate, dem Scheine nach selbst das französische, wurden ihm zwar belassen, aber er erstattete sie nur auf besondere Aufforderung. Und auch jener Rückzug war kein freiwilliger, wir sehen aus einem Schreiben Edelsheims an Prinz Ludwig, den späteren Großherzog, daß man Schlosser dazu gedrängt hatte. Ihm, dem alten Freund, der zum Feinde geworden war, schien jetzt Schlosser unbequemer als die Franzosen selber: „Unsere Herren Hochweisen, unter denen Schlosser à la-tête ist, machen indessen mehr Obsorge nötig als die Franzosen. Der Mann will coûte qui coûte herrschen. Da ihm nun das im Geheimen Rat nicht geraten und er aus solchem ausgemustert worden, so schreit er wem, der es hören will, aus, ich verwickelte den Markgraf in Krieg mit Frankreich, um zu Wien und Berlin zu gefallen und würde ohnausbleiblich das ganze Land in Feuer und Flammen verheeren machen, daher er mich ohne Scheu einen Landesverräter nennt. Dabei bleibt doch der Plattfuß hier, und zum Fortschicken ist kein Mittel!“[3]) Mit den Franzosen glaubte nämlich damals der sonst so scharfsichtige Edelsheim leichtes Spiel zu haben: „Da hilft uns die Ohnmacht und die ganz komische Thorheit unserer Gegner vermutlich mehr als alles unser Wissen“. Er beglückwünschte den Prinzen, daß er den Feldzug, der nach Valmy führte, mitmachen werde. Einstweilen

[1]) Pol. Korresp. I, 419.
[2]) Personalakten Schlossers.
[3]) Pol. Korresp. I, 430.

Digitized by Google

hoffte Baden, da ja das Reich nicht in den Krieg verwickelt war, seine Neutralität bewahren zu können, ohne sie ausdrücklich erklären zu müssen; aber diese Aussicht schwand allmählich zusammen. Wenigstens eine Defensivvereinigung und Rüstung der Frankreich benachbarten Reichskreise forderte Österreich[1]). Es gab unter den Geheimräten einige, den hitzigen Wöllwarth an der Spitze, die, da der Reichskrieg doch unvermeidlich sei, Österreich durchweg willfahren zu müssen meinten. Schlosser suchte, ungefragt wie es scheint, zum letztenmal seine Politik zu vertreten: Er beantragte eine ausdrückliche Neutralitäts-Erklärung. Wenn sie auch Preußen und Österreich vielleicht übel aufnehmen würden, so werde doch durch sie das nächste und unvermeidlichste Übel, der französische Angriff auf die rechtsrheinischen Lande, abgewehrt. Er hielt es sogar für möglich, für den Breisgau von beiden Seiten Neutralität auszuwirken[2]). So sehr täuschte er sich wieder über die Machtverhältnisse des eigenen Landes, während er in einer Zeit voreiligen Siegesjubels die Gefahren der Revolutionsheere richtig schätzte. Man mag sagen, wenn andere Politiker an Kurzsichtigkeit litten, so war sein Fehler eine Art politischer Weitsichtigkeit — für große Staaten der erträglichere, für kleine der gefährlichere Mangel.

Der neue französische Gesandte Maisonneuve kam nach Karlsruhe, um die alten Verhandlungen aufzunehmen und eine strikte Neutralität, sogar mit Verweigerung des durch eine frühere Konvention geregelten Durchmarsches österreichischer Truppen, zu verlangen. Er merkte sofort, wie die Stimmung in Karlsruhe war. Der Markgraf vermied ihn anfangs zu sehen; an der Hoftafel selbst ersparte man ihm nicht die Anwesenheit von Emigranten; nirgends machte man aus der Sympathie für Österreich ein Hehl: „So groß ist die Verblendung des Markgrafen", schrieb er in seinem ersten Bericht, „so groß sein Übelwollen trotz scheinbarer Ruhe, daß er bereit ist, sein Land den Österreichern auf ihre erste Forderung auszuliefern, also es lieber zum Kriegsschauplatz zu machen, als den für ihn einzig richtigen Weg, eine vollständige Neutralität, zu ergreifen". Da wurde Maisonneuve durch eine Mitteilung des französischen Ministers des Auswärtigen überrascht: Pfeffel, der Direktor der Kriegsschule in Colmar, hatte kraft des kostbaren Rechtes, das die Konstitution jedem Franzosen gebe, beizutragen zum

---

[1]) Pol. Korresp. I, 442.

[2]) Pol. Korresp. I, 444. 30. April 1792.

Digitized by Google

Wohle des Vaterlandes, den Auszug aus dem Brief eines der vornehmlichsten Mitglieder des badischen Ministeriums, das auch bei andern deutschen Höfen hohe Achtung genieße, übersandt, in dem dieses durch Pfeffels Vermittlung Einfluß auf die französischen Minister zu gewinnen suchte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es Schlosser, Pfeffels naher Freund, war, der hier mit seinem letzten diplomatischen Versuch ohne Ermächtigung die gleichen Bahnen privater Zwischenvermittlungen wandelte wie vor zehn Jahren bei den Fürstenbundsverhandlungen. Der Vorschlag, den er machte, deckt sich genau mit seiner letzten Denkschrift[1]): Der schwäbische Kreis soll seine vollständige Neutralität erklären, und das Interregnum vor der Wahl Franz II. scheint hierzu günstig. Wenn dies geschehe, würden sich wahrscheinlich die übrigen Stände auch entschieden gegen einen Reichskrieg erklären und sich auf eine freundschaftliche Konferenz über die Entschädigungsfrage beschränken. Pfeffel wünschte einstweilen den Namen seines Freundes zu verschweigen. Maisonneuve bestand mit Recht darauf: ehe ihm der unbekannte Freund genannt werde, sei mit dem Anerbieten nichts anzufangen, und er zweifelte mit Recht an seinem Wert, da die beiden Edelsheim, die dem Wiener Hof gänzlich ergeben seien, eine vollständige Herrschaft über den Geist ihres Fürsten besäßen. Schlosser selbst sah seine Hoffnungen durch den schwäbischen Kreistag bald völlig widerlegt. Dieser lehnte ausdrücklich eine Neutralitätserklärung ab, was unter solchen Umständen als eine Erklärung gegen Frankreich gelten mußte, und Maisonneuve glaubte, übrigens irrtümlich, zu wissen, daß G. L. von Edelsheim diese möglichst ungünstige Fassung des Beschlusses veranlaßt habe[2]). Schlosser gab auch jetzt seine Sache nicht verloren, er sandte durch Pfeffel ein zweites Schreiben nach Paris, „in der Hoffnung, doch noch das Reich vor den Übeln zu bewahren, die es von zwei Seiten bedrohen", nämlich vor der völligen Abhängigkeit von den deutschen Großmächten, in die er die eingeschüchterten schwäbischen Stände schon verfallen sah, und der französischen Invasion. Seine Ansprüche waren, obwohl er es auch an Vorwürfen gegen französische Ungeschicklichkeit nicht fehlen ließ, immer bescheidener geworden, er gab die geistlichen Fürsten und ihre Rechte von vornherein preis, da er nicht glauben könne, daß sich das deutsche Reich opfern wolle für eine Handvoll Priester, die für das

[1]) Erdmannsdörffer, Pol. Korresp. I, 453, macht sogar Abfassung am gleichen Tage wahrscheinlich.

[2]) Pol. Korresp. I, 469.

Digitized by Google

Wohl des Reiches nie etwas gethan hätten, nie etwas thun würden; er glaubte, daß man sich mit einer festen Rente als Entschädigung für die eingezogenen Besitzungen begnügen würde, wenn man eine solche dem Kurfürstentag und dem Reichstag vorschlüge; nur mit dem Vorschlag einer einmaligen Abfindungssumme solle man nicht kommen. Im übrigen riet er, die Eifersucht Preußens gegen Rußland zu nähren. Maisonneuve sah sofort, daß dies alles bloße Phantasieen seien: in denselben Tagen hatte ihn Edelsheim bedeutet, daß man nicht mehr gewillt sei, mit ihm Unterhandlungen über die Entschädigung wie mit Ternaux anzuknüpfen, Baden sei jetzt gebunden durch Reichsbeschlüsse und kaiserliche Erklärungen[1]). Um nichts, auch nicht das Unwahrscheinliche zu versäumen, bat der Gesandte den Minister, ihm den Namen jenes geheimen Korrespondenten zu nennen. Dies ist kaum geschehen; es blieb Schlosser erspart, auf dieser abschüssigen Ebene weiter zu gleiten. Daß er in der besten Überzeugung, dem deutschen Reich und Baden einen Dienst zu erweisen, diese Politik auf eigene Faust trieb, ist unzweifelhaft, daß aber Edelsheim nicht unrecht hatte mit seiner Charakeristik: „Der Mann will coûte qui coûte herrschen", derselben, die ihm etwas freundlicher selbst sein gläubigster litterarischer Anhänger Iselin einst ins Gesicht gesagt hatte, ist ebenso ersichtlich.

Schlosser, der jetzt in der äußeren Politik gescheitert war, wie er es im Grunde vor acht Jahren in der inneren war, löste sich innerlich von Baden, aber man möchte wünschen, daß die äußere Loslösung des Mannes von dem Staat, dem er Begeisterung und Arbeitskraft in seltenem Maße gewidmet hatte, sich erfreulicher gestaltet hätte, als es geschah. Er nahm, überflüssig wie er sich fühlte und doch von der Erwartung, daß ihm die Entwicklung der Dinge recht geben werde, gehalten, jetzt öfters längeren Urlaub, um in Düsseldorf zu verweilen. Über Baden zogen sich die Kriegswolken zusammen. Weder Maisonneuves Geschicklichkeit noch seine Drohungen hatten es zurückgehalten, mit Preußen einen Bündnisvertrag abzuschließen; dann war auch der Reichskrieg erklärt worden und es war vorauszusehen, daß über kurz oder lang Baden doch wieder Kriegsschauplatz werden würde. Maisonneuve hatte schon bei seiner ersten Anwesenheit zu entdecken geglaubt, daß man in Karlsruhe eine Invasion fürchte und im Schlosse in aller

[1]) Pol. Korresp. I, 475.

Stille die Koffer packe. Man hatte später, so oft eine Panik sich äußerte, wenigstens den Schein der Zuversichtlichkeit aufrecht erhalten und gespottet, daß nur ein paar Spießbürger ängstlich ihr Silberzeug in Sicherheit gebracht hätten. Bei Schlosser weilte damals Fritz Jacobi, der ihm, als dem nächsten Freunde, seine Tochter zur Erziehung übergeben hatte. In sein Entzücken über diesen Aufenthalt mischt sich plötzlich die Angst vor den anrückenden Franzosen. Man sieht in seinem Brief, wie diese Stimmung in Schlossers Familie geteilt wurde. Zu Neujahr 1794 erwartete jedermann den Rheinübergang. Im Geheimen Rat wurde bereits alles für den Fall der Entfernung des Markgrafen genau bestimmt; eine zeitweilige Verlegung der Regierung selber nach Pforzheim war vorgesehen. Schlosser kam diesem Entschluß zuvor; er glaubte keine Pflichten gegen sein Amt zu haben, die ihn zum Bleiben nötigten. Er ging nach Pforzheim und entschuldigte sich in einem lahmen Schreiben bei seinem nächsten Freund im Geheimen Rate, Meier: Er wolle die Dispositionen des neuen Generalkommandos abwarten; doch ihm ahne, daß man nur für Mainz und Frankfurt sorgen und Baden dem lieben Rheine zum Schutz vertrauen werde. Da er nun unter solchen Umständen in Karlsruhe alles zu besorgen habe und nichts nützen könne, so werde ihm sein Entschluß nicht verdacht werden, zumal er im Lande bleibe. Akten, über die man sein Gutachten wünsche, möge man ihm nach Pforzheim senden. „Bewahre uns der Himmel, daß ihr uns nicht nachkommt", schloß er seinen Brief.

Die Gefahr ging diesmal in der That vorüber, um erst nach einigen Jahren Baden zu treffen. Er selber hielt sein Vorgehen nicht für Fahnenflucht; seine Kollegen thaten es. Man nahm den Brief zu den Akten ohne einen Tadel über die eigenmächtige Entfernung, aber eisige Mienen werden ihn bei seiner Rückkehr empfangen haben. Er hatte charakterlos gehandelt im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. gegen seinen eigenen Charakter, den er bisher bewahrt hatte. Jede Schroffheit konnte man dem Manne nachsehen, der mutvoll immer seine Person einsetzte, aber auch nur ihm. Schlosser hatte die Brücke selber abgebrochen, die ihn noch mit Baden verband; wenige Wochen nach jener Flucht reichte er seine Entlassung ein, um sich völlig von den Geschäften zurückzuziehen. In dem letzten persönlichen Schreiben, das er an den Markgrafen richtete, versicherte er ihm, „daß ihm die zwanzig Jahre badischen Dienstes stets eine angenehme Erinnerung sein würden; er hoffe, daß ihm auch der Markgraf nicht das Zeugnis

Digitized by Google

eines getreuen und nicht ganz unnützen Dieners versagen werde". Die Entlassung wurde in den lobendsten Worten, die bei solchen Gelegenheiten zu Gebote stehen, genehmigt, „in der Voraussetzung, daß, wie Sie (der Markgraf) es wohl wünschen möchten, eine Verschiebung des gefaßten Entschlusses nicht zu erwarten sei".

Bis zuletzt hatte Schlosser mit peinlicher Genauigkeit den Etat der Besitzungen und Einkünfte auf dem rechten Rheinufer zusammenstellen lassen; nur eine genaue Liste der badischen Lehen im Elsaß fehlte noch, zersplitterte Scheinrechte, die aber doch auch einen Wert gewinnen konnten, nicht so sehr zum Schutz des elsässischen Adels, wie es Karl Friedrich in den Anfängen der Revolution wohl diesem zugesagt hatte, als vielmehr als Tauschobjekt. Als „Grundlage für einen späteren Umtausch" hinterließ Schlosser diese seit Jahren geförderte Arbeit. Als solche haben sie bei der Bildung des neubadischen Staates ihre guten Dienste geleistet. Sein Scheiden hinterließ keine Lücke. Fast zu gleicher Zeit starb Edelsheim, der Unersetzliche, wie man klagte, der doch auch sogleich durch den eigenen Bruder völlig ersetzt wurde. Man mag sagen: mit dem Ausscheiden dieser beiden Männer war eine Epoche der badischen Geschichte, die zweite der langen Regierung Karl Friedrichs, beendet.

Schlosser hat in Eutin, wohin er nach kurzem Aufenthalt in Ansbach übersiedelte, einen reichen Nachsommer seiner litterarischen Thätigkeit erlebt. Hier neben Stolberg und Jacobi war sein eigentlicher Platz, und auch mit Voß fand er sich in vielen Neigungen und Abneigungen zusammen. Es waren die guten Tage jenes Kreises, der sich freilich in der Abneigung gegen alles, was von der eigentlichen klassischen Stätte unserer Litteratur kam, verhärtete. Und da diese letzte Epoche Schlossers durch den Streit mit Kant gekennzeichnet wird, ist sie doch seine unerfreulichste. Mit Baden ergaben sich kaum noch Beziehungen. In der umfassenden politischen Schrift, die er bald nach seinem Weggang in der Weise eines platonischen Dialogs veröffentlichte, dem Gastmahl, wollte er nochmals die patriarchalisch-gute Zeit verklären im Gegensatz zu einer prunkvollen, nach Außen glänzenden, im Innern drückenden Regierung. Manche Spitzen gegen badische Verwaltung sind im einzelnen eingestreut, aber im ganzen hat ihm wohl bei der Schilderung des alten einfachen, bescheidenen, mit seinen Räten und seinem Volk vertraulich verkehrenden Fürsten das Bild Karl Friedrichs vor Augen geschwebt. Noch einmal hat er eine per-

Digitized by Google

sönliche Beziehung zu ihm gesucht. Ein Jahr vor seinem Tode wurde er nach Frankfurt als Syndikus berufen und das Lebensziel des altreichsstädtischen Patriziersohnes, an entscheidender Stelle an der Regierung der Vaterstadt teilzunehmen, war ihm vor Augen gerückt; selbst für Goethe hatte vor kurzem eine ähnliche Berufung noch manches Verlockende gehabt. Schlosser glaubte sich nur durch die Rücksicht auf Baden, wenigstens formell, gebunden. Er schrieb an den Markgrafen: Er habe seinen Dienst einst mit dem ernsten Vorsatz verlassen, sich allen öffentlichen Geschäften zu entziehen. Aber dem Ruf seiner Vaterstadt, dem auszeichnenden Vertrauen seiner Mitbürger müsse er folgen, wolle er nicht die ihm heiligsten Pflichten verletzen. Er erbat sich dazu des Markgrafen Erlaubnis mit der Versicherung, daß er auch in der neuen Stellung stets zu seinem Befehl sein werde. Karl Friedrich ordnete ein „verbindliches Antwortschreiben nomine Serenissimi" an. Die liebenswürdigen Wendungen desselben besagen doch nur, daß der merkwürdigste Mann, den Baden unter seinen Beamten im vorigen Jahrhundert besessen hatte, ihm fremd geworden war.



Digitized by Google

In Carl Winter's Universitätsbuchhandluug in Heidelberg sind erschienen:

Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Albert Krieger. Lex.-8°. brosch. n.n. 30 M.

Oberbadisches Geschlechterbuch. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von **J. Kindler von Knobloch.** Mit 973 Wappen. I. Band. A—Ha. gr. 4°. brosch. n.n. 43 M.

Quellen und Forschungen zur Geschichte der Abtei Reichenau. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission.

I. **Die Reichenauer Urkundenfälschungen.** Untersucht von Dr. Karl Brandi. Mit 17 Tafeln in Lichtdruck. gr. 4°. brosch. n.n. 12 M.

II. **Die Chronik des Gallus Öhem.** Bearbeitet von Dr. Karl Brandi. Mit 27 Tafeln in Lithographie. gr. 4°. brosch. n.n. 20 M.

Die Konstanzer Ratslisten des Mittelalters. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Dr. **Konrad Beyerle.** Lex.-8°. brosch n.n. 8 M.

Zur Vorgeschichte des Orléans'schen Krieges. Nuntiaturberichte aus Wien und Paris 1685—1688. Nebst ergänzenden Aktenstücken. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Dr. **Max Immich.** Lex.-8°. brosch. n.n. 12 M.

Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden. 1783—1806. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission, bearbeitet von **B. Erdmannsdörffer** und **K. Obser.** Lex.-8°. brosch. Erster Band. 1783—1792. n.n. 16 M. Zweiter Band. 1792—1797. n.n. 20 M. Dritter Band. 1797—1801. n.n. 16 M. Vierter Band. 1801—1804. n.n. 20 M.

Karl Friedrichs von Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet und eingeleitet durch einen Beitrag zur Vorgeschichte der ersten französischen Revolution und der Physiokratie von **Karl Knies.** 2 Bände. Lex.-8°. brosch. n.n. 25 M.

Oberrheinische Stadtrechte. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Erste Abteilung: **Fränkische Rechte.** Lex.-8°. brosch.

1. Heft. **Wertheim, Freudenberg und Neubrunn.** Bearb. von **Richard Schröder.** n.n. 2 M.

2. Heft. **Der Oberhof Wimpfen** mit seinen Tochterrechten Eberbach, Waibstadt, Oberschefflenz, Bönnigheim und Mergentheim. Bearb. von **Richard Schröder.** n.n. 5 M. 50 Pf.

3. Heft. **Mergentheim, Landau, Ballenberg und Krautheim. Amorbach, Walldürn, Buchen, Külsheim und Tauberbischofsheim.** Bearb. von **Richard Schröder.** n.n. 6 M.

4. Heft. **Miltenberg, Obernburg, Hirschhorn, Neckarsteinach, Weinheim, Sinsheim und Hilsbach.** Bearb. von **Richard Schröder** und **Karl Köhne.** n.n. 6 M.

Die Kreisverfassung Maximilians I. und der schwäbische Reichskreis in ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung bis zum Jahre 1648. Von Dr. jur. **Freiherrn Ernst Langwerth von Simmern.** Lex.-8°. brosch. 14 M.

Digitized by Google

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist erschienen:

Chronika
eines
Fahrenden Schülers.

Von

Clemens Brentano.

Fortgesetzt und vollendet

von

A. von der Elbe.



8. Aufl. Min.-Ausg. Mit einem Titelbild „Die Laurenburger Els" von Ludw. Richter.



In ff. Leinwandband mit Goldschnitt 5 M.

„. . . Wer sich aus dem Drängen und Treiben unserer Tage in die idyllische Darstellung aus deutscher Vergangenheit flüchten mag, wie einer, der müde von dem Lärmen und Jagen der Großstadt, die reine Luft des Hochgebirges aufsucht, wird sich von der Lektüre dieses reizenden Werkes lebhaft angezogen und befriedigt fühlen . ." (Karlsruher Ztg.)



„Es ist eine reine, kerngesunde Erzählung, die Herz und Gemüt anspricht und die man mit tief innerer Befriedigung aus der Hand legt."

(Schlesische Ztg.)



„. . . Das würdigste Seitenstück zu Scheffels Ekkehard . ." (Post.)



In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg sind erschienen von

Kuno Fischer:

Goethe-Schriften. Erste Reihe. (Goethes Iphigenie. Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. Goethes Tasso.) 8°. br. M. 9.—, eleg. Halbleder geb. M. 11.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Goethes Iphigenie. 2. Auflage. 8°. brosch. M. 1.20.
Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. 8°. brosch. M. 1.80.
Goethes Tasso. 2. Auflage. 8°. brosch. M. 6.—, eleg. Lwd. geb. M. 7.50.

Goethe-Schriften. Zweite Reihe.
Goethes Sonettenkranz. 8°. brosch. M. 2.—.

Schiller-Schriften. Erste Reihe. (Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Schiller als Komiker.) 8°. brosch. M. 6.—, eleg. Halbleder geb. M. 8.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. 2. neu bearbeitete und vermehrte Auflage von „Schillers Selbstbekenntnissen". 8°. brosch. M. 4.—, eleg. Lwd. geb. M. 5.—.
Schiller als Komiker. 2. neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 8°. brosch. M. 2.—.

Schiller-Schriften. Zweite Reihe. (Schiller als Philosoph. 1. u. 2. Buch.) 8°. brosch. M. 6.—, eleg. Halbleder geb. M. 8.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Schiller als Philosoph. 2. neu bearbeitete und vermehrte Auflage. In zwei Büchern.
Erstes Buch. Die Jugendzeit 1779—1789. 8°. brosch. M. 2.50.
Zweites Buch. Die akademische Zeit 1789—1796. 8°. brosch. M. 3.50.
Beide Theile eleg. Lwd. geb. M. 7.50.

Shakespeares Charakterentwicklung Richards III. 2. Ausgabe. 8°. brosch. M. 2.—.

Kleine Schriften. Erste Reihe. (Ueber die menschliche Freiheit. Ueber den Witz. Shakespeare und die Bacon-Mythen. Kritische Streifzüge wider die Unkritik.) 8°. brosch. M. 8.—, eleg. Halbleder geb. M. 10.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Ueber die menschliche Freiheit. 2. Auflage. 8°. brosch. M. 1.20.
Ueber den Witz. 2. Auflage. 8°. brosch. M. 3.—, eleg. Lwd. geb. M. 4.—.
Shakespeare und die Bacon-Mythen. 8°. brosch. M. 1.60.
Kritische Streifzüge wider die Unkritik. 8°. brosch. M. 3.20.

Kleine Schriften. Zweite Reihe. (Shakespeares Hamlet. Das Verhältniß zwischen Willen und Verstand im Menschen. Der Philosoph des Pessimismus. Großherzogin Sophie von Sachsen.) 8°. brosch. M. 8.—, eleg. Halbleder geb. M. 10.—.

Daraus sind einzeln zu haben:

Shakespeares Hamlet. 8°. brosch. M. 5.—, eleg. Lwd. geb. M. 6.—.
Das Verhältniß zwischen Willen und Verstand im Menschen. 8°. brosch. M. 1.—.
Der Philosoph des Pessimismus. Ein Charakterproblem. 8°. brosch. M. 1.20.
Großherzogin Sophie von Sachsen, Königliche Prinzessin der Niederlande. 8°. brosch. M. 1.20.

Philosophische Schriften:

1. **Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie.** 4. Auflage. gr. 8°. brosch. M. 4.—, eleg. Lwd. geb. M. 5.—. (Sonderabdruck aus der Geschichte der neuern Philosophie.)
2. **Kritik der Kantischen Philosophie.** 2. Auflage. gr. 8°. brosch. M. 3.—.
3. **Die hundertjährige Gedächtnißfeier der Kantischen Kritik der reinen Vernunft. Johann Gottlieb Fichtes Leben und Lehre. Spinozas Leben und Charakter.** 2. Auflage. gr. 8°. brosch. M. 2.40.

Die Schicksale der Universität Heidelberg. Festrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg. Dritte Ausgabe. gr. 8°. brosch. M. 2.—, eleg. Lwd. geb. M. 3.—.

Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling. 2. Ausgabe. gr. 8°. brosch. M. 3.—.

Erinnerungen an Moritz Seebeck, wirkl. Geheimerath und Curator der Universität Jena. Nebst einem Anhange: Goethe und Thomas Seebeck. Mit Moritz Seebecks Bildniß. 8°. brosch. M. 2.80, eleg. Lwd. geb. M. 3.50.

Ueber das akademische Studium und seine Aufgabe. Rede zum Antritte des Prorectorats und zur Preisverkündigung den 1. August 1868. Lex.-8°. brosch. 60 Pf.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

Digitized by Google

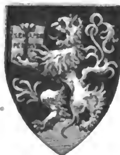
Neujahrsblätter
der
Badischen Historischen Kommission.
Neue Folge. 3.
1900.

Konstanz
im
Dreißigjährigen Kriege.

Schicksale der Stadt bis zur Aufhebung der Belagerung durch die Schweden.

1628—1633.

Von
Konrad Beyerle.



Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1900.

Digitized by Google

Alle Rechte, besonders das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Digitized by Google

Vorbemerkung.

Die Darstellung, welche hier über die Geschicke der Bodenseestadt Konstanz im Dreißigjährigen Krieg geboten wird, fußt zum größten Teil auf bisher ungedrucktem Material des Stadtarchivs Konstanz, welches für den bearbeiteten Zeitabschnitt vollständig verwertet wurde. Die Quellen zerfallen in Ratsprotokolle, Missivbücher, politische und Finanzakten. Zur Ergänzung wurden die umfangreichen Protokolle des Konstanzer Domkapitels, beruhend im Gr. Generallandesarchive in Karlsruhe, herangezogen. Durch gütige Übersendung der Archivalien an das Stadtarchiv Freiburg haben sich die Archivverwaltungen von Karlsruhe und Konstanz den größten Dank des Verfassers erworben. An gedruckter Litteratur wurden, außer allgemeineren Werken, namentlich benützt:

Constantia ab Suecicis obsessa, Ausführlicher Bericht über die Konstanzer Schwedenbelagerung. Konstanz 1634, gedruckt bei Leonhard Straub.

Allensbacher Chronik von Gallus Zembroth, gedruckt bei Mone, Quellensammlung, Bd. III, Seite 566 ff. Karlsruhe 1863.

Georg Gaißer, Tagebücher 1621—1655, gedruckt bei Mone, Quellensammlung, Bd. II. Karlsruhe 1854.

Sebastian Bürster, Beschreibung des schwedischen Krieges 1630—1647, herausgegeben von Friedrich von Weech. Leipzig 1875.

Eidgenössische Abschiede, Amtliche Sammlung, Bd. V, Abtlg. II. Basel 1875.

Digitized by Google

Speth, Triarcus triumphalis etc., Chronik der Konstanzer Schweden-belagerung. Konstanz 1733.

Pupikofer, Geschichte der Landgrafschaft Thurgau, Bd. II. Frauen-feld 1889.

Thurgauische Kriegsgeschichte, Thurgauische Beiträge zur vater-ländischen Geschichte, Heft VII. Frauenfeld 1873.

Baumann, Geschichte des Allgäus, Bd. III. Kempten 1894.

Albert, Geschichte der Stadt Radolfzell. Radolfzell 1896.

Freiburg, 2. November 1899.

Dr. Konrad Beyerle.

Digitized by Google

1. Kapitel.

Die Stadt Konstanz beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Erste Kriegsereignisse am Bodensee.

Die Verheerungen, welche der Dreißigjährige Krieg über die deutschen Gaue gebracht hat, sind in der Allgemeinheit sattsam bekannt. Man weiß, daß ganze Dörfer ausstarben, weite Länderstriche unbebaut liegen blieben, blühende Städte eingeäschert wurden und der gesamte Volkswohlstand den empfindlichsten Schädigungen unterlag. Wie sich aber die Verhältnisse im kleinen und einzelnen gestalteten, harrt noch vielfach der Erforschung. Und doch ist schon oft betont worden, daß eine richtige Würdigung jenes dreißigjährigen Elendes sich erst bei der Einzeluntersuchung gewinnen lasse und daß hieraus wie nicht leicht auf anderen Gebieten der Ortsgeschichte ein ergiebiges und dankbares Arbeitsfeld erschlossen sei. So mag es denn auch heuer nicht unangebracht sein, in diesen Neujahrsblättern, deren Aufgabe in gemeinverständlicher Förderung der badischen Landesgeschichte besteht, aus den noch ungehobenen Schätzen des Landesarchivs Karlsruhe und des Stadtarchivs Konstanz zu schöpfen und von der Hochwart des scheidenden 19. Jahrhunderts den Blick zurückzuwenden auf die Drangsale, in welche heute badische Gebiete durch den Schwedenkrieg gestürzt wurden. Dankbaren Gemütes werden wir uns alsdann im Gegenüberhalt von Einst und Jetzt der Segnungen des geeinten starken Vaterlandes erfreuen.

Die Stadt Konstanz hatte zur Zeit, da sich die Kriegswellen dem Bodensee näherten, ihre politische Bedeutung längst verloren. Sie befand sich seit 1548 nicht mehr in der Stellung einer Reichsstadt, galt vielmehr nur als eine der wichtigsten vorderösterreichischen Landstädte. Sie bildete die Brücke zwischen den österreichischen Ländern Vorarlberg und Tirol und den Gebieten im Breisgau und Elsaß. Gleichwohl genoß die Stadt auch unter österreichischer Hoheit noch

Digitized by Google

einen großen Teil ihrer reichsstädtischen Privilegien, erfreute sich einer im allgemeinen unabhängigen Verwaltung und besaß eine Reihe nutzbarer Hoheitsrechte, namentlich Münz- und Zollgerechtigkeiten. An der Spitze der Verwaltung stand freilich ein österreichischer Stadthauptmann, ein Amt, welches zu der uns beschäftigenden Zeit der schon bejahrte Freiherr Wilhelm Schenk von Stauffenberg im besten Einvernehmen mit den städtischen Behörden bekleidete.

Die Bevölkerung gliederte sich nach Bürgern und Insassen. Sie gehörte größtenteils dem Handwerkerstande an, zum geringeren trieb sie Handel, wenige patrizische Familien lebten von ihrem Vermögen. Die Stadt war noch immer wohlhabend zu nennen, wenn auch der Handelsreichtum des ausgehenden Mittelalters längst aus ihr gewichen war. Es fehlte selbst nicht an reichen Familien, während der Armut die wohldotierten Stiftungen des Spitals und der Raite des Almosens steuerten. Unter den Gewerben ragte die Zunft der Rebleute hervor und war an die Stelle der einst hochberühmten Leineweber getreten, wie denn der Weinbau in der Seegegend um jene Zeit noch ein viel bedeutenderer war als heutzutage. Große Teile Oberschwabens und des Allgäus deckten ihren Weinbedarf auf dem Konstanzer Markte. Dem Bekenntnisse nach waren die Einwohner bis auf wenige Ausnahmen katholisch. Neben der Bürgerschaft stand eine zahlreiche Geistlichkeit des Welt- und Ordensklerus in Stiftern und Klöstern, von den Bettelmönchen der Kapuziner bis herauf zum hochadeligen Domstift. Der Fürstbischof selbst residierte damals, und so schon seit der Reformation, zumeist in Meersburg, bis ihn die allgemeine Kriegsunsicherheit nach Konstanz rief. Zu unserer Zeit bekleidete diese Würde Johann VII., ein Graf zu Waldburg-Wolfegg (1627—1644).

Die Finanzlage der Stadt war wohlgeordnet. Zwei den angesehenen Bürgern entnommene Steuerherren legten jährlich um Martini die Steuer auf fahrendes und liegendes Gut der Bürger um und lieferten die eingegangenen Steuersummen vom Steuerhaus wöchentlich an den Stadtsäckelmeister zur Verwendung für die Bedürfnisse der Stadt ab. Außer den Steuern bestanden die Einnahmequellen der Stadt vorzüglich aus den Gefällen der Münze, des Rheinbrückenzolls, des Kaufhauses und aus Strafgeldern und Gerichtsgebühren.

Unter den Bedürfnissen nahmen wie in alter Zeit die Ausgaben für das Bauamt und für die Wacht in allen ihren Formen einen breiten Raum ein. Die Gehälter der sehr zahlreichen städtischen „Amt-

Digitized by Google

leute“ waren vom Rat fixiert. Im übrigen machte der Säckelmeister Zahlungen aus der Stadtkasse nur auf schriftliche, im kleinen auch auf mündliche Anweisung des Bürgermeisters.

Im Jahre 1624, welches wir als das Normaljahr des Dreißigjährigen Krieges heranziehen wollen, zu einer Zeit, da der Krieg die Bodenseegegend noch nicht berührt hatte, zählte die Stadt 1089 steuerpflichtige Bürger und Bürgerinnen, dazu 108 Insassen. Von den Bürgern zahlten 156 ohne Fatierung eines bestimmten Vermögens die Mindeststeuer von 3 Schilling Pfennig. Insgesamt belief sich damals das Steuerkapital der Stadt auf 3784699 Pfund Heller (= 5046265 fl.) und warf ein Steuererträgnis von 4617 Pfd. Hl. (= 6156 fl.) ab. Rechnet man auf einen Steuerpflichtigen fünf Köpfe, so gelangt man zu einer Gesamtbevölkerungsziffer von nahezu 6000 Einwohnern.

Die Stadt war keine Festung nach den strategischen Anforderungen der neueren Zeit. Wohl umzingelten sie mehrfache turmgekrönte Mauerringe aus den großen Zeiten des 14. und 15. Jahrhunderts, aber an Schanzen und Wällen, wie man sie jetzt gebrauchte, gebrach es vollständig, und die schönen gotischen Türme mit ihren himmelragenden Helmen waren viel zu hoch und mußten erst teilweise abgetragen werden, um für die umgewandelten Bedürfnisse brauchbar zu sein. Nach dem See und dem Rheine zu verstärkten dichte Pallisadenreihen die natürliche Wehr des Wassers.

Schon hatte die Kriegsfackel ein Jahrzehnt lang die Gaue Nord- und Mitteldeutschlands verheert, während man sich am Bodensee noch der Segnungen des Friedens erfreute und in den Jahren 1630 und 1631 Weinlesen von ganz ungewohnter Fülle und Güte halten konnte. Nur vereinzelt begegnen wir bereits in dieser Zeit Vorbeugungsmaßregeln gegen Kriegsgefahr. Für Konstanz selbst fiel seine in die Schweiz eingebettete Lage darum besonders günstig ins Gewicht, weil man im Vertrauen auf den alten Neutralitätsvertrag zwischen der Eidgenossenschaft und dem Hause Österreich, die sogenannte Erbeinigung (1510), sich berechtigterweise von der Schweizer Seite eines feindlichen Ansturmes nicht zu versehen hatte. Das war aber für Konstanz die Landseite, nach der Wasserseite zu war die Stadt jedem Angriff gewachsen. Die österreichische Regierung unterließ es daher, in die Stadt kaiserliches Kriegsvolk einzulegen, ehe eine ernstere Gefahr sich zeigte, und man beschränkte sich darauf, seit dem April 1628 die bürgerliche

Digitized by Google

Wacht anzuordnen. Das bezügliche Ratsmandat motiviert sie damit, „daß man von wegen der Herren Eidgenossen gute nachbarliche Vertraulichkeit verspüre", daher die Hoffnung zu schöpfen, daß Konstanz in Ruh und Frieden und vor sonderer Gefahr gesichert verbleiben werde. Nur um den in der Nachbarschaft sich hin und wieder aufhaltenden Soldaten keinen Anlaß zu Streifereien zu geben, habe der Rat die Wacht bei Tag und Nacht verordnet. Die Bürger sollten sich dessen befleißigen, wenn sie zur Wacht verordnet, die vorgeschriebenen Waffen mitbringen und vor allem während der Wachtzeit nicht trinken und spielen. Auch sollte in Zukunft kein Bürger oder Insasse ohne obrigkeitliche Erlaubnis über Nacht außerhalb der Stadt bleiben.

Am 23. Juni 1629 wiederholte der Rat die gleichen Befehle, aber sie klangen schon ernster. „Männiglich ist bewußt, was maßen sich allerorten in und außerhalb des heil. Römischen Reiches allerhand Kriegsunruhen erzeigen, und dieweilen unbewußt, wo dies Kriegswesen ausbrechen möchte, also haben Herr Stadthauptmann auch Burgermeister und Rat eine hohe Notdurft zu sein erachtet, daß bei also bewandten Dingen auf allhiesige Stadt zu Bewahrung vor allem zwar unverhoffendem feindlichem Überfall ein wachtbares Auge gehalten, auch die Burgerschaft an der notwendigen Bereitschaft sich verfaßt zu halten ermahnt werde." An den Befehl, ohne Erlaubnis sich nicht über Nacht aus der Stadt zu entfernen, schloß sich diesmal der weitere an, daß kein Stadteinwohner ohne Bewilligung der Obrigkeit in seinem Hause Fremde beherbergen solle. Durch den Stadthauptmann wurde einige Tage nach diesem Mandat bei allen Bürgern Waffenvisitation abgehalten.

Eigentliche Kriegsgefahr für Süddeutschland brachte erst der Sieg der Schweden über die kaiserlichen Truppen bei Breitenfeld am 17. September 1631. Er eröffnete den schwedischen Heerscharen und ihren Verbündeten, namentlich den württembergischen Truppen und französischen Hülfsvölkern den Weg nach den österreichischen und anderen katholischen Ländern und Ländchen Süddeutschlands. Das siegreiche Heer Gustav Adolfs drang unaufhaltsam dahin vor und wandte sich nach dem erfolgreichen Kampf bei Rain am Lech sofort nach Schwaben und dem Bodensee. Schon zu Anfang des Jahres 1632 drohten Schweden im Verein mit Württembergern den Einfall. Am 14. April dieses Jahres besetzten die Schweden, in deren Händen bereits Augsburg, Ulm und Biberach standen, die Stadt Memmingen. In den

Digitized by Google

nächsten Tagen schlossen sich ihnen Kempten und Kaufbeuren an und am 22. April standen sie schon vor Ravensburg und führten von hier aus einen Anschlag auf das reiche Kloster Salem aus, welches Proviant nach Ravensburg liefern mußte.

Auf kaiserlicher Seite war man inzwischen nicht unthätig geblieben. Durch den Generalkriegskommissär der vorderösterreichischen Lande, Rudolf von Ossa, waren aus vorarlbergischem Landvolke mit Unterstützung der schwäbischen Stände Truppen formiert worden, welche teils unter Ossas persönlicher Leitung in einer Stärke von 6000 Mann den Schweden im Allgäu das Gleichgewicht zu halten suchten, teils zur Bewachung gefährdeter Plätze am Bodensee dorthin in die Quartiere gelegt wurden. Die Stadt Lindau erhielt eine kaiserliche Besatzung unter dem Kommandanten Freiherrn Peter König genannt Mohr, einem Schweizer aus Freiburg i. Ü. Auch Radolfzell und Mainau erhielten kaiserliche Truppen. Überlingen schien durch seine starken Befestigungswerke und seine Bürgerwehr hinlänglich gesichert. Die Stadt Konstanz bekam am 6. März 1632 das erste Kriegsvolk eingelegt in Gestalt von 3—4 Kompagnien des vorarlbergischen Regiments Wolkenstein. Sie blieben daselbst bis Juni 1633. Auch in anderer Richtung war man jetzt in Konstanz nicht müßig gewesen. Der rechtsrheinische Vorort Petershausen wurde mit starken Wällen und Gräben umgeben.

Um den Schwedischen den Zugang nach dem Untersee und Konstanz zu verlegen, errichteten die Kaiserlichen, unterstützt durch Frohnarbeit der Bauern und durch pekuniäre und Materialhülfe der Stadt Konstanz, vom 28. April 1632 an eine feste Schanze bei Stahringen und besetzten diesen wichtigen Paß und das Schloß Friedingen. Alle zur Arbeit tauglichen reichenauischen und mainauischen Unterthanen mußten dabei mithelfen, jeder mit Muskete, „Überwehr" und Arbeitszeug versehen. Bewacht wurde die Schanze nach ihrer Fertigstellung zunächst vom Landvolk selbst in Stärke von 50 Mann, später wurde sie von Konstanz aus mit Wolkensteinischen Truppen besetzt. Allein schon nach wenigen Monaten, am 15. Oktober 1632, verjagte der württembergische Oberst Rauch von seinem Standquartier Hohentwiel aus mit französischen Hülfstruppen die Friedinger Besatzung nnd nahm die mühsam errichtete Schanze ohne Schwertstreich den Kaiserlichen ab und zerstörte sie. Als der kaiserliche Korporal die Feindsgefahr merkte, rief er wohl die Bauern zu Hülfe; wie jedoch der Feind

Digitized by Google

in großer Überzahl herandrängte, befahl er den Rückzug nach Radolfzell, Soldaten und Bauern flohen in Unordnung zurück und warfen zum Teil sogar ihre Gewehre weg.

Damit war den Feinden des Kaisers der Zugang an den Untersee offen. Denn für das flache Land war damals nicht der geringste Schutz vorhanden. Die katholischen Reichsstände hatten zwar schon am 16. November 1631 zu Ravensburg unter dem Vorsitz des Bischofs von Konstanz wegen eines „Partikulardefensionswerks zu Verhütung feindlichen Einfalls und streifender Rotten des Königs in Schweden" beratschlagt, waren aber wegen der Unzulänglichkeit ihrer Mittel von der beabsichtigten Anwerbung eines Söldnerheeres abgekommen und begnügten sich mit der wenig fruchtenden Maßregel, ihre Unterthanen mustern und mit Waffen zu versehen, auch den fünften Mann feldmäßig ausgerüstet ausziehen zu lassen unter der Führung von Offizieren, die jeder Stand selbst für seine Leute bestellen sollte. Die Aushebung fand am 22. April 1632 statt, von Thaten war aber nicht viel zu hören.

Die Folgen der Auslieferung der Stahringer Schanze zeigten sich alsbald. Zehn Tage später, am 25. Oktober 1632, ergab sich die österreichische Stadt Radolfzell, welche von der Besatzung in Konstanz im Stich gelassen wurde, ohne Schwertstreich den Württembergern unter Rauch und bildete fortan einen Hauptstützpunkt der schwedisch-württembergischen Kriegsoperationen. Die österreichische Besatzung, 260 Mann unter Hauptmann Betz und dem Deutschordenskomthur von Schlanders, Freiherrn Händl zu Goldran, zog unbehelligt auf zwei großen Lastschiffen nach Konstanz ab und überließ Radolfzell den vielfachen Bedrückungen der neuen Garnison. Auch in Markelfingen lagerten jetzt drei Kompagnieen württembergischer Reiter unter einem Obersten von Steinfels, der sein Quartier auf Schloß Homburg bei Stahringen aufschlug und von hier aus die Gegend bis vor die Thore der Stadt Konstanz brandschatzte. Jahrelang wurde forthin die Seegegend durch Plünderungen und Kontributionen nach Radolfzell und dem Hohentwiel in Atem gehalten.

Inzwischen machten die Feinde auch anderwärts Fortschritte. Im Allgäu waren die Schweden seit Juni 1632 unbestrittene Herren. Gustav Adolf selbst erschien in Memmingen, zog aber auf schlimme Nachrichten aus Norddeutschland mit dem größeren Teil seiner Armee wieder nach Franken und ließ nur Bernhard von Weimar mit

Digitized by Google

12000 Mann und der Aufgabe zurück, die feindlichen Kräfte in Oberschwaben und dem angrenzenden Teile von Bayern, vollends aufzureiben. Aber auch Weimar mußte am 3. August von Füßen aus abziehen und Gustav Adolf zueilen, der damals Wallenstein bei Nürnberg bekämpfte. Er hinterließ schwache Besatzungen in Kaufbeuren, Kempten und Memmingen, welche jedoch durch württembergisches Fußvolk verstärkt wurden.

Von den Raubzügen der Schweden wurde auch die Bodenseegegend heimgesucht. Am 11. Juli 1632 zeigten sich schwedische Reiter vor Überlingen, um dessen Lage zu besichtigen, sie wurden freilich alsbald abgetrieben und eilten in der Richtung nach Ulm zurück. In den ersten Septembertagen hatte das Kloster Salem einen zweiten Schwedenanfall zu bestehen. Sie nahmen einen Pater gefangen und führten ihn nach Ravensburg, von wo er mit 300 Thalern gelöst werden mußte. Die Radolfzeller Besatzung nahm am 5. November den Hof des Klosters Salem in Pfullendorf ein und plünderte dessen reiche Vorräte. Am 6. Oktober hatten sich die Württemberger bereits vor Villingen gezeigt und begannen nach langem Hin- und Herverhandeln am 11. Januar 1633 dessen Belagerung. So schloß das Jahr 1632 in Süddeutschland mit entschiedenem Überwiegen des schwedischen Kriegsglückes ab.

All das konnte in Konstanz nicht ohne Einfluß geblieben sein. Vor den schwedischen Horden, die alles Katholische verwüsteten, entstand eine Flucht aus ganz Schwaben. Jeder suchte sich in Sicherheit zu bringen, und daß viele, namentlich kirchliche Personen bei der Wahl ihres Zufluchtsortes auf die Bischofsstadt Konstanz verfielen, ist bei ihrer damals noch vorhandenen Sicherheit vor Feindesgefahr nicht zu verwundern. So kam es, daß ein großer Teil der schwäbischen Klöster sowie schwäbische Adelsfamilien mit ganzer Haushaltung sich nach Konstanz flüchteten und hier lange Zeit, dem Feinde entronnen, in Zurückgezogenheit sich aufhielten. Die Geistlichen fanden bei dem zahlreichen Welt- und Ordensklerus Unterschlupf, dagegen mußten die Laien in Konstanz, wo an Häusern kein Überfluß und durch die Einquartierung die verfügbaren Wohnräume zum guten Teil in Anspruch genommen waren, mit den bescheidensten Wohnungen vorlieb nehmen. Die Stadt Konstanz erhob von diesen Fremden für die ihnen gewährte Zuflucht ein Schirmgeld, welches zur Tragung der an die Stadt allmählich herantretenden hohen Kriegskosten verwendet wurde. Freilich gingen diese Anlagen nicht immer sehr pünktlich ein, und je höher der Fremde

Digitized by Google

gestellt war, um so weniger hatte es die Stadt in der Hand, mit Zwangsmitteln die Beitreibung durchzuführen. So wissen wir, daß es dem Rate nie gelungen ist, von dem reichsten aller Fremden, dem Grafen Wratislaw von Fürstenberg, das auf ihn gelegte Schirmgeld zu erlangen. Andererseits war die Stadt gegen die Fremden doch so nachsichtig, daß sie ihnen ihre nach Konstanz geflüchteten Sachen ohne Entrichtung eines Abzuggelds von Konstanz wieder hinwegzuführen gestattete. Aus den über die erhobenen Schirmgelder geführten Listen können wir ersehen, wer alles damals nach Konstanz geflüchtet war. Ein dem Jahre 1632 angehöriges Verzeichnis führt an bekannteren Persönlichkeiten folgende Namen auf und belegt dieselben mit den beigefügten Schirmgeldern:

Graf von Wolfegg . . .	80 fl.
Wolf von Freiberg . . .	50 fl.
Maximilian von Schwendi	50 fl.
Hanns Johann vom Stein	50 fl.
Wolf von Razenriet . .	50 fl.
Ihr Gnaden vom Stein .	50 fl.
Hans Dietrich von Roth .	50 fl.
Sebastian Schenckh . . .	50 fl.
Hans Ludwig de Gall .	10 fl.
Jeronimus Schellenberger .	20 fl.
Ihr Gn. von Hausen . .	50 fl.
Frau Äbtissin zu Baindt .	50 fl.
" " von Heiligkreuzthal	50 fl.
Hr. von Razenriet, Domherr in Augsburg . .	25 fl.
Hr. Christof Küenholz, Licentiat von Weingarten .	12 fl.
Frau Äbtissin von Wald	50 fl.
Hr. Propst von Wolfegg	15 fl.
" Prälat von Fultenbach	10 fl.
Gottshaus Ittenbeuren .	25 fl.
Obervogt zu Guetenstein .	6 fl.
Herr von Stadion . . .	48 fl.
Hr. Prälat v. Ochsenhausen	15 fl.
" " " Marchthal .	15 fl.
" " " Münchrot .	15 fl.
Ihr Gn. von Freiberg, geborene Fuggerin . . .	50 fl.
Jerg Krenkel, Weissenauischer Sekretari . . .	12 fl.
Hr. Adalbert Huntpiß, Domherr zu Augsburg . .	25 fl.
Hr. Huntpiß, Frau Segesserin Tochtermann . .	25 fl.

Außerdem flüchtete bei jedem feindlichen Ansturm der Konvent des Cisterzienserklosters Salem nach Konstanz in seinen dortigen Hof. Am 13. März 1633 befanden sich 110 fremde Personen in Konstanz, die hohe Geistlichkeit und der Adel war zum größten Teil wieder verzogen. Unter diesen 110 Flüchtlingen waren Leute aus Meßkirch, Kempten, Weingarten, Pfullendorf, Meersburg, Schussenried, Altshausen; des Landschreibers Frau von Heiligenberg samt 7 Personen 30 Wochen lang; die Pfarrer von Stockach, Bodmann, Liggeringen, Stetten a. k. M.,

Digitized by Google

sämtliche seit einem halben Jahre; 2 Klosterfrauen von Wurzach, 2 Klosterfrauen von Möggingen, der Prälat von Bebenhausen seit einem halben Jahr; Obervogt Johann Haselberger von Stoffeln samt Frau; Obervogt Kircher von Guetenstein samt Frau und Kindern seit 1 Jahr; der von Hornstein auf Stoffeln; Herr von Schwendi samt 15 Personen; der Obervogt von Hohenkrähen ½ Jahr; Herr Sekretari von Irrsee samt Hausfrau und Kindern; der Gerichtschreiber von Zeil samt Familie; Severin Herber, Chorherr zu Radolfzell. Von den erwähnten 110 Fremden wurde eine Anlage von 600 fl. erhoben. Am 23. Oktober 1633 zählte man 116 Fremde, darunter Frau Anna Maria von Wollfahrt, geborene von Reichenfels; Raimund Dornsperger, Landschreiber zu Stockach; 9 Studenten „aus dem Schwabenland"; die Pfarrer von Liggeringen, Eigeltingen und Güttingen; Maximilian von Schwendi samt Frau, 3 Kindern, 5 Mägden und einem Knecht war ebenfalls noch da. Die Ziffern sind aber nicht vollständig, da sie dem Zweck der Aufzeichnung zufolge nur die Vermöglichen nennen. Freilich ließ man Arme nur in beschränkter Zahl in die Stadt herein; wer nicht als Taglöhner zum Schanzen oder Rebbau tauglich war, erhielt keinen Einlaß. Solcher zugezogener Leute gab es noch 1643 72 in wehrfähigem Alter.

Seit 1632 sprach man in Konstanz davon, daß der Feind es auf die Stadt abgesehen habe. Am 11. Juni d. J. erging der Ratsbefehl, daß „Burger und Stadtverwandte sich auf geraume Zeit, die Wohlhabendsten auf ein halb Jahr, die Ärmeren auf ein Vierteljahr oder doch wenigstens auf 1 bis 2 Monate mit Früchten proviantieren und mit Mehl versehen sollen". Auch der Wacht wurde jetzt erneute Sorgfalt zugewendet. Die Bürger hatten sich vielfach, namentlich die reicheren, bei Ausübung derselben durch gedungene Leute vertreten lassen. Nunmehr wird dringend befohlen, die Wachten womöglich in eigener Person zu verrichten und sich dabei des übermäßigen Trinkens zu enthalten. An alle aber ergeht die Mahnung: „Demnach Burgermeister und Rath abermalen von unterschiedlichen Orten hero vertrauenlich avisiert worden, wasgestalten der Feind mit großer Anzahl zu Roß und Fuß abermalen seinen Intent und Meinung habe, ehendist seinen Fuß wiederumb an den Bodensee zu setzen, einen oder anderen übrigen Seeposten urplötzlich zu überfallen, bevorab aber einen sonderbaren Anschlag auf die Stadt Costantz haben solle, also haben vorwohlermelte Herren aus väterlicher Fürsorg kundt zu machen anbefohlen,

Digitized by Google

daß Ihr vorderist ewer Gewehr fein sauber und mit allem hinzu gehörigen Kraut und Loth Euch verfaßt halten, selbiges, da sich die Occasion begeben und Alarm werden sollt, Ewer Schuldigkeit nach zu gebrauchen".

Am 5. August 1632 befahl der Rath, sich zu den Frohnden gehorsamlich einzustellen, es müssen daher damals schon Schanzbauten in Angriff genommen worden sein. Die Schiffleute sollten sich willig zeigen, wenn durchziehende Kuriere, deren es bei diesen Kriegsläufen viele gab, ihrer benötigten. Gegen die Soldaten sollte sich die Bürgerschaft „aller Beschaidenheit und Friedsame erzeigen", damit kein Aufruhr entstehe; etwaige Übergriffe der Soldaten sollten zur Anzeige gebracht werden, auf daß der Stadthauptmann die Abstrafung der Schuldigen durch ihre Hauptleute veranlassen könnte. Dem größten Teil der Bürgerschaft wird wegen seiner Ausdauer bei der Wacht Lob gespendet, „dagegen etliche bedauerlicherweise der Gehorsamen löblich Exempel wenig in Obacht nehmen, sondern bei Tag- und Nachtwacht aus gewohnlicher Trunkenheit sich schläfrig, unfleißig und widerspenstig erzeigen".

Nachdem der Feind durch die Einnahme von Radolfzell offenen Zugang bis Konstanz erlangt hatte, sah sich der Rat veranlaßt, sich noch eindringlicher als zuvor an die Bürgerschaft zu wenden. Wir erfahren hier im einzelnen, in welcher Weise die Wachtpflicht zu erfüllen war. Vormittags wurde verkündigt, wer abends 6 Uhr zur Wacht zu erscheinen hatte. Sammlungsort war die Kaufleutezunft zum Thurgau (jetzt Gasthaus Badischer Hof). Von hier aus begab man sich an die verordneten Wachtposten. Die einzelnen Abteilungen wurden durch Korporale angeführt. Jeder derselben erhielt vom Rathaus einen Wachtzettel, in welchem die zur Wacht Befohlenen eingetragen waren. Er hatte den Zettel vor dem Aufzug abzulesen und zu sehen, ob jemand ausgeblieben. Letztere sollten dem Rate zur Anzeige gebracht werden. Während der Wacht selbst thaten außer den Korporalen hiezu verordnete Mitglieder des großen Rates den Dienst als Aufsichtführende. Gleichzeitig mit der bürgerlichen Wacht zogen die Büchsenmeister auf, welche die „Stücke", d. h. die Kanonen zu versehen hatten. Dem aufziehenden Büchsenmeister übergab der abziehende die Schlüssel zu Stück und Pulverlade.

Warnend und mahnend hielt der Rat seinen Bürgern den Ernst der Situation vor. „Demnach mehr denn kundbar, wasgestalten der Feind unserm Vaterland und Stadt sich zunähert und nunmehr offnen

Digitized by Google

und ungesperrten Zugang bis vor die Stadt thut finden, also die vor Augen stehende Gefahr und Not desto mehrers erfordert, zu Beschirmung der Stadt, unserer Weib und Kinder, auch Hab und Guts ein wachtbares Aug zu haben." Die Bürger sollten daher vor allem die Wachtpflicht pünktlich erfüllen, damit es nicht gehe wie bisher, wo „bei Aufzug und Abzug und Versehung der Wachten allerhand Unordnung und Ungehorsam gespürt worden, indeme etlich zu spät auf die Wacht kommen, etlich untaugenliche Buben geschickt, etlich gar ungehorsamlich ausgeblieben, etlich nit in ihrer Stell verblieben sonder von der Wacht sich absentieret oder, da er sollen vor der Stadt daraus die Wacht versehen, er herinnen geblieben; viele ganz voll und bezecht zur Wacht kommen und mit großem Ärgernis und Spott aufgezogen, viele, da sie wachen sollen, gespielt, voll gesoffen und gefressen, und was dann dergleichen Hauptmängel mehr fürgelaufen."

Auch jetzt noch gewärtigte man sich eines Angriffs nur von der rechtsrheinischen, reichsdeutschen Seite und hielt daher die vor Petershausen angelegten Schanzen besonders stark mit Wachen besetzt. Diese Vorpostenstellung schien aber nicht nach dem Geschmack aller Konstanzer zu sein, von denen es viele gab, die lieber in den Wehrgängen hinter den festen Stadtmauern als auf offener Schanze kämpfen wollten. Wiederum mußte der Rat ein ernstes Wort an die Bürger richten. „Es kommt dem Herrn Stadthauptmann, auch dem Rate hochbedenklich für, daß sich viel Burger verlauten lassen, in des Feinds Not sich in der Vorwehre zu Petershausen nit zum Widerstand und Verwahrung der Stadt gebrauchen zu lassen, ihnen selbsten ungleich einbildend oder von andern sich bereden lassend, als sollten sie gleichsam in ein Blutbad und augenscheinliche Todsgefahr bei Verwahrung selbiger Posten geführt werden; welches dann Herr Stadthauptmann schmerzlich empfunden, der nit allein bishero mit höchstem Fleiß sich angelegen sein lassen, was zur Beschirmung unsers lieben Vaterlands notwendig gewesen, ja sich selbsten erbietig machet, mit den Burgern hinauszuziehn und die Posten zu Petershausen selbst helfen zu bewahren, dabei auch der Obrigkeit Meinung gar nit ist, diese Vorwehre auf das äußerste zu defendieren, sondern da es das Ansehen haben sollte, daß solches Posto vor des Feinds größerm Gwalt nit zu halten, also zeitlich abzuziehen, daß man mit guter Sicherheit sich in die Stadt retirieren könne." Daher erinnerte der Rat die Bürger an ihre Eidespflichten und ermunterte sie zur Tapferkeit und zur Ausdauer, damit die Stadt

Digitized by Google

nicht „aus Unterlassung ihrer Schuldigkeit einen ewigen Schimpf und Spott auf sich und die Nachkommen aufzuladen habe". Daß diese Mahnungen nicht unnötig waren, zeigte sich, als am 24. Februar 1633 zufolge eines in der Reichenau entstandenen Lärmens in Konstanz Alarm geschlagen wurde. Richtig waren mehrere von der Wacht in Petershausen weggeblieben, jedoch ließ der Rat für diesmal die Feiglinge noch mit einem Verweis davon kommen und nahm nur Veranlassung, den Bürgern den alten Reversbrief über die Aufnahme der Stadt Konstanz in den Schutz des Hauses Österreich zur Einschärfung ihrer Pflichten vorlesen zu lassen. Aber auch die Mahnungen zur Nüchternheit bei der Wacht waren nicht immer von Erfolg begleitet. Der gute und billige 1631er hat es bewirkt, daß noch im Sommer des Jahres 1633, als bereits eine größere Besatzung in Konstanz lag, die Offiziere sich beim Rate beschwerten, „wasgestalten die Burger sich volltrinken, daß sie zu der Wacht untauglich befunden". Durch öffentlichen Anschlag in allen vier Quartieren der Stadt schärfte hierauf der Rat nochmals die Wachtordnung unter Strafandrohung ein.

Nach Gustav Adolfs Tode bei Lützen (16. Nov. 1632) schloß der schwedische Reichskanzler Oxenstierna Mitte März 1633 zu Heilbronn und demnächst zu Frankfurt mit den protestantischen Reichsständen ein Bündnis ab, vermöge dessen ihm das Direktorium über die protestantischen Heere übertragen wurde. Durch den Konvent von Heilbronn und den Anschlußvertrag von Frankfurt hatte Schweden die Verfügung über die Mittel der protestantischen Reichsstände mit Ausnahme Kursachsens erhalten und konnte den Krieg getrost weiterführen, bis sich ihm ein passender Friede bot. Weil die Schweden aber auch zahlreiche katholische Bistümer und Abteien besetzt hielten, machten sie sich halb Deutschland tributpflichtig und waren so in der Lage, zahlreiche Truppenkörper bestens auszurüsten. Dazu kam, daß Frankreich auch fernerhin mit Schweden im Bündnis blieb und ihm eine Million Livres Subsidien bezahlte.

Am Bodensee fochten in den Jahren 1633 und 1634 Schweden und Kaiserliche mit wechselvollem Kriegsglück. Doch neigte sich seit der Ermordung Wallensteins der Erfolg zunehmend auf Seite der Kaiserlichen. Größere schwedische Truppenmassen standen allerdings zu Anfang 1633 nicht in Oberschwaben. In Kempten und Memmingen waren schwedische Besatzungen von geringer Stärke. Gegen Memmingen erlangte General Aldringen einen entscheidenden Erfolg,

Digitized by Google

indem er die Stadt nach sechstägiger Beschießung am 7. Januar 1633 zur Übergabe zwang. Zu gleicher Zeit eroberte der Lindauer Kommandant, Oberst König, Kempten, das er vom 6. bis 13. Januar aufs heftigste beschoß und schließlich im Sturme einnahm, wobei die Kaiserlichen ein schreckliches Blutbad unter den Einwohnern anrichteten. Am Bodensee befanden sich damals nur Radolfzell und die Feste Hohentwiel im Besitze der Feinde des Kaisers. Am 11. Januar 1633 begannen die Württemberger aber auch die Belagerung von Villingen und setzten dieselbe bis zum 24. Januar fort. Der unermüdlich im Dienste dieser Stadt thätige Abt Gaisser von St. Georgen auf dem Schwarzwald, einem damals nach Villingen transferierten Kloster, eilte nach Lindau zu Oberst König, um Succurs für Villingen zu erbitten. Auf der Durchreise kam Gaisser auch nach Konstanz und nahm bei Graf Wratislaw von Fürstenberg das Frühstück, woselbst er noch den Probst von Beuron und den Löffinger Jägermeister Johann Adam von Reischach antraf. Die fürstenbergischen Beamten berieten damals gerade mit den Freiherren von Schellenberg, wie den Schutzgelderforderungen der Stadt Konstanz auszuweichen sei.

Am Oberrhein befanden sich die Waldstädte in den Händen der Schweden. General Horn stand mit bedeutender Kriegsmacht im Elsaß. Um jedoch die Fortschritte Aldringens in Oberschwaben zu hindern, zog er in Eilmärschen nach dem Allgäu und lagerte schon am 18. Januar 1633 unweit Memmingen. Aldringen wich vor ihm unter Hinterlassung einer Besatzung aus Memmingen zurück und verschanzte sich auf sicherer Höhe in der Nähe. Horn wollte sich dem doppelten Angriff des aldringischen Heeres und der Memminger Besatzung nicht aussetzen und zog deshalb über Mindelheim nach Kaufbeuren, das sich ihm sofort ergab. Aldringen vermutete, daß Horn einen Einfall nach Bayern plane und eilte daher zu dessen Schutz nach Schongau am Lech zurück. Das gab Horn die Gelegenheit umzukehren und Kempten den Kaiserlichen nach kurzem Besitz wieder abzunehmen. Von hier aus brandschatzte Horn das Land weit und breit, bis Aldringen wieder heranzog und Horn durch Gefährdung seiner Rückzugslinie zum Abzuge von Kempten in der Richtung nach der Donau bewog.

Inzwischen hatte sich am Bodensee wenig verändert. Am 24. Februar 1633 machten kaiserliche Kroaten vom Korps Aldringens einen Streifzug an den See, überraschten von Wahlwies aus die Württemberger und Franzosen vor Radolfzell und brachten ihnen eine empfind-

Digitized by Google

liche Schlappe bei. Das Gebiet des Klosters Salem litt schwer unter diesen Streifzügen des eigenen Heeres und mußte die bittere Erfahrung machen, daß sich in der Behandlung von Land und Leuten Freund und Feind nur wenig unterschieden. Der Salemer Konventuale Bürster schreibt in wenig verhaltenem Ärger: „Der Freund haust in ein Weg ärger als der Feind, seien in Allem selbst Meister, brauchen den Wein als das Wasser, als rinnten und liefen die Torkelbetter Jahr und Tag ohn Unterlaß; sind mit nichts zufrieden, wollen allzeit mehr. Sie halten Fastnacht und wir fasten, wird uns auch noch wohl die ärgere und längere Fasten übrig bleiben“.

Die Belagerung von Villingen wurde von den Württembergern nach kurzer Unterbrechung anfangs März 1633 wieder aufgenommen. Auch diesmal scheute Abt Gaisser keinen Weg, der bedrängten Stadt Succurs zu verschaffen. Er eilte zu Aldringen, der damals vor Waldsee in Oberschwaben stand und verhandelte mit ihm vom 14. bis 16. März. Freilich konnte er mehr als tröstliche Worte nicht ausrichten, da, wie wir sahen, Aldringen mit Horn beschäftigt war. Auf der Reise passierte Gaisser Konstanz und speiste wiederum mit Graf Wratislaw von Fürstenberg. Man sprach viel über die Bekämpfung des Feindes und meinte, da die Württemberger alle ihre Streitkräfte aus dem Elsaß und Breisgau zum Zwecke eines einheitlichen Vorstoßes gegen Aldringen zusammengezogen hätten, sei jetzt der rechte Moment gekommen, mit vereinten Kräften etwas Großes gegen den Feind zu unternehmen. Der Markgraf von Baden und andere kaiserliche Parteigänger müßten nun rasch vorgehen. Wir wissen, daß diese Hoffnungen sich nicht verwirklicht haben. Im Gegenteil mehrten sich aus Württemberg die Ausfälle der feindlichen Truppen von Tag zu Tag. Das Volk nannte sie insgemein Schweden, wenn es sich auch hier vorzugsweise um Württemberger und französische Hülfsvölker handelte. Sie besetzten am 10. April Möhringen und Immendingen. Villingen war beständig von feindlichen Kriegsscharen bedroht und bestand am 10. Mai einen starken Überfall durch den Herzog von Württemberg und Pappenheim. Ende Mai war auch der Wild- und Rheingraf aus dem Elsaß, wo er einige kaiserliche Truppen geschlagen hatte, deren Reste er nun vor sich her trieb, bis nach Engen im Hegau vorgerückt und bedrohte die kleine kaiserliche Besatzung auf Hohenstoffeln.

All diese Ereignisse berührten die Stadt Konstanz nur wenig. Das einzige, was man von hier aus in der ersten Hälfte des Jahres

Digitized by Google

1633 unternahm, war ein Versuch, Radolfzell wieder an die Kaiserlichen zu bringen. Am 5. Mai 1633 sollten die dort lagernden Württemberger und Franzosen mit Hülfe einiger in die Sache eingeweihter Radolfzeller überrumpelt werden. In der Nacht des Auffahrtstages machten die 400 Mann Konstanzer Besatzung einen ersten Überfall, mußten jedoch unverrichteter Dinge wieder abziehen. Mit Verstärkungen von Überlingen, Lindau und Mainau sollte der Anschlag jetzt in der Nacht des Pfingstsonntags ausgeführt werden. Da aber Oberst Zollikofer, ein St. Galler in schwedischen Diensten, mit französischer Reiterei den Radolfzellern zu Hülfe eilte, mißlang er auch diesmal. Die Kaiserlichen mußten mit Verlust ihres Sturmzeugs eilends die Flucht ergreifen, wobei die Mainauer durch 200 nachgesandte Reiter bei Litzelstetten eingeholt und größtenteils niedergehauen wurden. Die Überlinger gewannen zu Wallhausen rechtzeitig ihre Schiffe. Lindauer und Konstanzer flohen zu Schiff nach Konstanz. Der biedere Radolfzeller, welcher den Anschlag angezettelt hatte — man nannte ihn das Musmännlein —, wurde von Zollikofer gefangen und gevierteilt. Dem in die Sache ebenfalls verwickelten Pfarrer von Radolfzell hatte Zollikofer die Strafe zugedacht, bei lebendigem Leib geschunden zu werden; er war ihr aber durch nächtliche Flucht entronnen. Zur Wiedervergeltung machte die Radolfzeller Besatzung im Juli einen Streifzug durch die Höri, das Gebiet des Bischofs von Konstanz und nahm dessen Schloß Gaienhofen weg.

Auch der Stadt Konstanz übersandte Zollikofer, „der kgl. Majestät und Kron Schweden bestellter Obrister", ein Drohschreiben, in welchem er den Rat für den Anschlag auf Radolfzell zur Verantwortung zieht. „Es ist mir fürgekommen", redet er die Konstanzer an, „wie Ihr Euch nicht allein dessen nicht kontentieren, daß Ihr dem Feind durch alle Mittel behilflich und mit Auskundschaft zum Verrat der Stadt Zell zu dienen die Zeit her fleißig gewesen seid; besonders jetzt zum zweitenmal mit Schiffen und Sammlung der Soldaten in euerer Stadt den Feind zu seiner gefährlichen Entreprise gehegt und allen Vorschub gethan haben, also daß ich nicht nur für meine Person in Gefahr gewesen bin, mein Ehr und Reputation durch Euer Procedere zu verlieren, wanns nach Eurem Willen gegangen wäre, auch alle mir untergebene Soldatesque, ein solches abzuwehren, mutwilligerweis abgemattet und getravalliert worden." Für alle diese „Ungelegenheit und Mühe" verlangte Zollikofer „zum Brandschatz aller außerhalb der Stadt gelegenen,

Digitized by Google

ihr gehörigen Dörfer, Lusthäuser, Höf, Wohnungen und Güter etliche tausend Reichsthaler. Wo nicht, ich zur Straf mit der Exekution nicht viel Zeremonien zu machen verursacht werde". Bis am Abende des nächsten Tages sollte ein Konstanzer Abgesandter mit sicherm Geleit deshalb zur Unterhandlung nach Radolfzell geschickt werden. Natürlich erfolgte von Konstanz aus, das auf reichsdeutscher Seite nicht sehr viel zu verlieren hatte, keine Antwort. Von besonderem Interesse ist aber die fernere Mitteilung, die wir aus diesem Schreiben entnehmen, daß nämlich Oberst Zollikofer von der schwedischen Kriegsleitung ein Patent besaß, wonach die Stadt Konstanz angewiesen wurde, ihm Kontribution zu bezahlen. Glücklicherweise kam es dazu nie.

Drei Gottesgeißeln verheerten damals das deutsche Land: Krieg, Hunger und Pest. Die Stadt Konstanz sollte zuerst der Pest ihren Tribut zahlen. Wie an andere Orte war sie auch dahin durch Soldaten eingeschleppt worden und forderte seit Mitte Februar 1633 zahlreiche Opfer. Man nannte die Krankheit ungarisches Fieber oder Hauptsucht. Sie äußerte sich in Geschwüren am Kopfe, welche in wenigen Tagen den Tod herbeiführten. Dem Konstanzer Rat darf das Zeugnis nicht vorenthalten werden, daß er nach dem damaligen Stande der Hygiene es an Vorbeugungsmaßregeln nicht fehlen ließ. Er wandte sich schon in den Jahren 1628 und 1629 mit allgemeinen Verhütungsvorschriften an die Bürger, „da sich die leidige Erbsucht der Pesten in diesen unsern Landen an unterschiedlichen unsern an uns angrenzenden Orten gezeigt". Als im Februar 1633 die Zahl der Krankheitsfälle zunahm, erhob der Rat von den Konstanzer Ärzten ein Gutachten und beschloß, „daß die Kranken sollen separiert werden in sonderbare Gemächer, sofern sie im Haus vorhanden; wo nit, sollen sie in das neue Klaghaus gethan werden. Wofern auch dort die Gemächer nit ausreichen, sollen sowohl Burger als Soldaten in das alt Klaghaus verordnet werden. Die Burger seien zu warnen, daß sie ihre Kranken bei Zeiten anmelden, damit diese durch die Ärzte untersucht werden können. Welche die Krankheit an sich befinden, sollen sich des Zuwandels enthalten. Es seien Leute zu ordnen, welche die kranken Soldaten ins Klaghaus hinabtragen, desgleichen Abwärter und Abwärterinnen zu bestellen, auch zu veranlassen, damit die Soldaten in solcher Krankheit einander nicht heimsuchen." War ein Soldat wieder genesen, so sollte er ärztlich untersucht und ihm als Ausweis gegenüber den Behörden und seinen Quartierleuten von dem

Digitized by Google

untersuchenden Arzt „ein Schein“ gegeben werden. Die Scheu vor der Ansteckung war jedoch so groß, daß viele Bürger die als gesund entlassenen Soldaten lieber auf ihre Kosten im Wirtshaus unterhielten, als sie in ihr Haus aufnahmen. Abt Gaisser von Villingen, der am 20. Februar 1633 in Konstanz weilte, berichtet, daß die Jesuiten, welche in ihrer Kirche eine sehr zahlreiche Marienbruderschaft hätten, aus Ansteckungsgefahr die Leichenbegängnisse von verstorbenen Angehörigen dieser Bruderschaft nicht mehr wie sonst durch Begleitung der Mitglieder (Sodalen) begehen würden. Neue Einquartierungen mit teilweise angesteckten Soldaten machten die Sache noch schlimmer.

---

2. Kapitel.

Das Regiment Wolfegg und die Stadt Konstanz.

Bis in den Juni 1633 lag in Konstanz nur die kleine oben erwähnte vorarlbergische Besatzung von vier Kompagnien Fußvolk. Bei der langen Dauer der Einquartierung, welche vollständig von der Stadt und den Bürgern bestritten werden mußte, wurden freilich schon diese 400 Mann als drückende Last empfunden. Bereits am 1. März 1633 hatte der Rat seinen Kanzleiverwalter Dr. Harder zur Erzherzogin Claudia, welche seit 1632 nach Leopolds V. Tode als dessen Witwe in die Regentschaft der vorderösterreichischen Lande getreten war, nach Innsbruck entsandt, „alldorten anzubringen, daß die in Konstanz liegende Garnison nit mehr könnte unterhalten werden“. Zwei Tage später stoßen wir auf den Ratsbeschluß, daß mit der Regierung „mit Ernst solle geredt werden“, damit die Geistlichen zur Unterhaltung der Soldaten Früchte hergäben. Man empfand es als eine Ungerechtigkeit, daß die mit reichen Mitteln versehene Geistlichkeit, vorab das Domkapitel auf Grund der kirchlichen Immunitätsprivilegien von der Einquartierung befreit war, während die langandauernden Kommislieferungen die städtischen Vorräte zu erschöpfen drohten.

Aber die Hoffnung der Konstanzer, die unbeliebten Gäste loszuwerden, sollte sich ins Gegentheil verkehren, indem jetzt zufolge der vermehrten Kriegsgefahr ein noch unvollständiges, größtenteils aus Unterthanen der katholischen Reichsstände Oberschwabens gebildetes Infanterieregiment unter der Führung des Obersten Maximilan Willibald

Digitized by Google

Erbtruchseß Grafen von Waldburg=Wolfegg einzog. Am 9. Juni 1633 teilte die Regentin Claudia dem Konstanzer Rate mit, wegen erhöhter Kriegsgefahr sei die Einquartierung eines neuen Regiments notwendig. Aus dem heutigen Oberwürttemberg zog dasselbe jenseits des Sees heran, um von Meersburg nach Konstanz verschifft zu werden. Für die Vermittlung des Verkehrs mit den Civilbehörden stand dem Regiment ein österreichischer Kommissär zur Seite, ein Amt, das während der nun folgenden Zeit in Konstanz verschiedene Persönlichkeiten bekleideten. Zunächst war es ein gewisser Kohler, dem die wenig erquickliche Aufgabe zufiel, über die Art und Weise der Einquartierung des aufzunehmenden Regiments mit dem Rate und diesmal auch mit dem Domkapitel zu verhandeln. Bei der Geldnot der österreichischen Staatskasse war nicht daran zu denken, daß für die Einquartierungslasten irgend ein Ersatz gewährt würde. So ist es nicht verwunderlich, daß die Stadt hoffte, die Einquartierung auf die bis jetzt noch nicht herangezogene Geistlichkeit abzuschütteln, während anderseits auch das Domkapitel, gestützt auf seine Privilegien, sich das Kriegsvolk vom Leibe zu halten mit allen Kräften bestrebt war. Den Freiheiten, welche der Stadt Konstanz nach ihrer Unterwerfung unter österreichische Hoheit verblieben waren, hätte es widersprochen, wenn man die Soldaten ohne weiteres eingelegt hätte, vielmehr bedurfte es erst eines Unterhandelns. Freilich wußten Oberst Wolfegg und sein Kommissär Kohler wohl, daß sie um allen Preis Quartiere erhalten mußten.

Ehe die Stadt irgend eine Zusage machte, erschien Wolfegg selbst am 11. Juni 1633 mit einer kleinen Truppenabteilung zu Schiff in Konstanz, wohin er seinem Regiment vorausgeeilt war. Bei seiner Ankunft wurde er nach alter Vätersitte „salutiert" und mit Wein und Hafer für die Pferde „verehrt"; auch bot man ihm den Kommis für seine Soldaten an, die jedoch vorerst außerhalb der Stadtmauern am Hafendamm verbleiben mußten. Im Widerspruch mit dieser formellen Begrüßung stand es allerdings, daß mehrere Bürger der Stadt bei Wolfeggs Ankunft auf dem Damm „gefährliche Reden ergehen ließen", in welchen sie offenbar, der bisherigen Einquartierung überdrüssig, von einer neuen nichts wissen wollten. Es zeigte sich denn alsbald, daß dies die Stimmung der Mehrzahl der Einwohnerschaft war.

Graf Wolfegg verlangte, seinen Soldaten sollten zu Petershausen, als dem vermeintlich vorzugsweise gefährdeten Stadtteil, unverzüglich abgesonderte Quartiere bereitet werden, widrigenfalls er die Stadt für

Digitized by Google

alle etwaigen Verluste verantwortlich machen müßte, die er infolge ihres Zögerns an seinem jenseits des Sees befindlichen Regiment erleiden würde. Der kleine Rat, welcher ursprünglich gehofft hatte, durch Vermittlung des Fürstbischofs, eines Bruders des Oberst Wolfegg, die bevorstehende Einquartierung „abzubitten", trug dies Begehren noch am gleichen Tage dem eilig zusammenberufenen Großrate vor, stieß aber auf heftigen Widerstand. Andern Tags legt Kommissär Kohler dem kleinen Rate nochmals die Gründe der Einquartierung dar und „verhofft darüber eine kategorische Resolution zu haben, so bis dato in suspenso geblieben". Der Fürstbischof und ganze Klerus hätten sich erboten, das äußerste zu thun, und möchte er gerne hören, daß auch die Stadt sich zu einem gleichen entschlösse. Auf genommenen Ausstand erhielt Kohler vom Rate den Bescheid, „man habe der Geistlichen Anerbieten allein in genere vernommen, möchte aber ihr Anerbieten in specie hören und vordrist, wieviel monatlich auf das Regiment spendiert werden möge, man erbiete sich alsdann ex parte der Stadt aller Möglichkeit".

Wir sehen, Kohler hatte einen schweren Stand. Rat und Domkapitel wollten ihre Absichten nicht verraten, und jeder sein Angebot nach dem des andern richten. Thatsächlich hatte das Domkapitel bis jetzt nur „Generalofferten" gemacht und sich beharrlich geweigert, dem Kommissär Einzelvorschläge über die Einquartierung zu unterbreiten. Damit war ihm aber nicht gedient. Er zog daher andere Saiten auf und erklärte dem Rate rundweg, „Ihrer Durchlaucht Absicht sei, gern zu schonen; aber er verspüre, daß die Resolution allein zu Tergiversation wolle gemacht und solches allein ad referendum wolle angenommen werden. Sichern Nachrichten zufolge nehme der Feind von Ulm seinen Marsch nach Konstanz. Weil man aber keine Resolution geben wolle, werde er alles der Regentin berichten, damit Ihre Durchlaucht auf andere Mittel gedenken, diesen Posten zu defendieren". Es bestehe nicht die Absicht, das Kriegsvolk lang hier liegen zu lassen. Die Geistlichen hätten sich erklärt, sie könnten „schwerlich" Soldaten ins Quartier annehmen; weil aber die Stadt mit Quartieren genugsam versehen, wollten sie solche „in anderweg" ersetzen, könnten sich aber „auf kein Gewisses" erklären.

Diese Rede verfehlte ihren Eindruck nicht. Auf nochmaligen Ausstand trat der Rat mit dem Beschluß hervor, er sei bereit, 600 Mann zu unterhalten; doch solle der Troß abgeschafft, zuvor eine Musterung

Digitized by Google

gehalten und alsdann das Regiment gegen Abführung der vorarlbergischen Kompagnien eingelegt werden; auch dürften nur drei Hauptleute darunter sein und die Einquartierung nicht länger als einen Monat dauern; endlich behalte man sich die Ratifikation des Beschlusses durch den auf den andern Morgen einzuberufenden Großrat vor. Mit dieser Erklärung gab sich der Kommissär zufrieden, trotzdem von einer abgesonderten Einquartierung, wie sie Wolfegg wünschte, keine Rede war. Er hatte keinen Grund, den Konstanzern ihre schönen Träume zu zerstreuen. War das Regiment nur erst in der Stadt, dann mochten die Thatsachen reden. Wie begründet aber die Befürchtung vor einem allzu zahlreichen Offizierkorps und dem lästigen Troß der Soldaten war, zeigte sich gar bald.

Der große Rat bestätigte zwar am nächsten Tage den Beschluß des kleinen, aber die Bürgerschaft wollte sich dabei nicht beruhigen. Es entstand vor dem Rathaus während der Sitzung eine Zusammenrottung derselben und sie begehrte, ihre Beschwerden dem Rate vorzubringen. Man ließ ihnen sagen, sie sollten ihr Anliegen durch einen Ausschuß vortragen. Dem entsprachen sie. Der Rat war in schlimmer Lage. Er konnte den Vertretern der Bürgerschaft nur erwidern, daß man „ihre Punkten werde in Beratschlagung ziehen, auch Herrn Stadthauptmann kommunizieren und die Antwort nachmittags in den Quartieren publizieren, da sie erscheinen sollen". Als die Bürgerschaft an den vier öffentlichen Sammelplätzen der Stadt, Quartiere genannt, erschienen, ward ihr die wenig tröstliche Antwort, „sie sollte sich gehorsamen und die Soldaten hereinnehmen".

Jetzt erst öffneten sich die bis dahin verschlossenen Stadtthore, um die Soldaten einzulassen. Wolfegg und Kommissär Kohler freuten sich sehr über den Entschluß des Rates und ließen diesem durch den Stadthauptmann ausrichten, „man habe des kleinen und großen Rats Devotion gern vernommen, wolle Solches auch gegen Ihre fürstliche Durchlaucht rühmen". Nachdem die Bürgerschaft in dieser Weise sechs Kompagnien aufgenommen, ließ sich auch das Domkapitel herbei, hundert Mann samt Offizieren auf zwei Monate unter der Bedingung zu verpflegen, daß sie in die Reichenau und nach Wollmatingen gelegt würden, sowie, daß die Geistlichkeit in der Stadt von Einquartierung frei sein und zu ferneren Kontributionen nicht sollte herangezogen werden. Eine am 16. Juni 1633 tagende Kommission des Domkapitels berechnete die Unterhaltungskosten für diese hundert

Digitized by Google

Mann nebst Offizieren auf wöchentlich 223 fl. und verteilte diese Summe verhältnismäßig auf die verschiedenen geistlichen Vermögen. Sehr bald konnte das Domkapitel die Erfahrung machen, daß es die kaiserlichen Soldaten nicht ehrlich trieben, da sie über hundert Rationen Kommis mehr als nötig forderten und von den Wollmatinger Bauern den Wein erhoben, trotzdem sie nebenbei den Kommiswein vom Domkapitel bezogen. Die Truppenabteilung auf der Reichenau setzte sich in der alten, hinsichtlich des hölzernen Oberbaus längst zerstörten Burg Schopflen fest, jenem megalithischen Bauwerk eines seit Jahrhunderten erloschenen reichenauischen Dienstmannengeschlechts. Durch seine günstige Lage am obern Ende der Insel und den weiten Ausblick, den es nach allen Seiten gewährt, eignete es sich für einen vorgeschobenen Wachtposten vorzüglich. Die Aufgabe dieser Besatzung war, von hier aus den Streifzügen der feindlichen Truppen in Radolfzell ein Ende zu machen und wir erfahren denn auch, daß die Kaiserlichen den umliegenden Dörfern die Tributzahlungen nach Radolfzell verboten haben. Dadurch kamen freilich die armen Bauern in eine böse Klemme. Der biedere Gallus Zembroth in Allensbach, der ein Zeitgenosse dieser Ereignisse war, berichtet uns darüber in seiner Chronik: „Die Kaiserlichen haben durchaus nit gestatten und mehr zulassen wollen, daß wir dem Feind einige Handreichung weder mit Geld noch Arbeit, Diensten und Schanzen leisten sollen. Der Feind dräut mit militärischer Exekution durch Schreiben und Botschaft. Der Obrist und die Offizier aber zu Costanz, Mainau und Reichenau haben nit erlauben wollen, dem Feind sich zu bequemen, und erklären sich, wo man das geringst thun werde, wollen sie schärfer und strenger exequieren, als der Feind niemalen thun werde."

Der Stadt Konstanz fiel die Aufgabe zu, die erwähnten 600 Mann ins Quartier zu legen. Der Rat ernannte zu dem Behufe zwei aus seiner Mitte zu Quartierherren, welche die Soldaten auf die Bürger verteilen sollten. Bei der Gewaltthätigkeit der Soldaten war dies ein überaus lästiges Amt, wie wir aus dem häufigen Wechsel und den vorzeitigen Entlassungsgesuchen ersehen. Dem Oberst Wolfegg wurde als Bruder des regierenden Fürstbischofs Johann VII. mit Genehmigung des Domkapitels die Domprobstei als Quartier angewiesen, für sein Tafelgeschirr und seine Tischwäsche hatte der Rat zu sorgen. Alle andern Offiziere sowie die Soldaten mußten in bürgerlichen Häusern untergebracht werden. Freilich gebrach es an standes-

Digitized by Google

gemäßen Quartieren für die allzu zahlreichen Offiziere, weshalb dieselben zumeist in den Gasthäusern auf Kosten der Stadt unterhalten wurden. Die Soldaten sollten von der Stadt Kommiswein und Kommisbrot erhalten, im übrigen aber durch ihre Quartiergeber verköstigt werden. Allein es zeigte sich alsbald, daß sehr viele ärmere Bürger nicht imstande waren, den Anforderungen der Soldaten zu genügen, so daß auch in diesen Fällen die Stadt einzutreten hatte. Die Schwierigkeiten steigerten sich, als zu dem wolfeggischen Regiment am 18. Juni 1633 unversehens zwei detachierte Kompagnien des aldringischen Korps hinzukamen, welche ebenfalls von der Stadt einquartiert und unterhalten werden mußten. Man „salutierte" auch diese Truppe durch Ratsabgeordnete, aber man hoffte, sich dieselben schleunig wieder vom Halse zu schaffen.

Schon am 20. Juni 1633 entsandte der Rat den Kanzleiverwalter Dr. Harder in Begleitung des Ratsmitgliedes Balthasar Kalt nach Innsbruck zur Regentin Claudia, ließ dortselbst die beim Einzug des wolfeggischen Regiments von der Bürgerschaft angebrachte „Supplikation" überreichen und „den vor Augen stehenden allertäglichen Totalruin und Untergang gemeiner Stadt und Burgerschaft" vortragen. Mit nachgesandtem Brief vom 25. Juni 1633 teilte der Rat den noch in Innsbruck weilenden Abgeordneten weiter mit, wie unerträglich die Zahl der Weiber und Kinder im Trosse der Einquartierung sei, sowie, daß man für die gesamte Soldateska wöchentlich 120 Mutt Kernen, 9 Fuder Wein und für Holz und Stroh 250 fl. aufwenden müsse. Deshalb möchten die Abgesandten „um möglichste Befürderung ersuchen, damit die aldringischen, zum teil auch die wolfeggischen Soldaten möchten abgeführt werden; die Stadt wolle solches mit dankbarlicher Remuneration erkennen".

Allein die Ratsboten kehrten am 4. Juli, begreiflicherweise ohne ihr Ziel erreicht zu haben, nach Konstanz zurück. Der Rat ließ sich jedoch durch diesen Mißerfolg nicht abschrecken und schrieb am 9. Juli neuerdings an den österreichischen Hofkanzler in Innsbruck, auf dessen Einfluß bei Claudia man große Stücke hielt: „Weilen wider besseres Verhoffen und trotz angewendeter Mühe und großer Reiskosten nit allein das aldringische Volk noch nit abgeführt, sonder auch das wolfeggische Regiment sich täglich stärket, woraus das Absehen genommen wird, als müßte bei der immer beschwerlicheren Last und der nun erscheinenden Unmöglichkeit das gemeine Wesen sowohl als der arme hoch-

Digitized by Google

bedrängte Burger in gänzliches Verderben gestürzt werden, haben wir keinen Umgang nehmen können, nochmals zu bitten, diesen beschwerlichen und dazu gefährlichen Stand in bessere Consideration zu nehmen. Dann sollte der Feind wider Verhoffen sich zunähern und ein Lager schlagen, so ist leichtlich zu erachten, weilen schon alles aufgezehrt und nichts im Vorrat, gemeine Stadt auch von außen herein den wenigsten Beitrag habe, daß man entweders Hungers sterben und verderben oder trungenlich dem Feind sich ergeben müsse, während man doch ohne unser Maßgab andern höchstbedrängten österreichischen Land- und Leuten mit solchem Kriegsvolk, dessen man allhie noch im wenigsten benötigt, succuriren könnte." Wir entnehmen hieraus, wie man damals in Konstanz dachte. Die weitere politische Lage war dem Rate unbekannt, und für die Nähe betrachtet, muß man ihm recht geben, wenn er eine nützlichere Verwendung des wolfeggischen Regiments anempfahl. Oberst Wolfegg fehlte es an jeder Initiative gegen die Feinde des Kaisers, während er sich gegenüber dem Konstanzer Rate als anspruchsvollen und rücksichtslosen Militär erwies. Daher kam es, daß der Rat es nur in den seltensten Fällen wagte, sich mit seinen Beschwerden unmittelbar an Wolfegg zu wenden, hiefür vielmehr stets den Umweg über Innsbruck wählte. Daß dadurch das geringe gegenseitige Vertrauen vollständig verloren ging, darf nicht verwundern.

Mit dem Versprechen, daß die Einquartierung nur eine vorübergehende sein und die Abführung der Soldaten in Bälde stattfinden sollte, stand es nach alledem sehr schlimm. Ganz im Gegenteil behandelte Wolfegg die Stadt Konstanz als einen Werbeplatz. Als er mit seinem Regiment in Konstanz einzog, war das letztere, welches nach der im 30jährigen Krieg üblichen Heeresverfassung zehn Kompagnien zu je hundert Mann zählen sollte, etwas mehr als zur Hälfte kompletiert. Infolge der Werbungen Wolfeggs wurde die Garnison auf der Reichenau durch eine Kompagnie von 140 Mann verstärkt, von denen das Domstift 40, die Stadt Konstanz 100 Mann zu unterhalten hatte. Erst auf energisches Dringen des Rates war die Geistlichkeit dahin zu vermögen, 200 Mann gegen früher 100 den Unterhalt zu geben. Am 8. August betrug die Zahl der Soldaten in Konstanz nach Angabe des Rates einschließlich der 400 Aldringer bereits 1200 Mann. Am 29. August waren die verfügbaren Quartiere in der Stadt belegt. Am 6. September berichtet der Rat an die Regentin Claudia, daß die Werbungen zur Vervollständigung des

Digitized by Google

wolfeggischen Regiments täglich fortgingen und immer neue Quartiere für die Angeworbenen bei den Soldaten gemacht werden mußten. Wenn wir fragen, wer alles der Werbetrommel folgte, so hören wir, daß es keineswegs geschultes Kriegsvolk war, das unter der Fahne des Oberst Wolfegg zusammenkam. Zum größten Teil bestanden die Rekruten aus verarmten oberschwäbischen Bauern, welche die Kriegsnot von Haus und Hof getrieben hatte. Wie der Konstanzer Rat wiederholt glaubhaft der Regentin berichtet, gewährte Oberst Wolfegg namentlich seinen eigenen Unterthanen, die durch die Streifzüge der Schweden und Kaiserlichen um Hab und Gut gekommen waren, Unterschlupf, indem er sie ohne Rücksicht auf militärische Befähigung als Soldaten in sein Regiment aufnahm und durch die Stadt Konstanz verpflegen ließ. Da darf es nicht Wunder nehmen, wenn von großen Kriegsthaten dieser Truppen nichts verlautet, sowie daß ein solches Verfahren in Konstanz aufs höchste verbitterte. Dazu kam, daß im wolfeggischen Regiment zahlreiche Soldaten mit der Pestseuche angesteckt waren. Beide Klaghäuser und das Lazaret waren jetzt mit Kranken gefüllt, so daß diese Sorge nie vom Rate wich. Aus dem Spital und den Zunftstuben nahm man Bettzeug und Küchengeschirr zu ihrer Verpflegung. Die letztere wurde im übrigen aus dem auf die Kranken entfallenden Kommisgeld bestritten.

Die Einquartierung der Soldaten selbst hätte man sich schließlich gern gefallen lassen. Viel schlimmer war, daß ihnen nach damaligem Kriegsbrauch ein endloser Troß von Weibern und Kindern folgte, welche ebenfalls von der Konstanzer Bürgerschaft unterhalten werden mußte und vor deren Finger nichts sicher war. Am 7. September 1633 berichtet der Rat an Ossa: „Das unnütze Gesindel der Huren und Buben wird nit abgeschafft, sondern bei täglicher Annehmung neuer Soldaten, so mit vielen Weibern und Kindern behängt sind, wird der Burger genötigt, neben den einquartierten Soldaten auch diese zu verköstigen, wie dann von solchen verarmten Unterthanen mit ihren Weib und Kindern zu allhiesiger Stadt samt ihren ganzen Haushaben großer Zulauf ist, so daß sich zur Zeit auf die 350 Personen an Soldatenweibern und Kindern salvo honore Huren und Buben unter allhiesiger Garnison aufhalten".

So kann der wolfeggischen Besatzung der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie ein wenig diszipliniertes Volk war, leicht zu Gewaltthätigkeiten und Ausschreitungen geneigt, ohne daß die bedrängte

Digitized by Google

Bürgerschaft bei dem Oberst und den Offizieren den nötigen Rückhalt gefunden hätte. Aber auch unter den Soldaten selbst kam es fast täglich zu Raufhändeln, so daß der Rat von den Kirchenkanzeln verkünden lassen mußte, „wenn der Soldaten halb sich etwas auf der Gassen zutragt, daß die Burger sich sollen zu Haus halten“. Als militärischer Arrest oder Stock war gleich von Anfang an dem Regiment ein Haus überwiesen worden, das schon der früheren Garnison zu diesem Zweck gedient hatte. Während der ganzen Zeit, da das wolfeggische Regiment in Konstanz hauste, vergeht fast keine der alltäglich stattfindenden Ratssitzungen, in welcher nicht Ausschreitungen der einquartierten Soldaten mit der Bitte um Abhülfe vorgebracht werden. Am häufigsten sind die Klagen über rohe Beschimpfungen und gewaltthätige Bedrohungen, denen die Bürger und ihre Frauen ausgesetzt waren, sowie über die Unersättlichkeit der Soldaten, die sich nie mit der bürgerlichen Kost ihrer Quartiergeber begnügen wollten. Auch Feuersgefahr brachten die Soldaten über die Stadt, indem sie sowohl in Privathäusern nicht sorgsam mit dem Feuer umgingen, als auch bei den Nachtwachen unter den Stadtthoren übermäßig große Feuer unterhielten, wodurch, abgesehen von der Holzverschwendung, nahe Wohnhäuser und Scheuern in Feuersgefahr gerieten. Daß es nach dem Gesagten mit der Sittlichkeit unter den Soldaten nicht weit her war, braucht nicht hervorgehoben zu werden; es sei nur erwähnt, daß der Rat über ihr unziemliches Baden Klage führte.

Hoch und Nieder hatte in Konstanz unter der Last der eigenen Einquartierung zu leiden. Seinem Abgesandten berichtete der Rat unterm 25. Juni nach Innsbruck, „daß die Soldaten ihre Insolentias, Trutz und Unbescheidenheit noch stündlich bei Tag und Nacht kontinuieren, Weib und Kinder unterweilen mit bewaffneter Hand aus den Häusern treiben und an unterschiedlichen Orten einbrechen“. Selbst die Weinvorräte der Stadt waren vor Überfall nicht sicher. Der Rat mußte sich an Wolfegg mit der Bitte wenden, „daß bei dem Spitalkeller Salva Guardia aufgeschlagen werd“. Besonders empfindlich machte sich die infolge der Ausschreitungen der Soldaten eingetretene Verkehrsunsicherheit darin geltend, daß die Wochenmärkte und ihr Besuch ins Stocken gerieten und die Besorgnis wach wurde, „daß man an notwendigen Viktualien, die man guten Teils aus dem Thurgau zu erwarten, höchsten Mangel leiden müßte“. Vergeblich versuchte der Rat diesem Mißstande dadurch zu begegnen, daß er unter das Kreuz-

Digitized by Google

linger Thor beständig sechs Bürger zur militärischen Wache Wolfeggs hinzu verordnete. Auch das Domkapitel wandte sich an den Fürstbischof, er möge bei seinem Bruder auf bessere Disziplin dringen, „dieweilen es soweit kommt, daß nichts mehr auf die Märkt kommen will, weil die Soldaten den Leuten die Sach mit Gewalt nehmen, und dann fast täglich auch einer auf dem Platze bleibt, so meistens aus übermäßigem Trinken geschieht.“ Beim Rate beschwerte sich der Landkomtur auf Mainau, daß drei Soldaten seinem Unterthanen Thomas Scherer zu Litzelstetten „etlich Tuch abgenommen und etlichen Burgern zu kaufen geben“ und verlangte, daß die letzteren zur Rückgabe des Tuches angehalten würden. Überhaupt waren fortan Restitutionsprocesse um Fahrnisse, welche die Soldaten gestohlen hatten, an der Tagesordnung. Am schlimmsten waren die Kaufleute daran. Konrad Roßbüchel führte beim Rat Klage, „weil er einen Feldwaibel einquartiert hab, welcher sich ganz unbescheidenlich verhalte und andere in das Haus führe, so daß ihm in dem offenen Laden nichts sicher“. Dem Gastwirt zum Sternen quartierte sein Leutnant aus Verdruß, „weil er ihm nit gnug wollen aufstellen“, sofort 27 Soldaten ein. Am 23. Juli beschwert sich Johann Konradis Witwe über einen aldringischen Soldaten, „dessen Weib ein Kindbetterin, er gar unverträglich mit Fluchen, Schwören, Drohen; wöllen viel von ihr haben und müß sie selbst Hunger leiden. Zudem wollen deswegen auch ihre Studenten hinweg, darum komme sie ganz um ihre Nahrung“. Johann Andelfinger beklagte sich über seinen einquartierten Fourier, daß er ihn „geschelmt und diebet, sein Frau ein Hex und Unholden gescholten, auch Leib und Leben gedräuet“. Gleichermaßen beschwert sich der Patrizier Guldinast, daß ihm des Obersts Feldwebel Schelm, Dieb, Bärenhäuter und anderes zugerufen habe.

Indes auch an romantischen Zügen gebricht es diesen Konstanzer Tagen nicht. Unter den fremden Weibspersonen, die sich damals hier aufhielten, befand sich die ledige Ursula Gaisserin aus Kißlegg im heutigen Oberwürttemberg. Dieselbe beging eine Kindstötung und wurde deshalb gefänglich eingezogen. In der Voruntersuchung legte sie ein Geständnis ab. Auf 13. August wurde ihr der endliche Rechtstag, im heutigen Sinne die Hauptverhandlung, angekündigt. Hier erschien nach der Verlesung des Geständnisses der Angeklagten, Christoph Wilhelm aus Franken, ein Korporal im wolfeggischen Regiment, und bat, „der Tochter Ursula Gaisserin das Leben fristen, er wolle sie zu

der Ehe nehmen". Er erhielt zur Antwort, man wolle seiner Fürbitte gedenk sein. Aber weder diese noch der städtische Steuerschreiber, welcher als Verteidiger der Angeklagten für sie um Gnade bat, fand beim Rate Gehör, welcher die Unglückliche zur Enthauptung verurteilte. Er fühlte sich indes nicht sicher, ob nicht der Liebhaber mit seinen Soldaten die Exekution zu verhindern suchen würde und erbat sich von Wolfegg die Bestellung einer militärischen Wache.

Bevor eine eigentliche Belagerungsgefahr die Stadt Konstanz bedrohte, mußte es die Aufgabe der kaiserlichen Besatzung sein, die reichsdeutsche Nachbarschaft von den feindlichen Streifzügen zu befreien. Dazu bedurfte man vor allem entsprechender Kavallerie. An solcher gebrach es dem wolfeggischen Regiment aber ganz. Erst als die aldringische Verstärkung einzog, ging man ans Werk, in Konstanz Pferde auszuheben und Dragoner auszurüsten, eine im Dreißigjährigen Krieg aufgekommene Truppengattung, eigentlich Musketiere, die zu Pferd und zu Fuß nach Bedarf fochten. In Konstanz war damals an Pferden ziemlicher Mangel. Am 13. Juli teilte der Domdekan dem Domkapitel mit, daß diejenigen Herren, welche Pferde besitzen, dieselben den Soldaten überlassen sollten. Die Pferde waren bereits aus den Domherrenhöfen mit Gewalt weggenommen worden. Oberst Wolfegg entschuldigte sich zwar beim Bischof, seinem Bruder, „daß von ihm diese Importunität und Gewaltbrauchung nit ausgangen". Der Domdekan meinte, „die Herren, welche Pferde haben, würden sich zur Verhütung fernerer Gewalt zu accomodieren wissen". Am 16. Juli beklagten sich einige aus der in Konstanz weilenden Ritterschaft beim Rat, „daß ihnen dieser Tag etliche Pferd mit Gewalt aus den Ställen genommen worden". Am 20. Juli mußten alle Pferde der Bürgerschaft auf den Obermarkt gebracht werden, damit aus ihnen die erforderlichen ausgehoben werden könnten. Dabei glauben wir es den „Wettekarrern", nach heutigen Begriffen den Dienstfuhrleuten, gerne, wenn sie dem Rat die Bitte vortrugen, „weil ihre Roß zu Dragonerpferd nit taugentlich, sie deshalb zu entlassen". Auch wenn Thurgauer Pferde in die Stadt brachten, wurden sie ihnen mit Gewalt enteignet.

Die so ausgerüstete aldringische Reiterei richtete im Verein mit den Diebsfingern des andern Soldatengesindels in Garten und Feld arge Verwüstungen an, so daß der Rat sich beschwerend an die Regentin wendet: „Es werden der Burger Güter durch Ausfressung von den aldringischen Rossen, durch Ablesung alles Obst und anderer

Digitized by Google

Erdengewächse, wie nit weniger, weil besagte Roß auch in die Rebgärten einlaufen, ganz abgetrieben, alles Eisenwerk von den Gartenhäusern und Scheuern abgebrochen, und da solches ganz undisziplinierte Volk nit vor dem Herbst abgeführt werden sollte, werde die Burgerschaft ihren Herbst bald eingesammlet haben." Nach anderer Richtung müssen freilich diese Dragoner ihre Schuldigkeit wacker gethan haben. Gallus Zembroth, der biedere Allensbacher Bauer, berichtet über sie in seiner Aufzeichnung: „Es war ein Kompaney Dragoner von Costanz uff-gesetzt, die führt ein Kapitänlieutnant, ein Burger von Eigeltingen, ein tapferer, kühner, rittermäßiger Mann, welcher hernach Hauptmann und Obristwachtmeister worden, Mathäus Bach genannt. Die waren allzeit uff der Straßen." Auch auf das thurgauische Gebiet erlaubte sich diese aldringische Reiterei nächtliche Streifzüge, jedoch ohne Schaden anzurichten. Nach allem erfüllte diese kleine Truppe die auf sie gehegten Hoffnungen, indem sie die nächste Umgebung von Konstanz von feindlichen Streifereien freihielt.

Durch die langdauernde Einquartierung stieg die Bedrängnis in Konstanz immer höher. Der Stadtsäckel geriet mit seinen Sold- und Kommislieferungen sowie mit allen andern Kriegsausgaben ebenso sehr in Verlegenheit, wie die einzelnen Bürger mit der Unterhaltung der Soldaten und ihres Anhanges. Die Reichen hielten sich zwar die Einquartierung vielfach durch Bezahlung und Abfindungen vom Leibe. Dagegen lastete sie auf dem in ziemlich ärmlichen Verhältnissen lebenden Handwerkerstande über die Maßen. Am 16. Juli trug eine Abordnung des Rates vor, daß die Einquartierung bei den „Armen ganz beschwerlich". Als am 18. Juli der Rat für die ständigen Neuanwerbungen kein Unterkommen mehr wußte, befürchtete man bereits, die Kommandanten würden „für sich selbst Quartier machen" ohne überhaupt auf die städtischerseits ernannten Quartierherren Rücksicht zu nehmen. Deshalb trat der Rat aufs neue mit Innsbruck in Unterhandlung.

Zunächst verwandte er sich schriftlich bei Claudia um die Wegführung der beiden aldringischen Kompagnien sowie um Abschaffung des Trosses im wolfeggischen Regiment. Hierauf traf am 21. Juli abschlägige Antwort ein; die Besatzung sei nötig, da der Feind seine Absicht auf Konstanz gerichtet habe. Nun verfiel der Rat wieder auf das schon früher angewandte Mittel der persönlichen Vorstellung in Innsbruck. Als Abgesandter wurde auch diesmal der Kanzleiverwalter

Digitized by Google

Harder bestimmt. Er sollte bei der Regentin „alle Notwendigkeit anbringen um Abführung des aldringischen Volks oder Hergebung Proviants und Munition". Ehe Harder zurückkehrte, kam es in Konstanz zu bedrohlichen Auftritten. Am 28. Juli erschien ein Feldwebel der aldringischen Truppen in Begleitung mehrerer Soldaten beim Bürgermeister und beklagte sich über schlechte Quartiere, „mit Bedrohung, sie werden sie nehmen wo sie solche finden, wöllen auch den Fleischbazen haben". Man ersieht daraus, daß die Stadt Konstanz diesen Aldringern, welche von der österreichischen Kriegsleitung eigenmächtig eingelegt worden waren, nicht vollen Kommis und Quartier gewähren wollte. Dem Kommandanten Wolfegg gingen die städtischen Quartierherren in der Schonung ärmerer Bürger allzu sorgsam vor. Er erwirkte daher von Claudia ein Befehlschreiben an den Rat, in welchem „die Einquartierung der Soldaten allein zu des Herrn Obristen Verordnung gestellt" wurde. Dadurch waren die städtischen Quartierherren auf die Seite gesetzt. Der Rat wollte sich diese Schmälerung seiner Rechte nicht gefallen lassen und beauftragte mit Schreiben vom 30. Juni seinen noch in Innsbruck weilenden Kanzleiverwalter, da aus dieser Maßregel „nit geringe Konfusion und der Burger Beschwernis zu besorgen, man aber von dem Kommissario Walser verständigt, daß vermög seiner Ordonanz die Einquartierung mit Zuthun der städtischen Verordneten geschehen soll", dahin zu trachten, daß es beim bisherigen Zustand verbleibe und die städtischen Quartierherren nicht ausgeschlossen würden.

Am 31. Juli sammelten sich vor dem Hause des Bürgermeisters bei dreißig Soldaten und begehrten den Fleischbazen, d. h. ein Bazenstück an Stelle der eigentlich in Natur zu liefernden Fleischration. Gleich darauf kamen zwanzig, welche Quartiere begehrten. Dabei drohten sie, wenn ihrem Verlangen nicht entsprochen würde, „daß der Burgermeister der Fleischbazen sein müsse; sie wöllen einen Eimer Wein für sein Haus bringen, ihm das Kraushaar erziehen und den Bärentanz lehren; es werd auch ein Korporal samt Korporalschaft kommen, das Haus auszuplündern". Bürgermeister Guldinast bemühte sich, die Aufrührer zu beruhigen, indem er sie zu Kommissär Walser verwies, vor dessen Behausung sie sich alsdann an hundert Mann stark zusammenrotteten. Zum Glück war Walser nicht zu Hause, sondern beim Grafen von Fürstenberg zu einem Abendtrunke. Dem Bürgermeister fuhr aber der Schreck so in die Glieder, daß er gleich

Digitized by Google

andern Tags beim Rat um Amtsentlassung anhielt. Hier brachte man ihn mit Mühe von diesem Schritte ab und entsandte eine Ratsabordnung, welcher sich der Stadthauptmann bereitwillig anschloß, zur Beschwerdeführung an Kommissär Kohler, der seinerseits von Wolfegg Abhülfe forderte. Auch teilte man das Vorkommnis an Kanzleiverwalter Harder nach Innsbruck mit.

Am 5. August kehrte dieser vom Hofe der Regentin, wie nicht anders zu erwarten war, mit geringen Hoffnungen zurück. Die österreichische Regierung konnte unmöglich Konstanz unbesetzt lassen und war ebensowenig imstande, die Garnison selbst zu verproviantieren. Man hielt darüber in Konstanz großen Rat und beschloß, neuerdings den Stadtrat Christoph Schmidt mit Schreiben und Instruktion nach Innsbruck zu entsenden, außerdem aber sich bittsuchend an den österreichischen Generalkriegskommissär Rudolf von Ossa zu wenden, von dessen Entschließungen Wolfegg und die Konstanzer Besatzung abhing. Bei Ossa scheint Wolfegg bittere Klage über die Konstanzer geführt zu haben, in welcher er den letzteren den Vorwurf mangelnden guten Willens machte. Deshalb entschuldigte sich der Rat ihm gegenüber und bat, die Ordonnanz, wonach jeder Soldat täglich ein Pfund Fleisch oder einen Bazen erhalten sollte, zurückzunehmen, auch die Soldaten anzuhalten, sich mit der Kost der Bürger zu begnügen. Weiter möchten die Bürger, welche durch Fronen zu den Schanzarbeiten angestrengt seien, einer besonderen Wachtleistung wie sie Wolfegg begehre, außer der gewöhnlichen bürgerlichen Wacht entlassen werden. Die aldringischen Kompagnien möchten abgeführt und für den Notfall dem vorarlbergischen Ausschuß Befehl gegeben werden, der Stadt Konstanz mit 500—600 Mann zu Hülfe zu eilen. Endlich bat der Rat, daß die Geistlichen zur Einquartierung und die Adeligen in Konstanz zur Leistung ihrer ordonnanzmäßigen Kriegsbeiträge herangezogen werden sollten.

Das Bestreben der Konstanzer schien diesmal von einigen Erfolgen gekrönt zu sein. Wenigstens walteten die städtischen Quartierherren ferner ihres Amtes. Auch erfahren wir von einem Schreiben, welches Ossa an das Domkapitel richtete, mit dem Begehren, daß die in Konstanz liegenden Soldaten bei allen Einwohnern, mit Einschluß der Geistlichen nach Verhältnis ihres Vermögens einquartiert werden sollten. Allerdings war das Domkapitel nicht geneigt, diesem Verlangen zu entsprechen; es nahm vielmehr an, daß Ossa von der durch

Digitized by Google

die Geistlichkeit auf der Reichenau unterhaltenen Kompagnie nichts wisse und teilte ihm dies und seine eigene schlimme Lage mit, da die Gefälle des Kapitels im Hegau durch Feindeshand weggenommen oder vernichtet worden seien. Gleichzeitig wandten sich die Domherren an Fürstbischof Johann, damit er seinen Bruder veranlasse, mit fernerer Einquartierung einzuhalten.

Als historische Merkwürdigkeit sei hier mitgeteilt, daß um jene Zeit der Domherr Pappus, als Verfasser eines Abrisses der Geschichte des großen Krieges bekannt, einen Brief Wallensteins an Aldringen aus Wien mitbrachte, in welchem der Herzog von Friedland dem Konstanzer Domkapitel versprach, „daß auf allerhöchsten Befehl ihm bei günstiger Gelegenheit die abgenommenen Gefälle und Güter wieder erstattet würden". Das Domkapitel meinte, man müsse mit Geduld auf diese Zeit warten, die jedoch nie kommen sollte.

Trotz der Befehle Ossas an die Konstanzer Geistlichkeit gelang es Fürstbischof Johann und seinem Kapitel schließlich bei Ossa die Oberhand zu gewinnen. Ossa, dem die schwierige Aufgabe zufiel, als Generalkriegskommissär der vorderösterreichischen Lande zwischen der geldarmen Regierung und den Ständen zu vermitteln und den letztern die Kriegslasten auf alle mögliche Art aufzuladen, konnte dabei nicht nach strengen Grundsätzen der Gerechtigkeit vorgehen. Und da der Konstanzer Rat keine so mächtigen Fürbitter wie die Domherren hatte, mußte er unterliegen. So geschah es denn, daß als Antwort auf das Bittschreiben der Stadt eine Ordonnanz Ossas eintraf, welche das Maß des von der Stadt zu leistenden Kommis sowie die Beiträge der Geistlichkeit und der Adeligen festsetzte, eine Ordonnanz, welche auf lange Zeit die Grundlage der gegenseitigen Ansprüche und Verpflichtungen bildete. Die Geistlichen hatten danach auch in Zukunft nur die beschränkte Zahl von 200 Soldaten samt Offizieren zu unterhalten. Den in Konstanz weilenden Grafen von Fürstenberg wurde eine wöchentliche Kriegsanlage von hundert Thalern, dem sonstigen Adel eine solche von hundert Gulden auferlegt. Die Stadt mußte im übrigen den Offizieren und Soldaten folgenden Kommis gewähren:

Jedem Hauptmann wöchentlich 1½ Eimer Wein, 20 fl. Geld, täglich 6 Brote, sowie Unterhalt für 6 Pferde; der Leutnant erhielt wöchentlich 24 Quart Wein und 6 fl., täglich 3 Brote und Unterhalt für 1 Pferd; der Fähnrich wöchentlich 17 Quart Wein und 4 fl. Geld, täglich 2 Brote und Unterhalt für 1 Pferd; dem gemeinen Soldaten

Digitized by Google

waren täglich 2 ℔ Brot, eine Maß Wein und wöchentlich 7 Bazen für das Fleisch zu verabreichen. Die große Schar der niederen Offiziere wie Feldwebel, Feldschreiber, Feldscherer, Fouriere und Korporale sollte „durch gemeine Burgerschaft kostiert und nach eines jeden Hausvaters Vermögen unterhalten werden".

Am 14. August 1633 trug Kommissär Walser in Begleitung des Oberstleutnants Senger diese an Wolfegg gerichtete Ordonnanz Ossas im Konstanzer Rate vor und forderte darüber dessen Entschließung. Der Rat bat um Aufschub. Er wollte die Ordonnanz der Regentin zusenden und um Milderung bitten. Als ihm keine Frist gewährt wurde, und die beiden erklärten, wenn die Ordonnanz nicht alsbald angenommen würde, hätten sie von Wolfegg Befehl, dieselbe sofort zu exequieren, berief sich der Rat auf die Unmöglichkeit und den bevorstehenden Ruin der Stadt und Bürgerschaft; er begehrte weiter, man solle die Geistlichkeit und den Adel zu entsprechender Einquartierung heranziehen. Die beiden Unterhändler erklärten aber kurzweg, die Geistlichen könnten mit weiterer Einquartierung nicht belegt werden, der Adel sei zu einer Geldhülfe angewiesen, und da „ein Rat wolle difficultieren, wollen sie selbsten die Quartiere in der Burgerschaft machen". Man mußte sich also dazu bequemen, die Ordonnanz Ossas anzunehmen.

Am Nachmittage des nächsten Tages — es war das Fest Mariä Himmelfahrt — kam Ossa persönlich nach Konstanz. Bürgermeister Guldinast und andere Stadtbeamte „salutierten" ihn und „verehrten" ihm einen Wagen Wein mit drei Fässern und ein zweiten mit neun Säcken Hafer. Ossa hielt den ihn Begrüßenden mit guten Worten vor, des Kaisers und der Regentin Notdurft erforderten es, daß die Garnison „auf ein zeitlang von der Burgerschaft müsse unterhalten werden". Er knüpfte daran die Ermahnung, man möge, wie man sich in Konstanz bis daher rühmlich gehalten habe, so noch eine Zeit lang fortfahren. Die Abgeordneten der Stadt schützten zwar die Unvermöglichkeit des Stadtvermögens vor und übergaben Ossa eine Denkschrift, in welcher die für Konstanz unerschwinglichen Kriegsausgaben aufgezählt waren, aber man erreichte in der Hauptsache nichts als das Andeuten, „daß ehist 600 Mann sollen abgeführt werden". Ossa versprach lediglich, den schlimmen Stand der Dinge der Regentin mitzuteilen und forderte den Rat selbst auf, sich nochmals an Claudia zu wenden. Auch verhieß er, von der Landvogtei Schwaben zu gunsten

Digitized by Google

der Stadt Konstanz Kontributionen erheben zu lassen. Begreiflicherweise ging diese Verheißung nie in Erfüllung. Dagegen drang Ossa bei Wolfegg auf Abschaffung des überflüssigen Trosses von Weibern und Kindern und verbot die Annahme weiterer Rekruten, welche mit solchen behaftet waren. Endlich kam Ossa der Stadt dadurch einigermaßen entgegen, daß er die bisherigen täglichen Fleischrationen der Soldaten auf 4 Wochentage beschränkte. Weil aber im übrigen „kein Abbitten nit verfangen wollen" und der Rat Gefahr lief, daß seine vorgeschützte Unvermöglichkeit als Ungehorsam gegen das Haus Österreich ausgelegt werden könnte, begann man noch am gleichen Nachmittage im Beisein des Kommissärs Walser die „neue" Einquartierung, wobei sich die Richtigkeit der Angaben des Rates über die schlimme Lage der Bürgerschaft bestätigte.

Nachdem Ossa von Konstanz wieder abgereist war, beschloß der Rat nach wenigen Tagen in Ausführung der von jenem erhaltenen Anregung, sich neuerdings bei der Regentin zu beschweren. Man beklagte sich auch jetzt wieder, daß die Geistlichkeit nicht mit Einquartierung belegt würde und daß die auf den Adel gelegte Kriegshülfe nicht zu erlangen sei, da dieser „sich resolvieret, ehender aus der Stadt zu ziehen, als den Beitrag zu geben". Zur Verhütung weiterer „Konfusionen" habe man die Bürgerschaft so hart belegen müssen, daß etlichen Bürgern zwei, drei und vier Soldaten samt Weib und Kindern in Erfüllung der Ordonnanz Ossas zur Unterhaltung einquartiert wurden. Dabei habe sich der anwesende Kommissär Walser selbst überzeugt, daß die Hälfte der Bürgerschaft nicht einmal den Soldaten das Kommisbrot zu gewähren imstande sei, so daß die Stadt diesen Soldaten Brot, Wein und Fleischgeld darreichen müsse. Da der Rat wöchentlich an Kriegskosten, abgesehen von den Schanzbauten, 1448 fl. auszugeben habe, was bei der Mittellosigkeit der Stadtkasse trotz erhobener Kontribution von einzelnen reicheren Bürgern über vierzehn Tage nicht mehr durchzuführen sei, schließt der Rat mit der Bitte um eine Geldhülfe.

Auch an Ossa selbst wandte man sich am gleichen Tage mit den nämlichen Gründen. Namentlich falle es den Handwerksleuten unter den Bürgern zu schwer, den Soldaten das ordonnanzmäßige Kommisfleisch zu geben, „erbieten sich aber, daß sie den Soldaten, so gut sie es selbsten haben, mit ihnen neben dem verordneten Wein und Brot essen lassen wollen". Daher möge Ossa die erteilte Ordonnanz dahin

Digitized by Google

abändern, „daß sich der Soldat mit demjenigen Essen, so gut es der Burger selbst hat, kontentieren lasse". Schließlich wurde Ossa gebeten, sich für die Stadt Konstanz bei der Regentin um eine „ergiebige Geldsumme" zu verwenden. Mit der Überreichung dieses Schreibens an Ossa und der mündlichen Vertretung seines Inhalts wurde der Stadtsäckelmeister Kalt betraut, welcher am 21. August Ossa nachreiste.

Dem Stadthauptmann Schenk von Staufenberg, der damals von Konstanz abwesend war, teilte der Rat ebenfalls die Sachlage mit und bat ihn um Hülfe. Das Schreiben schließt mit den Worten: „Sollen wir hülflos gelassen werden, so erbarme es Gott und muß der Burger in das Elend und das Steuerhaus beschlossen werden, da kein weiter Mittel me enthalten".

Inzwischen kehrte am 21. August der Rat Christoph Schmidt, welcher am 8. August an Ossa und nach Innsbruck abgesandt worden war, unverrichteter Sache nach Konstanz zurück und konnte nur vernehmen, wie sich die Dinge seit seiner Abreise gestaltet hatten. Man verhandelte hier weiter mit Oberst Wolfegg, bat um Abschaffung der aldringischen Rosse, „so auf der Burger Gärten und Reben getrieben werden"; man zeigte der Bürger Unvermöglichkeit und Lamentieren an; man beschwerte sich, daß die Korporale, Feldwebel und andern niedern Offiziere von den Bürgern entgegen der Ordonnanz Ossas doppelte Kommisrationen erzwingen wollten; man erinnerte, daß auf Befehl Ossas keine Soldaten mit Weib und Kindern mehr sollten angenommen werden; man verlangte, daß Wolfegg die Kriegsanlage der Adeligen vermöge der Ordonnanz Ossas einziehen lasse, was natürlich nicht geschah; man begehrte alle Donnerstag eine Wacht auf dem Damm zum Schirm des Lindauer Schiffs. Es war nicht viel, was die Ratsboten bei Wolfegg erreichten. Den Feldwebeln und Korporalen sollte die Stadt in Hinkunft zur Befriedigung ihrer Ansprüche einen Wochenzoll von je 1 fl. gewähren. Im übrigen blieb es beim alten. Die Furcht vor Gewaltakten der unbefriedigten Soldaten ging bereits so weit, daß dem Rate das städtische Steuerhaus nicht mehr sicher schien und daher mit einer besonderen Nachtwache versehen wurde. Die Neuanwerbungen nahmen noch immer zu. Am 20. August folgten 60 Mann aus der Landvogtei Schwaben der Werbetrommel Wolfeggs. Wenige Tage später mußten für weiter angeworbene Rekruten im Paradies Quartiere gemacht werden.

Erst als der Stadtsäckelmeister Balthasar Kalt am 30. August

Digitized by Google

von Ossa und aus Innsbruck zurückkehrte, schien endlich für Konstanz die Befreiung von der lästigen Einquartierung gekommen zu sein. Denn er brachte die frohe Botschaft mit, daß eine der beiden aldringischen Kompagnien sofort nach Kempten abgeführt und das wolfeggische Regiment „mit Fristen“ ebenfalls entfernt werden solle, wogegen man nach Konstanz eine „leidliche“ Garnison eines vorarlbergischen Regiments unter Oberst Schmied einzulegen gedenke. Im Rat war man hochbeglückt über diese Nachrichten und sandte überschwengliche Dankschreiben an Ossa, an den erzfürstlichen Hofkanzler nach Innsbruck und an den bischöflich konstanzischen Rat Sebastian Pilgrim Zweyer von Effenbach, Vogt zu Kaiserstuhl. Namentlich auf Rechnung der beiden letztgenannten schrieb der Rat die verheißene Befreiung, weil diese beiden sich angelegen sein ließen, daß die der Stadt Konstanz „auf dem Hals gelegene, von Tag zu Tag durch beharrliche Werbung neuer Soldaten und ihrer höchst beschwerlichen Anhänger gemehrte Last verringert werden solle“.

Thatsächlich folgte diesmal dem Versprechen das Halten. Am 2. September hatte die eine aldringische Kompagnie unter Hauptmann Proy bereits Konstanz verlassen, wie wir daraus ersehen, daß an jenem Tage das Domkapitel bei dem Kommissär, jetzt ein Herr von Bornhauser, in Anbetracht dieser Verringerung der städtischen Einquartierung sich ebenfalls um eine anteilmäßige Erleichterung bemühte. Dagegen sollte die Frist für die Abführung des wolfeggischen Regiments noch lange nicht abgelaufen sein. Schon am 6. September verfaßte der Rat eine neue Denkschrift, in welcher er der Regentin seine Beschwerden eindringlichst darlegte. Die durch Abführung der aldringischen Kompagnie eingetretene Erleichterung sei bereits wieder durch neue Werbungen Wolfeggs illusorisch gemacht, so daß noch immer auf die einzelnen Bürger zwei, drei und noch mehr Soldaten fielen, die insgesamt einen Troß von Weibern und Kindern in Höhe von 350 Leuten hätten. Da Wolfegg entgegen dem Verbot Ossas weitere von seinen eigenen, zumeist verheirateten Unterthanen annehme, mehre sich der Troß noch täglich. Weiter werde die Bürgerschaft durch harte Fronen aufs empfindlichste betroffen. Infolge der Armut der einzelnen müsse der halben Bürgerschaft der Kommis an Wein, Brot und Fleischgeld für die Soldaten von der Stadt gegeben werden, was bei der Erschöpfung der Stadtkasse auf die Dauer nicht mehr möglich sei. Der von Ossa angeordnete wöchentliche Beitrag des in Konstanz wohnenden

Digitized by Google

Adels mit 250 fl. ginge so wenig ein, wie die gleichfalls von Ossa der Landvogtei Schwaben zur Unterhaltung der Konstanzer Garnison auferlegte Kontribution. Die Hauptsumme verschlinge jedoch nicht das wolfeggische Regiment als solches, sondern die übermäßige Anzahl der darin enthaltenen Offiziere. Keine Kompagnie zähle durchschnittlich 100 Mann, „also daß der vielfältige unnütze Troß und so viel Hauptleut und Offiziere den gemeinen Nutz und die kleine Burgerschaft meistenteils bishero konsumiert".

Eine drückende Maßregel, welche Ossa auf Betreiben Wolfeggs anfangs August 1633 anordnete, bildete auch jetzt noch den Gegenstand lebhafter Beschwerde. Im Interesse der Proviantierung sollte nämlich die Konstanzer Bürgerschaft ihre Weinvorräte nur im Tausch gegen Korn oder Getreide außerhalb der Stadt verkaufen dürfen. Der Erfolg dieses Befehles mußte ein sehr zweifelhafter sein, da er die Weinliebhaber, zumeist Schwaben und Allgäuer, von Konstanz ab und in den Thurgau trieb, wodurch die Zolleinnahmen der Stadt beeinträchtigt wurden. Vergeblich hatte sich der Rat gleich nach Erlaß dieser Ordonnanz um deren Beseitigung an Ossa gewandt und sich dabei zutreffend darauf berufen, welche Schädigungen es hervorrufen würde, wenn die Bürger ihren Wein, „woraus sie sich mit Weib und Kind zu erhalten, auch den Rebbau wiederumben davon zu erbauen, nit sollten nach Gelegenheit, es wäre gleich um bar Geld, Korn, Rebstecken, oder ander Waren, verkaufen und eintauschen, sondern in Schaden liegen lassen. Hergegen würde dies den benachbarten Thurgäuern der erwünschte Vorteil sein, ihre Wein käuflich hinzubringen.". Auch hätten die schwäbischen Weinkäufer selbst keine Gelegenheit, Wein gegen Getreide oder Korn, davon sie selbst im Allgäu kaum das Notwendige hätten, einzutauschen. Jetzt führte der Rat erneute Klage in gleicher Sache bei der Regentin.

Auch in anderer Weise beschwerte Wolfegg die Stadt. Alle Boten und Schifffuhrleute, welche den militärischen Verkehr Wolfeggs zu vermitteln hatten, mußten aus der Stadtkasse entlohnt werden, „so sich in ein hohes Geld anlaufet". Dann aber mutete Wolfegg nach Willkür der Stadt zu, durchreisende Offiziere zu verköstigen. Wir erfahren von Anweisungen Wolfeggs, einem reformierten Hauptmann Quartier und Unterhalt zu geben, „so doch kein Volk nit hat"; einem andern „angenommenen Aventurier" mußte mit 2 Pferden und einem Diener Unterhalt gewährt werden; „und da nit alsbald auf abgehenden Be-

Digitized by Google

fehl die Willfahrung geschieht, will der Stadt Unvermöglichkeit zu einem Ungehorsam angezogen werden, mit Bedrohung, de facto zu prozedieren".

Mit ähnlichen Beschwerden wandte sich der Rat am gleichen Tage an Ossa. Auch dem Hofkanzler in Innsbruck trug er vor, daß er sich wegen der Langwierigkeit der Einquartierung nicht mehr zu raten noch zu helfen wisse. Der gemeine Nutzen sei ganz versiegt. Nichtsdestoweniger ergingen noch tägliche Befehle von Wolfegg und dem Kommissär, dies und jenes zu bezahlen und zu thun. „Und heißt bei ihnen allein: Sic volo, sic jubeo. In Summa, wir seind in solcher Extremität, daß wir in ganze ruinam kommen müssen, da uns nit entweder durch Abführung dieses Volks oder durch ein starke Geldhülfe Handreichung beschehen soll." Immer wieder kehrt der Vorschlag, an Stelle des wolfeggischen Regiments für den Notfall 500 bis 600 Mann vorarlbergischer Truppen zur Verteidigung der Stadt abzuordnen, „so mit so vielem Troß nit behaftet, auch so viele Hauptleut und Offizieren nit auferziehen und sich desjenigen Essens, so gut es der Burger selbsten hat, ersättigen lassen".

3. Kapitel.

Der Anmarsch Gustav Horns. Die Haltung der Schweiz.

Ehe auf diese Hülfsschreiben eine Antwort erfolgt war, stand der schwedische Feldmarschall Gustav Horn mit seinem Heere vor der Stadt Konstanz, um dieselbe auf jede Weise, nötigenfalls durch Belagerung und Sturm, in seine Hände zu bekommen. Damit war auf einmal die Abschaffung der wolfeggischen Garnison entferntere Sorge geworden und wir hören die Konstanzer, die eben noch so inständig die Beseitigung ihrer Besatzung erfleht haben, alsbald um Succurs rufen. Sehen wir zu, wie dieser Umschwung der Dinge gekommen ist.

Rufen wir uns in die Erinnerung, daß im Sommer des Jahres 1633 beinahe das ganze heutige badische Oberland in Feindeshand war. Feste Besatzungen der Feinde hausten auf dem Hohentwiel und in Radolfzell. Vor Villingen stand eine starke Belagerungsmacht württembergischer und französischer Truppen, Möhringen und Immendingen waren von den

Digitized by Google

Feinden besetzt. Zum Entsatze Villingens geschah von Konstanz aus nichts. Dagegen eilte Ende August aus dem Allgäu kaiserliche Reiterei unter Feldmarschalleutnant von Schäffenberg zu diesem Zwecke heran und brachte den schwedischen Besatzungen Tuttlingen und Müllheim a. d. Donau empfindliche Niederlagen bei. Oberstleutnant Schlosser, ein Basler in württembergischen Diensten, welcher die Besatzung von Müllheim befehligte, geriet selbst mit einem großen Teil seiner Leute in die Gefangenschaft der Kaiserlichen und wurde durch Überlingen nach Lindau geführt. In Konstanz war eitel Freude über diese Erfolge der kaiserlichen Waffen und namentlich über die Gefangennahme Schlossers, „welcher im Klett- und Höhgau mit Brennen und Plündern viel Zeichen seines großen Wütens hinterlassen". Dagegen konnte wegen des Heranmarsches von Horn die schäffenbergische Reiterei Villingen nicht mehr entsetzen. Sie mußte vor der Übermacht in das Allgäu zurückweichen. Auch gelang es dem Rheingrafen Otto Ludwig, der seit Ende Mai in Engen sich befand, nach mehrwöchentlicher Belagerung am 31. Juli die Feste Hohenstoffeln im Sturm einzunehmen, in welcher sich eine kleine kaiserliche Besatzung fast ein Jahr ritterlich gegen die Feinde verteidigt hatte. Damit war der letzte kaiserliche Widerstandspunkt vor Überlingen und Konstanz in die Hände der Feinde gefallen.

Durch die Erfolge des Rheingrafen und die Hohentwieler Besatzung wurden unter anderm auch die im Hegau gelegenen Güter des Konstanzer Domkapitels aufs empfindlichste in Mitleidenschaft gezogen. Das Wenige an Zehnten und Gefälle, das vor den rheingräflichen Reitern gerettet werden konnte, flüchteten die Amtleute des Domkapitels nach Dießenhofen und Schaffhausen. Freilich geboten die schwedischen Befehlshaber, vor allem Pappenheim und Zollikofer, den Bauern bei Leib und Lebensstrafe, die Zehnten nur an sie abzuliefern. Dem gegenüber war das Domkapitel nahezu machtlos und konnte seinen Zinspflichtigen nur nahe legen, wenigstens die Flucht seiner Gefälle zu versuchen. Angesichts dieser Thatsachen findet man es begreiflich, wenn das Domkapitel sich in Konstanz nach Kräften gegen die Einquartierung und ihre Vermehrung sträubte. Schon am 8. Juli 1633 waren seine Geldmittel erschöpft und mußte man die Früchte auf dem Stauf, der geistlichen Fruchtschütte in Konstanz, zu Geld machen, um die Soldaten zu unterhalten. Dagegen kann ihm anderseits gegenüber der schwerbedrückten Stadt Konstanz der Vorwurf

Digitized by Google

eines kleinlichen Mangels an Opferwilligkeit nicht erspart werden, wenn es mit pedantischer Genauigkeit auf seinen Immunitätsprivilegien bezüglich aller geistlichen Häuser in Konstanz trotz der eingerissenen Wohnungsnot verharren blieb, ja sogar verlangte, daß seine Beamten sowie die bischöflichen Räte, exemte, d. h. von allen bürgerlichen Lasten befreite Personen, auch dann von Einquartierung frei sein sollten, wenn sie bürgerliche Häuser bewohnten. Bei der am 6. August vorgenommenen Herbstabrechnung des Domkapitels wurde konstatiert, daß Zinsen und Zehnten von vielen Orten nicht beigetrieben werden könnten, weil die Felder durch Schweden und Württemberger verdorben und die Ernte zumeist nach Radolfzell weggenommen worden sei; an anderen Orten mußte das Domkapitel Zehntnachlassungen eintreten lassen infolge der Verheerungen, durch welche die feindlichen Reiter das Gedeihen von Früchten und Wein sehr gehindert hatten. Am meisten litten unter den Besitzungen des Konstanzer Domkapitels dessen Güter im Amte Riedlingen sowie in Eßlingen und Cannstadt, welche, in unmittelbarer Nähe des Herzogtums Württemberg befindlich, den Feinden offen standen und keinen Schutz durch kaiserliche Truppen fanden.

Infolge dieser Deckungslosigkeit Oberschwabens konnte sich ein Streifzug von schwedischen Reitern anfangs August in Stärke von nur 150 Mann von den Hauptquartieren der schwedischen Armee bei Donauwörth bis an den Bodensee wagen, wo wieder einmal das reiche Kloster Salem gebrandschatzt wurde. Wohl versuchte die Landwehr sich bei dieser Gelegenheit zu organisieren und wollte mit Hülfe der Überlinger Besatzung 1500 Mann stark den schwedischen Reitern nacheilen; bis aber die schwerfällige Truppe sich gesammelt hatte, waren die Schweden mit ihrer Beute längst wieder außer Sicht. Am 15. August unternahmen einige schwedische Reiterkompagnien dasselbe Stückchen nochmals, man besann sich diesmal aber rechtzeitiger auf Abwehr und erwartete in Höhe von über 400 gut ausgerüsteten Musketieren und 150 schlecht armierten Heiligenberger Bauern den Feind, der vor der Übermacht zurückwich. Das Kloster Salem konnte schon am gleichen Abend seine Beschützer wieder entlassen, verabreichte jedem ein Brot und einen guten Trunk, „seien lustig worden und hätten fürderhin sich fleißig einzustellen anerboten". Bei einem dieser Streifzüge befand sich Bernhard von Weimar selbst mit höheren schwedischen Offizieren. Dieselben ließen sich von Meersburg aus zu Schiff bis auf Schußweite vor Konstanz heranrudern, um die Lage der Stadt zu besichtigen, sie

Digitized by Google

wurden jedoch durch 2 von Konstanz ausgesandte Jagdschiffe alsbald wieder abgetrieben.

Mit steigender Kriegsgefahr hatte man auch in Konstanz die Verteidigung der Stadt energischer in Angriff genommen. Die bürgerliche Wacht, welche seit 1628 nie geruht, wurde fleißig gehandhabt, und seit dem 14. Mai 1633 unter jedes Thor ein Bürger abgeordnet, der die Ankommenden fleißig zu befragen und „examinieren“ hatte. Man begann schon im Juni 1633 Kostbarkeiten aus der Stadt in die Schweiz zu flüchten, und der Rat ließ das gern geschehen. Allerdings flüchtete man damals wohl ebenso sehr vor den Feinden wie vor den Diebsfingern der kaiserlichen Soldaten und ihres Trosses. Wie das Kriegskommando bestrebt war, neben die Konstanzer Infanteriebesatzung durch Remontierung bürgerlicher Pferde eine leichte Kavallerie zu stellen, haben wir bereits gesehen. Auch von Salem, Überlingen, Pfullendorf und Heiligenberg wissen wir, daß man jetzt überall kleine Dragonerabteilungen ausrüstete, um den feindlichen Streifereien wirksamen Widerstand leisten zu können. Zur Aufrechterhaltung auf dem Bodensee beschloß man am 22. August in Konstanz, ein neues Jagdschiff bauen zu lassen, auch suchte man hier den Vorort Petershausen widerstandsfähiger zu machen. Der Kommandant beorderte Maurer und Zimmerleute und ließ durch sie das obere Petershauser Thor teilweise abtragen. Einige Petershauser Bürger wurden weiter am 17. August genötigt, ihre Häuser abzubrechen, da sie die Verteidigung hinderten. Seit Mitte Juli hatte man mit aller Energie die Schanzbauten unter Beihülfe der bürgerlichen Fron wieder aufgenommen und bei Tag und Nacht gefördert. Täglich mußten 150 Bürger Schanzarbeit leisten und 120 Bürger die Wacht versehen. Wolfegg verlangte sogar, daß täglich weitere 100 Bürger die Wacht mit den Soldaten teilen sollten, so daß alsdann auf den einzelnen Bürger an jedem dritten Tag die Wacht oder Fron gefallen wäre, und ihn so dem Erwerb entzogen hätte. Man wandte sich in Eile dem Bau einer großen Schanze auf der sogenannten Grießegg zu, welche auf linksrheinischer Seite westlich von der Stadt die hier sehr schwache Befestigungslinie verstärken sollte. Dabei wurde so hastig gearbeitet, daß Wolfegg am 22. August das Ansinnen stellte, es sollten außer den bisherigen 150 Bürgern nochmals 250 zur Fron gestellt werden. Der Rat entsprach seinem Begehren insoweit, daß auf einige Zeit im ganzen 200 Bürger zum Schanzen verordnet wurden. Natürlich versahen die

Digitized by Google

reichen und angesehenen Bürger die Fron nicht selbst, sondern dingten ärmere Bürger oder Taglöhner, wodurch den Fremden in der Stadt eine nützliche Verwendung zukam. Wenn Bürger ungehorsam ausblieben, so stellte die Stadt selbst auf Kosten der Säumigen Taglöhner an. Aber mit menschlicher Arbeitskraft waren die Leistungen der Bürger noch nicht erschöpft. Wer Wagen und Pferde besaß, mußte dieselben ebenfalls zur Herbeischaffung des Auffüllmaterials hergeben. Daß die Bürger ihre Pferde zu dieser harten Arbeit auf sumpfigem Gelände nur ungern stellten und deshalb wiederholt vorgeladen werden mußten, wird man ihnen nicht verdenken können. Um dieselben einigermaßen mit der Verwendung ihrer Pferde einverstanden zu machen, versuchte der Rat, sich mit Wolfegg wegen der „Roßfron" auf bestimmte Wochentage zu vergleichen, damit nicht alle Tage die Pferde in Anspruch genommen waren. Damit war es in Konstanz soweit gekommen, daß der einzelne Bürger zu Hause mehrere Soldaten mit Weib und Kindern zu unterhalten hatte, zu den ordentlichen außerordentliche Steuern zahlen mußte, alle paar Tage auf die Wacht oder Fron berufen wurde, bei günstigen Vermögensverhältnissen noch seine Pferde und Wagen zu stellen hatte und nur die wenigste Zeit seinem Erwerbe nachgehen konnte. Berücksichtigt man dabei die allgemeine Preissteigerung, die infolge des Krieges eintrat, dann begreift man, daß jeder im Vermögen zurückkommen mußte. Der Roßfron entzogen sich viele durch Verkauf ihrer Pferde, so daß sich der Rat genötigt sah, unerachtet solchen Vorgehens die Betreffenden zur Bestellung anderer Pferde anzuhalten. Vielen waren ihre Pferde durch die Dragoner verdorben worden, so daß sie dieselben in ärztlicher Behandlung haben mußten. Wer seine Pferde wegen Krankheit nicht gebrauchen lassen konnte, hatte wöchentlich einen Thaler zu bezahlen. Auch die armen Wettekarrer — nach heutigem Begriffe Dienstmänner — zwang Wolfegg zu fronen. Als sie aber beim Rat ihren Lohn erheben wollten, verwies man sie an Oberst Wolfegg, von dem sie nichts erhielten und folglich ganz umsonst arbeiteten. Noch am 6. September 1633 fronten 150 Bürger. Um die Befestigungskosten einigermaßen zu erschwingen, erging Ordonnanz, daß die aus der Nachbarschaft nach Konstanz geflüchteten Weinvorräte zur Hälfte sollten zwangsweise verkauft und zu Geld gemacht werden. Dabei mußte der Rat die Verpflichtung übernehmen, sich meldende Weinkäufer an Wolfegg zur Abnahme des konfiszierten Weines zu verweisen. So verkaufte Wolfegg Wein gegen

Digitized by Google

Geld nach auswärts, während dies den Bürgern, wie wir gesehen haben, verboten war.

Bisher hatte die Stadt Konstanz lediglich Kriegsvorbereitungen, nicht eigentliche Kriegsereignisse kennen gelernt. Und was sonst in der ersten Hälfte des Jahres 1633 in Oberdeutschland geschah, verdient mehr den Namen des Kleinkriegs, mochten auch seine Folgen dem Volke nicht geringe Drangsale bereiten und die beständigen Ausfälle, wie sie etwa vom Hohentwiel und von Radolfzell aus geübt wurden, nicht weniger hart empfunden werden. Der Mangel energischer Aktion auf seiten des kaiserlichen Heeres, an dessen Spitze damals Wallenstein stand, ist größtenteils auf die zweideutige und bald verräterische Haltung seines Oberbefehlshabers zurückzuführen, die ihn bewog, mit dem Hauptteil der kaiserlichen Armee unthätig in Böhmen zu verbleiben. Wallenstein spielte im Sommer 1633 geradezu die Rolle des Friedensstifters. Er vermittelte zwischen dem Kaiser und den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg einen mehrwöchentlichen Waffenstillstand. Bis die Kunde davon an den Bodensee drang, sprach man schon von Frieden und setzte große Hoffnungen auf diese Botschaft. Die von den Württembergern und Franzosen belagerten Villinger wandten sich am 12. Juli an Oberst Wolfegg um Entsetzung. Ein darüber zu Lindau abgehaltener Kriegsrat entschloß sich aber, mit Rücksicht auf den vermeintlich bevorstehenden Friedensschluß, keinen Versuch zu machen, Villingen zu befreien. Man vertröstete seine Bürger auf einen Frieden, der noch 15 Jahre auf sich warten ließ.

Die schwedische Kriegsmacht unter Horn und Weimar stand im August 1633 vor Donauwörth und hatte vorerst keine Veranlassung, sich an den Bodensee zu wenden, dessen nördliche Ufergebiete bis auf die Städte Überlingen und Lindau weit und breit den Feinden des Kaisers offen standen. Da trat ein Umstand ein, welcher Horn plötzlich bewog, von Donauwörth aufzubrechen und in Eilmärschen mit seinem ganzen Korps an den Bodensee zu ziehen in gerader Richtung auf Konstanz.

Nach der Niederlage der Kaiserlichen bei Breitenfeld war es Ferdinand II. gelungen, am 14. Februar 1632 mit Spanien auf 6 Jahre ein Bündnis einzugehen, nach welchem der spanische König für ihn ein Heer von 25 000 Mann aufzustellen und ihn mit Geld zu unterstützen versprach. Von diesen spanischen Hülfsvölkern setzten sich 9000 Mann unter der Führung des Herzogs von Feria im Sommer

1633 von Mailand aus in Bewegung. Frankreich sowohl, welches damals unter Richelieu zu den Feinden des Habsburgischen Hauses hielt, wie auch den Schweden war alles daran gelegen, dem Korps Feria den Einfall nach Süddeutschland, das beinahe ganz in den Händen der Feinde des Kaisers war, zu verwehren oder wenigstens, wenn dies mißlingen sollte, dasselbe vor seiner Vereinigung mit dem kaiserlichen Heere aufzureiben. Die Ausführung der ersteren Aufgabe übernahm Frankreich, indem es unter der Führung des Herzogs von Rohan eine beträchtliche Kriegsmacht nach Graubünden legte und im Verein mit den Bündnern den größten Teil der Alpenpässe sperrte. Doch blieb das Addathal und das Stilfserjoch unbesetzt und damit den Spaniern ein Weg frei, nach Schwaben vorzurücken.

In diesem Augenblick erlangte Konstanz die Stelle eines wichtigen strategischen Punktes. Frankreich, der Herzog von Rohan und die Schweden richteten gleichzeitig ihr Augenmerk auf die Bodenseestadt. Von ihr aus mußte es möglich sein, die zweite Aufgabe zu lösen, dem Korps Feria, sollte es nach Schwaben vorgedrungen sein, in die Flanke zu fallen, zum mindesten aber dasselbe zu verhindern, in die von den Schweden besetzten vorderösterreichischen Länder im Breisgau und Elsaß vorzudringen. Richelieu wollte aber auch Konstanz den Österreichern entrissen wissen, um den Habsburgern die Brücke zwischen ihren auseinanderliegenden Besitzungen auf immer zu nehmen.

Im Einverständnis mit den Franzosen hatte Horn anfänglich die Absicht, wegen der Beschwerlichkeit des weiten Wegs nach Konstanz den württembergischen und französischen Truppen, welche vor Villingen lagen, sowie dem zu seinem Korps gehörigen Kavallerieregiment des Obersten Schaffelizki die Belagerung von Konstanz zu übertragen, die er danach für keine allzu große Schwierigkeit hielt. Sobald aber das Korps Feria das Stilfserjoch überschritten hatte, wuchs die Gefahr für die Schweden und Eile that not. Deshalb entschloß sich Horn, selbst vor Konstanz zu ziehen. Er brach von Donauwörth auf, trennte sich vom Korps des Herzogs Bernhard von Weimar und zog über Ulm in der Richtung auf Konstanz los. Am 2. September stand Horn schon bei Pfullendorf, andern Tags zu Stockach und den nächsten am See.

Vor Radolfzell trennte sich die schwedische Armee. Gustav Horn, welchem der durch den Rhein sehr erschwerte Angriff auf Konstanz von der reichsdeutschen Seite aus nicht unbekannt war, und der durch die Schweizer in seiner Armee wohl auch vom Spaniersturm des Jahres

Digitized by Google

1548 einige Kenntnis gehabt haben mag, hatte sich entschlossen, die Stadt von der Schweizerseite anzugreifen. Deshalb erschien am 5. September ein in schwedisch-württembergischen Diensten stehender Züricher, ein Hauptmann Ulrich, mit einem schwedischen Ingenieur in Gottlieben, einem unweit Konstanz auf der Schweizerseite gelegenen Dorfe, um von den nahen Höhen die „Gelegenheit" der Stadt Konstanz zu besichtigen. Horn selbst zog mit seiner Reiterei nach Stein a. Rh., wohin er schon von Stockach aus einen Brief gerichtet hatte, mit dem Gesuche, ihm den Paß über die Rheinbrücke zu gestatten. Ehe jedoch der Rat von Stein von dem regierenden Orte Zürich Befehle einholen konnte, erzwang sich Horn den Übergang über den Rhein und stand am 7. September mit Oberst Schaffelitzki und der Reiterei in Tägerweilen, drei Viertelstunden vor Konstanz. Das Fußvolk war indessen auf der deutschen Seite am 6. September von Radolfzell bis Wollmatingen, dem nächsten reichsdeutschen Dorfe vor Konstanz, marschiert und sollte von hier aus nach Gottlieben über den Rhein auf einer Schiffbrücke übergesetzt werden. Bis dahin plünderte es die Dörfer Wollmatingen, Allmannsdorf, Staad und Dingelsdorf. In Wollmatingen wurde die Pfarrkirche verwüstet und die beiden Geistlichen gefangen gesetzt.

In Konstanz hatte man die Neutralität der Schweiz und die alte Erbeinigung mit dem Hause Österreich für eine stärkere Wehr als alle Schanzen gehalten und deshalb die mittelalterlichen Befestigungswerke in der Richtung nach der Schweiz in der Hauptsache ohne moderne Verstärkungen belassen. Auch die Regentin Claudia ließ durch kaiserliche Abgesandte auf der eidgenössischen Tagsatzung zu Baden im Juli 1633 vortragen, die verbündeten Orte möchten „bei dem langwierigen Kriege und dem täglich zunehmenden Fürbrechen des Feinds alles, was zur Aufrechthaltung der ewigen Erbeinigung diene, vollziehen", wie auch sie ein Gleiches thun würde und erlegte das von Österreich an die Schweiz zu zahlende Bundgeld auf Grund der Erbeinigung. Aber es zeigte sich, daß auch in den Reihen der Schweizer die Religionsverschiedenheit die Herzen trennte und sie je nachdem einer der kriegführenden Partei zuneigte. Äußerlich bemühte man sich freilich, von der Neutralität nicht abzugehen.

Schon Gustav Adolf hatte versucht, die Schweiz zur gemeinsamen Aktion gegen Österreich zu vermögen, war aber damit so wenig durchgedrungen als Pappenheim, der im Januar 1633 namens der Krone Schweden die Schweiz zum Anschluß an das Heilbronner Bündnis be-

Digitized by Google

wegen wollte. Infolgedessen sahen die Schweden ein, daß ein Zusammengehen mit der ganzen Schweiz nicht zu erreichen sei und wandten sich nur noch an die vier evangelischen Orte, vor allem an Zürich. Hier hatten sie unbestreitbar zahlreiche Parteigänger, wie allein die Thatsache darlegt, daß uns allenthalben in den Reihen der Feinde des Kaisers Schweizer, selbst in Offiziersstellung, begegnen. Es wäre das unverständlich, wenn die schwedische Sache in der Schweiz keine Sympathien gefunden hätte. Offiziell ließen sich zwar die evangelischen Orte, als Horn im Jahre 1633 durch Oberst Zollikofer in Radolfzell bei ihrer Konferenz anfragen ließ, ob ihm die Werbung einer Anzahl Volks bewilligt würde, nicht herbei, diesem Wunsche, der den Verträgen der Eidgenossenschaft zuwider sei, zu entsprechen. Ja man besetzte von der Eidgenossenschaft aus am 25. August 1633 zum Schutz gegen einen etwaigen Einfall der Schweden das ganze Schweizerufer des Bodensees von Dießenhofen bis Uttweil mit starken Wachtposten. Dieselben wurden aus thurgauischen Unterthanen gebildet; zu Dießenhofen kommandierte den Posten Wolfgang Wirz von Unterwalden, zu Eschenz Martin Aufdermaur von Schwyz, zu Steckborn Hans Golder von Luzern, zu Ermatingen Hauptmann Heinrich von Zug, zu Gottlieben Hans Jakob Grebel von Zürich, zu Kreuzlingen Hauptmann Bussy von Glarus, zu Uttweil Jakob Staiger von Uri. Aufdermaur hatte bei Eschenz 60 Mann stehen, an der Steiner Rheinbrücke lagerte ein Posten von 30 Mann. Der thurgauische Landsturm war ebenfalls bereit, unter dem Befehle des Oberstwachtmeisters Kesselring auf gegebenes Sturmzeichen loszubrechen.

In Konstanz gab es einige Männer, namentlich in angesehenen Familien, welche den Traditionen der Reformationszeit folgend, protestantisch und reichsfrei dachten, wenn sie auch äußerlich Habsburg huldigten und sich als Katholiken bekannten. Aus ihren Köpfen war der alte Konstanzer Traum nicht geschwunden, daß es um die Stadt besser bestellt sein würde, wenn sie ein freier Ort in der Schweizerischen Eidgenossenschaft anstatt einer abhängigen österreichischen Landstadt wäre. Selbst im Rate erhob sich während der Bedrückungen, die Konstanz unter der wolfeggischen Einquartierung erlitt, einmal kurz der Gedanke, ob man nicht „rebus ita stantibus bei den Eidgenossen Protektion" suchen möchte. Das war ganz im Sinne des französischen Planes. Aber freilich blieb es bei dem Gedanken. Der gleichzeitige Konstanzer Bericht will wissen, „daß dem Feind zu seinem Intent

Digitized by Google

auch gute Servicia von einem und anderm unkatholischen Burger prestiert worden, dann bekanntlich ist, daß etliche Burger wenig Tag vor der Belagerung auf den Zurzacher Markt verreist und von ungefähr, wahrscheinlich aber mit Fleiß in des Feinds Hand kommen, darunter einer mit dem Feind geritten und in währender Belagerung allerlei gute Anleitung geben". Das gemeine Volk stand in Konstanz seit jeher auf gespanntem Fuße mit den Thurgauern. Im Jahre 1628 mußte der Rat dazu ermahnen, „sich der Vexirwort und Schimpfreden zu enthalten, so etlich Unbedächtliche gegen die Thurgäuer pflegen zu gebrauchen, von ihnen aber ungleich verstanden und hernach für gewiß ausgeben werden, daraus allerhand Mißtrauen und Einbildung zu besorgender Gefahr erfolgen möchte".

Als Oberst Wolfegg mit seiner Besatzung in Konstanz einrückte, schien die Stadt jedes Überfalls von der Schweizerseite sicher. Wolfegg selbst bemühte sich redlich, die Neutralität der Schweiz nicht zu verletzen. Er sandte sofort nach seiner Ankunft dem Thurgauer Landvogt Johann von der Allmend, einem Luzerner Ratsherrn, ein Schreiben dieses Inhalts und erhielt als Antwort, daß auch Allmend sich aller guten Nachbarschaft entbiete. In erster Linie wollte der Landvogt durch dieses Entgegenkommen den Thurgau vor Streifereien der kaiserlichen Soldaten sicher stellen, was ihm, wenige geringfügige Übergriffe abgerechnet, gelang. Dann aber sollten auch die thurgauischen Unterthanen, wenn sie in Konstanz ihre Geschäfte besorgten, vor den Gewaltthätigkeiten der Soldaten verschont werden. Daß dies nicht eben so leicht zu erreichen war, wissen wir bereits aus der schlimmen Folge des Ausbleibens der Thurgauer vom Konstanzer Markte. Die zwei aldringischen Kompagnien, welche am 16. Juni 1633 in Konstanz einzogen, benahmen sich gleich bei ihrer Ankunft gegen Bürger und einige Thurgauer, „so ihren Kommerzien in der Stadt nachgingen", gewaltthätig. Der Konstanzer Rat sandte deshalb am 18. Juni an die Eidgenossenschaft ein Entschuldigungsschreiben, der Rat und Wolfegg hätten diese Excesse sehr mißbilligt und gleich nach ihrer Verübung auf offenen Plätzen bei Leib und Lebensstrafe ausrufen lassen, daß kein eidgenössischer Unterthan weder wörtlich noch thätlich beleidigt werden dürfe, „damit die bisher wohl und beständig erhaltene Nachbarschaft in gutem Verstand und nachbarlicher Willfahrnis möge kontinuiert werden". Die Eidgenossen möchten den Mutwillen der Soldaten der Stadt nicht verdenken und namentlich nicht an den im

Digitized by Google

Thurgau gelegenen Gütern der Konstanzer Bürger wiedervergelten. Mit der Überreichung dieses in zwei Ausfertigungen an die gemeine Eidgenossenschaft und an die katholischen Orte abgehenden Schreibens wurde der früher erwähnte bischöflich konstanzische Vogt Pilgrim Zweyer von Effenbach betraut, der auch von Wolfegg persönlich Entschuldigungen auszurichten hatte. Er merkte bald, daß in der Schweiz die Stimmung eine geteilte sei. Wie er nach Erledigung seines Auftrags in Konstanz berichtete, wurde er in Zürich nicht sehr gnädig aufgenommen. Der Bürgermeister wandte dort „etlich Bedenken und Beschwerden" wegen der großen Anzahl der zu Konstanz einquartierten Soldaten ein, ließ sich aber schließlich von Zweyer beruhigen und versprach, das überreichte Schreiben der Eidgenossenschaft vorzulegen, auch dahin zu trachten, daß gegen die Stadt gute Nachbarschaft gehalten würde. Viel freundlicher dagegen wurde Zweyer in Luzern empfangen. Hier erboten sich ihm beide Schultheißen alles Guten „besonders also allerhand guter Anmutung zu beständiger guter Nachbarschaft". Nur möchte man in Konstanz gegen den Thurgau nichts unternehmen.

Was Zürich auf der eidgenössischen Tagsatzung, die zu Baden i. A. im Juli 1633 zusammentrat, ausgerichtet, war nicht lautere Freundschaft für Konstanz. Wir wissen, daß man hier einen Schanzbau nach dem Rheine anzulegen begonnen hatte, da das Rheinufer von der Stadtummauerung an bis zu dem Konstanzer Vororte Paradies völlig ungedeckt und vor einem durch die Schweden von der reichsdeutschen Seite her über den Rhein zu machenden Landungsversuch nicht hinreichend gesichert war. Sofort war dies den Eidgenossen ein Dorn im Auge. Sie ließen unterm 9. Juli zu Baden an den Konstanzer Rat ein Schreiben abgehen, worin sie ausführten, sie seien glaubwürdig berichtet, „welchergestalten bei jetzigen so gefährlichen Läufen bei und an der Stadt Costanz gegen den eidgenössischen Boden etliche Schanzen und Fortifikationen teils im Werk seien aufgeworfen und gebaut zu werden, teils bereits ein ziemlicher Anfang gemacht sei". Dieses Vorgehen sei der Erbeinigung und der bisherigen guten Nachbarschaft zur Schweiz zuwider, so daß dasselbe den eidgenössischen Orten „aus allerlei Ursachen und sonderlich darob ganz unleidenlich fallen wolle, dieweil ein Stadt Costanz sich vor unser Eidgenossenschaft nicht das Wenigste zu gefahren und zu besorgen hat". Deshalb ersuche die Eidgenossenschaft den Konstanzer Rat ernstlich, „die angefangenen Schanzen zu demolieren und die andern noch vorhabenden und bereits ausgezeichneten ab- und

Digitized by Google

einzuhalten in Ansehung, daß nit allein von den Eidgenossen kein Schaden oder Gfahr zu gewarten, sondern auch die Orte niemandem zu der Stadt Costanz Präjudiz oder Nachteil über unser Land und Boden den Paß gestatten werden". Konstanz möge gehorchen, damit die Schweiz nicht zu andern Mitteln schreiten müsse, deren sie lieber überhoben wäre.

Der Konstanzer Rat beantwortete dieses scharfe Schreiben umgehend am 11. Juli. In Konstanz seien noch nie der ewigen Erbeinigung zuwiderlaufende Festungsbauten ausgeführt worden. Die neuerlichen Schanzen „gegen den Rhein und Reichsboden" seien in diesen gefährlichen Zeiten notwendig, aber keineswegs zu der Eidgenossen Gefahr, sondern zur Verteidigung der Stadt gegen feindliche Anschläge unternommen worden. Um jedoch allen Schein feindlicher Gesinnung zu vermeiden, erbiete man sich, den Eidgenossen zu gestatten, durch eidgenössische Abgeordnete im Vereine mit eigenen einen „unparteiischen Augenschein einzunehmen, und vertrauliche friedliebende Konversation anzustellen", wie denn ja der Überbringer des eidgenössischen Schreibens, der thurgauische Oberstwachtmeister Kilian Kesselring, durch den Stadthauptmann von Konstanz selbst zum Augenschein geführt worden sei, auch zwecks Vornahme des angebotenen Augenscheins die Schanzarbeiten einige Tage eingestellt werden sollten. Bei der kürzlich erfolgten Säuberung des Stadtgrabens und der Verbesserung der Wälle sei ausdrücklich Befehl ergangen, daß gegen den thurgauischen Boden der Stadtgraben nicht „geweitet" werden dürfe, sondern im alten Stand verbleiben müsse. In ähnlicher Weise hätte auch die Stadt Schaffhausen in der Richtung nach der Landgrafschaft Nellenburg „ansehnliche Gebäu" aufgeführt und befestigt, ohne daß Österreich darin eine Verletzung der Erbeinigung erblickt hätte.

In Konstanz mußte dieser Schriftwechsel Unzufriedenheit und Verstimmung hervorrufen, während er anderseits die trügerische Zuversicht erhöhte, daß man, wie der zeitgenössische Tagesbericht sagt, eher des Himmels Einfall besorgte, als daß der Feind jemals auf den Schweizer Boden zum Nachteil der Stadt Konstanz von den Eidgenossen gelassen würde. Die Verstimmung mehrte sich, als durch Oberst Wolfegg ein Bürger von Stein aus nicht näher bekannten Ursachen verhaftet und nach Konstanz in Arrest verbracht wurde. Sofort kam beim Konstanzer Rate ein neues Schreiben der Eidgenossen ein, welches gebieterisch dessen Freilassung begehrte. Unterm 17. Juli antwortete

Digitized by Google

der Rat, die Erfüllung dieses Wunsches stehe nicht in seiner Macht, man habe sich aber trotzdem im Interesse nachbarlichen Verkehrs bei Wolfegg um die Freilassung des Verhafteten, allerdings erfolglos, bemüht. Über die verletzende Form des eidgenössischen Schreibens äußerte der Rat sein Befremden und bemühte sich, gute Gesinnungen wieder herzustellen. „Langt derhalben an die Herren unser dienstnachbarlich Bitt, die geruhen uns dieses Arrests halb für entschuldigt zu halten und den Reden, dadurch wir ungleich denunziert, nit so viel zu Glauben zu geben, sondern uns freundnachbarlich zu trauen."

Auch in andern Stücken nahm es die Schweiz mit ihrer Neutralität äußerst genau. Zufolge der Besetzung eines großen Teiles des heutigen badischen Oberlandes durch die Schweden und Württemberger waren kaiserliche Soldaten und Offiziere, wenn sie nach dem Breisgau und Elsaß gelangen wollten, genötigt, ihren Weg auf der linksrheinischen schweizerischen Seite zu nehmen. Solche Truppendurchzüge, auch wenn sie nur in Stärke von wenigen Mann vor sich gingen, begegneten in der Schweiz den größten Schwierigkeiten, mochten auch ihre Päſſe in bester Ordnung sein. Man nötigte sie bisweilen, geradezu die Waffen niederzulegen. Wollten kaiserliche Soldaten mit Gewalt durch die Schweiz ziehen, so drohten die Thurgauer Sturm zu schlagen. Aus dem Jahre 1632 wird berichtet, daß der Administrator des Deutschordens von Mainau aus für einen Herrn von Praßberg mit 30 Pferden, desgleichen der Bischof von Konstanz für einen Herrn von Lichtenstein mit 20 Pferden, vom Thurgauer Landvogt Paßzettel begehrten, um nach dem Elsaß auf den kaiserlichen Musterplatz ziehen zu können, und daß diese Verlangen abgeschlagen wurden. Im Mai 1633 führten die regierenden Orte des Thurgaus Beschwerde beim Stadthauptmann von Konstanz, man möge den Thurgau mit ferneren Soldatendurchzügen verschonen.

Daß man in Zürich von dem Vorhaben Horns, die Stadt Konstanz zu überrumpeln, nichts gewußt hätte, kann nach allem nicht behauptet werden. Schon die Thatsache des beständigen Verkehrs zwischen dem völlig eingeweihten Rohan und dem Züricher Rate muß davon überzeugen. Die Stimmung, in welcher der züricherische Kommandant Grebel von Gottlieben an seine Herren über die Ereignisse der folgenden Konstanzer Belagerung berichtet, ist die einer unverhohlenen Parteinahme für die Schweden. Nach außen wurde freilich von Zürich der Schein der Neutralität strengstens zu wahren gesucht. Horn hatte keinesfalls

Digitized by Google

eine ausdrückliche Zustimmung von Zürich zu seinem Einbruch in die Schweiz erlangt. Er richtete von Gottlieben aus am 7. September dahin ein Schreiben, in welchem er sich wegen seines Rheinübergangs als eines notwendigen Akts der Kriegsraison entschuldigte, wie er auch stets beteuerte, nicht als Feind ins Land gekommen zu sein und bis auf die Gestattung der Einnahme von Konstanz die Neutralität der Schweiz in jeder Weise zu wahren versprach. Die schweizerischen Quellen berichten weiter, Horn habe bei seinem Rheinübergange eine List angewendet, indem er einen dem thurgauischen Oberstwachtmeister Kesselring sehr ähnlichen Reiter an die Spitze seines Zuges stellte. Beim Anblick desselben wich der Kommandant Aufdermaur von Eschenz mit seinem Wachtposten und der kleinen Rheinbrückenbesatzung eilig zurück und Horn rückte unbehindert nach Mammern vor. Aber auch die kleinen eidgenössischen Wachtposten konnten nicht den geringsten Widerstand gegenüber der Übermacht Horns wagen. An den thurgauischen Landvogt sandte dieser sofort ein Schreiben und forderte ihn auf, bei Vermeiden großen Unheils den Landsturm nicht aufzubieten. So wußte der Landvogt nichts anderes zu thun, als an die regierenden Orte die Nachricht vom Einbruche Horns durch Eilboten gelangen zu lassen und den Landsturm aufzuschieben. Das Resultat war, daß Horn bis Gottlieben vordringen konnte, ohne daß sich jemand im Thurgau gerührt hätte. Wie der Konstanzer Bericht sagt, hatten damals im Thurgau „alle Glocken die Schwenkel verloren und war der Trommel gar der Boden aus“.

---

4. Kapitel.

Die Konstanzer Schwedenbelagerung.

So stand denn am 7. September 1633 der schwedische Feldmarschall Horn mit seiner Reiterei vor den Thoren von Konstanz und hoffte von der Schweizerseite aus die Stadt mit Leichtigkeit zu nehmen. Denn hier war sie nicht entsprechend befestigt, an Wällen und Schanzen gebrach es nach der Südseite gegen Kreuzlingen vollständig und als Widerstandslinien kamen nur zwei Mauerringe aus alter Zeit in Betracht, welche den schwedischen Geschützen unmöglich auf die Dauer Trutz bieten konnten. Ortskundige Leute, wie der Radolfzeller Kom=

Digitized by Google

mandant Zollikofer von St. Gallen, hatten Horn die Eroberung von Konstanz vom Thurgau aus als Werk geringer Mühe hingestellt. Der gleichzeitige Konstanzer Bericht erzählt uns, die Schweden hätten sich selbst geäußert, wie Horn durch solche Reden sich über die Schwierigkeiten hinwegtäuschen ließ. Man habe ihm weis gemacht, „samb derfe es nit vil krumms; inner zwei Tagen werde man die Stadt kriegen, sonderlich wenn man dieselbe gegen Kreuzlingen attaquiere und diejenigen, so in und außer der Stadt mit Horn in gutem Verstand stehen thäten, Farb halten sollten“. Weil Horn in leichtem Reiteransturm die Stadt zu nehmen gehofft, unterließ er es, sofort die Artillerie mitzuführen. Bis aber dieselbe herbeigeschafft war, gewannen die Belagerten Zeit, die nötigen Verteidigungsmaßregeln zu treffen.

Als man in Konstanz die Reiterschar auf dem Tägermoos erblickte, einer Sumpf- und Wiesenniederung zwischen der Stadt und Gottlieben, versah man sich eines Angriffs seitens der Schweden so wenig, daß man vielmehr die Truppen für schweizerische Grenzbedeckung hielt. Oberst Wolfegg schickte einen Trommler hinaus, um zu erfragen, wer die Reiter seien und was sie beabsichtigten. Demselben wurde die Antwort, es sei auf die Einnahme von Konstanz abgesehen. Der Parlamentär erwiderte, man werde sich dem nach Kräften widersetzen, worauf Horn ihn persönlich beauftragte, in der Stadt auszurichten, je stärker man sich wehren, desto lieber er es sehen werde.

Sofort ergriff man in Konstanz die zur Verteidigung notwendigsten Maßnahmen. Die Stadtgräben wurden mit Wasser gefüllt und die wenigen jenseits der Umwallung befindlichen Gebäude, deren sich der Feind hätte bedienen können, wie namentlich die städtische Ziegelhütte am Rhein, wurden niedergebrannt. Ein gleiches wollte Wolfegg mit dem Kloster Kreuzlingen thun, welches damals der Stadt viel näher stand als heute. Allein an der Ausführung wurden seine Soldaten durch den thurgauischen Oberstwachtmeister Kesselring und dessen kleine Besatzung gehindert. Wolfegg und der Rat entsandten Eilboten nach Bregenz, Lindau und Überlingen um Hülfe. Bis diese ankam, wurden in der Stadt außer den Soldaten alle wehrfähigen Bürger, Studenten und Handwerksgesellen bewaffnet und auf den Wehrgängen und Wällen aufgestellt. Die gegen die Schweiz gerichteten Stadtthore schüttete man von innen mit Erde zu und befestigte die Stadtmauer gegenüber Kreuzlingen nnd Emmishofen, wo sie voraussichtlich den heftigsten Angriffen

Digitized by Google

ausgesetzt sein mußte, auf der inneren Seite der Mauer in angemessener Entfernung durch eine starke Brustwehr aus Pallisaden. Von feindlichen Angriffen war zum Nutzen der Verteidigung in den ersten Tagen, so lange Horn seine Artillerie nicht zur Stelle hatte, nicht die Rede. Die schwedischen Reiter begnügten sich mit Streifzügen in die nächste thurgauische Umgebung von Konstanz und fügten hier den zahlreichen Gütern der Konstanzer Bürger großen Schaden zu. Vom Thurgauer Landvogt hatte Gustav Horn drei Schiffe verlangt und erhalten, auf welchen bei Gottlieben das bisher zu Wollmatingen lagernde schwedische Fußvolk zum größten Teil übergesetzt wurde. Vom 9.—12. September erbauten die Schweden sodann aus diesen Schiffen bei Gottlieben eine Schiffbrücke und schlugen an deren rechtsrheinischem Kopfe auf dem Wollmatinger Ried ein verschanztes Lager auf, dessen Spuren noch heute zu sehen sind.

Am Abend der Kirchweih des Konstanzer Münsters, am 8. September, besetzten die Truppen Horns das von seinem Konvente bis auf zwei Mönche verlassene Kloster Kreuzlingen und begannen dasselbe nach Kräften zu verschanzen. Die Kirche des Klosters benützten sie als Roßstall, verwüsteten und profanierten die Altäre, zerschlugen die Heiligenstatuen und trieben allerhand freventlichen Mutwillen. Ein Marienbild stellten sie als Schildwacht auf die eine Ecke der Klostermauer und gaben ihm einen Spieß in die Hand, einem holzgeschnitzten Engel legten sie auf der entgegengesetzten Ecke eine Büchse auf die Schulter. Einzelne schwedische Soldaten zogen zum Spott die zurückgelassenen geistlichen Gewänder an, als wären sie die Religiosen des Klosters und spazierten angesichts der Stadt im Klostergarten auf und ab. Im übrigen lagerten die Truppen Horns in den benachbarten thurgauischen Dörfern von Ermatingen bis Münsterlingen. Damit war die Stadt Konstanz sofort von drei Seiten eingeschlossen, denn auch die ganze rechtsrheinische Halbinsel wurde von Bodman bis Konstanz durch schwedische Soldaten besetzt gehalten. Es hatte anfangs sogar den Anschein, als wollten die Feinde zunächst den rechtsrheinischen Vorort Petershausen angreifen, weshalb man hier von seiten der Verteidigung die in unmittelbarer Nähe vor den Thoren befindlichen Gebäude und Gartenhäuser niederbrannte.

Auf die Schweden, welche das Kloster Kreuzlingen verschanzten, eröffneten die Konstanzer ein Geschützfeuer, welches jedoch geringen Schaden anrichtete. Mehr wurden die Fortschritte der Schweden am

Digitized by Google

8. und 9. September durch heftige Regengüsse beeinträchtigt. Am Abend des 9. September besaßen die Feinde erst sechs Geschütze, erwarteten aber solche stündlich von Villingen her, woselbst auf Befehl Horns am 8. September die Belagerung aufgehoben wurde, damit die ganze dortige Belagerungsmacht gegen Konstanz verwendet werden konnte.

Indessen war am 9. September auch den Belagerten Succurs zugekommen. Als erste Hülfe erschien am Platze eine Abteilung Überlinger Bürgerwehr in Stärke von 200 Mann, ihnen folgten in der Frühe des 10. September 200 Bregenzer, sowie ein Detachement der Lindauer Besatzung mit ebenfalls 200 Mann unter Hauptmann Ferdinand. Den Überlingern wurde die Bewachung Petershausens anvertraut und ihnen als Quartier das Wirtshaus zum Sternen angewiesen. Die übrigen Hülfstruppen wurden zunächst notdürftig auf den Zunftstuben und in den noch verfügbaren Wohnräumen untergebracht. Da aber letztere sehr gering an Zahl waren und die eingetretene Wohnungsnot durch das Abbrechen und Abbrennen von Wohngebäuden stetig zunahm, schlug man für die fremden Truppen Zelte auf dem Brühl einer westlich der Stadt zwischen Wall und Mauer gelegenen großen Wiesenfläche. Hier verblieben sie während der ganzen Belagerung; nur die Hauptleute wurden in der Stadt selbst untergebracht.

Ein dem 9. September angehörendes Memorial des Konstanzer Ratsbuches unterrichtet uns genau über die Zahl der Verteidiger und den Stand der Verteidigungsarbeiten. Danach berechnete man die Mannschaften wie folgt:

das wolfeggische Regiment	500	Mann
die in Konstanz zurückgebliebene aldringische Kompagnie	165	"
die Bregrenzer	200	"
die Lindauer	200	"
die Überlinger	200	"
die Stadt Konstanz	600	"
	1865	" .

Die 600 Konstanzer verteilen sich auf Bürger, Handwerksgesellen und Studenten. An die Spitze der Handwerksgesellen und Studenten stellte der Rat je einen Bürger, das Domkapitel wählte für die Knechte der Geistlichen selbst einen Kommandanten. Zur Vorbereitung für den zu erwartenden Sturm ließ man durch die Schmiede 3000—4000 Fußangeln anfertigen, um sie im Notfall auszuwerfen. Pechkränze wurden

auf alle Posten nach Notdurft verordnet, die Brustwehr hinter der Kreuzlinger Mauer wurde fortgesetzt und die Durchlaßthörchen derselben mit Geschützen versehen. „Item alle Präparatoria zum Feueranzünden und Verbrennung der Kreuzlinger Vorstadt im Retirieren vorzunehmen." Vor dem inneren Paradieserthor, von wo aus sich bis zur äußern Umwallung ein fruchtbares Wiesen- und Gemüsegelände mit herrlichen Obstbäumen ausdehnte, wurden alle Bäume auf eine große Strecke von der Stadtmauer weg abgehauen oder gestutzt. Die Vorstadt Petershausen wollte man vorerst in ihrem reduzierten Stande belassen, jedoch sollte man auch hier sich vorsehen, damit „im Retirieren" die große Rheinbrücke verbrannt werden könnte. Die Predigerschanze auf der Insel nahm man besonders in acht, um von hier aus Angriffen von der Seeseite zu begegnen. Zu diesem Zwecke wurde auch der Hafendamm mit Schanzkörben aufgefüllt. Bei den Schanzarbeiten halfen auch die Frauen nach Kräften mit, dermaßen, daß man dieselben sogar verteilen mußte, damit sie sich nicht gegenseitig hinderten. Auf den öffentlichen Plätzen wurden große Holzgefäße, sog. Standen, mit Wasser gefüllt, um ausbrechende Brände zu löschen. Die vorhandenen Pulvervorräte wurden in bessern Verwahr genommen und nicht mehr beisammen gelassen, sondern in kleineren Quantitäten in die besten und sichersten Kellergewölbe der Stadt gelegt. Wolfeggische Ingenieure verbesserten die Schutzlöcher auf dem Kreuzlinger Turme. Die in der Stadt sich findenden rohgegerbten Tierhäute warf man in die Brunnen, um sie zur Unschädlichmachung der feindlichen Granaten zu verwenden, indem man dieselben mit den nassen Häuten bedeckte. Zu diesem Geschäft wurden Bürger abgeordnet und ihnen Maurer mit Feuerleitern zur Hülfe beigegeben. Alle Fremden in der Stadt wurden jetzt zum Wachtdienst angehalten. Die Hauptwacht wurde mit 250 Mann, drei Hauptleuten, drei Leutnants und drei Fähnrichen besetzt; am Paradieser Thor hielten 300 Mann mit zwei Hauptleuten und je drei Leutnants und Fähnrichen; Petershausen überließ man den Überlingern; die Lindauer besetzten das Kreuzlinger Thor, die Vorarlberger die Vorstadt Paradies. Als nächtliche Bereitschaft stellte das wolfeggische Regiment täglich 160 Mann, die aldringische Kompagnie 50, die Bregenzer 70, die Lindauer 70, die Stadt selbst 250, zusammen 600 Mann. Von der Hochwacht des Münsterturmes, welche die Belagerten von allen feindlichen Bewegungen unterrichtete, kam die Nachricht, daß die feindliche Reiterei sehr stark sei. Deshalb regte der

Digitized by Google

Rat bei Wolfegg an, ob nicht für den Notfall der durch dieselbe drohenden Gefahr mittels Absperrung der Straßen durch Ketten begegnet werden könnte.

Das Volk rief den göttlichen Schutz um Befreiung aus Feindeshand an. Schon am 5. Mai 1633, ehe noch der Feind vor Konstanz stand, beschloß das Domkapitel in anbetracht der gefährlichen Zeiten die Abhaltung einer allgemeinen Kommunion und eines zwölfstündigen Gebetes. Auf Anordnung des Domdekans wurde am 9. September im Münster das zehnstündige Gebet vor ausgesetztem Sakramente angeordnet, welches bis zur Aufhebung der Belagerung täglich fortgesetzt und von den Gläubigen eifrig besucht wurde. Auch aus den Klöstern stiegen fromme Gebete um die Befreiung der Stadt zum Himmel, ja sogar benachbarte Städte wie Überlingen fügten zu den gesandten Hülfstruppen die Hülfe des öffentlichen Gebetes. Die Konstanzer Bürgerschaft erneuerte ihr schon im Jahre 1632 gethanes Gelübde, „wofern der liebe Gott die Stadt Konstanz von des Feinds Gewalt erhalten werde, so wollten sie zu Ehren Mariens eine Kapelle nach dem Vorbild des heiligen Hauses in Loretto erbauen“. Aus der Erfüllung dieses Gelübdes ging die heute noch stehende Lorettokapelle auf dem Staader Berge bei Konstanz hervor. Von den ersten feindlichen Kanonenkugeln, welche in die Stadt geschleudert wurden, nahm man eine im Gewicht von über 100 ℔ und hing dieselbe neben dem Marienaltare im Münster auf, vor welchem das Volk betete. Die von der Stadt aus zu verschießende Munition wurde vor dem Gebrauch von den Kapuzinern und Franziskanern eingesegnet und jeder sog. Feuerkugel der Name einer Heiligen beigelegt.

Während so in der Bürgerschaft die Stimmung eine gute und zuversichtliche war, wurde die hohe Geistlichkeit und der Adel vom Schrecken ergriffen. Fürstbischof Johann begab sich zu Schiff nach Meersburg und von hier zu Pferd nach Lindau. Auch Graf Egon von Fürstenberg machte sich davon. Beide, Bischof Johann und Fürstenberg, bemühten sich jedoch sehr für die Entsetzung von Konstanz. Auf das Schiff, das am Nachmittag des 9. September den Grafen von Fürstenberg und den Rest des nach Konstanz geflüchteten schwäbischen Adels entführte, feuerten die Schweden aus ihren Schanzen bei Kreuzlingen, konnten dasselbe aber nicht erreichen, da ihre Batterien vom Konstanzer Hafendamme aus mit Kanonenschüssen in Schach gehalten wurden. Von der Geistlichkeit flüchtete das Domkapitel bis auf die Person des

Domdekans, der während der ganzen Belagerung bei der Stadt ausharrte, was ihm von der Bürgerschaft zu hoher Ehre angerechnet wurde. Durch Kapitelsbeschluß hatte man am 9. September die Residenzpflicht für die Kanoniker aufgehoben. Die Domherren wollten, so scheint es, sich nach dem bischöflichen Städtchen Arbon in der Schweiz begeben. Aber es glückte ihnen nicht im gleichen Maße wie dem Bischof und dem Adel. Wenigstens wurden am Morgen des 10. September zwei von Konstanz ausgelaufene Schiffe bei Münsterlingen von den Schweden übermannt und ans Land geführt, in welchen sich viele geistliche Herren, auch Klosterfrauen von Münsterlingen, welche der Gefahr entgehen wollten, befanden. Außerdem führten die Schiffe wichtige Schriften und bedeutende Kostbarkeiten mit sich. Eine Quelle schreibt, es habe sich in den Schiffen „aller Kirchenornat zusamt einem stattlichen Smaragd, sowie der Patron St. Marx ganz silbern auf 35000 Reichsthaler werth“ befunden. Man berechnete auf schwedischer Seite den Wert der Beute auf drei Tonnen Gold. Die Insassen der Schiffe ließen die Schweden mit dem Schrecken davon kommen. Andere Kirchenschätze von Konstanz entrannen den Schweden und wurden nach Luzern geflüchtet. Der Oberpfleger des Domkapitels erhielt weiter die Anweisung, das noch „ohntransferierte“ Geld zu verstecken.

Die Versuche der Schweden, durch Beschießung von den Kreuzlinger Schanzen die von Konstanz auslaufenden Schiffe sinken zu machen und das Schicksal der zuletzt genannten Schiffe riefen bei den Konstanzer Schiffleuten eine große Furcht hervor. Zunächst hofften sie der Gefahr dadurch zu entgehen, daß sie längs der reichsdeutschen Seite der Konstanzer Bucht hinsteuerten. Als sie aber erfuhren, daß die Schwedengeschosse über die wenige Kilometer breite Konstanzer Bucht hinwegzuschießen vermöchten, entstand unter ihnen eine solche Panik, daß sie sich dem Rate gegenüber tagelang, trotz aller Androhung mit Leib und Lebensstrafen, weigerten, die ihnen anbefohlenen Fahrten auszuführen. Am 13. September wurde im Rat beschlossen, daß der Schiffe wegen im Kaufhaus bei Tag und Nacht 50 Fischer sollten in Bereitschaft gehalten werden. Ratsabgeordnete mußten den Fischern „stark zusprechen und sie zur Gehorsame weisen“. Durch hohe Lohnversprechungen und Befreiung von der allgemeinen Wachtpflicht gelang es endlich, dieselben zur Versehung ihres Dienstes zu bewegen.

Am 10. September meldete die Hochwacht in Konstanz, das Wollmatinger Ried stehe voller Bagagewagen, vielleicht sei es Munition.

Digitized by Google

Wie wir aus anderer Quelle wissen, kamen die sechs erwarteten Stücke groben Geschützes an diesem Tage von Villingen an, ebenso die Verstärkungen des Horn'schen Heeres, das nunmehr auf 10000—12000 Mann angewachsen war, während ihm vorläufig nur 1800 Verteidiger gegenüberstanden. Auf dem linken Rheinufer befehligte die Schweden Oberst Schaffelitzki, die rechtsrheinisch zurückgelassene Abteilung stand unter dem Kommando eines Oberst Reitewin. Am 11. September traf bei Horn als weitere Verstärkung Pappenheim mit einem Truppenkörper ein. Am nächsten Tage kamen zu den bisherigen Geschützen der Schweden zwei weitere große Stücke mit Granaten bis zu 80 ℔; am 14. September gelangten nochmals zwei solche an, so daß von diesem Tage die Schweden über 16 Geschütze verfügten. Sie postierten dieselben sämtlich in ihren vor dem Kloster Kreuzlingen aufgeworfenen Batterien mit der Richtung auf die unbedeckte Konstanzer Stadtmauer.

Trotzdem blieben die Schweden in den ersten Tagen der Belagerung angesichts ihrer vielfachen numerischen Überlegenheit auffallend unthätig. Horn hatte es offenbar darauf abgesehen, die Stadt ohne große Zerstörung in seinen Besitz zu bekommen, da man sich ihrer zu wichtigen Dingen bedienen wollte. Er versuchte daher erst nur, die Stadt vollständig einzuschließen und erhob zum Zwecke der Abschneidung der Zufuhr vom Thurgauer Landvogt wiederholt Schiffe, die vor dem Konstanzer Hafen kreuzen mußten. Außerdem ließ Horn am 10. September früh 3 Uhr den Versuch machen, den westlichen Vorort Paradies einzunehmen, welcher durch einen wassergefüllten Stadtgraben und einen mit einer Brustwehr versehenen Wall gegen die Feinde abgeschlossen war. Gelang ihm dies, dann hatte er auch auf der Westseite der Stadt nur noch die alte Stadtmauer als einzigen Widerstand vor sich. Der nächtliche Überfall scheiterte aber an der Tiefe des Wassers im Stadtgraben, der nicht zu durchwaten und sehr breit war, sowie an dem Feuer der Verteidiger. Die Schweden hatten zwei große Wagenleitern bei sich, die auf Räder gelegt waren und als Brücke über den Stadtgraben dienen sollten. Beim Überwerfen erreichten sie aber die innere Seite des Stadtgrabens nicht und sanken mit den bei der Dunkelheit ahnungslos darüberweg Eilenden in die Tiefe. Auf Seite der Angegriffenen hatten anfänglich nur sieben neugeworbene Schwaben aus dem wolfeggischen Regiment den Platz besetzt, den sie aufs rühmlichste verteidigten, bis weitere Hülfe ankam. So mußten sich die Schweden mit einigen Verlusten zurückziehen. Als es heller Tag ge-

Digitized by Google

worden war, fanden die Konstanzer an der Angriffsstelle einige Tote und drei Verwundete; von den letzteren wurden nach damaligem Kriegsbrauch zwei in die Reihen der Kaiserlichen „untergesteckt", der dritte wurde niedergemacht, weil er kein Quartier nehmen wollte.

Als weiteres Angriffsmittel ließ Horn in die hölzernen Wasserleitungsröhren, welche einer Anzahl öffentlicher Brunnen in Konstanz das Wasser aus dem Thurgau zuführten, Gift einmischen. Zwei Soldaten und einige Pferde schwollen nach dem Trinken jählings auf und starben alsbald, weshalb man in der Stadt alle von auswärts gespeisten Rohrbrunnen abschlug und durch Trommelstreich und Verruf männiglich davor warnte, sich des Wassers aus den Brunnenkästen zu bedienen.

Den Angriff auf das Paradies wiederholten die Schweden in der Nacht vom 11.—12. September nochmals, zu gleicher Zeit versuchten sie in Petershausen einzudringen, beides jedoch ohne Erfolg. Diese untergeordneten Aktionen der Schweden konnten die Belagerten an der Vervollständigung ihrer Verteidigungsarbeiten nicht hindern. Die kaiserlichen Dragoner unternahmen sogar trotz ihrer kleinen Anzahl am Nachmittag des 11. September einen Ausfall gegen Gottlieben. Auf die feindlichen Batterien bei Kreuzlingen und namentlich auf den Kreuzlinger Kirchturm, der den Schweden als Wachtpunkt diente, eröffnete und unterhielt die Stadt ein heftiges Geschützfeuer. Seit dem 11. September fuhr Wolfegg fort, die vor der Stadtmauer belegenen Gebäude im Paradies teils abzureißen teils niederzubrennen, damit der Feind sich bei Besetzung des Paradieses ihrer nicht bedienen könnte. Der Rat beschwerte sich zwar über die empfindlichen Verteidigungsmaßregeln beim Stadthauptmann, richtete aber nicht viel aus. Desgleichen brannten zwei Jagdschiffe am 13. September angesichts des Feindes die wenigen Häuser, welche sich auf der Nordseite der Konstanzer Bucht von der Rheinbrücke bis zum sog. Eichhorn befanden, ebenfalls nieder. Ja eine Korporalschaft des wolfeggischen Regiments drang bis hart an das feindliche Quartier bei Kreuzlingen heran, steckte hier einen Stall in Brand und kam wieder mit heiler Haut zurück. Man verrammelte weiter in Konstanz die einzige Stelle der Stadtmauer, die Einlaß bot, das Gitter am Pulverturm, welches die Mündung des sog. Jesuitengrabens überbrückte. Die Einwohner der Vorstadt Paradies wurden angehalten, den Stadtgraben im Paradies zu säubern, um dadurch den Übergang zu erschweren.

Digitized by Google

Am 12. September sollte das hohe Dach des Kreuzlinger Turmes abgebrochen werden, eine bei der Nähe der feindlichen Geschütze sehr gefährliche Arbeit. Deshalb beauftragte man mit diesem Geschäft einen Gefangenen des Regiments Namens Schloßhund, der sein Leben doch verwirkt hatte. Der Regimentsschultheiß schlug dem Rate vor, auch den städtischen Gefangenen das Leben zu fristen und sie zur gleichen Verrichtung zu gebrauchen. Der Rat lehnte dies jedoch mit dem Bemerken ab, die Stadt sei gewillt, „ihren Malefikanten das Recht ergehen zu lassen". Seit dem 11. September begann man auch die Erbauung einer neuen großen Schanze auf der Westseite der Stadt, welche zwischen der äußern Umwallung im Paradies und der sonst ungedeckten Stadtmauer eine neue widerstandsfähige Hinderninslinie einschieben sollte. Und mit allen Kräften wurde an diesem später sog. Schottenwall gearbeitet. Zum 13. September findet sich der Ratsbucheintrag, daß 50 Überlinger, 50 Mainauische, 50 Bregenzer und 50 von den übrigen Soldaten außer den fronleistenden Bürgern zu den Schanzen verordnet und jedem 10 Kreuzer Taglohn gegeben werden. Vom 11.—19. September arbeiteten an der Schanze durchschnittlich täglich 120 Personen aller Altersstufen, auch Frauen halfen mit. Als ganzer Taglohn wurden 12 Kr., an „Junge" wurden für Pallisadensetzen 8 Kr. ausbezahlt. Vom 20.—27. September waren 150 Personen an der Schanze thätig. Gegen das Ende der Belagerung stieg die Zahl der Schanzarbeiter fortwährend, so daß am 3. Oktober schanzten: 178 Soldaten zu 12 Kr. mit 6 Gefreiten zu 24 Kr.; 115 Mann kommandierte Bregenzer zu 10 Kr. mit 4 Gefreiten zu 20 Kr.; außerdem von den Bürgern 20 Personen zu 8 Kr., 10 Personen zu 6 Kr. und 3 Personen zu 4 Kr., zusammen 336 Personen an einem Tage.

Indessen blieb auch Horn nicht unthätig. Um die Konstanzer zu einer raschen Übergabe geneigter zu machen, versuchte er sie am 13. September durch ein heftiges Geschützfeuer auf die Stadt und auf die ein- und ausfahrenden Schiffe, einzuschüchtern. Hierauf sandte er am Abend des 13. September einen Trompeter als Parlamentär mit 2 Schreiben in die Stadt, eines an den Rat, das andere an Wolfegg. Dem Rate schrieb er: „Es erfordert die Ratio belli, daß ich im Namen der Krone Schweden, auch dero konföderierten evangelischen Bundesverwandten, meiner Prinzipalen, der Stadt Konstanz mit des Allerhöchsten Hilf und dann bei Handen habenden genugsamen Mitteln mich bemächtige. Ehe ich aber einigen Gewalt anwende, habe ich dem Gebrauch nach

Digitized by Google

die Herren zuvor gütlichen ersuchen und ihnen hiemit einen ehrlichen Akkord anbieten wollen, vermutend, die Herren werden in Erwägung der Defekten ihrer Stadt und daß sie einigem Gewalt nicht resistieren könnten, sich akkordieren und mir ihre Thor gutwillig öffnen; widrigenfalls, da dieselben sich und ihre Stadt (welche ich als ein fürnehmes Kleinod des römischen Reiches lieber konserviert als verderbt wissen wollte), durch eine vergebliche Opiniastrität in die äußerste Ruin selbsten präzipitieren, ich dessen vor aller Welt entschuldigt sein will und werden es die Herren selbsten bei der Posterität zu verantworten haben".

Gegenüber Wolfegg appellierte er an dessen militärische Einsicht von der Nutzlosigkeit der Gegenwehr, vermutend, „der Herr werde an seinem Ort am besten wissen, daß derselb Platz gegen eine Macht sich zu opponieren nicht beschaffen, hingegen die vor Augen gestellten durchbringenden Mittel, dadurch ich die ihme anbetrauten Posten aus seinen Händen zu nehmen mit Gottes Hilf mächtig bin, als ein verständiger Cavallier konsiderieren und sich hierauf rund erklären, ob er einen ehrlichen Akkord für die Garnison und Bürgerschaft zu acceptieren, oder aber wider Raison, die Extrema zu erwarten besonnen sei".

Auf dieses Schreiben war Wolfegg mit der Antwort rasch entschlossen. Dieselbe war kurz gefaßt; vom Kaiser und der Regentin sei ihm die Stadt anvertraut, „er wüßte demnach anders nichts zu thun, als was einem ehrlichen Cavallier gebühre, nemlich diesen ihm anvertrauten Posten als ein fürnehmes Kleinod des römischen Reiches (maßen er Herr Feldmarschalk solchen selbs also estimieren thäte) seinem äußersten Vermögen nach zu manutenieren und zu verfechten. Was die Defekten der Stadt belangen thue, befinde er dieselben also nit beschaffen, daß er nit mit genugsamen Mitteln dieselben zu ersetzen ihm wohl getraue".

Der engere Ausschuß des Rates beschloß ebenfalls noch am Abend des 13. Septembers eine absagende Antwort. Der schwedische Parlamentär mußte indeß in der Stadt übernacht bleiben, da man ihm erst am Morgen des 14. Septembers das städtische Schreiben aushändigen konnte, nachdem dasselbe die Genehmigung des in der Frühe zusammengetretenen Rates gefunden hatte. Um seinen Worten Nachdruck zu verschaffen, begann Horn an diesem Morgen um 6 Uhr mit großen Granaten, sog. Feuersäcken, in einem Gewicht bis zu 160 Pfund die Stadt zu beschießen und griff den Kreuzlinger Turm sehr heftig an. Die Geschosse richteten aber wider Erwarten der Konstanzer keinen

Digitized by Google

großen Schaden an. Sie zerschlugen wohl Dächer und zerschmetterten Wände, ein Mann wurde getötet, die große Masse fiel in Gärten, Straßen und Kirchhöfe. Im Falle zersprangen die Kugeln und wurden durch die dazu Aufgestellten mit nassen Ochsenhäuten „gedämmt".

Sehen wir uns nun auch das Antwortschreiben des Konstanzer Rates an Horn näher an. Ihm kann der Vorwurf einer gewissen Feigheit und Mutlosigkeit nicht erspart werden, weshalb es frühere Ruhmredner, wie namentlich Speth, nicht abdruckten. Es lautet: „Hochgeborener Herr Graf, Generalfeldmarschalk! Euer gräflichen Excellenz und Gnaden seien unsere unterthänige, fleißige Dienst zuvor. Derselben Schreiben ist uns zu Recht eingeliefert, darauf Euer gräflichen Excellenz zu begehrter Wiederantwort wir unterthänig und dienstlich überschreiben wollen, daß bereits vor einem Jahr die römisch kaiserliche Majestät und gesamtes Haus Österreich diese derselben angehörige Stadt Costanz in Sicherheit genommen und ein starke Garnison allhie eingelegt, auch hierüber einen Kommandanten verordnet, von dem sich nit allein die Soldateska, sondern zumalen auch die Bürgerschaft bis dahero wir uns noch kommandieren lassen müssen, also daß solche Stadt und derselben begehrte Überlassung in unserm Gewalt nit steht. Dahero wir auch die Mittel nit haben, begehrtermaßen uns zu akkomodieren, sondern müssen vielmehr geschehen lassen, was obgedachtem Herrn Kommandanten diesfalls belieben wird. Unterthänigst und dienstlich bittend, uns gnädig für entschuldigt zu nehmen und sich durch diese Beantwortung gestalt der Sachen nit offendieren zu lassen, sondern dieser Stadt und zumalen der bedrängten ohnschuldigen Bürgerschaft mit angedrohtem ernstlichen Procedere nach derselben hochberühmten Diskretion zu verschonen. Sonsten Euer gräfl. Excellenz allen gefälligen, unterthänigen und dienstlichen Willen zu bezaigen finden Sie uns bereit."

Nachdem auf diese Weise der Versuch Horns, die Stadt einzuschüchtern und Wolfegg zur Kapitulation zu bestimmen, gescheitert war, ging man auf beiden Seiten energisch vor. Den 14. September füllte heftiges gegenseitiges Geschützfeuer. Auf seiten der Konstanzer erzielten namentlich die Doppelhacken eine treffliche Wirkung und machten die Batterien der Schweden unsicher. Drei schwedische Büchsenmeister fielen. Die Kanonen der Belagerten zerschmetterten zudem teilweise die Kreuzlinger Klostermauer, hinter welcher die feindlichen Geschütze aufgepflanzt waren. Die Schweden dagegen, welche ihre Haupt-

Digitized by Google

operationsbasis vor wie nach von Kreuzlingen aus nahmen, bemühten sich zunächst, den dicken Kreuzlingerturm, von wo aus ihnen am meisten Schaden zugefügt wurde, zusammenzuschießen, mußten aber alsbald den Plan als aussichtslos aufgeben. Die schwedischen Kugeln wandten sich jetzt vorzugsweise der Stadtmauer zwischen dem Kreuzlingerthor und dem am See gelegenen Raueneggturm zu, um hier Bresche zu schießen und einen Sturm vorzubereiten. Zum gleichen Zwecke trieben die Schweden in der Nacht vom 14.—15. September einen Laufgraben bis in die unmittelbare Nähe der Konstanzer Stadtmauer. Wegen des Horizontalwassers konnten sie jedoch diesen Graben nicht so tief anlegen, daß die Soldaten in demselben von den Konstanzer Stadtmauern aus nicht gesehen worden wären, und richteten daher mit diesem Graben wenig aus. Der züricherische Kommandant Grebel zu Gottlieben berichtet über diese Operationen der Schweden nach Zürich, es gehe alles ziemlich langsam und gemächlich her; daß man so lange auf große Geschütze warten mußte, würde der Saumseligkeit der Württemberger zugemessen.

Am 15. September wurde wiederum gegenseitig ein starkes Geschützfeuer unterhalten. Den schwedischen Kugeln gelang es nur ein einziges Mal, eine kleine Feuersbrunst in Konstanz zu entflammen, der ein Haus zum Opfer fiel. Alle übrigen sehr zahlreichen Geschosse vermochten keinen empfindlichen Schaden anzurichten. Der Tagebuchschreiber von Konstanz will wissen, daß über diese Mißerfolge ihrer Artillerie die Schweden erstaunt gewesen seien, und ihrer viele, die sich auf den nahen Höhen des Thurgaus aufgestellt hatten und von hier aus die Wirkung ihres Kugelregens beobachten wollten, zu dem Glauben kamen, als seien in der Stadt lauter Zauberer und Hexen. „Etliche legten die Schuld auf die Geistlichen, als wann dieselben durch wunderbarliche Künsten und eitele Gebet oder Segen die Kuglen kraftlos macheten.“ Doch gelang es den Schweden, einen kleineren Stadtturm zu demolieren. Allein nach dem für Konstanz unparteiischen Zeugnisse Grebels war sowohl das Feuer wie der Erfolg größer auf Seite der Verteidiger.

Die Belagerung der Bodenseestadt hatte nun schon eine Woche gedauert. Angesichts der geringen Erfolge der Feinde schöpfte man in der Stadt wieder frischen Mut zum Ausharren, zumal sichere Nachricht eintraf, daß einer der tüchtigsten jüngeren Offiziere der kaiserlichen Armee, der Oberst Franz Freiherr von Mercy, in Meersburg

Digitized by Google

mit einem Regimente zum Entsatz von Konstanz angekommen sei. Er galt der Mit- und Nachwelt als der eigentliche Erretter der Stadt Konstanz aus Feindeshand, hinter dessen entschlossener Umsicht und Tapferkeit der wenig fähige Wolfegg ganz zurücktritt. Einem lothringischen Adelsgeschlechte entsprungen, war Mercy um 1598 geboren, und fiel 1645 als kaiserlicher Generalfeldmarschall in der Schlacht bei Alersheim. Mit der Geschichte des badischen Landes ist er nicht nur durch die ruhmreiche Verteidigung von Konstanz, vielmehr noch durch seine Eroberung Überlingens aus Feindeshand und seine siegreichen Kämpfe gegen die Franzosen bei Freiburg im Jahre 1644 verknüpft. Woher das Regiment Mercy kam, als es am 15. September in Meersburg eintraf, läßt sich nicht genau sagen, wahrscheinlich war es von Aldringen detachiert.

Am Abend des letztgenannten Tages fuhren drei große Schiffe von Konstanz aus, um die ersehnten Hülfstruppen abzuholen. Es gelang ihnen, den offenen See zu erreichen, ohne daß sie von den Schwedenkugeln Schaden gelitten hätten. Als Verehrung beschloß der Rat Mercy zwei Fässer Wein und einen Haberstoß anzubieten. In der Nacht vom 15. auf den 16. September gegen Morgen gelangte Mercy mit seinem Regiment in Konstanz an. Dasselbe belief sich auf 1200 Mann, darunter 200 Reiter und 50 Dragoner; in wohlthuendem Gegensatz zu dem Wolfeggischen Regiment bezifferte sich der Troß auf nur 50 Personen. Der Oberst und seine Soldaten wurden aufs freudigste begrüßt und bewirkten, daß die Stimmung der Belagerten sich hob. Der Succurs war namentlich um deswillen so dringend nothwendig geworden, weil in den vorangegangenen Tagen die schwache Besatzung und die Bürgerschaft durch allzuhäufige Tag- und Nachtwachen übermüdet waren. Das Fußvolk des neu angekommenen Regiments wurde im Paradies in Zelten untergebracht, die Reiterei, sowie alle höheren Offiziere in der Stadt, wobei namentlich auch die geistlichen Domherrenhöfe mit Einquartierung nicht mehr verschont wurden. Oberst Mercy selbst und sein Oberstleutnant nahmen Quartier auf der Pfalz. Von den 244 Reitern, welche unter einem Rittmeister standen, hatten 40 ihre Pferde vom Markgrafen von Baden, 70 von Oberst König von Lindau, 30 von Oberst Mercy selbst, die übrigen Pferde gehörten dem Rittmeister Cronberg und seinen Reitern.

Durch die Verstärkung der Besatzung erwuchsen der Stadt Konstanz neue große Ausgaben, denen sie nur unter Anspannung aller

Digitized by Google

Kräfte nachzukommen vermochte. Seit dem Beginn der Belagerung begegnen wir Beschwerden aller Art. Am 11. September bildete der Proviantmangel Gegenstand der Ratsberatung. Man versuchte durch Beiordnung städtischer Beamten zur Austeilung den überflüssigen Kommis abzustellen, denn auch jetzt gab man im Wolfeggischen Regiment mehr Soldaten an, als vorhanden waren. Die höhern Offiziere des Wolfeggischen Regiments hatten mehrere Wochengelder ausstehen, weil die Stadt dieselben nicht mehr bezahlen konnte. Auch diese begehrten am 11. September stürmisch ihr Geld und ließen sich nur auf Zureden des Kommissärs Walser noch einmal beschwichtigen. Auf des letztern Geheiß und mit seiner Unterstützung wandte sich der Rat an Oberst König in Lindau mit der Bitte um Proviant und Munition. Diesem Gesuche entsprach König, indem er den Konstanzern schrieb, sie sollten mit ihren Schiffen in Lindau 200 Malter Mehl und 60 Zentner Pulver abholen. Man konnte aber von Konstanz mit großen Schiffen bei stillem Wasser nicht ausfahren, weil die Gefahr vor den Feinden, die mit starken Jagdschiffen auf dem See herumstreiften, zu groß war und mußte auf günstigen Wind warten. Dies teilte der Rat Oberst König mit und bat gleichzeitig weiter um Falkonetkugeln, sowie um zwei halbe Kartaunen und 2 Mörser zur Demolierung der feindlichen Schanzen. Auch an die Stadt Überlingen richtete der Rat wiederholt die Bitte um Mehl auf Kredit oder gegen bar, hatte aber am 16. September noch keine Antwort erhalten. Man sandte nunmehr ein Schiff nach Überlingen, welches Mehl holen sollte, und beauftragte den Spitalmetzger, in Überlingen Vieh zu kaufen. Weitere Einkäufe von Vieh ließ der Rat in Bregenz machen, wo er bereitwilligen Kredit fand, auch wurde alles noch verfügbare Vieh in Konstanz aufgekauft. Den tapfern Reiteroberst Scherfenberg, dessen Thaten bei Tuttlingen und Mühlheim a. D. noch in aller Munde waren, ging der Rat ebenfalls um Succurs an, da man namentlich gegen die an Zahl weit überlegene schwedische Reiterei ohne Hülfstruppen zu Pferd einen Ausfall nicht wagen könne. Außerdem möge Scherfenberg sich bemühen, daß der Stadt mit Proviant und Munition, woran großer Mangel sei, beigesprungen werde.

Während der Belagerung wurden endlich, wie bereits bemerkt, die von ihren Insassen verlassenen Domherrenhöfe zur Einquartierung herangezogen. Der Rat verlangte weiter von den Geistlichen getreue Anzeige ihrer Fruchtvorräte. Nach Aufstellung des geforderten Inven-

Digitized by Google

tars ergab sich, daß die Geistlichen die Hälfte ihres Vorrats zur Verfügung stellen konnten, bestehend in 150 Sack Vesen, welche sofort nach Überlingen gesandt wurden, um dort gemahlen zu werden, da die Konstanzer Rheinmühle den Bedarf nicht mehr zu decken vermochte. Mit dieser freiwilligen Gabe begnügte sich der Rat jedoch nicht, sondern ließ mit Hülfe des Oberstleutnants Singer den Rest der Früchte am 18. September auf den geistlichen Fruchtschütten mit Gewalt „abfassen“. Wir werden diesen Notakt des Rates begreifen, wenn wir, um nur Eines herauszugreifen, erwägen, daß die Stadt allein für das Regiment Mercy täglich 1430 ℔ Kommißfleisch zu liefern hatte. Das Regiment enthielt 5 Kompagnien. Der Stab bezog täglich 80 ℔ Fleisch, jeder Soldat 1 ℔, so daß es traf auf die Kompagnie des Oberst Mercy 250 ℔, des Oberstleutnants 289 ℔, des Hauptmanns Mercy, eines Verwandten des Obersts, 250 ℔, des Hauptmanns Zwibel 211 ℔, des Hauptmanns Haydtegen 300 ℔, für die Bagage 50 ℔. Außer Fleisch erhielt jeder Soldat täglich 2 ℔ Brot und 2 Maß Wein. Die niedern Offiziere empfingen doppelte Rationen, den Unterhalt des Stabes stellte Mercy „zu der Herren Diskretion“.

Kehren wir zu den Kriegsereignissen zurück. Mit der Ankunft Mercys ging ein frischer Zug durch die Verteidigung. Zwar schien dem Rate der Succurs noch nicht groß genug, namentlich war man der viel stärkeren feindlichen Reiterei nicht gewachsen und konnte daher keine Ausfälle wagen. Dadurch gewannen die Feinde die Möglichkeit, ihr ganzes Augenmerk der Einschließung der Stadt, namentlich der Abschneidung der Zufuhr zu Wasser zuzuwenden. Deshalb wandte sich der Rat am 17. September nochmals an die Regentin mit der Bitte um schleunige Hülfe, indem er ihr die große Bedeutung des etwaigen Verlusts von Konstanz für ganz Oberschwaben und die österreichischen Länder vor Augen stellte. Die Bürgerschaft sei willens, ihr Gut und Blut für Österreich in die Schanze zu schlagen, wenn man nur sichere Zuversicht auf Entsatz hätte und „die Sach nit in die äußerste Extremität laufen laßt, daß sich der Feind der Stadt bemächtigt und alsdann sein Zorn und Wüten über die Mannschaft, Weib und Kind mit Erwürgen und Niedermachen derselben (maßen man andrer Orten frische Exempla hat) ausschütten möchte“. Soweit die Kräfte reichten, nahm inzwischen Mercy sofort die Verteidigung in die Hand, die er seit seiner Ankunft fortan leitete, ohne sich viel um Wolfegg zu kümmern. Zu den gleich anfangs vorhergesehenen Verteidigungsmaßregeln wurden

Digitized by Google

neue gefügt. Mit großen Nägeln versehene Bretter wurden in die Nähe des Kreuzlinger Thores gebracht, um sie bei einem Sturm der Feinde diesem vor die Füße zu werfen. Alle Zimmerleute mußten Pallisaden zimmern. Alle Taglöhner und verfügbaren Fuhrleute mußten Wasser in großen Gefäßen zum Kreuzlinger Thore führen. Alle Tischmacher hatten lange Stangen oder Bretter oben und unten mit Nägeln zu durchschlagen, damit dieselben, falls der Feind in die Pallisadenreihe hinter der Mauer Bresche schösse, sofort zur Vernagelung der Bresche Verwendung finden könnten.

Auch den einzelnen Bürgern wurden jetzt genaue Aufgaben gestellt. Man berechnete im Rat, daß die Stadt ungefähr 550 wehrfähige Bürger besitze. Davon verordnete man zu den Geschützen und unter die Thore 129; zur Bedienung der Schiffe auf die Bereitschaft im Kaufhaus 115. Maurer und Zimmerleute ohne die Knechte waren es 15; Schmiede und Schlosser, welche Waffen und Sturmzeug fertigten, sowie Tischmacher, die vernagelte Bretter und Stangen machten, waren es 14; Zinngießer, die Tag und Nacht Kugeln gossen, waren es 4. 38 Bürger hatten den Soldaten den Kommis an Brot, Wein, Fleisch und Haber, sowie Pulver und Blei aufzuwarten und sie zur Tapferkeit anzuspornen; die 12 Bäcker der Stadt mußten das Kommisbrot backen; die 4 Barbiere waren als Wundärzte thätig; 20 Fuhrleute und „Wettekarrer" versahen die erforderlichen Fuhren an Holz und Wasser. Zur Aufsicht auf Feuersgefahr und zur Versehung der gegen die feindlichen Kugeln verwendeten nassen Tierhäute wurden in jede Gasse der Vorstadt 4 Leute, zusammen 30, verordnet; 9 Wirte und Zunftstubenknechte gingen ihrem Gewerbe nach; 60 Bürger waren jeweils auf der Wacht. Die Gesamtzahl der auf die Weise verwendeten Bürger betrug 450, so daß nur 100 ausruhen konnten.

Den Feinden war die Verstärkung der Verteidigung nicht entgangen. Sie beschossen daher tagelang fast unausgesetzt die Stadt und brachten schon am 16. September der Stadtmauer bei Kreuzlingen Löcher und Risse bei, so daß die zwischen dem Kreuzlingerturm und dem hart am See gelegenen Raueneggturm befindlichen Türme nicht mehr von der Verteidigung besetzt werden konnten. In der folgenden Nacht begannen die Schweden hauptsächlich sog. Ernstkugeln oder Feuersäcke in die Stadt zu schleudern, welche mit Schlägen angefüllt waren, in der Luft platzten und ihren zündenden Inhalt in Gestalt eines feurigen Regens ergossen. Infolgedessen brach in der Vorstadt Stadel-

Digitized by Google

hofen Feuer aus, was die Einwohnerschaft dieser Vorstadt bestimmte, wegen der Gefahr in der Nacht aufzupacken und sich in die Stadt zurückzuziehen. Am 17. September dauerte vom frühen Morgen die Beschießung weiter. Der Laufgraben wurde von Kreuzlingen her als Vorbereitung zum Sturm bis dicht an die Stadtmauer getrieben. Ein erneuter Versuch der Feinde, den Graben im Paradies zu übersteigen und von hier aus vorzudringen, mißlang jedoch auch diesmal. Es regnete andauernd, das Wasser füllte die Gräben, und so waren die Belagerer sehr in der Entfaltung ihrer Kräfte behindert.

Die schwedische Beschießung wurde von der Stadt aus mit Erfolg erwidert. Der mächtige Kreuzlingerthorturm erwies sich bei dieser Gelegenheit als trefflicher Operationspunkt der Verteidigung. Eine Reihe schwedischer Büchsenmeister fiel. Am 18. September, einem Sonntage, setzten die Feinde ihre Laufgräben fort und vermochten in die Stadtmauer unterhalb des Kreuzlingerturmes ein großes Loch zu schießen, welches die Mauer von außen übersteigbar machte. Die Belagerten begegneten der Gefahr durch Aufrichtung einer doppelten Pallisadenreihe im Halbkreise um die Bresche herum, sowie durch Zimmerung eines sog. Kessels, d. h. eines erhöhten Holzgerüstes aus Kisten, von welchem aus man die in die Bresche Eindringenden von oben herab abtreiben konnte.

Nachdem Horn auf diese Weise Bresche gelegt hatte und ihm außerdem neue Truppenverstärkungen in Höhe von 1300 Mann, teils rheingräfliche und birkenfeldische Reiterei, teils württembergisches Fußvolk, zugekommen waren, ließ er am Nachmittag des 18. September nochmals durch einen Trommler die Stadt unter Drohungen zur Übergabe auffordern. Dem Oberst Wolfegg ließ Horn sagen, er wolle andern Tags zu Konstanz das Mittagessen einnehmen; Pappenheim, der bei ihm zu Gottlieben im Hauptlager verweile, habe ihm bereits das geistliche Haus gezeigt, in welchem er Quartier nehmen würde. Dem großsprecherischen Parlamentär verabfolgte man in Konstanz einen Reichsthaler und gab ihm die Antwort mit hinaus, es seien keine unmündigen Kinder oder Weiber in der Stadt, mit denen er zu fechten habe, sondern beherzte Männer, darum solle er nur tapfer ansetzen.

Auf diese erneute Absage hin entschloß sich Horn zum Sturm. Nachts um 3 Uhr wurde derselbe von drei Seiten eröffnet, von Staad aus an dem obern Petershauser Thor, von Gottlieben aus gegen Graben und Wall im Paradies und als Hauptangriff von Kreuzlingen

Digitized by Google

aus auf die geschossene Bresche. Auf der Kreuzlinger Seite gelang es den Schweden, den Wassergraben zu durchschreiten und durch die Bresche und eine Pallisadenreihe vorzudringen. Sodann stießen sie aber auf die zweite Pallisadenreihe und den erwähnten Kessel und mußten von hier unter beträchtlichen Verlusten zurückweichen. Beim äußern Graben im Paradies, den die Schweden schon zweimal zu überschreiten versucht hatten, machten sie diesmal einen besonders heftigen zweistündigen Angriff. In den tiefen Graben führten sie zwei Wagen, die ihnen als Brücke dienen sollten, aber wiederum das innere Ufer nicht erreichten. Den Wall hatte das Mercysche Regiment besetzt und zeichnete sich durch große Schlagfertigkeit aus. Sie gaben so rasch Feuer, daß man ihnen in Hüten und Feuerkübeln Pulver und Kugeln zutragen mußte. Hinter der Infanterie hielten als Deckung 300 Reiter in bester Ausrüstung, welche dem über den Graben gedrungenen Feinde den Sturm sehr erschwert hätten. Aber das ganze nächtliche Unternehmen war mißlungen, wie der Züricher Beobachter Grebel in Gottlieben mit Bedauern hinzufügt, weil die starke schwedische Reiterei nicht zum Gefechte kam.

In der folgenden Woche wurden bedeutendere kriegerische Thaten nicht unternommen. Die Schweden nahmen, nachdem sie sich einige Tage fast völlig ruhig verhalten hatten, die Beschießung der Stadtmauer und des Rauneggturmes am 24. September wieder auf und brachten einen großen Teil der Mauer zum Einsturze. Damit der Feind nicht das sehr gefährdete sog. Ackertürmlein zusammenschieße und mit den Trümmern den Stadtgraben fülle, ließ man es von seiten der Verteidigung der Stadtmauer zu eben abtragen und mit Erde auffüllen. Zwei kleinere Ausfälle der Belagerten wurden von den Schweden ohne Verluste zurückgewiesen. Dagegen hob es den Mut der Verteidiger sehr, als am 24. September von Oberst König in Lindau neue Hülfe in Gestalt einer wohlausgerüsteten Flotille von 12 Schiffen unter Hauptmann Weiß anlangte, der die Aufgabe zufiel, die Zufuhr der Stadt zu Wasser offen zu halten. Verstärkt wurde dieselbe durch einige von Überlingen und Mainau zum gleichen Zweck ausgesandte Schiffe. Wirklich gelang es auch infolge dieses Schutzes alsbald, die an Fleisch äußerst Mangel leidende Stadt Konstanz mit einem Schiffe voll Ochsen und Schafen zu verproviantieren, dem alsbald ein weiteres folgte. Da Oberst König außerdem noch weitere Hülfe angekündigt hatte, war man in Konstanz guter Dinge. In der Nacht vom 25./26. September traf derselbe in Gestalt von 500 Mann vorarlbergischer Truppen des

Digitized by Google

Emsischen Regiments unter Oberstleutnant Franzin in Konstanz ein. Sie wurden anfänglich in die Bereitschaft zu Petershausen gelegt, woselbst Franzin im Kloster Quartier nahm; in den folgenden Kämpfen verwendete man aber auch diese Truppen auf der gefährdeten Südseite der Stadt, wo sie tapfer mitfochten. Am 27. September kam ein weiteres Schreiben von Oberst König in Konstanz an, in welchem er versprach, nochmals 1000 Mann Succurs zu „solizitieren", sowie auch die Stadt nicht ohne Proviant und Munition zu lassen.

Während so auf beiden Seiten Truppenverstärkungen eingetroffen waren und es den Anschein hatte, als sollte sich die Belagerung in die Länge ziehen, begehrte am Abend des 25. September ein Parlamentär Einlaß und wies sich, nachdem er mit verbundenen Augen zu den Obersten und dem Stadthauptmann geführt worden war, durch Kreditiv aus, das ihn beauftragte, für den thurgauischen Landvogt als Abgesandten der ganzen schweizerischen Eidgenossenschaft auf den andern Tag um Audienz bei Wolfegg zu bitten. Wolfegg und Mercy trugen dem mit zwei Dukaten beschenkten Trompeter auf, dem Landvogt werde für seine Person eine Audienz nicht abgeschlagen und ihm sicheres Geleit gewährt werden; wenn aber sein Auftrag auf Vermittlung einer Kapitulation von Konstanz gerichtet sei, so werde ihm darin kein Gehör gegeben werden können. Und so war es auch wirklich. Sehen wir in Kürze, wie die Eidgenossenschaft dazu kam, eine Vermittlerrolle spielen zu wollen.

---

5. Kapitel.

Eidgenössische Vermittlungsversuche. Die Aufhebung der Belagerung von Konstanz.

In Konstanz war man der festen Meinung, daß Zürich mit vollem Wissen den Schweden den Durchzug über Schweizergebiet gestattet habe. Man verzichtete daher darauf, ferner mit der gesamten Eidgenossenschaft zu verhandeln und gedachte sich nur mehr an die fünf katholischen Orte zu wenden. Ein an dieselben gerichtetes Schreiben des Konstanzer Rates, datiert vom 11. September, gelangte allerdings nicht zur Absendung. Es ist aber wegen seiner deutlichen Sprache überaus bezeichnend. Die Thatsache der Belagerung von der Schweizer Seite

Digitized by Google

wird darin als bekannt vorausgesetzt. Sodann fährt das Schreiben fort: „Nun haben sich die Herren zu erinnern, was starkes Versichern (als gegen Ihrem Territorio ein wenige Fortifikation vorgenommen wurde) Sie uns gethan haben, daß Sie niemandem einigen Paß über Rhein und auf Ihrem Territorio gestatten wollen, jetzo aber ein anderes in dem Werk sich befindet". Den katholischen Eidgenossen müsse im Interesse der katholischen Religion an der Abtreibung der Schweden vom Schweizer Boden alles gelegen sein, außerdem verpflichte sie dazu die Erbeinigung mit Österreich. Endlich teilt der Rat seinen schweizerischen Glaubensgenossen noch mit, „daß die Thurgauer den Feind zu seinem Intent in allen Sachen mit Schanzen, Gebung der Quartieren und Zuführung der Viktualien allen Fürschub geben".

Aber es brauchte dieses Schreibens gar nicht. Von sich aus fühlten sich die katholischen Orte der Eidgenossenschaft bei ihrer Ehre und ihrem gegebenen Worte verpflichtet, den geschehenen Neutralitätsbruch nicht zu dulden. Sie beschlossen, mit ihren Aufgeboten auszuziehen und mit bewaffneter Hand die Schweden vom Schweizer Boden zu vertreiben. Diesen Beschluß trugen sie der wegen Horns Einfall eilig zusammenberufenen und am 14. September zu Baden i. A. zusammengetretenen gemeineidgenössischen Tagsatzung vor. Zur Darlegung ihrer Gründe erließen sie ein Manifest. Durch den schwedischen Einbruch sei die Neutralität und Ehre der Schweiz gegebenem Worte zuwider verletzt worden. Da gütliche Mittel nichts fruchten, so hätten sie sich „zur Erhaltung der Ehren Gottes, zu Handhabung des Rechten und zu Übung aller eidgenössischen Reputation aus einzigem Antrieb des Gewissens" entschlossen, ihre Mittel kräftig zur Hand zu nehmen, mit ihrer Mannschaft aufzubrechen „und als die Offendierten die Eidgenossenschaft hoffentlich mit Beistand der übrigen lieben Eidgenossen zu beschützen". Daß man auch in der katholischen Innerschweiz sofort an eine Mitschuld Zürichs glaubte, beweist aber der folgende Satz des Manifests, in welchem zu jedermanns Beurteilung gestellt wurde, „ob diejenigen, welche von diesem schwedischen Einfall heimlich gewußt, ihn nicht verhindert, oder doch mit Ernst ab unserm Grund und Boden nit abschaffen und gethane Versprechen nit halten wollen, zu loben seien, und ob diejenigen zu schelten, welche an solchem Fürnehmen unschuldig, das Vaterland von fremdem Gewalt zu retten, gegebene Bünde, Ehr und Eide zu erstatten und den alten eidgenössischen guten Namen zu erhalten treulich und redlich begehrt haben".

Digitized by Google

Auf der Tagsatzung stieß der Vorschlag der katholischen Orte auf heftigen Widerstand von seiten Zürichs. Dieses trug vor, es hätte von dem plötzlichen Einfall der Schweden keine Kenntnis gehabt. Die Schweden jetzt mit Gewalt zu vertreiben, sei bedenklich. Wollte man in den Thurgau ziehen, so würden sich die Schwedischen widersetzen, die Eidgenossenschaft aber würde zum Kriegsschauplatz gemacht werden. Da Horn versichere, der Eidgenossenschaft nichts Böses zuzufügen, und da anderseits der Herzog von Rohan sich im Namen des französischen Königs zu gütlicher Vermittlung anerboten habe, so möchten die katholischen Orte mit ihrem beabsichtigten Auszug innehalten und sich mit Zürich nach Mitteln umsehen, „wie die Stadt Costantz mit etwas mehrerer Versicherung gegen der Eidgenossenschaft in ihren alten Stand gesetzt" und das schwedische Volk entfernt werden könne. Gleiche Instruktion hatten die Abgeordneten von Bern.

Wir sehen sofort, was inzwischen vorgegangen war. Nachdem Horn bisher weder mit Drohung noch mit Gewalt die Stadt Konstanz in seine Hände bekommen konnte, versuchte der schlaue Rohan auf andere Weise das Ziel der französischen Politik, Konstanz von Österreich loszureißen, zu erreichen. Er gewann die protestantischen Stände Zürich und Bern, eine Vermittlerrolle zwischen der Stadt Konstanz und Gustav Horn zu übernehmen und sich selbst deren Ausführung übertragen zu lassen, indem er den Eidgenossen das Versprechen vorhielt, die Stadt Konstanz in ihre Hände zu geben. Damit war er auf einen Gedanken verfallen, der unter den gegebenen Umständen die meiste Aussicht auf Zustimmung der Konstanzer hatte.

Auf die dahingehenden Gegenvorschläge von Zürich und Bern zeigte sich die katholische Schweiz nicht abgeneigt, zuerst gütliche Mittel zu versuchen. Die Abgesandten derselben erklärten aber für den Fall ihres Scheiterns sofort, daß man alsdann ernstlich vorgehen müsse, wie dies die Erbeinigung und die der Stadt Konstanz gegebene Versicherung, zu ihrem Nachteil niemandem den Paß zu gestatten, erforderten. Nach langem Verhandeln einigte man sich auf Zürichs Vorschlag dahin, Rohan zu ersuchen, den Feldmarschall Horn dahin zu bestimmen, seine Armee baldigst vom eidgenössischen Boden zu entfernen. Auch richtete die versammelte Eidgenossenschaft von sich aus an Horn ein Schreiben in diesem Sinne. Der geschehene Einbruch verletze die Neutralität der Schweiz, Horn möge in Hinkunft letztere mit dergleichem Beginnen verschonen.

Digitized by Google

Nachdem sich so die Tagsatzung seinen Absichten günstig zeigte, erschien der Herzog von Rohan, der abwartend in der Nähe weilte, persönlich zu Baden. Er bot im Namen seines Königs nochmals gute Dienste an. Weil Horn den Einfall weniger in der Absicht gemacht habe, Konstanz zu beleidigen, als um diesen Waffenplatz nicht in den Besitz der spanischen Hülfstruppen kommen zu lassen, so wäre es das beste, wenn die Stadt durch Vermittlung des französischen Königs in die unparteiischen Hände der Eidgenossenschaft übergeben, die dort liegende kaiserliche Garnison abgeführt und an ihre Stelle eine eidgenössische eingelegt würde. Konstanz würde alsdann bis zu dem erwarteten allgemeinen Frieden in den Händen der Eidgenossen und damit in Neutralität verbleiben. Gewalt gegen Horn zu brauchen sei namentlich mit Rücksicht auf die Stärke seiner Kavallerie für die Eidgenossenschaft nicht ratsam. Noch schlimmer würde die Sache, wenn die katholischen Orte ausziehen und sich mit den Feinden der Schweden vereinigen würden, weil alsdann die reformierten Schweizer auf die Gegenpartei gelenkt würden und so der Bruderkrieg innerhalb der Eidgenossenschaft zu entbrennen drohe.

Während dieser Unterhandlungen Rohans mit der Tagsatzung überbrachte der schwedische Oberst Schaffelitzki auf das eidgenössische Schreiben an Horn die Antwort des Letztern, worin der Feldmarschall wiederholt versicherte, er beabsichtige nicht, die Eidgenossenschaft zu beleidigen. Wenn die Schweiz hinreichende Versicherung geben könne, daß der schwedischen Armee von Konstanz aus kein Schaden zugefügt würde, sei er bereit, den eidgenössischen Boden zu verlassen. Wenn man aber Gewalt brauchen sollte, so müßte er thun, was redlichen Kavalieren gezieme. Man sieht, Rohan und Horn hatten sich über die letzten Einzelheiten ihres Auftretens gegenüber der Eidgenossenschaft vorher verständigt.

Die Gesandten der Tagsatzung nahmen das Anerbieten Rohans an, der nun mit Schaffelitzki wegen der von Horn begehrten Sicherstellung verhandelte und sodann der Tagsatzung einen Vermittlungsvorschlag vorlegen ließ, der um Vieles deutlicher als seine früheren Ausführungen die wahren Absichten Frankreichs verriet. Nachdem sich ihm die Tagsatzung auf sein erstes Sondieren so gefügig gezeigt hatte, konnte er das unbedenklich wagen. Der neue Vorschlag, der nur eine nähere Ausführung des ersten ist, lautete: Konstanz sollte seiner Besatzung entledigt werden und bis Kriegsschluß unter neutraler Protektion der

Digitized by Google

Eidgenossenschaft stehen, welche eine hinreichende Besatzung zum Schutze der Neutralität dahin legen würde. Im Falle das Haus Österreich nicht einwilligen sollte, möge sich die Eidgenossenschaft entschließen, die Stadt mit ihrer ganzen Macht zu erhalten und zu beschützen oder aber sie dem König von Frankreich einzuhändigen, der sie zu erhalten wissen werde. Wenn Horn diese mit Schaffelitzki vereinbarten Artikel annehme, sollte Konstanz sofort davon in Kenntnis gesetzt werden. Finde der Vorschlag daselbst Genehmigung, so wäre er alsbald durchzuführen. Finde er sie nicht, so sollen die verbündeten Orte erklären, daß sie sich der Stadt nicht weiter annehmen und im Thurgau nicht mehr Volk erhalten werden, als zur Abwehr etwaiger Streifereien der Schweden erforderlich sei. In diesem Falle würde Horn versprechen, nach der Eroberung von Konstanz die Stadt unter den obigen Bedingungen in freien Stand zu setzen.

Die beabsichtigte Einmischung Frankreichs schien nun aber doch der Mehrzahl der eidgenössischen Abgeordneten bedenklich, so daß man sich schließlich nur über den ursprünglichen Vorschlag Rohans einigte, wonach Konstanz in die neutralen Hände der Eidgenossenschaft gegeben, von dieser besetzt und nach den Bestimmungen des zu erfolgenden Friedens zurückerstattet werden sollte. Rohan ließ sich auch diese Vermittlung gefallen. Sie wurde am 18. September zu Baden in zwei Schreiben an den Konstanzer Rat und an Oberst Wolfegg zu Papier gebracht. Rohan machte sich nach dem Feldlager Horns auf, einigte sich zu Gottlieben rasch mit ihm und begab sich sodann nach Weinfelden zurück, von wo aus er durch den thurgauischen Landvogt die Unterhandlungen mit Konstanz einzuleiten gedachte. Die Abgesandten der Eidgenossenschaft beschlossen, zu Baden versammelt zu bleiben, bis die Antwort von Konstanz eingetroffen sein würde.

Damit kehren wir zu den Ereignissen in Konstanz zurück. Wir vernahmen, daß am Abend des 25. September ein Parlamentär für den thurgauischen Landvogt Audienz und sicheres Geleit begehrte, was ihm auch für seine Person gewährt worden war. Der Landvogt hatte den Auftrag, die beiden Schreiben an den Rat und an Wolfegg zu übermitteln. Jenes an den Rat ging nur von den katholischen Orten aus, das an Wolfegg gerichtete von der gesamten Eidgenossenschaft.

Auf die dem Trompeter mündlich gewährte Antwort erschien jedoch der Landvogt, dem die Antwort falsch ausgerichtet wurde, am 26. September nicht in Konstanz, schickte vielmehr nochmals einen Parlamentär

Digitized by Google

mit dem Auftrag, bei Wolfegg auszurichten: Aus der seinem Trompeter gestern gewordenen Antwort müsse er abnehmen, „daß seine Petition eintweders nit recht vorgebracht oder mißverstanden worden sei", deshalb bitte er wiederholt den Obersten um Audienz und sicheres Geleit. Nunmehr ließ Wolfegg dem Landvogt schriftlich mitteilen, er möge unterm sicherem Geleite hereinkommen, „allein er solle von keinem Akkord oder Pacifikation mit dem Feind Anregung thun". Jetzt erschien der Landvogt zu Fuß, lediglich in Begleitung eines Trompeters als Parlamentärs in Konstanz und wurde mit verbundenen Augen durch den Brühl und durch die Stadt vor Wolfegg geführt, wobei er von den vor ihren Zelten lagernden Soldaten „mit spottschandlichen Worten angetastet, ja sogar mit Kuhkot geworfen wurde". Bei Wolfegg übergab er die beiden Schreiben und damit den Antrag Rohans, die Stadt zu unparteiischen Händen einer eidgenössischen Besatzung zu übergeben, unter welcher Bedingung Horn die Belagerung aufheben würde.

Wolfegg zeigte sich hierauf unerbittlich und wies alle Vermittlungsvorschläge auf das bestimmteste von der Hand. Sein Auftrag sei, die Stadt zu verteidigen; über weiteres müsse man sich an seine Oberen wenden, besonders an General Aldringen, dem er den Brief der 13 Orte zu übermitteln sich erbitten ließ. Aber auch vor dem Rate hatte der Landvogt kein Glück. Das für den Rat bestimmte Schreiben der katholischen Orte, war diesem von Wolfegg sofort mitgeteilt worden. In dem Schreiben war ausgeführt, die katholischen Orte hätten wegen der feindlichen Belagerung nachbarliches Mitleiden mit Konstanz und trügen daneben das höchste Mißfallen, daß dem Feind der Paß über den Rhein gestattet worden sei, wovon sie für ihre Person nichts gewußt, geschweige irgend eine Mitwirkung hiezu gethan hätten. „Zu Demonstrierung ihrer Unschuld seien sie endlich resolviert, mit ihrer Macht auszuziehen und diesem unversehenen, hochbeschwerlichen feindlichen Beginnen Reparation zu verschaffen. Sie wollten allein noch erwarten, wie die Interposition des Herzogen von Rohan, der alle gute Officia zu prestieren offeriert hätte, abgehen würde. Sollte dieselbe wider Verhoffen unfruchtbarlich ablaufen, so wollten sie alsdann uneingestellt mit ihrer Macht den erwiesenen Affront reparieren helfen." Der Rat sandte das Schreiben unbeantwortet an Wolfegg zurück, wie er Claudia gegenüber rühmend hervorhebt, „da der Herzog von Rohan als des hochlöblichen Hauses Österreich Feind,

welcher dieser Belagerung, wie bekannt, Principalratgeber gewesen ist, pro interponente fürgeschlagen worden".

So mußte der Landvogt unverrichteter Sache abziehen. Wolfegg und Mercy erwiesen ihm, um ihn vor Behelligungen zu schützen, zu Pferde das Geleit bis zum äußern Graben. Er hatte Horn und dem in Weinfelden harrenden Herzog von Rohan nichts zu berichten. Damit war aber der ganze eidgenössisch-französische Vermittlungsvorschlag ins Wasser gefallen und wir fragen uns verwundert, ob man nicht auf eine entschiedene Unterstützung seitens der Konstanzer Bürgerschaft gerechnet hatte, oder ob die Gefahr vor der Eroberung der einzige Umstand war, auf den Rohan und die Schweizer ihre Hoffnungen bauten. Ohne Zweifel gab es in Konstanz Leute, welche die tausendfältigen Beschwernisse des Verteidigungsheeres mitsamt der Treue zum Hause Österreich in diesem Augenblicke gern über Bord geworfen und den eidgenössischen Vorschlag angenommen hätten. Wie doch damit in letzter Linie alte Träume nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Österreich in Erfüllung gegangen wären, haben wir gesehen. Begreiflich berichten darüber die Konstanzer Akten nicht viel. Nur ein Eintrag im Ratsbuch weist darauf hin, daß man einen der ersten städtischen Beamten, den wiederholt als Abgesandten an die Regentin verwendeten Kanzleiverwalter Dr. Harder, hochverräterischer Konspirationen mit der Schweiz beschuldigte. Oberst Mercy hatte dies offen ausgesprochen, was den Rat veranlaßte, sich bei ihm näher über die Sache zu erkundigen. Der damit betraute Ratsherr Kalt erhielt von Mercy aber nur zur Antwort: „Was er des Kanzleiverwalters halb geredt, das sei die Wahrheit; sei aber unnötig, die Personen, von denen er's hab, namhaft zu machen; möcht aber beschehen, wenn er hinwegzeucht". Der Rat wußte sich nicht anders zu helfen, als es „diesmal dabei verbleiben zu lassen, sonderlich, weil Herr Kanzleiverwalter vor beiden Herren Obristen im Beiwesen Herrn Stadthauptmanns den Bezicht widersprochen, es werd es kein Biedermann von ihm reden, hab auch solche Gedanken nie gehabt". In diesem Zusammenhang wird die schon früher mitgeteilte Bemerkung des Ratsbuches, wonach die Stimme laut wurde, gegen die Bedrängnisse der wolfeggischen Garnison bei den Eidgenossen Protektion zu suchen, in ein helles Licht gesetzt. Offenbar war in Konstanz eine zu der Schweiz haltende Partei vorhanden, welche angesehene Bürger mitumfaßte, die aber an der Durchführung ihres Planes durch die militärische Besatzung niedergehalten wurde.

Digitized by Google

Mit dem Abschlag der Vermittlung Rohans sah sich Horn auf den vorigen Standpunkt zurückversetzt. Er mußte mit erneuter Gewalt die Belagerungsarbeit aufnehmen. Alles kam ihm jetzt auf die Vorbereitung des Hauptsturmes auf Konstanz durch Beschießung der Stadtmauern an. Infolge der seitherigen starken Benützung seiner Geschütze war ein Teil derselben unbrauchbar geworden, einige auch durch die Verteidigung zu Grunde gerichtet. Er erhielt zwar von seinen Bundesgenossen 6 große Ersatzgeschütze, aber sie reichten nicht zur Erfüllung ihrer Aufgabe. In seiner Not wandte sich Horn nun geradewegs nach Zürich um Munition und Geschütze, besonders um Vierundzwanzigpfünder. Und es that wirklich Eile mit der Eroberung von Konstanz, wenn sie gelingen sollte.

Denn es traten Verhältnisse ein, welche mit einem Male die herrschende Stellung der Schweden am Bodensee ins Gegenteil verkehrten. Nachdem die katholischen Orte der Eidgenossenschaft den Mißerfolg der Sendung Rohans vernommen hatten, hielten sie Wort, brachen mit ihren Aufgeboten auf und zogen stracks in der Richtung auf Konstanz los, willens, die Schweden vom eidgenössischen Boden zu vertreiben. Sie gelangten schon am 28. September zu Wyl und Rickenbach an und befanden sich in sehr gereizter Stimmung gegen Zürich, dem sie Eidbruch vorwarfen. Rohan machte äußerste Anstrengungen, ihren Einfall in den Thurgau zu verhindern, und brachte es auch wirklich dahin, daß Zürich Gegenrüstungen veranstaltete, um nötigenfalls den Versuch der katholischen Orte, die Schweden vor Konstanz anzugreifen, mit Gewalt aufzuhalten. So stand wegen der Belagerung von Konstanz die Eidgenossenschaft vor dem Bruderkriege.

Das schweizerische Aufgebot 6 Stunden vor Konstanz war jedoch nur das eine Gewitter, welches aufzog, die Belagerungsarbeit Horns zu stören. Viel schlimmer für ihn klangen die Nachrichten, die jetzt aus Oberschwaben und dem Rheinthale kamen. Am 27. September richtete der Konstanzer Rat letztmals an die Regentin die Bitte um weiteren Succurs von Truppen und Munition und schilderte in beweglichen Worten die Drangsale der Stadt. Oberst König von Lindau hatte zwar dem Rat weitere Hülfe von 1000 Mann in Aussicht gestellt. Nach reiflicher Rücksprache mit Wolfegg und Mercy war man aber in Konstanz zu der Ansicht gelangt, daß mit einer solchen Unterstützung die Stadt nicht entsetzt werden könne, sondern „daß zu angedeutem Effekt eine mehrere Macht erfordert werd, bevorab, weil der Feind sich

Digitized by Google

nach und nach stärker macht, wieder mit 6 großen Stücken versehen ist, vermutlich auch von Schweizern noch weiteres Hülf und Vorschub erlangen möchte." Daher wandte sich der Rat auch an König, er möge „schleunigst großen Succurs der ganzen kaiserlichen Armee befördern, so tags als nachts ohne Verlierung einiger Stund und Zeit auf dieses Ort eilfertig maturirt werde".

Diesmal ging der Wunsch der Konstanzer wirklich in Erfüllung, und rascher, als man dort glauben mochte, war man des Bedürfnisses nach Entsatz gänzlich überhoben. Ein paar hastig hingeworfene Notizen des Konstanzer Ratsbuches wissen schon am 22. September zu berichten: In kurzer Zeit sollen 40000 Mann zusammenkommen; der Fürst von St. Gallen hat 10000 Mann beisammen; der Duca di Feria schickt 2000 Mann zu Pferde. Das ist die erste Nachricht der Konstanzer Quellen über den Herzog von Feria und sein Korps, um deretwillen die ganze Konstanzer Belagerung in Scene gesetzt worden war. Sehen wir zu, was inzwischen mit ihm und seinen Spaniern geschehen.

Der Versuch Rohans, den Einbruch des Korps Feria nach Deutschland zu verhindern, war mißlungen. Durch das Veltlin und obere Etsch- und Innthal drang Feria über den Paß der Ehrenberger Klause bei Reutte nach Schwaben vor. Im August stand Aldringen noch in Bayern, um dasselbe vor den Armeen Horns und Bernhards von Weimar zu schützen. Am 12. August erwirkte Graf Schlick, der Präsident des kaiserlichen Hofkriegsrats, von Wallenstein im Auftrage des Kaisers für Aldringen die Erlaubnis, sich mit Feria zu verbinden, um mit vereinten Kräften die Feinde am Oberrhein anzugreifen. Deshalb brach anfangs September Aldringen mit seinem Korps auf, entriß den weimarischen Truppen am 11. September Neuburg a. D., zog lechaufwärts bis Landsberg und sodann über Memmingen nach Lindau, wo ihn nur noch eine kurze Entfernung von Feria trennte, der sich inzwischen mit Ossa und dessen kleinen Truppen bereits verbunden hatte und das obere Rheinthal bei Rüti besetzt hielt. Die nächste Aufgabe der zu vereinigenden Heere Ferias und Aldringens sollte sein, die von den Schweden belagerten Städte Konstanz und Breisach zu befreien.

In sicherer Voraussicht dieser Vereinigung von Feria und Aldringen, welche zu verhindern den Schweden ebensowenig gelang, wie die Sperrung der Alpenpässe ihren französischen Verbündeten, konnte die Regentin Claudia an die zu Baden versammelten katholischen Orte der Eidgenossenschaft schon zehn Tage vorher ein Schreiben richten

Digitized by Google

voller Freude über „die gute und herrliche gefaßte Resolution“, den Schweden wegen ihres Einfalles entgegenzutreten. In demselben war ausgeführt, die Regentin habe stets darnach getrachtet, mit der Eidgenossenschaft gute Nachbarschaft zu halten, weswegen sie nach Konstanz keine starke Besatzung gelegt habe, um jeden Argwohn zu vermeiden und die alte Erbeinigung treu zu pflegen. Mit Schmerzen habe sie aber gesehen, daß ihren Feinden der Paß durch Schweizer Gebiet gewährt worden sei. Sie wisse wohl, daß die katholischen Orte nicht daran schuld seien. Deshalb könnten auch letztere bei ihrem Heeresauszuge gegen Horn, wenn sie weitere Hülfe an Fußvolk und Reiterei benötigten, sich unfehlbar auf sie verlassen. Man werde des Feindes bald Herr sein, da Herzog Feria mit 12000 Mann und Graf Aldringen mit 18000 Mann beschlossen hätten, sich zu vereinigen und gegen Konstanz zu ziehen. Deshalb mögen die Schweizer die Schweden selbst vertreiben, damit die Kaiserlichen sie nicht auf dem Schweizer Boden zu suchen hätten.

Schon am 24. September zeigten sich auf dem obern Bodensee 16 mit spanischen Hülfsvölkern besetzte Schiffe und schienen den Thurgau zu bedrohen. Diesmal freilich riefen die Thurgauer sofort den Landsturm auf. Schwedische Schiffe trieben gegen Abend die spanischen in der Richtung auf Meersburg zurück. Am Nachmittag des 28. September konnte der Bürgermeister von Konstanz seinem Rate mitteilen, in zwei Tagen solle gewisser Succurs unfehlbar erfolgen, „denn die kaiserliche und spanische Armada werden zu Ravensburg zusammenstoßen“. Am 29. September erfolgte in der That die Vereinigung beider Truppenkörper bei Ravensburg, die zusammen sich nach genaueren Schätzungen auf 20000 Mann beliefen. Am 30. September standen Feria und Aldringen schon jenseits des Sees im Linzgau bei Salem, bereit, nötigenfalls Horn zu einer Schlacht zu zwingen.

Überaus interessant ist die Schilderung, die uns der Salemer Mönch Bürster von diesem Tage giebt. Man glaubte danach im kaiserlichen Heere gutenteils selbst noch nicht, daß Ernst gemacht werden sollte. So tief war die Überzeugung vom angebahnten Verrat Wallensteins bereits ein halbes Jahr vor seiner Ermordung gedrungen. Nachdem Bürster mitgeteilt, daß die beiden Armeen angekommen seien, „als wollten sie Constanz entsetzen“, fährt er voll Mißtrauens fort: „Ach lieber Gott! Was wunderschön und wohlgeputztes Volk! Was großen Nutz hätten sie können schaffen und verrichten, wenn kein Betrug und

Digitized by Google

Falschheit wär gsein. Hätten die schwedischen allzumal auf das Kraut hinwegkönnen fressen, und in den Bodensee können ersäufen. So ist aber nichts weniger gedacht worden, dann es ihnen zu schlagen vom Wallenstein verboten gewesen, das mir ein Rittmeister Gollinidsch sagte und auch viel andere, es gange nit recht her, es werde etwas unterm Hütlein gespielt; sie hätten schon oft können schlagen, man woll aber nit schlagen." Ob diese Vermutungen für die Aktion Ferias und Aldringens zutreffen, scheint sehr fraglich. Höchst wahrscheinlich hatte zu dieser Zeit Aldringen, wie aus seinem ganzen Auftreten hervorgeht, im Herzen mit seinem Generalissimus schon gebrochen und ging seine eigenen Wege. Ja, diese vereinigten Korps Feria und Aldringen waren damals die einzigen kaiserlichen Streitkräfte, die sich dem lähmenden Einflusse Wallensteins entzogen hatten.

Mit dem Anrücken des kaiserlichen Heeres war Horn in eine bittere Zwangslage geraten, da er die Stadt Konstanz, deren er sich als Operationsbasis gegen Feria bedienen wollte, selbst noch immer nicht in Händen hatte. Es half ihm wenig, daß am 30. September auch ihm der Graf von Birkenfeld mit 5000 Mann zu Hülfe eilte. Denn gegenüber der Umklammerung, die ihm von katholischen Schweizern und der kaiserlichen Armee drohte, befand er sich bedeutend im Nachteil. Daher blieb ihm nichts übrig, als entweder sofort Konstanz zu verlassen und sich seine Rückzugslinie zu decken, oder mit einer letzten äußersten Anstrengung zu versuchen, Konstanz zu erobern. Er wählte das letztere und ließ, nachdem er am 28.—30. September mit seinen neu angekommenen sechs Geschützen das heftigste Feuer auf die Stadt gerichtet und namentlich den Kreuzlinger Turm und die Stadtmauer von da nach dem See aufs empfindlichste beschädigt hatte, am Abend des 30. September einen Hauptsturm ausführen, der die ganze Nacht hindurch 12 Stunden lang fortgesetzt wurde. Aber dank der vorzüglichen Verteidigung Mercys und seines Hauptmannes Zwibel gelang es den schwedischen Truppen nicht, in die Stadt einzudringen. Man berechnete in Konstanz die Zahl der schwedischen Geschützkugeln auf 7—800.

Die heftige Beschießung und der Sturm Horns riefen in Konstanz große Bestürzung hervor. Proviant und Munition waren fast gänzlich aufgezehrt und täglich sandte man Schreiben um Hülfe in jeder Form aus. Von den vereinigten kaiserlichen Heeren trafen auch wirklich am 1. Oktober zwei Regimenter unter den Obersten Com-

Digitized by Google

margo und von Reinach in Konstanz ein. Aber sie traten nicht mehr in Aktion. Der Kampf um Konstanz hatte sein Ende erreicht. Nachdem der Hauptsturm zu keinem Ziele geführt hatte, ließ Horn zwar noch am 1. Oktober die Beschießung fortsetzen; am Nachmittage beschloß jedoch ein zu Gottlieben abgehaltener schwedischer Kriegsrat, angesichts des feindlichen Heeres die Belagerung von Konstanz aufzugeben. Bei diesem Kriegsrat war auch Bernhard von Weimar erschienen, der mit seiner Armee nach dem Aufbruche Aldringens von Bayern ebenfalls seine Quartiere an der Donau verlassen hatte und in gemessener Entfernung den Marsch Aldringens beobachtete, um einen befürchteten Einfall des letzteren in das Herzogtum Württemberg zu verhindern. Die Armee Bernhards von Weimar stand bereits bei Stockach, er selbst war zu Horn nach Gottlieben geeilt. Alles schien für Horn und Weimar jetzt daran gelegen zu sein, Württemberg zu decken.

So ließ denn Horn noch am Abend des 1. Oktober seine Artillerie in Kreuzlingen aufbrechen und folgte ihr am 2. Oktober mit dem übrigen Heere auf demselben Wege über Stein a. Rh., auf welchem er nach Konstanz vorgedrungen war. Bei Stockach vereinigte Horn seine Truppen mit denen Bernhards von Weimar. Sie beobachteten einige Tage die bei Pfullendorf stehende kaiserliche Armee. Durch eine Scheinbewegung der letzteren gerieten sie auf die Meinung, Aldringen und Feria wollten den Marsch nach Württemberg nehmen, und brachen eilends gegen Villingen auf, um Württemberg zu decken. Das war es aber gerade, was die kaiserlichen Führer wollten, die nun freie Bahn am Oberrhein hatten und ihrer nächsten Aufgabe, dem Entsatze von Breisach, sich zuwenden konnten, nachdem ihre erste, die Befreiung der belagerten Stadt Konstanz, ihnen durch die Umstände ein leichtes Spiel geworden war.



C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

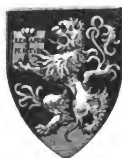
Digitized by Google

Neujahrsblätter
der
Badischen Historischen Kommission.
Neue Folge. 4.
1901.

Baden
zwischen Neckar und Main
in den Jahren 1803–6.

Von

Peter P. Albert.



Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1901.

Digitized by Google

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Digitized by Google

1. Land und Leute.

Bei der großen allgemeinen Staatenveränderung, welche die Revolutionskriege und die ihnen folgenden Friedensschlüsse am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland hervorbrachten, erfuhr die damalige Markgrafschaft Baden die gründlichste Um- und Ausgestaltung. Ihre bevorzugte Lage und die ausgezeichnete Persönlichkeit ihres Regenten, des edlen Karl Friedrich, trafen aufs glücklichste mit dem Drang der Ereignisse und den politischen Plänen Napoleons zusammen und verschafften ihr zu dreien Malen einen Gebietszuwachs, der ihren ursprünglichen Umfang fast um das Siebenfache vermehrte.

Zuerst war es der Friede von Lunéville und der in seinem Gefolge befindliche Reichsfriedensschluß vom 25. Februar 1803, der dem Markgrafen eine Vermehrung seines Besitzes um nahezu 62 Geviertmeilen mit rund 254 000 Einwohnern und mehr als $1^1/_2$ Millionen Gulden Einkünfte nebst der Würde eines Kurfürsten brachte. Seine Macht erstreckte sich nun von den Gestaden des Bodensees bis an den Neckar bei Heidelberg.

Das zweite Mal, beim Frieden von Preßburg am 26. Dezember 1805, erhielt Karl Friedrich von neuem mehr als 40 Geviertmeilen mit 164 000 Einwohnern, was die Abrundung seiner Herrschaft in der Bodenseegegend, im Breisgau und in der Ortenau bewirkte.

Der Abschluß des Rheinischen Bundes am 12. Juli 1806 hatte eine abermalige Vergrößerung Badens um $91^1/_2$ Geviertmeilen mit 270 000 Einwohnern und seine Ausdehnung bis an den Main bei Wertheim sowie mit der Auflösung des alten Deutschen Reiches am 6. August die Erwerbung der unumschränkten Staatshoheit und Erhebung zum Großherzogtum am 13. August dieses Jahres zur Folge. Verschiedene Ausgleichungen mit den Nachbarstaaten, der Pariser Friede von 1814 und einige kleinere Erwerbungen schlossen 1819 den äußeren Ausbau des neuen unteilbaren badischen Staatsgebäudes ab[1]).

Digitized by Google

Der Gewinn von 1806 zerfiel in eine südöstliche, fürstenbergische und in eine nördliche Hälfte, welche die fürstlich und gräflich leiningischen, löwenstein-wertheimischen und salmischen nebst einigen kleineren standesherrlichen und ritterschaftlichen Besitzungen umfaßte. Dieser außer einem kleineren, hier nicht in Betracht gezogenen rheinfränkischen Striche, ganz zu Ostfranken gehörige Teil wird seiner Lage und Beschaffenheit nach gewöhnlich als Neckar- und fränkisches Hügelland oder Taubergrund, als Odenwald und Bauland zusammengefaßt. Eine Schilderung seines damaligen Gesamtzustandes bildet eine ebenso zeitgemäße wie anziehende und belehrende Beschäftigung und hat überdies die Bedeutung einer verdienstlichen Ehrenrettung.

Es gilt nämlich hier auch einer Anzahl landläufiger Entstellungen und Verketzerungen zu begegnen, die der uralten Stammesverschiedenheit und Eifersucht zwischen Alamannen und Franken entsprungen, im Volke sich fortpflanzten und, vor ungefähr einem Menschenalter durch einen Schriftsteller alamannischen Geblüts[2]) in die landesgeschichtliche Litteratur eingeführt, die Beamtenwelt bis auf den heutigen Tag vielfach beherrschen. Bei näherem Zusehen zeigt sich der Unterschied, von den Stammeseigentümlichkeiten abgesehen, hauptsächlich in der Beschaffenheit der beiden Landesteile und deren Einfluß auf die Bewohner begründet, wobei den von Natur ungünstiger bedachten Teil so wenig ein Verschulden trifft wie der günstiger gestellte deswegen ein Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann. Im allgemeinen gleichen die Verdächtigungen der bei den Oberländern verbreiteten Meinung, daß die Entfernung von Heidelberg bis Wertheim 5 Stunden betrage, daß also schon aus diesem Grunde das dazwischen liegende Land kaum der Rede wert sei. Selbst von hochgebildeter, sonst vorurteilsfreier Seite kann man den Räuberhauptmann Rinaldo und den „Schinderhannes von Strümpfelbronn" in einem Atemzuge nennen hören[3]). Kommt dazu noch irgend eine unangenehme persönliche Erfahrung, so genügt das dem unter einem freundlicheren Himmelsstrich oder in besseren Verhältnissen Geborenen, um die Gegend bei jeder Gelegenheit als „badisches Sibirien" oder wenigstens als Hinterland mit bitterstem Beigeschmack[4]) im Munde zu führen. Daß mancherorts in diesen Landesteilen, im Neckarthal wie im Taubergrund und Odenwald eine kaum geringere Fülle malerischer Naturpracht, verschwistert mit der Romantik der Ge-

Digitized by Google

schichte und uralten Sagenwelt wie mit der Gediegenheit des Volkscharakters sich findet als an den gesegneten Ufern des Rheins, das kümmert den Spötter nicht, denn er kennt es nicht. Und doch liegt hier, in der Verschiedenheit des Bodens, der Nahrung, der Beschäftigung und deren Einwirkung auf die Bewohner ebenso sehr der Unterschied wie in der Beschaffenheit der Bevölkerung. Man findet, wenn man die Herkunft, die ganze Bethätigung und Entwicklung der beiden Volksstämme näher betrachtet, bei dem alamannischen als „auszeichnenden Charakter"[5]) lediglich einen mehr auf das Praktische, bei dem fränkischen einen mehr auf das Ideale gerichteten Sinn. Wo jener mit seiner detaillierten Denkweise sich unangenehm macht, da wirkt die herzliche Offenheit des Unterländers anheimelnd und gewinnend. In dem Ausdruck dieser beiden Sinnesarten beruhen die Vorzüge und Fehler, beruht der ganze Unterschied der beiden Völkerschaften.

Der badische Odenwald beträgt etwas mehr als ein Siebentel des ganzen Gebirges. Er bildet eine von seiner höchsten Erhebung, dem Katzenbuckel (628 m), nach Südwesten und Nordosten wagrecht sich erstreckende Berggruppe, die von der Rheinebene an das Land nördlich vom Neckar, nordöstlich bis an den Main und die Tauber bedeckt. In seiner Hauptrichtung steil abfallend, geht er nach Osten gegen die Jagst und Tauber hin in eine wellige, dem Laufe der letztern entlang wieder höher steigende Hochfläche über. In natürlicher Sonderung zerfällt er so in drei verschiedene Landstriche: in den eigentlichen Odenwald, in das Bauland und den Taubergrund.

Von allen Eigenschaften des Odenwaldes vereinigt der südöstlich-badische die markantesten in sich. Er hat nicht bloß den höchsten und den rauhesten, er hat auch den schönsten Punkt des ganzen Berglandes. Das stromdurchglänzte Thal des Neckars mit seinen lieblichen Bergen und Burgen voll Geschichten und Sagen führt nordwestwärts an jene Biegung des Flusses bei Eberbach, wo er, seine bisherige nördliche und nordwestliche Richtung völlig verlassend, nach Westen sich wendet und den massigen Leib des Katzenbuckels mit seiner Flut benetzt. Weiter nach Norden gelangt man durch das höchst anmutige Thal der Itter in den leiningischen Forst und Park und bei Ernstthal-Waldleiningen an die unbestritten reiz- und stimmungsvollste Stelle des Odenwaldes. Hier äußert die Wonne des Waldes ihre bezwingendste Wirkung. „Nichts kann entzückender sein als ein Blick von einem freien Punkte über das grüne Meer, namentlich zur Abendzeit. Und in diese Schönheit ein-

Digitized by Google

gebettet, ruht tief drunten das in englisch-gotischem Stil erbaute Schloß (Waldleiningen), ein zierliches Abbild des stolzen Schlosses zu Windsor. Wie das Äußere, so ist auch das Innere reich und geschmackvoll. Aber alle Erzeugnisse der Kunst und des Kunstgewerbfleißes, die das Waldschloß birgt, verschwinden neben dem Reize, den Wald und Wild der Umgebung auf den Fremdling ausüben. Ein Mondscheinabend vor dem Schlosse zaubert ein Bild aus einem Feenmärchen vor die Augen; in bleicher Pracht ruht das stolze Gebäude, auf den Wiesen geht das Wild, still und ernst schaut der Wald darauf nieder[6])." Für solch wonnevolle Waldeinsamkeit erscheint selbst die Vorliebe eines Fürsten begreiflich. Und hat dieser Zauber des Waldes eine Weile die Seele umflutet, so wandert man weiter nordostwärts dem Wasser und Thal entlang, bis der trotzig hervortretende Wolkmann sich in den Weg stellt, daß man geradeswegs nach Süden die Schritte das Mudthal hinauf lenkt, an einem Dörfchen, einer gebrochenen Burg vorbei, an fünf klappernden Mühlen vorüber bis zur Höhe bei Mudau, wo die Wasser des Mains und des Neckars sich scheiden. Von hier mag man mit der Elz von ihrer Quelle immer am Saume des Odenwalds hin, an den Neckar zurückkehren oder, links gewendet, durchs Thal der Morre in das der Mud zurückbiegend, diesen Waldbach an den Main begleiten: überall wandelt man auf trefflicher Straße durch lieblich wechselnde lachende Landschaft und freundliche Menschen neuen Reizen entgegen und schüttelt verwundert das Haupt über die Neider, die da glauben und glauben machen wollen, da „hinten im Odenwald" sei die Welt mit Brettern vernagelt.

Ein Norddeutscher, der die Gegend wiederholt durchwandert hat, ist entzückt von ihren Vorzügen und schildert sie mit beredten Worten[7]). Gegenüber dem reizvoll bewegten Bilde des nordwestlichen Odenwaldes findet er den Eindruck des südöstlichen Teiles zwar einförmiger, aber doch reich genug an Schönem und Reizvollem. „Hier sind es", sagt er, „vor allem die engen, langgezogenen, die Höhenzüge trennenden Thäler, die das Auge des Wanderers entzücken: zwischen den smaragdenen, blumendurchwirkten Wiesen schlängeln sich die wasserreichen, rauschenden Bäche hindurch, an den Ufern besetzt mit dichtem Erlengebüsch; aufwärts fällt der Blick auf herrliche Wälder, deren Baumzweige oft tief sich herabsenken über die lauschigen Thalgründe und das Gemurmel des Wassers. Droben

Digitized by Google

auf der Höhe aber wandert man stundenlang einsam dahin im Schatten der duftenden Waldbäume.

„Im allgemeinen fehlen dem Odenwalde die starken, unmittelbar sich aufdrängenden Reize und Eindrücke mancher anderer Landschaften unseres Vaterlandes. Man suche hier nicht gewaltige Berge, himmelansteigende Felsen, steil abfallende Thalschluchten, in denen die Gebirgswasser in schäumenden Fällen niedertosen wie im Schwarzwalde. Nur selten nimmt der Odenwald den Charakter des Wildromantischen an. Er weist andere Reize auf, die vielleicht hie und da schon eine gewisse Übung in der Erfassung landschaftlicher Schönheiten verlangen. In seinen sanftgewellten Bergen, deren hervorragendster, der Katzenbuckel, noch nicht halb so hoch ist als der Riese des Schwarzwaldes, der Feldberg, und in seinen traulichen Wiesenthälern herrscht das Anmutig-Liebliche vor.

„Diese lachende Heiterkeit wird noch durch einen anderen Umstand verursacht. Unser Bergland ist weniger von weiten, undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wie etwa der Spessart oder der Thüringer Wald. Stellenweise, besonders im Westen, ist das Land so fruchtbar, daß der Bauer weit hinauf bei dem milderen Klima das Land bestellen kann; im Süden wird eine umfangreiche Schälwaldkultur betrieben, und außerdem ist noch viel Wald in den Händen der Gemeinden und einzelner Bauern, die den augenblicklichen geringeren Vorteil dem erst nach Jahrzehnten winkenden höheren vorziehen. Infolge aller dieser Umstände können schattige Hochwälder auf manchen Strecken des Odenwaldes nicht aufkommen. Im Westen allerdings, in den Gebieten der Standesherren, dehnen sie sich meilenweit hin; dort finden wir auch reiche Bestände von Nadelhölzern, während sonst die Buchen- und Eichenwälder dem Gebirge seinen landschaftlichen Charakter verleihen. Was von manchen auf der einen Seite als Nachteil empfunden wird, ist auf der anderen ein unschätzbarer Vorteil. Der Odenwald ist an Aussichtspunkten so reich, wie wohl selten ein andres Gebirge, und immer und immer wieder legt er dem Wanderer seine wundersamen Reize zu Füßen.

„Man muß es auf frohgemuten Wanderungen selbst geschaut haben, wie im Innern die einfachsten Elemente landschaftlicher Schönheit sich zu immer neuen Bildern zusammenschließen, wie Berge und Thäler, Wälder und Felder, Wiesen und Bäche, Städte, Dörfer und Weiler sich in lieblicher Abfolge, in buntem Wechsel dem

Wanderer darbieten. Beruhigt liegt der Blick auf den sanftgeschwungenen Bergen, dem Grün der Wälder und Wiesen, den in mannigfachen Farben gesprenkelten Fluren des Landmanns, das Ohr lauscht dem Gesang der Vögel. Die Brust atmet die erquickende Höhenluft, und die Stirn umfächelt der Windhauch wie ein Gruß der freundlichen Mutter Natur. Auf dem weichen Moos lagern wir uns hin zu sinnender Ruhe, in träumender Erinnerung und sehnender Hoffnung . . ."

Des Neckarthals, das allgemein als eines der schönsten Thäler Deutschlands gepriesen wird, sei hierbei noch gar nicht gedacht, obwohl es zum Odenwald gehört. Sein großer Reichtum an malerischen Stellen ist bekannt; die Gestaltung der es umsäumenden Berge, die üppigen Wälder, die Lage der Städte und Dörfer und die Ruinen vieler alter sagenumwobener Schlösser ergötzen ebenso sehr das Auge als sie die Seele beschäftigen.

Der Hauptbestandteil des Odenwaldes ist bunter Sandstein, der auf Granit gelagert und im Südosten überall von Muschelkalk überzogen ist. Während bei Heidelberg auf beiden Seiten des Neckars der Granit zu Tage tritt und am Westabfall längs der Bergstraße der Porphyr, Gneis und Syenit (Diorit) vorherrscht, gehört das uns hier beschäftigende Südostgebiet zur reinen Buntsandsteinformation, über die nur die Basaltkuppe des Katzenbuckels in vulkanischer Hebung emporgequollen ist. Sein Oberflächencharakter ist demnach ein ganz anderer als der des westlichen und nördlichen Granit-Odenwaldes. Die Sandsteinberge erheben sich in sanft abgerundeten Rücken, während die zwischen ihnen hinziehenden Thäler meist breit, muldenförmig und sonnig sind, so daß sie von der Sohle bis hoch an den Gehängen hinauf mit mehr oder minder fruchtbarem Kulturland und menschlichen Wohnsitzen bedeckt erscheinen. Der höchste und rauheste Strich ist die Winterau mit dem Katzenbuckel, der von seinem Turm aus eine großartige Rundsicht über das Neckarhügelland, die Rauhe Alb, den Schwarzwald, die Vogesen und die Hardt, den Taunus und Spessart gewährt. Der Reiz des Odenwaldes ist ein eigenartig sonniger, seine Schönheit eine tiefstille, bescheidene, seine Fernblicke erstaunlich reich und reizvoll. Er ist waldreich, aber so zum Kulturland ausgebildet, daß eine Wanderung durch ihn auch dann noch angenehm ist, wenn in den großen Waldgebirgen, wie im Schwarzwald mit seinen dunklen, schattenschweren Tiefen, die Gründe längst

Digitized by Google

kalt, ungangbar und nicht selten so düster und unfreundlich geworden sind, daß ihre Nähe drückend auf die Seele wirkt. Auch in der späten Jahreszeit wandert's sich noch schön im Odenwalde. Lange bleibt das Grün der Wiesen, lange der Laubschmuck der Blätter, und selbst die Felder behalten vielfach einen Anflug von Grün und Frische, bis der erste Schnee die mancherlei darauf hervorgesprossenen Feldblumen und Unkräuter unter seiner einförmigen weißen Decke begräbt. Charakteristisch ist die Thalbildung und die Menge der Thälchen und Schluchten, der Buchten und Winkel auf diesem verhältnismäßig kleinen Raume. Von jedem der Hauptthäler aus streben zahlreiche größere und kleinere Seitenthäler den umschließenden Höhen zu, verlieren sich in einem Bergjoche oder krümmen sich vor dem eigenen Rücken wieder sanft nach dem Hauptthale zurück; andere laufen in breite Schluchten aus, in denen zwischen Wiese, Acker, Feld und Wald friedliche Siedlungen fleißiger und frohsinniger Menschen liegen; noch andere kommen sozusagen gar nicht zur Entwicklung, scheinen ihr Vorhandensein lediglich einem neckischen Zufall zu verdanken. So verliert sich gar manches Thälchen, dem der Wanderer neugierig in seinen Krümmungen und Windungen folgt, in eine stille Bergwiese oder einen Erlengrund, dem der lustig abwärts eilende Bergbach entströmt.

Das Gepräge des Heiteren, Sonnigen, Lebensfrohen verleiht dem Odenwald neben der Bildung der Berge die nicht selten mannigfaltig gemischte Bewaldung, die besonders zur Frühlings- und Herbstzeit das Auge entzückt. Auch in dieser Hinsicht befinden wir uns hier in unserem Teile des Odenwaldes in den Übergangsstrichen, wo neben dem gemischten Bestand überwiegend der Nadel- und namentlich der Kiefernwald auftritt. „Gerade die Kiefer scheint sich im Buntsandsteinboden außerordentlich wohl zu fühlen; sie treibt in einem Jahre meterlange Schossen, wird gewaltig hoch und stark und bildet nicht selten Stämme, die gerade wie ein Pfeil zum Himmel emporstreben. Die auf den jungen Schonungen stehende hohe, schlanke Samenkiefer mit dem kleinen dunkelgrünen Wipfel ist sozusagen charakteristisch für den „hinteren" Teil des Gebirges. Fast überall sehen wir sie sich auf den Höhen scharf gegen den Himmel abzeichnen[8]."

Die Bewässerung unserer Odenwaldlandschaft ist reichlich. Durch jeden Thalgrund rinnen und rauschen die Wasserläufe und sammeln sich zu größeren Bächen und Flüßchen, die dem Neckar und Main

zueilen, jahraus, jahrein zahlreiche Mühlen, Fabriken, Sägen und dergleichen Gewerke treibend und den Dienst fast niemals versagend. Auch in den heißesten Sommermonaten verlieren sie wenig von ihrer Wassermenge, deren Stattlichkeit nahe vor den Mündungen klar zu Tage tritt.

Die Schneeschmelze zwischen Neckar und Main zieht vom Katzenbuckel in nordöstlicher Richtung zickzackartig über Wagenschwend, Oberscheidenthal, Oberneudorf, Hettingen und Altheim mit einem Gefälle von 200 m nach Buch am Ahorn, wo sie mit dem das Flußgebiet der Tauber und des Mains begrenzenden Höhenzuge zusammentrifft. Die nördliche Abdachung dieser Wasserscheide sendet dem Main die Mud, Morre und Erf, die südliche dem Neckar die Elz, die Jagst, die Schefflenz, die Seckach, Kessach und Erlenbach zu, die alle wieder von zahlreichen Nebenbächen gespeist und gebildet werden.

Ost- und nordwärts an das odenwäldische Bauland schließt sich das Wassergebiet der Tauber und läuft einerseits von Assamstatt über die Höhen zwischen Schwabhausen und Boxberg, bei Berolzheim, Buch am Ahorn und Pülfringen, bei Schweinberg, Külsheim und Hundheim nach dem bei Mondfeld zum Ufer des Mains hinabreichenden Schenkenwald. Auf der anderen, der rechten Seite berührt die Wasserscheide der Tauber nur vorübergehend bei Gerchsheim und Höhefeld den Boden Badens. Hier fließen ihr der Grün- und Welzbach, dort die Umpfer und der Brehmbach zu. Wassermangel herrscht nur auf einer kurzen Strecke, zwischen Osterburken und Boxberg.

Die Thäler der nach dem Main sich wendenden Gewässer sind meist tief eingeschnitten, so namentlich das Morrethal mit dem Seitenthale der Mors, die eng und steil und vollständig mit Laubwald bedeckt sind. Rechts und links auf den Höhen liegen die Ortschaften, die um die Städtchen Buchen und Walldürn innerhalb reichen Ackerlandes sich gruppieren. Das Tauberthal ist anfangs in seiner Erstreckung durch Baden stark ausgeflacht und wird erst vor seiner Mündung bei Wertheim von Wald- und Weinbergen auf einige Stunden eingeengt. Seine Sohle ist eben und besteht aus fruchtbarem Ackerboden und Wiesengründen; die Hügel zur Seite sind größtenteils mit Reben bepflanzt, zum Teil auch mit kräftigen Buchen- und Eichenwaldungen. Auch in den zahlreichen Seitenthälern

Digitized by Google

reicht der Weinbau besonders an den Südhängen des Umpfer- und Schüpfergrundes bis auf die Höhe.

Nach Bodenbeschaffenheit und Klima bilden Odenwald, Bauland und Taubergrund ein ziemlich einheitliches, von Westen nach Osten etwas milder und ergiebiger werdendes Gebiet, das, in der Hügelregion und den Flußthälern fruchtbar, selbst Weinbau aufweist, während in den höher gelegenen Strichen neben geringerer landwirtschaftlicher Ergiebigkeit vorwiegend Waldkultur und Viehzucht herrscht. Die Grenze zwischen Odenwald, Bauland und Taubergrund bezeichnet überall der Übergang vom Buntsandstein zum Muschelkalk, jener Bodenart der fränkisch-schwäbischen Hochebene, dessen nordwestlichen Abschluß die beiden letzteren darstellen. Bei allmählicher Abdachung nach Süden und Osten hat das Bauland und der Taubergrund noch vorwiegend hügeligen Charakter. Die eigentliche Hochebene beginnt erst jenseits der Tauber und wird hier gewöhnlich das „Gau" oder „Gäu" genannt. Auch das Bauland hat keine richtigen Berge aufzuweisen, ist vielmehr ein welliges Hügelland, das im größten Teile des Vierecks zwischen dem Zusammenfluß des Morsbachs und der Morre, zwischen Riedern an der Erf, Altheim und Bödigheim die Höhe von 400 m nicht übersteigt, während der größere südliche Teil nur eine durchschnittliche Höhe von 350 m erreicht. Erst östlich der Erf finden sich in südsüdöstlicher und östlicher Richtung zwischen Külsheim, Pülfringen, Buch am Ahorn, Schwabhausen und Bobstatt wieder Erhebungen von etwas mehr als 400 m.

Die Besiedelung des Odenwaldes zwischen dem Neckar und Main ist spärlicher sowohl als die des gesamten übrigen Gebirges wie auch des Baulandes und Taubergrundes. Indessen hat er durch die meist über Viertel- und halbe Stunden sich hinziehenden Ortschaften etwas wohlthuend Belebtes und Trauliches, das den einsamen Wanderer mit einem gewissen Gefühl der Sicherheit erfüllt. Eine zutreffende Schilderung unserer ganzen Gegend hat erstmals vor vierthalbhundert Jahren der durch Geburt der benachbarten Pfalz angehörige Kosmograph Sebastian Münster gegeben. „Der Ottenwald", sagt er in seiner Cosmography oder Weltbeschreibung[9]), „ist fast allenthalben rauch und birgig, mit eitelen wälden überzogen, wiewol er an manchem ort hübsche und fruchtbare thäler hat, da man frucht gnug pflanzen mag. Die einwoner ernehren si.: zum größern teil von dem holz und von dem vieh, deßen man vil darin zeucht. Er bringt auch an

Digitized by Google

etlichen orten, do es nicht so gar rauch ist, wein, als zu Mospach, Weinsperg und Bocksperg. Er ist zimlich wol nach seiner gelegenheit erbauwen mit stetten, flecken und clöstern . . . Ich geschweig hie", fügt er hinzu, „das man alle jar so vil brennholz aus dem Ottenwald durch den Necker in den Rhein flötzt und allen stetten am Rhein von Speier an bis under Bingen holz gnug für die thür bringt . . ."

„Diser wald ist auch ein stuck von dem wald, so die alten Herciniam [Harzwald!] haben geheissen, wiewol er kein oder wenig harzbäum, sunder eichen, buchen und birken tregt. Der breite nach geht er von dem Necker bis an Main. Aber nach der lenge faht er an bei der Bergstraßen und streckt sich gegen orient bis an die Tauber oder bis an das Franckenland. An der Bergstrassen, do sein gebirg ein end hat, ist er aus der massen fruchtbar, besunder am wein, deßgleichen an der Tauber gegen aufgang der sonne und umb Heltbrunn gegen mittag. Drei namhaftige wässer laufen daraus, die Mimling, der Kocher und die Jagst. Doch entspringt die Jagst hinder Ellwangen im Rieß. Warumb aber dise landschaft der Ottenwald heißt, hab ich eigentlichen nit mögen erfaren. Der nam zeigt an ein fürsten, der Otto hab geheissen und dise landschaft besessen, wiewol man nichts darvon geschriben findt. Es mag auch sein, das diser nam daher erstanden sei, das es ein öd und rauch land ist, so man es vergleichen will andern ländern. Es haben zu unsern zeiten vil landsfürsten teil daran, nemlich der pfalzgrave, der bischof von Mentz, der bischof von Wirtzpurg, die grafen von Hohenloch, die herren von Erpach, die man nennt die Schenken. Es ist keiner under disen herren, der nit stett und schlösser darin ligen hab. Also seind auch die einöden und der wilden tierer wonungen durch menschliche arbeit zu menschenwonungen gezogen . . ."

Dem Tauberthal und namentlich der Stadt Königshofen spendet Münster ganz besonderes Lob. „Von dem wasser der Tauber wirt das Tauberthal genannt, das do entspringt in dem Dorf Wertingen hinder der statt Rotenburg . . ." Darin liegt Königshofen, „ein schöner und weitberühmpter marktfleck an einem sehr lustigen und guten ort, do alle ding die gnüge tregt zu aufenthaltung menschlichs geschlechts, als namlich korn, wein, holz und andere ding mehr ganz überflüssig, und wirt der wein, der do wechst, für anderem sehr

Digitized by Google

weit gefürt. Man halt järlich do uf st. Matheus tag ein jarmarkt, dohin vil kaufleüt kommen auf die 40 oder 50 meil wegs her . . . Es hat auch vil schöner steinbrüch do, daraus die burger järlich nicht ein kleinen gewin schöpfen und, wie klärlich ist zu sehen, so haben die burger aus irem eigen kosten und verlegung im 1566. jar ein schöne steine brück über die Tauber gebauwen, deren gleichen man im ganzen Taubergrund nit findt, und ist solichs einmal gewiß, das umb den ganzen flecken so vil schöner und herrlicher steinbrüch von sandsteinen gefunden, das deren gleichen im ganzen Franckenland kaum gefunden werden . . ."

Dreihundert Jahre später hat uns der zeitgenössische Kulturhistoriker Riehl das Münster'sche Bild vom Tauberthal in trefflichster Weise erneuert, ergänzt und erweitert. „Ein Gang durchs Tauberthal", schreibt er, „ist ein Gang durch die deutsche Geschichte, ist heute (1865) noch ein Gang durchs alte Reich . . . Die liebliche Gegend hat einen kleinen Wurf, aber die Geschichte des Thals einen großen . . . Auf Schritt und Tritt verfolgen uns durch das stille Thal die Erinnerungen nicht sowohl der Provinzialgeschichte als der deutschen Geschichte." Daniel nennt in seiner Geographie von Deutschland den Taubergrund mit Recht „einen Garten Gottes an Fruchtbarkeit und Schöne", und das Tauberland sei, wenn man vorwärts schaue, wohlhäbig und aufblühend; „aber es ist zugleich arm und zurückgegangen, wenn man rückwärts blickt in seine Geschichte. Und doch ist diese Geschichte, niederdrückend für die Gegenwart, zugleich auch wieder ein stolzer, unzerstörbarer Reichtum des Landes. Das Tauberthal ist äußerst belebt und verkehrsreich, dennoch ist es auch wieder gar stille, einsam und abgelegen; denn sein Verkehr ist fast durchaus Lokalverkehr, es ist der enge, freundnachbarliche Verkehr der Landwirtschaft und des Gewerbes, nicht der weite, weltoffene des Handels und der Industrie." Riehl erzählt, daß es zur Zeit seiner Wanderung im ganzen Tauberthal keine Soldaten gebe und daß das ganze Thal unmilitärisch sei. Heute ist es bereits anders geworden, und der Taubergrund ist nebst dem anstoßenden Bauland, mit dem er die ausgesuchtesten Schlachtfelder besitzt, unserem Militär ein vielbenutztes Übungsfeld geworden. Im mittleren Tauberthal, von Mergentheim bis Tauberbischofsheim herrscht nach dem vielgereisten Riehl der regste Verkehr und weht inmitten alter Ruinen und altfränkischer Typen der Odem des frischen gegenwärtigen Lebens. Wie man sagen könne, daß rhei-

Digitized by Google

nische Natur bis Heilbronn neckaraufwärts steige, und also der Rhein gleichsam ein Stück Wegs ins Neckarthal hineinschaue, so schaue auch der Main bis gegen Werbach ins Tauberthal.

„Der unterste Teil der Tauber ist der einsamste; die Dörfer liegen weit auseinander, die Hauptstraßen lenken seitab ins Land hinein, die Berge rücken enger, höher zusammen, rechts und links bis zur Thalsohle mit Wald bedeckt, während sonst an der Tauber meist nur die Höhen des linken Ufers mit Wald bekrönt sind. Diese zunehmende Stille, je mehr wir uns der größeren Verkehrsader des Maines nähern, befremdet uns; sie ist gegen die Regel." Die unterste Strecke der Tauber sei jedoch zu allen Zeiten die einsamste gewesen. „Freilich ist Wertheim, die Mündungsstadt, weitaus volkreicher und wirtschaftlich entwickelter als alle andern Städte an der Tauber. Allein das ist sie als Mainstadt, nicht als Tauberstadt. Der beste Wertheimer Wein wächst am Main, und Schiffahrt und Handel folgen dem größeren Fluß. Zwischen Werbach und Wertheim dagegen können wir noch stundenlang durch ein enges Wald- und Wiesenthal wandern und sehen nichts als idyllische Naturschönheit. An der ganzen übrigen Tauber fesselt uns vorab der Reiz der Staffage, der malerischen Dörfer und Städtchen, und dann erst der Hintergrund der Landschaft." Die Ursache dieser Vereinsamung des unteren Tauberthals liegt, wie Riehl sehr richtig bemerkt, in den ungünstigen Straßenzügen, welche das Thal, trotzdem es die natürlichste Verbindungslinie zwischen der sogenannten europäischen Wasserscheide, der Frankenhöhe und dem Untermain sei, kaum berühre, sowie in den Grenzverhältnissen: „in der uralten überwiegenden Bedeutung Würzburgs, welches den Verkehr aus Süden und Westen seitab zu sich herüberzog, und in den störenden Schlangenlinien des Mainvierecks, die den Verkehr von Osten nach Westen vorwärts über den Spessart drängten." Die Ungunst der Verkehrswege verursacht den Mangel an einer größeren Stadt auf der ausgedehnten Strecke von Mannheim oder Heidelberg bis Würzburg und dieser hinwieder die Vereinsamung und den angeblichen Rückstand der ganzen Gegend, der durch die Eisenbahn noch erhöhten Vereinsamung und Abgelegenheit des Landes und der einzelnen Städtchen, wie beispielsweise Wertheims, das Riehl wegen der Fülle und Pracht seines malerischen Aufbaues nach dem Beispiele vieler ohne Bedenken mit Heidelberg vergleicht und als „eine Weissagung auf den Rhein" begrüßt.

Digitized by Google

Die Abgelegenheit ist es auch, welche in mancher Hinsicht nicht ohne Einfluß auf die Bewohner wie vieler anderer Gegenden so auch des Odenwaldes ist und hauptsächlich die üblen Nachreden verschuldet hat, womit sie von denjenigen der obern Landesteile bedacht zu werden pflegen. Der kletgauische Geschichtschriftsteller Joseph Bader schreibt im Jahre 1839 von dem Volk des Odenwaldes, das er persönlich niemals kennen gelernt hat[10]): „Es hat alle gewöhnlichen Tugenden und Fehler der Gebirgsbewohner, es ist fromm, genügsam und munter, aber auch derb und beschränkt. Eine allgemeine Beschreibung desselben würde schwer zu geben sein, da seine Tracht, seine Mundart und Sitten ebenso vielfach wechseln als die Thäler und Höhen, welche es bewohnt.“ Einige Jahre später hat er dies durch die allgemeine gegenseitige Eifersucht zwischen Ober- und Unterländern zu erklären und zu entschuldigen gesucht, die in der Natur der Franken und der Alamannen begründet sei. „Jene waren tapfer, geistreich und lebhaft, jedoch auch übermütig, prahlerisch und unbeständig: diese dagegen treuherzig, gemütlich, bedachtsam, dabei ebenso tapfer und weit standhafter. Die Verschiedenheit beider Stämme lag also vorab in der Natur des Geblüts, und unmöglich konnten sie sich aufrichtig vertragen. Daher jene erbitterten Kriege der frühern Zeit und jene gehässige Abneigung der spätern. Denn da sich die Alamannen von der Übermacht der Franken besiegt sahen, da sie ihnen einen großen Teil ihres teuer erworbenen Landes hatten abtreten müssen, und die fränkischen Großen als königliche Amtleute die andern Teile überschwemmten, wie mußte nicht die ursprüngliche Eifersucht zur Abneigung und zum Hasse werden? In der Anwendung dieser historischen Thatsache auf unser Ober- und Unterland liegt nun die Erklärung ihrer charakteristischen Verschiedenheit[11]).“ So richtig im allgemeinen diese Darstellung Baders ist, so widersprechend und falsch ist sie in ihren einzelnen Gedanken und Folgerungen. Wie kommen z. B. nur die hier als „geistreich und lebhaft“ geschilderten Franken zu der ihnen oben von ihm angedichteten Beschränktheit? Denn wer sich darauf versteht, sagt er weiter, wird entdecken, daß der Bergsträßer, der Odenwälder und Taubergründer „in allen Hauptzügen noch ganz der Franke der alten Zeit[12])“ ist. Allein je ungereimter etwas ist, desto mehr Anhänger pflegt es mancherorts zu finden, zumal wenn man es immer wieder von neuem und noch dazu unter dem Schein der Wissenschaftlichkeit vorgebracht sieht. Unwillkürlich kommt denn auch

Digitized by Google

Bader selbst später einmal sein gewohntes Sprüchlein zu wiederholen. „Ein lebhafteres, gewandteres und beredteres Wesen“, schreibt er 1857[13]), unterscheidet die auch körperlich geschmeidigeren Franken auffallend von den Schwaben oder Alamannen“, um wenige Zeilen danach die Bewohner des Odenwaldes „ohne das Streben“ hinzustellen, ihre Zustände durch Industrie zu verbessern, wie der Schwarzwälder es besitzt, „auch derb zuweilen, unwissend und beschränkt, dagegen fromm und still und genügsam . . . .“. Und wieder nach zwei Jahren sagt er[14]): „Während der Charakter, die Sitten, die Wohn- und Lebensweise der Bevölkerung vom Murgflusse bis nach Basel und an den Bodensee mit dem Boden, worauf sie wohnen, sehr häufig wechseln, zeigen die Bewohnerschaften von der Pfinz bis hinab an die Tauber auf ihrem Keuper und Muschelkalke im allgemeinen ein ziemlich gleichförmiges, dem Landbaue zugethanes Wesen, und wenn gefragt wird, warum man die Odenwälder nicht zu der landwirtschaftlichen und Industriethätigkeit des Schwarzwälders bringe, so liegt die Antwort einfach in dem Sandstein, welcher dort das Urgebirge überkleidet.“

Einen Teil der hier vorgetragenen Meinungen wird wohl jeder Vernünftige als irrig und sinnlos erkennen. Trotzdem besitzt Bader bis zur Stunde seine gelehrigen Schüler und Nachbeter, so zwar, daß selbst die amtliche Landesbeschreibung von 1885[15]) in einem Atemzuge die Franken „rührig, rasch in der Auffassung, redselig, schlagfertig, witzig und verständig, empfänglich für Fortschritt und Verbesserung“ und ähnlich geeigenschaftet nennt und die rein fränkischen Bewohner des Odenwalds hinwieder „begrenzt in ihren Anschauungen“ und „schwer zugänglich für Verbesserung und Fortschritt“. Der Verfasser dieser Sätze war sicherlich ebenso unbegrenzt in seinen Anschauungen wie Bader, und da beide — ob wissentlich oder unwissentlich, sei dahin gestellt — noch sehr viele andere schiefe und verkehrte Ansichten über ihr Heimatland verbreitet haben, so dürfte es genügen, diese eine in ihrer Widersinnigkeit dargethan zu haben. Mit Gegenausfällen auf die Oberländer zu antworten, sei fern von uns. Bader hat ohnedies selbst in einer Anwandlung von Gerechtigkeitssinn und Wahrheitsliebe die beherzigenswerten, aber von ihm selbst leider wenig beherzigten Worte geäußert[16]): „Thöricht wäre es, den beiderseitigen Charakter in Vergleichung zu bringen, um den einen oder den andern als den bessern oder schlechtern heraus-

heben zu wollen. Die Ober- und Unterländer mögen sich aus Neckerei ihre Mängel, ihre Schwächen und Einseitigkeiten immerhin vorwerfen — keinem Vernünftigen unter ihnen wird es einfallen, aus seiner persönlichen Ansicht der Gegenpart im Ernste einen allgemeinen Schluß zu ziehen. Auch liegt ja meistenteils schon im bloßen Unterschied ein Vorwurf von Fehlern, womit man sich gegenseitig am empfindlichsten zu necken pflegt, welche aber, von einem dritten Standpunkte aus betrachtet, selbst als Vorzüge erscheinen können. So ist es mit einzelnen Menschen, mit Familien, mit Volksstämmen und ganzen Nationen."

Die Bewohner Badens zwischen Neckar und Main werden in dem Winkel zwischen diesen Flüssen und dem Ostsaum des Odenwalds gewöhnlich zu den Rheinfranken, die übrigen zu den Ostfranken gezählt. In Wahrheit bilden sie sämtlich nur zwei unter sich verschiedene Gruppen des ostfränkischen Volksstamms, je nachdem die alamannische oder thüringische Blut- und Sprachmischung vorherrscht. Am deutlichsten erhellt dies aus der Besiedelungsgeschichte. Nach den genauen und glaubwürdigen Angaben des Geographen von Ravenna gehörten vor dem Jahre 496 Aschaffenburg und Würzburg ebenso wie die Pfalz mit Worms und Speyer zu Alamannien, erst von der Mainmündung rheinabwärts wohnten damals die salischen und ripuarischen Franken. Diese Grenze verschob sich nach dem am Ausgang des 5. Jahrhunderts erfolgten Entscheidungskampf zwischen Alamannen und Franken, indem jene seit dem Anfang des 6. Jahrhunderts die nördliche Hälfte ihrer Wohnsitze, die Pfalz, das untere Neckargebiet und die Mainlandschaft an die siegreichen Franken abtreten mußten. Es begann nun eine Neubesiedelung dieses Gebietes. Die alamannische Urbevölkerung blieb großenteils im Lande sitzen und ebenso die in dem nachmaligen Ostfranken gemischte, zum Teil noch heute an der Mundart erkennbare alamannische und thüringische Bevölkerung. Zu diesen kamen als neue Herren des Bodens fränkische Kolonisten, welche besonders den noch vom Urwald bedeckten Teil im nordöstlichen Württemberg, am Odenwald und weiterhin urbar gemacht haben. Dieser geschichtliche Entwicklungsgang der Besiedlung widerspricht vor allem der Meinung, als sei diese durch den Wechsel der Gesteinsformation, des Buntsandsteins und des Muschelkalkes beeinflußt worden. Ihr widerstreitet auch die Sprache, die in dem als rheinfränkisch angesprochenen Element des badischen Odenwaldes rechts vom Neckar lediglich

die alamannische Beimischung der sehr mannigfaltig gearteten ostfränkischen Mundart erkennen lehrt, die bei Mosbach nicht weniger rauh, massiv, abgehackt und flüssig klingt wie bei Tauberbischofsheim. Vorsichtige Sprachforscher möchten deshalb diese Mundarten als Übergangs- oder Mischmundarten betrachten.

Der Franke wird gewöhnlich als leichtblütig und heiter geschildert, als leicht erregbar und mitteilsam, von geläufiger Zunge, neugierig und dem öffentlichen Wesen zugethan. Er mag das Innere seines Hauses so wenig vor dem Nachbar verschließen als das des Nachbars verschlossen finden. Er liebt es, von seinem Heim frei in die Welt zu schauen; er freut sich der Zwiesprache durchs Fenster auch in geschäftlichen Dingen, deren Behandlung am dritten Ort der frischen Unmittelbarkeit seines Charakters widersprechen würde. Im allgemeinen ist übrigens der Franke unserer Gegend — von den Weinbauern abgesehen — mehr mit dem Nachbar im Süden, dem Neckarschwaben, als mit dem Pfälzer verwandt. Mit jenem hat er das tief innerliche Gemütsleben gemein und jenen stark ausgeprägten altgermanische Individualismus, der bei aller Treuherzigkeit und Biederkeit sich oft eckig, ungefüge im Umgang ausnimmt und ihn in sich gekehrt und gern grübelnd seinen eigenen Weg gehen läßt, der doch wieder ein so fröhlicher Geselle sein kann. Mutterwitz und Neigung zu neckischem Spott, Schalkheit und beißende Satire ist ihm eigen, dabei kritischer Scharfsinn neben dichterischer Phantasie.

Während der Bauländer und noch mehr der Taubergründer allezeit zum Reden und Scherzen aufgelegt ist und mehr zur Fröhlichkeit des Pfälzers hinneigt, ist der Odenwälder zurückhaltender, ernster und schweigsamer und behält auch auswärts vielfach sein wortkarges Wesen. Der Fremde muß ihn erst durch eine besondere Zuthunlichkeit und Umgänglichkeit gewinnen und zutraulich und mitteilsam machen. Außerdem sind Treue, Gastfreundschaft, Biedersinn und Gefälligkeit seine auszeichnenden Eigenschaften. An altererbten, väterlichen Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten hält er streng fest, auch im Feldbau und Gewerbsleben. Hierin geht er nicht leicht zu Neuerungen über, wenn solche nicht klar und reiflich erprobt sind. Ebenso konservativ ist er in Bezug auf Religion und Politik. Mit einem gewissen Grad von Schlauheit paart sich ein starkes Mißtrauen jedem andern gegenüber, der ihn aus seinem gewohnten Geleise zu bringen sucht; auch hier vermag ihn nur erprobte Wahrheitsliebe zu über-

Digitized by Google

zeugen und zu gewinnen. Aus demselben Grunde trennt er sich ungleich schwerer von der heimatlichen Scholle als z. B. der Schwarzwälder, den sein Unternehmungsgeist und Streben nach Erwerb rastlos in die Ferne treiben. Dennoch ist auch bei ihm die deutsche Wanderlust stark entwickelt, und überall, wo deutsche Kolonisation im Auslande thätig war und thätig ist, kann man Odenwälder treffen. „Sowohl in dem fruchtbaren Ackergefilde Pennsylvaniens wie in den Gegenden der Wolga trifft man deutsche Orte mit Odenwälder Sprache und der Sitte und Denkweise der zurückgebliebenen Heimatgenossen. Der Gründer der Stadt Milwaukee, Stein, ist ein Sohn des Odenwaldes, ebenso wie Küchler, ein hervorragender Pionier deutscher Kultur in Texas. Auch die zahlreichen Anwärter auf immer wieder auftauchende amerikanische, holländische, englische und indische Erbschaften lassen auf die ausgedehnte Verbreitung des Odenwälder Volksstammes im Auslande schließen[17])."

Fleiß und Arbeitsamkeit zeichneten von jeher das fränkische Volk aus. „Es mögen die Francken wol arbeit leiden", sagt Sebastian Münster[18]); „es muß auch jedermann arbeiten, frau und mann, da laßt man niemand müßig gehn." Mehr wie anderwärts ist in Franken auch die Frau unermüdlich und bei jeder Arbeit beteiligt; das höchste Lob, das Vater und Mutter ihren heranwachsenden Kindern spenden, bezieht sich auf deren Arbeitswilligkeit und Arbeitstüchtigkeit.

Der Bauländer und Taubergründer wird in der Regel vorteilhafter geschildert als der Odenwälder, und zwar einfach deshalb, weil er wohlhabender ist als dieser. „Untersetzten, aber nicht besonders kräftigen Wuchses, dunkelhaarig, beweglich, aufgeweckten, gelehrigen Geistes, redegewandt, maßhaltend in der Leidenschaft, nicht zum tiefen, grübelnden Denken, mehr zu poetischer Anschauung veranlagt, aber desto praktischer im Leben und Umgang ist der Taubergründer und Mainländer fleißig, arbeitsam, heiter, gesellig und höflich im Umgang, ein Freund des Gesanges und munterer Neckerei, ein friedlicher, dienstfertiger Nachbar ohne Unterschied des Standes, ein freigebiger Helfer der Armut, kirchlich religiös, häuslich fromm und gut vaterländisch gesinnt. Dagegen ist er im Geschäftsverkehr scheu und mißtrauisch, sogar oft falsch und unredlich, und das landesübliche Sprichwort sagt von unserm Ostfranken: ‚er redt nit aus', ‚er giebt sich net raus'." Im Bauland wie an der Tauber, namentlich im ehemaligen Amt Gerlachsheim, heißt es, sei häufig noch ein

Digitized by Google

schöner, kräftiger Kernschlag von Landvolk in gediegenem Wohlstande zu finden, mit charakteristischer Tracht und Sitte, was lebhaft an das stattliche Bauernwesen früherer Zeiten erinnere. Unbefangene fremde Beobachter versichern, daß sie in den beiden Landstrichen keinen andern Unterschied im Charakter der Bevölkerung zu finden vermöchten, als was bei diesen der größere Wohlstand und demgemäß die flottere Lebenshaltung, bei jener die ärmlichere, aber auch genügsamere Lebensweise wie allüberall mit sich zu bringen pflegten.

Alles in allem genommen glaubt unser oben genannter Gewährsmann Bader[19]), daß sich, von dem geschichtlichen Gepräge abgesehen, die unterländischen Bevölkerungen ohne Scheu neben die oberländischen stellen dürfen, was übrigens der Pfälzer für seinen Teil als ungenügendes Zugeständnis zurückweisen werde. Was das Rassenmäßige in den Bewohnerschaften des Unterlandes anbelange, so beständen sie wie die oberländischen aus einem dunkeln, einem hellen und einem gemischten Menschenschlage, deren seelische Beschaffenheit sich hier in einem sehr beweglichen und dort in einem ruhigeren Wesen bekunde. Überhaupt aber unterscheide sich der Unterländer durch seine größere Rührigkeit von dem Oberländer, welches daher gemeinlich die Zielscheibe des gegenseitigen Witzes bilde. Es wird hier auf die auch heute noch viel vertretene Ansicht abgehoben, daß sich in unserer Gegend neben dem Ostfränkischen und Schwäbischen mehr keltisch-römische Elemente erhalten hätten. Die hier ansässigen Franken hätten ihrem Charakter gemäß sehr viel Römisch-Gallisches in ihr Leben aufgenommen und dadurch die Kulturverlassenschaft der untergehenden Römerwelt mit dem germanischen Wesen vermittelt. Unter den deutschen Völkern seien sie daher vorangestanden, und die Rückwirkung hiervon auf den Stammesgeist sei noch an ihren späten Nachkömmlingen bemerkbar. Indessen ist der Nachweis hierfür bis zur Stunde sowohl der Geschichts- und Sprachforschung als auch der herz- und nierenergründenden Anthropologie kaum mehr als bis zu einem sehr bescheidenen Grade von Wahrscheinlichkeit gelungen.

Digitized by Google

2. Staats- und Rechtsverhältnisse.

Bis zu dem sogenannten Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 zeigte der drei Jahre später dem neu geschaffenen Großherzogtum Baden einverleibte Landstrich zwischen Neckar und Main in vieler Hinsicht noch fast unverändert seine vom Mittelalter stammende politische Gestaltung. Danach teilten sich in die Landeshoheit die Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz, der Fürstbischof von Würzburg, die Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim und mehrere Mitglieder der unmittelbaren freien Reichsritterschaft in Franken Kantons Odenwald[20]).

Pfälzisch war der äußerste Westen längs des Neckars von Eberbach bis Hornberg, der einen Bestandteil des Oberamts Mosbach bildete, und das weiter östlich mitten in kurmainzischem und deutschherrischem Gebiet gelegene Oberamt Boxberg. Von jenem gehören außer der Oberamtsstadt Mosbach mit dem Hard- oder Schifferleshof und einem Teil des Bernbrunnerhofes von der Cent und Kellerei Eberbach die Stadt Eberbach und die Dörfer Neckargerach, Unterdielbach und Schollbrunn, von der Kellerei Neckarelz die Orte Neckarelz und Diedesheim mit Schreckhof, die Kellerei Lohrbach mit 16 Dörfern und 4 Höfen, nämlich: Lohrbach, Sattelbach, Nüstenbach, Ober-, Mittel- und Unterschefflenz, Fahrenbach, Trienz, Dallau, Auerbach, Rittersbach, Rieneck, Muckenthal, Neckarburken mit Knophof, Selzbach und die vier Weiler Krumbach, Robern, Balsbach und Wagenschwend, letztere 3 jedoch nur zur Hälfte hierher. Die andere Hälfte zählte zur Amtsvogtei Zwingenberg, bestehend aus den Orten Zwingenberg, Oberdielbach, Waldkatzenbach mit Unter- und Strümpfelbrunn mit Oberhöllgrund, Weisbach, Mülben, Ferdinandsdorf und Friedrichsdorf, womit der Kurfürst Karl Theodor am 15. August 1778 seinen natürlichen Sohn, den damaligen Reichsgrafen Karl August von Haideck und nachherigen Fürsten von Bretzenheim unter Vorbehalt der Landeshoheit als einer eigenen Herrschaft belehnt hatte. Außerdem ist noch als rechts des Neckars gelegen hierher zu rechnen der zur sogenannten Stüber oder Reichartshauser Cent des Oberamts Heidelberg gehörige Weiler Reichenbuch und die zum Oberamt Mosbach zählenden, an die Familie von Degenfeld-Schomburg zu Lehen gegebenen Orte Großeicholzheim und Heidersbach. Zum pfälzischen Oberamt Boxberg gehörten neun Ortschaften und zwei Höfe: das

Digitized by Google

Städtchen Boxberg, die Dörfer Wölchingen, Epplingen, Bobstatt, Schweigern, Sachsenflur zur Hälfte, Dainbach, Windischbuch mit Seehof, Schwabhausen, Schillingstatt und Gräffingen sowie das der Familie von Fick zu Lehen gegebene Angeltürn.

Den größten Teil des heutigen Badens zwischen Neckar und Main besaß vor dem Reichsfriedensschluß von 1803 der Kurfürst-Erzbischof von Mainz in den Oberämtern Amorbach, (Tauber-)Bischofsheim und Krautheim. Vom erstgenannten kommen hier nur die Amtsvogteien Buchen, (Oster-)Burken, Mudau und Walldürn in Betracht. Die Amtsvogtei Buchen umfaßte die Stadt Buchen und die Dörfer Hettingen, Götzingen, Altheim mit Dörnthal, Rudach und Helmstheim, Hollerbach und Unterneudorf; die Amtsvogtei Burken die Orte (Oster-)Burken, Berolzheim, Schlierstatt mit dem Klosterhof Seligenthal, Seckach mit Waidachshof, Zimmern, Hemsbach und Ruchsen; die Amtsvogtei Mudau den Flecken Mudau und die Orte Steinbach, Limbach, Scheringen, Einbach, Stürzenhart, Rumpfen, Oberscheidenthal, Oberneudorf, Mörschenhart, Dumbach, Langenelz, Neubrunn (jetzt Ernstthal), Schlossau, Reisenbach, Unterscheidenthal, (Wald-)Auerbach und einen Teil von Schöllenbach; die Amtsvogtei Walldürn die Stadt Walldürn und die Dörfer Wettersdorf, Volmersdorf, Dornberg, Glashofen, Erfeld, Rinschheim, Reinhardsachsen und Kaltenbrunn. Die Zahl der Einwohner betrug nach einer amtlichen Schätzung im Jahre 1803 im Amt Buchen 5000, Burken 3339, Mudau 3763 und Walldürn 3423. Zum mainzischen Oberamt Bischofsheim gehörten die Amtsvogtei Bischofsheim mit Bischofsheim an der Tauber, Werbach, Werbachhausen, Brunnthal und Großrinderfeld; die Amtsvogtei Königheim mit Königheim und Weickerstetten, Dienstatt, Dittwar und Hochhausen; die Amtsvogtei Königshofen mit Königshofen, Schönfeld, Poppenhausen, dem Maisenbacher Hof und zwei Höfen zu Unterbalbach; die Amtsvogtei Külsheim mit Külsheim und Wolferstetten, Hundheim und Tiefenthaler Hof, Eiersheim und Uissigheim; die Amtsvogtei Schüpf mit Ober- und Unterschüpf, Uiffingen, Kupprichhausen mit Ahornhof, Lengenrieden und Sachsenflur zur Hälfte. Die Amtsvogtei Schüpf war von Kurmainz mit Vorbehalt der zum Teil von dem Bischof von Würzburg angefochtenen Landeshoheit als Ganerbschaft Schüpfergrund an eine Anzahl adeliger Familien zu Lehen gegeben und hörte als solche erst 1850 völlig auf. Das Oberamt Krautheim bestand aus der Amtsvogtei Krautheim

Digitized by Google

mit Krautheim, Assamstatt, Horrenbach, Klepsau, Gommersdorf und Heßlingshof; aus der Amtsvogtei Ballenberg mit Ballenberg, Erlenbach, Oberndorf, Oberwittstatt und Schollhof, Unterwittstatt und Winzenhofen; aus der Kellerei oder Hofmeisterei Billigheim mit Billigheim nebst Schmelzenhof, Alfeld nebst Assulzerhof, Eichhof, Gänslacherhof und Schopfenhof, Waldmühlbach und Katzenthal; endlich aus der Kellerei Neidenau mit Neidenau, Herbolzheim und Stein am Kocher mit Buchhof. Schließlich gehören noch hierher die zum Oberamt Miltenberg zählenden Orte Mondfeld, Wessenthal und Rauenberg.

Die Landesherrlichkeit des Fürstbischofs von Würzburg erstreckte sich auf das Amt Lauda mit Lauda, Beckstein, Distelhausen, Heckfeld, Marbach, Oberlauda und einem Teil von Unterbalbach; auf das Amt Hardheim mit Hardheim, Rüdenthal, Steinfurt, Bretzingen, Höpfingen, Pülfringen, Schweinberg, Waldstetten zur Hälfte und Gerichtstetten zur Hälfte; auf das Amt Ripperg mit Ripperg, Groß- und Kleinhornbach, Gerolzahn nebst Neusaß, Gottersdorf und drei Viertel von Hainstatt; auf das Amt Grünsfeld mit Grünsfeld und Uhlberg, Zimmern, Vilchband, Unter- und Oberwittighausen, Krensheim und Lilach, Ilmspan, Gerchsheim, einem Teil von Baierthal, Impfingen, Paimar, Grünsfeldhausen und Dittigheim nebst Hof Steinbach; auf das Prämonstratenserpriorat Gerlachsheim mit Gerlachsheim und Kützbrunn; auf das Amt Freudenberg mit Freudenberg, Boxthal und Ebenheid und endlich auf Gamburg mit Eulscharben.

Das Gesamthaus Löwenstein-Wertheim besaß in ungeteilter Gemeinschaft zwischen der katholischen fürstlichen und der evangelischen damals noch gräflichen Linie den jetzt in der Hauptsache zu Baden gehörenden Teil der alten Grafschaft Wertheim mit der Stadt Wertheim und den Orten Bestenheid, Grünenwört, Nassig, Ödengesäß, Sonderried, Waldenhausen, Höhefeld, Niklashausen, Bettingen, Urfar, Eichel, Dietenhan, Dertingen, Kembach, Lindelbach, Sachsenhausen, Steinbach mit Gickelhof, Bockenrot und Wenkheim; ferner das Amt Gerichtstetten mit der Hälfte von Gerichtstetten, Hirschlanden, Buch am Ahorn und Schwarzenbrunn. Außerdem war das fürstliche Haus Löwenstein-Wertheim-Rosenberg im Besitze des Amtes Rosenberg mit Rosenberg, Bronnacker, Bofsheim, Hohenstatt, Neidelsbach und Brehmen, sowie des Amtes Bronnbach mit der Cisterzienserabtei gleichen Namens und den Orten und Höfen

Reicholzheim, Wagenbücherhof, Kemmelhof, Mittelhof und Schafhof, Dörlesberg und Ernsthof, Rütschdorf, Breitenau und den beiden Meßhöfen. Um die Landeshoheit über dieses Amt lag jedoch das fürstliche Haus Löwenstein-Wertheim-Rosenberg seit Jahrhunderten unausgetragen in Streit mit den Bischöfen von Mainz und Würzburg.

An Besitzungen der unmittelbaren freien Reichsritterschaft, soweit ihr die in vieler Beziehung der Landeshoheit sich nähernde Reichsunmittelbarkeit thatsächlich zukam, lagen in unserer Gegend solche der beim fränkischen Kanton Odenwald eingeschriebenen Familien von Adelsheim, von Berlichingen, von Bettendorf, Rüdt von Kollenberg und von Zobel und einige der zum schwäbischen Kanton Kraichgau gehörigen Freiherrn von Gemmingen und Grafen von von Waldkirch. Die von Adelsheim hatten das Städtchen Adelsheim mit Hergenstatt, Wemmershof und Dammbergerhof, Volkshausen, Laudenberg und einen Teil von Sennfeld; die von Berlichingen die Orte Merchingen mit Dörnishof, Hüngheim, Neunstetten und Hettigenbeuern, Korb und Unterkessach; die von Bettendorf die Orte Obereubigheim und Gissigheim mit Esselbrunn ganz und Untereubigheim zum Teil; die Rüdt von Kollenberg die Orte Bödigheim, Eberstatt, Waldhausen mit Glashof und Sindolsheim sowie einen Teil von Untereubigheim und Sennfeld, Waldstetten und Hainstatt; die von Zobel Messelhausen mit Hofstetten und Marstatt sowie Teile von Ober- und Unterbalbach und Baierthal. Die Grafen von Waldkirch besaßen Binau und Kleineicholzheim, die Freiherrn von Gemmingen Hornberg, Stockbrunn und Leibenstatt mit Tolnayshof.

Die reichsunmittelbare Ritterschaft ward, obwohl ohne Sitz und Stimme auf dem Reichstag, als Reichsstand angesehen und übte in ihrem Gebiet nicht nur das Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht, das Jus circa sacra, die Gerichtsbarkeit und Polizei, sondern auch die Staatsgerechtsamen der Münze und des Zolls, des Geleits, der Posten und der Jagd. Sie waren steuerfrei, aber bereit, dem Kaiser in Zeiten der Not eine freiwillige Steuer zu zahlen, außerdem, nach ihrer eigenen Meinung wenigstens, dem Reiche nur mit Leib und Blut zu dienen verpflichtet. Indessen hatten ihre Ausnahmestellung und Vorrechte in dem Maße an Bedeutung verloren, als seit dem 15. Jahrhundert und noch mehr seit dem westfälischen Frieden die Landeshoheit der einzelnen Reichsfürsten gewachsen, die Macht des Reichsoberhauptes dagegen verfallen war.

Digitized by Google

Andererseits bildete sie noch den einzigen vom Kaiser regierten Reichsstand und zusammen mit den geistlichen Stiften ein gewisses Gegengewicht gegen die überwuchernden Souveränitätsbegierden der Einzelfürsten. In unserer Zeit genoß die Ritterschaft infolge wirtschaftlichen und sittlichen Niedergangs wenig Ansehen mehr beim Volk; als sie von der großen Umwälzung des Jahres 1803—5 ungeschützt verschlungen wurde, galt dies im Hinblick auf ihre bisherige übermäßige und unverdiente Gunst und Bevorrechtung als ein wohlverdientes Schicksal. Ihre winzigen Territorien waren ganz danach beschaffen, das deutsche kleinstaatliche Elend in seiner vollen Unheilbarkeit darzuthun. Wo sie zwischen die größeren Gebiete geistlicher und weltlicher Fürsten oder der Reichsstädte eingestreut waren, da trugen sie nur dazu bei, die gesunde staatliche Entwicklung zu hemmen. Laut klagte man, daß die ritterschaftlichen Gebiete den Verkehr störten, die öffentliche Sicherheit beeinträchtigten, und daß durch sie jede strenge Handhabung der Justiz und Polizei unmöglich werde. „In den ritterschaftlichen Gebieten", hieß es[21]), „kann keine Kommerz- und Zollordnung aufkommen, dort findet man die trefflichen Schulen nicht, die überall ringsum bestehen. Wohl aber hausen dort die Vagabunden, Zigeuner, Betteljuden und Afterärzte". Und diese Klagen waren nur zu begründet. Auf der anderen Seite thaten auch die angrenzenden Reichsstände in der Regel, was an ihnen war, die verhaßten ritterschaftlichen Gebiete durch Hemmung des freien Verkehrs zu isolieren. Drum konnte schon das Handwerk dort nicht gedeihen; es hatte keinen Markt und entbehrte des ungestörten Verkehrs nach außen. Die Bewohner waren in der Regel auf den Ackerbau und solche Handwerkszweige reduziert, die sich noch neben dem Ackerbau treiben ließen. Alles, was Polizei und öffentliche Sicherheit anging, lag in den ritterschaftlichen Territorien in tiefster Zerrüttung. Kam ein Verbrechen vor, so sah man sich erst nach einem auswärtigen Juristen um; eine eigene Organisation und rechtliche Überlieferung bestand so wenig als ordentliche Zuchthäuser. Es kam dann wohl vor, daß der Angeklagte gerechten Anlaß hatte, Klage zu führen über die Ordnungswidrigkeiten und Gewaltthaten, die er habe leiden müssen; oder umgekehrt ward das loseste Gesindel mit solch nachlässiger Toleranz behandelt, daß alle Nachbarn sich beschwerten, die ritterschaftlichen Orte seien die Zuflucht aller Diebe und Gauner. Die Lage der Unterthanen war denn auch schlecht genug; wohl gab es noch ehren-

Digitized by Google

werte Familien, die in der Weise alter Landjunker eine schlichte patriarchalische Wirtschaft führten und wenig von sich reden machten; aber es fanden sich auch andere, die ihre reichsunmittelbare Stellung und die Lähmung aller öffentlichen Gewalt und Justiz des Reiches schmählich mißbrauchten. Von ihnen werden unzählige Bedrückungen der Unterthanen, Auflegung harter Fronen und Steuern, persönliche Quälereien in reicher Zahl erwähnt, nicht selten auch bei verschiedener Konfession der Herren und Unterthanen religiöse Unterdrückung geübt. Je kleiner der Kreis dieser winzigen Tyrannen war, desto unerträglicher wurde natürlich für jeden einzelnen der Druck und die zum Teil ganz persönliche Chikane und Verfolgung. „In manchen Gegenden", sagt der berühmte Rechtsgelehrte J. J. Moser, „braucht man sich gar nicht nach der Ortsherrschaft zu erkundigen, man sieht es dem ganzen Dorfe an, daß es ritterschaftlich ist."

Indessen verdient hervorgehoben zu werden, daß der fränkische Ritterkanton Odenwald eine rühmliche Ausnahme von der eben beschriebenen Regel machte und eifrig auf Reformen bedacht war. Es beweist dies der um die Mitte des 18. Jahrhunderts gefaßte Plan zur Gründung einer Ritterschule mit Waisenhaus und das Bestreben des Kantons, die Industrie und Landwirtschaft zu seiner Besserstellung zu verwerten. Auch die Handhabung der Rechtsprechung und Polizei ward verbessert und die herrschaftlichen Amtsstellen durchweg mit fähigen Männern besetzt, kurzum, ein solch beachtenswerter Anlauf zum Bessern genommen, daß man sagen kann, der Zusammenbruch des alten Reiches habe einen Regenerationsprozeß im Keime erstickt[22]).

Der Zustand in den übrigen, geistlichen und weltlichen Territorien war besser und geordneter, jedoch keineswegs befriedigend. Die mächtige Entfaltung der landesherrlichen Gewalt brachte es mit sich, daß einzelne Landesherren mit ihren Ländern und Unterthanen, wie die Zeitgenossen klagten, wie ein Gutsherr mit seinem Gute und den dazu gehörigen Leibeigenen schalteten, daß sie zu gerne nur persönliche Neigungen und Leidenschaften pflegten, ihr Land aussaugten und für nichts so viel Interesse zeigten als für verschwenderische Hofhaltung, für Jagd- und Soldatenwesen und andere kostspielige Liebhabereien aller Art. Häufig genug seien die Unterthanen mit Abgaben und Diensten bis zur Unerträglichkeit beschwert; für Geld sei von Herren und Dienern fast alles, ohne Geld nichts zu haben; an Kirchen- und Schulwesen, an Anlegung und Erhaltung von Verkehrseinrichtungen,

Digitized by Google

an Beförderung der materiellen Wohlfahrt werde kaum gedacht; Gerichtswesen, Münze und Polizei befänden sich in der größten Unordnung.

In dieser Hinsicht standen besonders die zahlreichen Fürsten und Grafen des Reiches dem Ritterstande wenig nach. Die Prätension dieser Miniatursouveräne war meist ebenso groß, wie der Umfang ihrer Territorien klein. Hier war noch allenthalben jene prahlende Armseligkeit großen Hof- und Beamtengefolges heimisch, hier war noch das Paradies der fremden Abenteurer und Schmarotzer, hier gab es zu einer Zeit, wo die größeren Territorien, geistliche wie weltliche, eine Reihe trefflicher Fürsten aufweisen, kleine Tyrannen, Jagdwüteriche und Bauernquäler oder auch Persönlichkeiten, die in Trunk und Unsittlichkeit auf die traurigste Weise verkommen waren. In solchen Händen war, wie ein verdienter Darsteller jener Zeiten sagt, die souveräne Gewalt „ein furchtbares Spielwerk, ein schneidend Schwert in der Hand des schwachen Kindes, zum Ernst zu wenig, zum Scherz zu viel". Graf Friedrich Theodor Ludwig von Leiningen-Guntersblum, der am 30. September 1774 als der Letzte seines Stammes starb, hatte, um nur ein Beispiel anzuführen, wegen „schrecklicher Gotteslästerung, attentierten Mordes, Giftmischerei, Bigamie, Majestätsbeleidigung, Bedrückung seiner Unterthanen und unerlaubter Mißhandlungen fremder, auch geistlicher Personen verhaftet und entsetzt werden müssen"[23]). In der Grafschaft Wertheim, welche das katholische und protestantische Haus Löwenstein-Wertheim ungeteilt besaßen, war das Übel der Gemeinherrschaft sprichwörtlich geworden. Obwohl reich an Besitzungen und Einkünften, reichten doch beide Linien niemals mit ihrem Jahreseinkommen aus, sondern gerieten immer tiefer in Schulden, die in der Hauptsache auf die Schultern des gemeinen Mannes abgeladen zu werden pflegten. Man vermag sich ein ungefähres Bild vom Wohlstand der löwenstein-wertheimischen Unterthanen zu machen, wenn man sich z. B. folgende Einnahmerubriken der Renteirechnung des Amtes Rosenberg vergegenwärtigt. In dieser kleinen Herrschaft hatte der Fürst zu Löwenstein-Wertheim nachstehende Erträgnisse: „beständige Hellerzinse, Fastnachts-, Sommer- und Martinshühner und Martinsgänse, Kapaunen, Käs und Öl, Mühlzinse, neu aufgelegte Grundzinse und andere Gefälle, aus Ziegelhütten, an Jägeratzung, Kammergeld, Salzbestand, Großbed und Bannwein, Schatzung, Zentgülden (sog. Milizgelder) und Zentbatzen, Fron-

und Dienstgeld, Ungeld und Accis, Strafen, Einzug, Dispensationsgeld in Ehesachen, Konzessionsgeld, Nachsteuer, Handlohn, Sterbfällen, Judenzoll, Judenschutzgeld, Pension, aus verkauften Früchten, Heu und Wein, Wiesen- und Gartenzins, Pachtgeldern, aus verkauften Güterstücken und Baumaterialien, an Hausiergeld, vom Aschesammeln und Potaschesieden, Kupferhandel, Lumpensammeln, Scherenschleifen und Kaminfegen, an Musikgeld, Kesselgeld, vom Salpetergraben, Schweineschnitt, Wagenschmierhandel und Wasen, an Stand- und Marktgeld und Beisassengeld, von Handwerken und Zünften, an Forstgeldern, an deponierten Appellationsgeldern."

Das Urteil über die geistlichen Staaten lautet keineswegs günstiger. Ja, sie waren es vorzugsweise, welche sich den vom 18. Jahrhundert fast allerwärts zur Geltung gebrachten neuen Ideen am längsten verschlossen, nachdem noch im letzten Drittel des Jahrhunderts bei einzelnen geistlichen Fürsten, wie bei Kurfürst-Erzbischof Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim in Mainz, bei Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal in Würzburg eine bessere Ansicht sich Bahn gebrochen und zu heilsamen Reformen geführt hatte. Weder im Kurmainzischen noch im Würzburgischen war die Verwaltung, die Rechtspflege und der Staatshaushalt jemals besser bestellt, als unter den beiden genannten Prälaten. Allein die Regierungszeit beider war viel zu kurz, um auf länger hinaus segensreich wirken zu können. Unter ihren Nachfolgern geschah wenig oder nichts mehr, selbst wenn es noch nicht zu spät gewesen wäre, den Gang der unaufhaltsam nach einer Krisis drängenden Dinge damit aufzuhalten oder zu verhüten. Man gewöhnte das Volk, vom Vorhandenen zu zehren und allerwegen in den hergebrachten Geleisen zu verharren. Einem verschwenderischen und schwelgenden Stiftsadel und sorglosen Beamtentum stand hier zum Teil noch in scharfem Gegensatze ein gedrückter Bauernstand und ein Bürgertum ohne Nerv und Aufschwung gegenüber. Zumal unter dem letzten Kurfürsten von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, der seit 1802 gleichzeitig Bischof von Konstanz und Worms und Erzbischof von Mainz war, durch den Reichsfriedensschluß vom 25. Februar 1803 Kurfürst-Erzkanzler wurde und im folgenden Jahrzehnt unter der Sonne Napoleons in den verschiedensten Charakteren und Würden schillernd bis zum Großherzog von Frankfurt emporstieg, — unter Karl Theodor von Dalberg drohte das mainzische Volk unter der Last der Abgaben fast zusammenzubrechen. Ein

Digitized by Google

Verräter des Reiches in allen Lagen, hat er, in seinem persönlichen Auftreten eine prunkende Gutmütigkeit und Leutseligkeit zur Schau tragend, jedes gesprochene und gedruckte freie Wort aufs schmählichste unterdrückt, die Abgaben mit jedem Jahr gesteigert und Kontributionen aller Art von seinen Unterthanen eingetrieben. Unsere Gegend konnte sich beglückwünschen, als sie 1803 von seinem Regiment losgetrennt wurde.

Aber auch in den pfälzischen Landesteilen unterschieden sich die Zustände von den bisher geschilderten keinesfalls zu ihrem Vorteil. Hier war besonders das Beamtenunwesen im Schwange. Was dieses nicht verdarb, das vernichtete der Kriegsgott, der seit 1793 fast unausgesetzt seine Fackel über das Land schwang.

Durch den Reichsfriedensschluß wurden unterm 27. April 1803 in Genehmigung der Abmachungen des Pariser Vertrages vom 24. August 1801 die rechtsrheinischen Teile der Kurpfalz dem damaligen Kurfürstentum Baden einverleibt. Ausgenommen waren die Oberämter Mosbach und Boxberg, die zusammen mit den mainzischen Oberämtern Amorbach nebst der Abtei Amorbach und Zubehör sowie Bischofsheim und mit der Amtskellerei Miltenberg und den würzburgischen Ämtern Grünsfeld, Hardheim, Lauda und Rippberg zu einem neuen Staatengebilde, dem Fürstentum Leiningen, vereinigt wurden.

Zum Oberamt Mosbach gehörten außer den obengenannten Orten als links des Neckars gelegen die Fautei Mosbach mit Obergimpern nebst dem Eulenberger- und Wagenbacherhof, Untergimpern und Siegelsbach; von der Kellerei Neckarelz die Orte Haßmersheim, Mörtelstein und Obrigheim mit dem Finken- und Kirstätterhof, von der Zent und Kellerei Eberbach noch Igelsbach, Lindach, Neckargerach, Neckarwimmersbach, Pleutersbach und Rockenau; die Kellerei Hilsbach mit Elsenz, Hilsbach nebst Junghof, Kirchart, Reihen, Richen nebst Dammhof, Schluchtern, Sinsheim nebst Immelhausen und Steinsfurt. Vom Oberamt Amorbach ist außer den bereits berührten Amtsvogteien Buchen, Burken, Mudau und Walldürn noch das Vogteiamt Amorbach hierher gehörig, das aus der Stadt Amorbach und den Orten Beuchen, Boxbrunn, Breitenbach, Breitenbuch, Buch, Dörnbach, Gönz, Hambrunn, Kirchzell, Neudorf, Ohrnbach, Otterbach, Ottorfszell, Preunschen, Reichartshausen, Reuenthal, Schneeberg, Watterbach, Weilbach, Weckbach, Wiesenthal und Zittenfelden gebildet

Digitized by Google

war. Zur Amtskellerei Miltenberg zählten 14, links des Mains gelegene Orte: Breitendiel, Bürgstatt, (Main-)Bullau, Eichenbühl, Guggenberg, Heppdiel, Miltenberg, Neu(n)kirchen, Richelbach, Riedern, Rüdenau, Schippach, Wenschdorf und Windischbuchen.

Auf die Abtei Amorbach war durch § 3 des Reichsdeputationshauptschlusses zum Vorteil des fürstlichen Hauses Salm-Reifferscheid-Bedburg eine immerwährende Rente gelegt; diese wurde von Leiningen dadurch abgelöst, daß es im Jahre 1804 das Amt Grünsfeld, das Priorat Gerlachsheim und das Dorf Poppenhausen an jenes abtrat. Aus den übrigen in 21 Zenten vereinigten Besitzungen bildete der Fürst von Leiningen unterm 1. Dezember 1804 acht Verwaltungsbezirke und im Jahre 1807 siebzehn Justizämter[24]), von denen in der Folge die Ämter Amorbach und Miltenberg durch Staatsvertrag vom 8. und 25. September 1810 an das Großherzogtum Hessen und durch solchen vom 30. Juni 1816 von Hessen an das Königreich Bayern abgetreten worden sind. Alles übrige kam durch Artikel 24 der Rheinbundsakte vom 12. Juli 1806 an das Großherzogtum Baden.

Außer der auf Amorbach ruhenden Rente war dem fürstlichen Haus Salm-Reifferscheid-Bedburg durch den Reichsfriedensschluß ein Teil des kurfürstlich mainzischen Oberamts Krautheim, nämlich die Amtsvogteien Krautheim und Ballenberg zugesprochen worden. Diese sowie die durch den Vertrag mit Leiningen im Jahre 1804 erhaltenen Besitzungen erhob der Fürst zu einer eigenen Herrschaft unter dem Namen Fürstentum Krautheim. Nach Artikel 24 der Rheinbundsakte sollte hiervon dasjenige, was auf dem rechten Ufer der Jagst gelegen ist, unter badische, alles übrige unter württembergische Hoheit fallen. Durch Staatsvertrag vom 23. April 1808 wurden jedoch die Gemarkungsgrenzen der auf beiden Seiten der Jagst gelegenen Gemeinden als Hoheitsgrenzen bestimmt.

Das Gesamthaus Löwenstein-Wertheim behielt seine früheren Besitzungen in dem oben bereits bezeichneten Umfange. Durch § 14 des Reichsfriedensschlusses bekam die jüngere, fürstliche Linie innerhalb des heutigen Großherzogtums Baden außer der bisher strittigen Abtei Bronnbach die vormals würzburgische Verwaltung Widdern mit Einschluß von Schusterhof, Seehaus und Ziegelhütte, die von nun an eine Ganerbschaft zwischen ihr, Württemberg und den ritterschaftlichen Familien von Zyllnhard und von Gemmingen-Hornberg bildete. An die ältere, gräfliche Linie kamen neben anderm das würzburgische Amt

Digitized by Google

Freudenberg mit Boxthal, Ebenheid und Freudenberg und vom ehemals mainzischen Oberamt Miltenberg die Orte Mondfeld, Rauenberg und Wessenthal.

Endlich wurden durch § 20 des Reichsdeputationshauptschlusses die bisher mainzische Kellerei Neidenau dem Grafen von Leiningen-Heidesheim und die Kellerei Billigheim dem Grafen von Leiningen-Guntersblum zugewiesen, nach denen sie sich seitdem auch benannt haben.

Bezüglich der Reichsritterschaft verfügte § 28 des Rezesses, daß „die Entschädigungen, welche irgend welchen Mitgliedern der Ritterschaft zustehen könnten, nach dem Beispiele der Ergänzung der Entschädigungen der Reichsgrafen und soweit denselben durch die künftige Aufhebung des Sequesters nicht genügt werden sollte, auf die anderweit verfügbar werdenden Revenuen und nach Verhältnis ihrer rechtmäßigen Ansprüche angewiesen werden sollen". In dem französischen Wortlaut des Rezesses konnte vielleicht die in diesem Abschnitt enthaltene absichtliche Täuschung für manchen noch etwas verschleiert bleiben; in der That zeigte sich nur zu bald das Schicksal, dem die unmittelbare freie Reichsritterschaft verfallen war. Gleich bei der Besitzergreifung der neuen Landesherren entstanden viele und weitläufige Irrungen, wobei das Bestreben der einzelnen neuen Gebietiger, die Reichsritterschaft zu unterdrücken, mehr oder weniger offen zu Tage trat. Die endgültige Entscheidung zog sich hin, bis bekanntlich der Armeebefehl Napoleons vom 19. Dezember 1805 „die Körperschaft der unmittelbaren Reichsritter den Fürsten überließ, die seit so langer Zeit vor Begierde brannten, sich ihres Gebiets zu bemächtigen". In der Art und Weise, wie es bei der Besitzergreifung zuging, offenbarte sich wieder das ganze Elend politischer Kleinstaaterei, worin unser Vaterland damals im großen wie im einzelnen aller Welt zum Schauspiel diente. Die Fürsten griffen zu, wie es gerade der Zufall gab, und wären leicht einander selbst dabei in die Haare geraten. Wie wenig ein bestimmter Plan dem Verfahren zu Grunde lag, zeigt der Umstand, daß manche Orte zwei- oder dreimal hintereinander von verschiedenen Fürsten in Besitz genommen wurden. Die reichsritterschaftliche Herrschaft Adelsheim z. B. wurde im November 1805 von Württemberg in Besitz genommen. Der betreffende Kantonsvorstand erwirkte schleunigst ein Kammergerichtsmandat, mit welchem Württemberg aufgegeben wurde, die Einverleibung rückgängig zu machen, und da dies natürlich nichts fruchtete, riß die Ortsherrschaft

die angeschlagenen Patente ab und verbot im Einverständnis mit dem Ritterdirektorium ihren Unterthanen, irgend welchen württembergischen Anordnungen Folge zu leisten. Ähnliches wiederholte sich, als Württemberg im Dezember wiederum Besitz ergreifen wollte, und ebenso bei zwei Okkupationsversuchen des Fürsten von Leiningen im Dezember 1805 und Januar 1806. Schließlich wurde die erwähnte Herrschaft ganz in Ruhe gelassen, bis sie nach Errichtung der Konföderationsakte des Rheinbunds sich definitiv in badischem Besitz fand[25]).

Von den neuen Landesherrschaften bewies die fürstlich leiningische Regierung zu Amorbach weitaus die meiste Kraft und Fähigkeit, in ihrem ziemlich bunt zusammengewürfelten Territorium geordnete Verhältnisse anzubahnen. Am besten beweisen dies die alsbald nach der Besitznahme ihrerseits getroffenen Regierungsmaßnahmen zur Handhabung von Recht und Gesetz, von Sitte und Ordnung sowie zur Erzielung von Aufschwung und Fortschritt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. In den verschiedenen Ämtern des Fürstentums galt bis zum Anfalle an Leiningen entweder das „Churfürstlich Maynntzische Landrecht und Ordnungen für sämtliche chur-Maynntzische Landen ... sodann deren gemein-herrschaftlichen Orten. Maynntz 1755" mit den nachträglich erschienenen Verordnungen; „des hochlöblichen Stiffts Wirtzburgs vnd hertzogthumbs zue Franckhen Kayserlichen Landgerichts Ordnung Auch sonderbahr Gebräuch vndt Herokhommen wie es . . mitt Erbschafften, Vohrmundtschafften, Ehebethedigung, Vermächtnussen, Einkindtschafften, sowohl auch dem Gerichtlichen Proceß dieser vndt aller anderer Landtgerichts Sachen bißher vndt inß Künftig zu halten . . Würtzburg 1618", von neuem zusammengefaßt in der „Sammlung der Hochstift Würzburger Landesverordnungen in geistlichen und weltlichen Justiz-, Cameral-, Jagd-, Forst- und andern Sachen von 1546—1799", Würzburg 1776 und 1801, 3 Bände, dazu ein Nachtrag, enthaltend die Verordnungen bis 1802; oder endlich das pfälzische Recht, gesammelt und verkündet zum erstenmal im Jahre 1582, zum zweitenmal 1610, zum drittenmal 1657 und zuletzt im Jahre 1700 unter dem Titel: „Churfürstlicher Pfalz bei Rhein rc. erneuert und verbessert Landrecht" und „Churfürstlicher Pfalz bei Rhein rc. erneuert und verbesserte Lands-Ordnung. Weinheim 1700", mit den bis 1793 beziehungsweise 1802 sehr zahlreich ergangenen Gesetzen und Verordnungen von größerem und kleinerem Umfange. Für das Oberamt Boxberg galt insbesondere noch eine kleine Zahl

von Verordnungen, welche von dem Hoch- und Deutschmeister in der Zeit von 1694—1741 erlassen worden waren. Während nun die Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim nach dem Reichsfriedensschlusse im ganzen sechs Verordnungen gaben: 1803 betreffend die Verträge zwischen Christen und Juden, 1804 in Betreff der Trauerzeit für Witwer und Witwen, sowie der ungeteilt besessenen Obstbäume bei Güterverteilungen, ferner eine Rugordnung, 1805 über das Losungsrecht und über die Fertigung der Kaufbriefe sowie endlich eine Konkursordnung; während der Fürst von Salm-Krautheim überhaupt keine Verordnung über Civilrecht in seinem neuen Fürstentum erlassen hat, ist seitens des Fürsten von Leiningen in den Jahren 1803—6 eine lange Reihe der mannigfaltigsten Gesetzesverfügungen ergangen, die ihm selbst wie seinen Ratgebern zur größten Ehre gereichen. Es war ebenso dringend, auf den verschiedensten Gebieten neue Rechtsbestimmungen aufzustellen, wie schwer, ihnen Eingang und Geltung zu verschaffen. Die althergebrachten Rechte waren wohl erhalten, aber wenig gehandhabt, und infolgedessen eine tiefgehende Zersetzung des Rechtsbewußtseins und der Rechtshilfe und Rechtsbefolgung eingerissen. Mancher Unterthan verschmähte es geradezu, sein Recht zu suchen, in der Besorgnis, das Übel ärger zu machen, „da die Medizin", wie ein berühmter Rechtslehrer der Zeit sagte, „oft schlimmere Folgen hatte als die Krankheit selber". Die leiningischerseits ergriffenen Maßnahmen haben in dieser Hinsicht trotz ihrer kurzen Dauer segensreich gewirkt und den Grund zu der Besserung gelegt, auf dem dann in der badischen Zeit sicher und stetig weitergebaut wurde. In vielen Stücken hat die nur drei Jahre währende leiningische Herrschaft freilich auch keinen nachhaltigen Erfolg zu erzielen vermocht.

Nachdem Fürst Karl Friedrich Wilhelm mit Patent d. d. Laubach (in der Wetterau), den 28. September bez. 23. November 1802 von den ihm zur Entschädigung für seine auf dem linken Rheinufer verlorenen Lande zugesprochenen Gebietsteilen Besitz ergriffen hatte, setzte er sofort eine Kommission ein, die unterm 4. Dezember dieses Jahres zur Kenntnis des Landes in kirchlicher, politischer und ökonomischer Hinsicht eine auf 88 Punkte sich beziehende Erhebung veranstaltete. Schon mit diesem Schritte hatte die leiningische Regierung einen nicht geringen Befähigungsnachweis erbracht. Nach dem Ergebnis der noch im Dezember 1802 abgeschlossenen Umfrage waren die Verordnungen eingerichtet, deren der Fürst im Laufe der nächsten

Digitized by Google

drei Jahre zusammen mit den Civil-Besitzergreifungsakten beiläufig ein ganzes Hundert erließ[26]).

Der Raum verstattet hier nicht, auf den Inhalt aller dieser Verordnungen näher einzugehen; einzelne werden auch im Verlaufe unserer Darstellung noch zur Sprache kommen. Nur in das „Patent über die Organisation der Landesbehörden" sei schon hier ein kurzer Blick geworfen. Die öffentlichen Staatsämter, welche der Fürst zu Leiningen „zur Besorgung sämtlicher Staatsangelegenheiten in ihren verschiedenen Abstufungen" in seinem 27½ Geviertmeilen und 82,900 Einwohner mit 558,000 fl. Einkünften umfassenden Lande*) einzusetzen für nötig befand, bestanden aus: 1. dem Geheimen Konseil, 2. der Landes-Regierung mit einem Landeshoheits-, einem Polizei- und Finanz- und einem Justiz-Kollegium, 3. dem katholischen, 4. dem reformierten Kirchenrate, 5. dem lutherischen Konsistorium, 6. der Militär-Kommission, 7. den Justizämtern, 8. den mit diesen korrespondierenden Rentämtern, 9. den Oberforsteien und den diesen untergebenen Forsteien, 10. den aus den Justiz- und Kammerämtern sowie aus den Oberforsteien zusammengesetzten Forstämtern, „welchen sämtlich das erforderliche Subaltern-Personal beigegeben ist".

Das Geheime Konseil bestand aus einem Geheimen Rate, zwei vortragenden Räten und dem erforderlichen Subaltern-Personale. Es hatte Repräsentativ-Charakter, verfügte an die ihm untergebenen Behörden im Namen des Fürsten unter der Firma: „Auf Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht höchsten Special-Befehl" und hatte die ihm angewiesenen Geschäfte nach dem ihm besonders zur Norm vorgeschriebenen Geschäftsreglement zu besorgen. Ihm oblag „die oberste Leitung sämtlicher Reichs-, Kreis-, Reichslehen-Sachen der innern Staatspolizei, Justiz-, Finanz-, Lehen-, Kirchen- und Militaire-Sachen, der Differenzien mit den Nachbarn" und die Besorgung der Familienangelegenheiten des fürstlichen Hauses, insofern sie Hausverträge, Wittumsverhältnisse, Testamente, Verlöbnisse 2c. betrafen; ihm waren mittelbar und unmittelbar alle Staatsämter im Lande untergeordnet. Die Landesregierung war in drei Senate geteilt, deren jeder aus einem Präsidenten, einem Direktor, den referierenden Räten und dem nötigen Subaltern-Personal bestand. In den Ge-

*) Im Jahre 1807 gab man an: 89,000 Einwohner und 619,000 Gulden Einkünfte.

Digitized by Google

schäftskreis des ersten Senats gehörten alle Landeshoheitssachen im weitesten Umfang, die Gesetzgebung, das gesamte Lehenwesen, die Bearbeitung aller bei den Reichsgerichten anhängigen Prozesse, das Jus circa sacra in allen katholischen, lutherischen und reformierten geistlichen Angelegenheiten, die allgemeine Publikation der Gesetze, Edikte und Verordnungen und alle Kirchenkollekten- sowie Revisions- und Appellationssachen. Der dritte Senat war das Justizkollegium, dem alle Justiz- und Prozeßsachen im weitläufigsten Sinne unterstellt waren. Alle übrigen Teile der Staatsverwaltung und öffentlichen Angelegenheiten, welche in der bezeichneten Weise dem ersten und dritten Senat nicht ausdrücklich beigelegt waren, waren dem zweiten Senate übertragen, bei welchem der Oberforstmeister als Präsidialmitglied fungierte. Dieses Kollegium hatte die Ausübung und Verwaltung des landesherrlichen Besteuerungsrechtes und alles, was demselben anhängig war, die Ausübung, Verwaltung und Benutzung aller höheren und niederen Regalien, die Verwaltung sämtlicher Domänen und anderer herrschaftlichen Güter, Zubehörungen, Gerechtigkeiten und Gefälle, alle Landespolizeisachen und alle Militär-, Marsch-, Einquartierungs-, Service-, Proviant-, Magazin- und Vorspannangelegenheiten. „Damit die drei Senate der Landesregierung in Sachen ihres Ressortes vollkommen imstande sind, die nötigen Erkundigungen und Untersuchungen gründlich anzustellen und darin ihre getroffenen Zwangsverfügungen vollstrecken zu lassen“, konnten sie an alle Unterbehörden, auch an diejenigen, welche ihnen in Hinsicht ihres Ressorts nicht unmittelbar untergeordnet waren, Aufträge und Reskripte ergehen lassen. Der Sitz des ersten und dritten Senats war zu Miltenberg, derjenige des Geheimen Konseils und des zweiten Senats zu Amorbach. Am 1. Februar 1805 mußten sämtliche Kollegien in ihre Wirksamkeit treten und ihre Geschäfte nach den neuen Bestimmungen behandeln. Die Militär-Kommission, welche aus dem Chef des in einem Bataillon Infanterie, einer Schwadron Husaren und einer Abteilung Artillerie bestehenden fürstlichen Militärs und einem Mitgliede des zweiten Senats der Landesregierung zusammengesetzt war, hatte das Servicewesen im Lande, das Montierungs-, Löhnungs-, Kasernen-, Garnisons-, Einquartierungs-, Militärlazareth- und Militärrechnungswesen zu besorgen. Der Wirkungskreis der Justiz- und Rentämter sowie der aus dem Justiz- und Rentbeamten und dem Forstverwalter oder Oberförster zusammengesetzten Forstämter ent-

Digitized by Google

sprach in der Hauptsache den auch heute noch zum Teil mit diesen Namen belegten Amtsstellen. Besondere Kapitel des Landesorganisationspatents handelten „von dem Geschäftsstile bei den Ober- und Unterbehörden“, „von dem Umfange der Justiz- und Rentämter“, „von dem Dienstpersonal“, „von dem Umfange der Forstverwaltungen und dem Forstdienstpersonal“ und „von den etatsmäßigen Besoldungen der Staatsdiener und den dahin einschlagenden Pflichten“. Dem gesamten Beamtenpersonal werden pünktlichste Gewissenhaftigkeit und strengste Rechtlichkeit zur ersten Pflicht gemacht. Sie werden ernstlich verwarnt, „sich nicht nur vor allen groben und vorsätzlichen Ungerechtigkeiten sorgfältig zu hüten, sondern auch bei Besorgung der ihnen übertragenen Amtsgeschäfte alle und jede Leidenschaften von sich entfernt sein zu lassen und selbst den Schein von Parteilichkeit mit gewissenhafter Aufmerksamkeit zu vermeiden“. Von den 30 Paragraphen, welche der Regelung des fürstlichen Dienst- und Dienerwesens gewidmet waren, seien hier deren zwei hervorgehoben, die den weisen und humanen Geist der ganzen leiningischen Regierungsweise bekunden. „Damit es aber auch den Leuten aus dem Bauer- und Gemeinenstande“, heißt es § 89, „in keinem Falle und unter keinen Umständen an Gelegenheit fehlen möge, ihre Gesuche [an den Landesfürsten] schriftlich aufsetzen zu lassen, so befehlen Wir hiermit ausdrücklich, daß bei allen Gerichten im Lande, bei allen Unsern Landes-Kollegien an der gewöhnlichen Versammlungs- oder Gerichtsstelle zu allen Zeiten sachverständige Personen bereit sein, dergleichen Leute, welche etwas zu suchen oder anzubringen haben, mit ihren Vorträgen und mit den an Uns zu richtenden Gesuchen zu vernehmen und dieselbe zu Protokoll umständlich niederzuschreiben . . ohne Unterschied, ob diese Sache vor dieses oder ein anderes Gericht oder sonstige Behörde gehört; auch können und müssen sie, wenn sie finden, daß das Gesuch unstatthaft und unzulässig ist oder daß es sich zum unmittelbaren Anbringen bei Uns nicht qualificieret, den Supplikanten darüber zu bedeuten und zu belehren suchen und ihn an diejenige Instanz, wohin die Sache eigentlich gehört und betrieben werden muß, hinweisen. Wenn aber der Supplikant sich nicht bedeuten lassen will, so muß dennoch sein Anliegen zu Protokoll getreulich niedergeschrieben und ihm dies Protokoll auf sein Verlangen zugestellt werden, um dasselbe an Uns weiter zu befördern.“

Dagegen bedroht auch § 93 alle unruhigen und unzufriedenen Köpfe mit der ganzen landesherrlichen Strenge. „Gegen die un-

Digitized by Google

ruhigen und mutwilligen Quärulanten aber, die sich nicht weisen oder belehren lassen wollen", gebot die Verordnung, „welche gegen eigene Überzeugung Uns mit Unwahrheiten belästigen, oder welche sogar mit grundlosen Verleumdungen und Schmähungen gegen ihre Vorgesetzten und Obrigkeiten hervortreten, ingleichen gegen die unbefugten Konsulenten und Winkelschriftsteller, welche sich ein Gewerbe daraus machen, gemeine Leute zum unnützen Quärulieren aufzuwiegeln und sie darin durch Rat und Beistand zu unterstützen, werden wir nach Befinden Gefängnis und Zuchthausstrafe eintreten und ohne Nachsicht und Schonung solche vollziehen lassen."

Im Anschluß an diesen Erlaß ordnete der Fürst unterm 4. Januar 1805 eine General-Landesvisitation durch den Erbprinzen an, die im Laufe des Monats Februar stattfinden sollte. Er erachte es, wie er beteuerte, für seine heiligste Pflicht und für sein angenehmstes Geschäft, alle Gebrechen des Landes, soweit seine Kräfte zureichten, mit einem Male zu entfernen. Der Erbprinz sollte deshalb „das ganze Land bereisen, in jedem Amt die Wünsche, die Beschwerden und den guten oder schlimmen Zustand der Unterthanen vernehmen; da, wo es die Umstände erlauben, den Gebrechen und Beschwerden auf der Stelle abhelfen; da, wo aber noch eine nähere Untersuchung notwendig ist, dieselbe einleiten und die Mittel vorschlagen, welche zur Verbesserung der Lage der Unterthanen und des Landes führen". Eine Folge dieser Landesvisitation war ein am 10. Juni 1805 erlassenes Patent, welches eine namhafte Vereinfachung der vorhin berührten Organisation der Landesbehörden anbefahl. Immer wieder betonte der bürgerfreundliche Fürst, daß er sein Land „nur nach dem Maßstabe der Gerechtigkeit regieren wolle und gegen alle Landesbehörden alle diejenigen Handlungen streng ahnden werde, welche nicht nach diesem Maßstabe, unter dem Stempel der öffentlichen Autorität unternommen worden sind." Wie ernst es ihm mit diesem Vorhaben war, beweisen zahlreiche, oft von wahrhaft väterlicher Fürsorge eingegebene Verordnungen, wie u. a. die am 11. Dezember 1805 veröffentlichte „Dorfs-Ordnung", die das gesamte Dorfwesen und Dorfleben bis ins einzelste und kleinste ordnete, die unterm 1. März 1806 verfügte Generalrevision sämtlicher Handwerkszünfte und viele andere.

Am 28. Januar 1806 verordnete der Fürst zur näheren Kenntnis der Industrie, des Handels und auswärtigen Verkehrs,

Digitized by Google

der physischen Beschaffenheit, der Tendenz der Bewohner und der Gebrechen des Landes eine neue amtliche Erhebung und forderte Vorschläge zu dessen Verbesserung ein. Es ward ein eigener Fragebogen für die Orte (8 Seiten in Folio) und ein eigener für die Städte (18 Seiten in Folio) gedruckt und hinausgegeben. In 152 Fragen und Antworten wurden die gesamten Verhältnisse der einzelnen Ortschaften seitens deren Vorstände zur Sprache gebracht und mitunter überraschend anschauliche Bilder der Zeit- und Ortslage geliefert. Die aus Anlaß dieser Enquete „zur Hebung des Landes“ und jener oben bemerkten, in der zweiten Hälfte des Jahres 1802 veranstalteten „zur Kenntnis des Landes“ erfolgten, viele Bände umfassenden Berichte bilden eine fast unerschöpfliche Fundgrube zur Geschichte Badens zwischen Neckar und Main im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und auch die Hauptgrundlagen der vorliegenden Darstellung[27]).

Schon zwei Tage früher war eine geographische Vermessung und im Anschluß daran die Herstellung einer richtigen topographischen Landesbeschreibung angeordnet, und der koburgische Oberbergrat Riemann mit umfangreichen geognostischen Untersuchungen betraut worden.

Indessen war die Uhr des fürstlich leiningischen Regierungswerkes bereits wieder abgelaufen. Abermals hatten die europäischen Ereignisse unter dem Degen Napoleons eine Umgestaltung der deutschen Souveränitätsverhältnisse herbeigeführt und einem starken Teil der deutschen Kleinstaaterei ein Ende bereitet. Durch Artikel 24 der Rheinbundsakte vom 12. Juli 1806 erhielt der durch Artikel 5 als Großherzog aus dem Gang der Verhandlungen hervorgegangene Kurfürst von Baden alle Landeshoheitsrechte u. a. über die Ämter Neidenau und Billigheim, das Fürstentum Leiningen, die Besitzungen des Fürsten und der Grafen von Löwenstein-Wertheim links des Maines und über diejenigen des im Jahre 1804 mit seinen Begüterungen unter dem Namen eines „Reichsfürstentums Krautheim“ als Salm-Reifferscheid-Krautheim in den Reichsfürstenstand erhobenen Grafen von Salm-Reifferscheid-Bedburg, sowie endlich durch Artikel 25 die volle Souveränität auch über die von seinem Staat umschlossenen ritterschaftlichen Güter. Damit war der Prozeß zwischen der unmittelbaren Ritterschaft des Reiches und den Reichsfürsten endgültig zur Entscheidung gebracht. Nach dem Wortlaut der Rheinbundsakte bestanden die Souveränitätsrechte „in dem Recht der Gesetzgebung, der

obersten Gerichtsbarkeit, der hohen Polizei, der militärischen Konskription oder Rekrutierung und in dem Besteuerungsrechte". Die den Mediatisierten gemachten Vorbehalte wurden unter der allgemeinen Benennung von Erb- und Privateigentum zusammengefaßt. Die bisher regierenden Fürsten und Herren behielten demnach ihre Domänen; die herrschaftlichen und Lehnrechte, insofern sie nicht wesentlich an der Souveränität hafteten; die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit in bürgerlichen und peinlichen Sachen; die Forstgerichtsbarkeit und Forstpolizei, Jagd- und Fischereigerechtigkeit; Bergbau und Hüttenwesen; die Zehnten, die landesherrlichen Präsentationen und das Patronatsrecht. Im übrigen wurden die Rechte und Pflichten der nunmehr allgemach als Standesherren bezeichneten Mediatisierten und ihre Beziehungen zu ihrem neuen Landesherrn durch das Gesetz vom 22. Juli 1807 geregelt.

Mit dem verschiedenen Zuwachs an Territorialbestand wurden auch Änderungen in der Einteilung des Großherzogtums notwendig. Die durch die Rheinbundsakte gewonnenen Gebietsteile wurden von den im Jahre 1803 bei der Konstituierung des Kurfürstentums geschaffenen drei Provinzen derjenigen der badischen Pfalzgrafschaft zugeteilt, die im Anschluß an den Preßburger Frieden von 1805 die Benennung Provinz des Unterrheins erhielt. Durch ein Organisationsedikt vom 26. November 1809 wurde diese Dreiteilung aufgehoben und das ganze Großherzogtum in zehn Kreise geschieden, worin unsere Gegend durch den Odenwälder und den Main- und Tauberkreis vertreten war. Infolge der Territorialausgleichungen mit Hessen und Württemberg vom 25. September und 5. Oktober 1810, wodurch die leiningischen Ämter Amorbach und Miltenberg an Hessen abgetreten wurden*), ward eine neue Kreiseinteilung erforderlich und solche unterm 15. November 1810 vollzogen. Der bisherige Odenwälderkreis wurde aufgelöst und den drei anstoßenden: dem Pfinz- und Enz-, dem Neckar- und dem Main- und Tauberkreis, zugeschlagen, wobei dem letzteren der weitaus größte Teil der hier behandelten Main- und Neckargegend zufiel. Aber auch diese Einteilung wurde durch zahlreiche, in den Jahren 1811—1828 erfolgte Ämterteilungen so gründlich verschoben, daß beim Tode des Großherzogs Ludwig im Jahre 1830 nur

*) Beide Ämter wurden am 30. Juni 1816 von Hessen an Bayern, dem sie heute noch angehören, vertauscht.

Digitized by Google

noch sechs Kreise bestanden. Am 1. Mai 1832 trat dann eine Einteilung in vier Kreise ins Leben, von denen der Unterrheinkreis unsere Gegend in sich begriff. Am 7. Februar 1839 wurde das Fürstentum Krautheim von Baden käuflich erworben und mit den landesherrlichen Domänen vereinigt, am 30. Juli 1840 eine neue Übereinkunft mit dem Fürsten zu Leiningen wegen Ausübung der Rechtspflege in erster Instanz und gleichzeitig damit eine neue Ämtereinteilung getroffen. Im Jahre 1863 endlich erfolgte die noch heute bestehende Einteilung des Landes in elf Kreise, deren elfter, der Kreis Mosbach, mit dem heutigen Baden zwischen Neckar und Main sich deckt.

---

3. Kirche und Schule.

Von den drei im Heiligen Römischen Reich privilegierten christlichen Religionsübungen waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts in unserm Landstrich zwischen Neckar und Main sämtliche vertreten. Das Zahlenverhältnis der einzelnen zu einander war im wesentlichen dasselbe wie heute und belief sich auf etwa zwei Drittel Katholiken und ein Drittel andere Christen (Lutherische, Reformierte und einzelne Mennoniten oder Wiedertäufer). Außerdem gab es, konstitutionsmäßig geduldet, besonders in den Städten und ritterschaftlichen Orten eine Anzahl Juden; im Fürstentum Leiningen wurden deren im Jahre 1802 im ganzen 220 Köpfe gezählt.

Was den öffentlichen Rechtsstand der christlichen Kirchen betraf, so war dadurch, daß der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 in § 62 festsetzte: „Die erz- und bischöflichen Diöcesen verbleiben in ihrem bisherigen Zustand, bis eine andere Diöcesaneinrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen sein wird“, die bisherige katholische Kirchenverfassung vorerst von Reichs wegen aufrecht erhalten; und dadurch, daß der Receß in § 63 weiter verordnete: „die bisherige Religionsübung eines jeden Landes soll gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt sein, insbesondere jeder Religion der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigentümlichen Kirchenguts und Schulfonds nach der Vorschrift des westfälischen Friedens ungestört verbleiben“, war auch die Kirchenverfassung der beiden protestantischen

Digitized by Google

Konfessionen, der lutherischen und reformierten, nebst ihrem Besitztume von Reichs wegen gegen jede Beeinträchtigung sichergestellt. Erst als durch die Rheinbundsakte der deutsche Reichsverband völlig aufgelöst und namentlich „alle Gesetze des teutschen Reichs, welche die Bundesfürsten, ihre Unterthanen, Staaten oder derselben Teile betrafen oder verbinden konnten, für die Zukunft in Beziehung auf diese Fürsten sowie hinsichtlich ihrer Staaten und Unterthanen für nichtig und ohne Wirkung" erklärt wurden, gebrach es für die nächste Zeit an der seitherigen Reichshandfeste, und waren die christlichen Kirchen einer, durch etwaige Mißdeutung der Souveränitätsrechte sich ergebenden Beeinträchtigung ihres öffentlichen Rechtsstands ausgesetzt, dieser somit unsicher und schwankend geworden. Großherzog Karl Friedrich hat dann in seiner väterlichen Fürsorge zur Beruhigung der verschiedenen Religionsgesellschaften seines Landes am 14. Mai 1807 sein erstes Konstitutionsedikt über die kirchliche Staatsverfassung des Großherzogtums erlassen, in Kraft einer pragmatischen Sanktion und eines ewigen Grundgesetzes, wonach er allen und jedem seiner Unterthanen genau zu achten und sich zu benehmen gebot. Jede im Staat aufgenommene Kirche erhielt eine durch die Konstitution anerkannte Kirchengewalt, d. h. eine Centralstelle, welche denjenigen Einfluß unter ihren Glaubensgenossen ausübte, der zur Erhaltung der Einheit ihres Glaubens unentbehrlich ist; dabei war aber keinem ihrer Zwangsmittel ein Einfluß auf bürgerliche Verhältnisse eingeräumt. Die Gegenstände jeder Kirchengewalt betrafen die Erziehung der Jugend für die Religion der Gewissensleitung, die Prüfung der Bewerber zu Kirchen- und Schuldiensten, die Aufsicht über die Geistlichen und Schullehrer, die Miteinsicht in die Verwaltung des Kirchenvermögens und eine Art friedensrichterliche Vermittelung bei Rechtsstreitigkeiten der Kirchenglieder. Strafgerichtsbarkeit über weltliche Vergehen der Kirchendiener, Streitgerichtsbarkeit über weltliche Angelegenheiten der Kirchenangehörigen oder Rechtspolizei konnte von keiner Kirchengewalt ausgeübt werden. In Bezug auf die katholische Kirchengewalt insbesondere hieß es in dem Konstitutionsedikte: „daß dieselbe nicht vom Oberhaupte derselben getrennt werden sollte, das Nähere aber über die Wirksamkeit der Verwalter der katholischen Hierarchie dem Konkordate mit dem römischen Hofe vorbehalten bleibe, welchem der Großherzog bisher vergeblich entgegengesehen habe, dazu aber nach wie vor bereit sei".

Digitized by Google

Im Jahre 1808 wurden die bisher der Diöcese Würzburg und 1817 auch die den Bistümern Mainz und Worms angehörigen katholischen Pfarreien dem bischöflich speyerischen Generalvikariate zu Bruchsal einverleibt. Eine Verordnung vom 1. Dezember 1810 teilte das Großherzogtum in 82 katholische und 35 evangelische Dekanate. Katholischerseits entfielen auf unsere Gegend*) die Dekanate Eberbach, Neidenau, Lohrbach, Ballenberg-Krautheim, Buchen, Walldürn, Külsheim, Lauda, Bischofsheim, Grünsfeld und Steinfeld; protestantischerseits die Dekanate Mosbach, Adelsheim, Boxberg und Wertheim. Der Dekan ist der Aufseher über das Kirchen- und Schulwesen und besonders über die Amtsführung der dabei im Amte angestellten Diener. Er wird, möge er evangelisch oder katholisch sein, vom Landesherrn ernannt. Die endgültige Regelung der katholischen Kirchenangelegenheiten erfolgte durch die am 16. August 1821 zwischen der Regierung und dem Apostolischen Stuhl vereinbarte Errichtung des Erzbistums Freiburg.

Die Judenschaft bildete einen eigenen konstitutionsmäßig aufgenommenen Religionsteil der großherzoglichen Lande, der gleich den christlichen unter seinem durch die Verordnung vom 13. Januar 1809 geregelten eigenen angemessenen geistlichen Regimente stand. Die Ortssynagogen hingen von den Provinzsynagogen und diese insgesamt von einem jüdischen Oberrate ab, welcher aus einem Ortsvorsteher und vier Oberräten bestand.

Indessen waren die kirchlichen Verhältnisse in der Main-Neckargegend, soweit sie zum Fürstentum Leiningen gehörte, schon vor ihrem Übergang an das Großherzogtum durch den Fürsten Karl auf administrativem Wege in einer dem Geiste der Zeit entsprechenden, fürsorglichen Weise in bessere Bahnen zu leiten versucht worden. Die alte Diöcesaneinteilung und Diöcesanverfassung, wie solche seit 1656 bis zum Reichsfriedensschlusse bestanden hatte, blieb gewahrt; die katholische Bevölkerung unserer Gegend war danach an zwei Bistümer, Mainz und Würzburg, verteilt.

Zu jenem gehörten: 1. das Bischofsheimer Landkapitel an der Tauber mit Pfarreien in den Orten Bischofsheim, Dittwar, Eiersheim, Gamburg, Großrinderfeld, Hochhausen, Hundheim, Königheim, Königshofen, Külsheim, Poppenhausen, Schönfeld, Uissigheim,

*) Das Amt Hilsbach gehörte zur Diözese Worms, Landkapitel Heidelberg.

Digitized by Google

Werbach und Werbachhausen; 2. das Miltenberger Landkapitel mit 21, in der Folge zu Bayern gezogenen Pfarreien und Wertheim, das von dem dortigen Kapuzinerhospiz pastoriert wurde; 3. das Walldürner Landkapitel mit den Pfarreien Altheim, Hainstatt, Hettigenbeuern, Hettingen, Hollerbach, Limbach, Mudau, Rippberg, Schlierstatt, Seckach und Walldürn.

Der doppelte Teil zählte zum Bistum Würzburg und umfaßte fünf Landkapitel: 1. Buchheim oder Buchen mit den Pfarrorten Ballenberg, Berolzheim, Billigheim, Bretzingen, Boxthal, Buchen, Eubigheim, Freudenberg, Gerichtstetten, Gissigheim, Götzingen, Hardheim, Höpfingen, Hüngheim, Oberwittstatt, Osterburken, Pülfringen, Rosenberg, Schweinberg, Waldmühlbach, Waldstetten und Windischbuch*); 2. Krautheim mit 17 württembergischen und den drei jetzt badischen Orten Gomersdorf, Krautheim und Winzenhofen; 3. Mergentheim mit einzelnen bayerischen und württembergischen und 15 badischen Pfarreien: Boxberg, Distelhausen, Dittigheim, Gerchsheim, Gerlachsheim, Grünsfeld, Heckfeld, Ilmspan, Impfingen, Kupprichhausen, Lauda, Oberbalbach, Vilchband, Unterbalbach und Unterschüpf; 4. Mosbach mit den Pfarrorten Dallau, Dilsberg, Eberbach, Lohrbach, Mosbach, Neckarelz, (Neckargemünd), (Neckargerach), Rittersbach, Schefflenz, Strümpfelbrunn (und Wiesenbach); 5. Neckarsulm, wovon vier Pfarrorte jetzt zu Baden gehören: Alfeld, Herbolzheim, Neidenau und Stein am Kocher.

Von den zu Beginn des 19. Jahrhunderts in diesem Gebiete vorhandenen Klöstern waren die Benediktinerabtei Amorbach, die Cistercienserabtei Bronnbach und das Prämonstratenserpriorat Gerlachsheim durch den Reichsdeputationshauptschluß säkularisiert und ihr Einkommen und Vermögen den Fürsten zu Leiningen, Löwenstein-Wertheim und Salm-Krautheim überwiesen worden. Die Insassen, deren Amorbach bei der Aufhebung 30 (25 Geistliche und 5 Laienbrüder), Bronnbach 26 (23 Priester und 3 Konversen), Gerlachsheim 12 (10 Priester und 2 Konversen) zählte, wurden, soweit sie nicht als Expositi auf Pfarreien saßen, die Geistlichen mit einem jährlichen Ruhegehalt von 400 bis 550, die Laienbrüder mit 300 Gulden abgefunden**). Der Fürst zu Leiningen hatte außerdem unterm 26. Juli

*) Zu diesem Landkapitel gehörten außerdem noch die jetzt württembergischen Orte Aschhausen, Berlingen, Bieringen und Oberkessach.

**) Der Abt von Amorbach erhielt 5000, derjenige von Bronnbach 3000 Gulden Pension; der letzte Prior von Gerlachsheim ward Pfarrer daselbst.

Digitized by Google

1803 eine Verordnung, die Zurücktretung der Religiosen in die Familienrechte betreffend, erlassen, worin er bestimmte: „Daß die aus einem aufgehobenen religiosen Orden oder Kloster in die Welt zurückzutreten gegen ihren Willen genötigten Religiosen männ- und weiblichen Geschlechts von dem Tage der Aufhebung des Klosters an, wenn für ihre lebenslängliche Alimentation nicht gesorgt worden, in die Familienrechte wieder eintreten und ihnen von diesem Tag an alle Rechte zu Erbschaften mit der freien Disposition darüber, jedoch bei elterlichen Erbschaften mit schuldiger Konferierung dessen, was sie erweislichermaßen in den Ordensstand eingebracht haben, zukommen solle."

Außer diesen uralten und reichen Stiften gab es noch fünf Niederlassungen von Bettelorden in unserm Sprengel, drei Franziskanerkonvente, zu Bischofsheim, Miltenberg und Mosbach und zwei Kapuzinerklöster, zu Walldürn und Wertheim. Im Franziskanerkloster zu Bischofsheim befanden sich am 21. Oktober 1803 im ganzen 33 Religiosen: 21 Priester, 5 Kleriker und 7 Laienbrüder. Das Kloster unterhielt ein Gymnasium, an welchem die Patres allen Unterricht erteilten. Die hiervon nicht ausschließlich in Anspruch Genommenen leisteten an bestimmten Festtagen Seelsorgsaushilfe im Oberamt Bischofsheim, sowie in den Ämtern Hardheim, Lauda und Boxberg, Grünsfeld und Krautheim. Außerdem besorgten sie alle Sonn- und Feiertage die Frühmesse in Großrinderfeld, Hochhausen, Dittwar, Gissigheim und Impfingen. Der Konvent zu Miltenberg zählte am 25. Oktober 1803 insgesamt 29 Religiosen, darunter 21 Priester mit einem Studentat und Lektorat für Philosophie und Theologie. Seine Aushilfsleistungen in der Seelsorge erstreckten sich auf acht Stunden im Umkreis diesseits und jenseits des Mains und bis in die Grafschaft Erbach. In gleich ausgedehnter Weise waren der Franziskanerkonvent zu Mosbach mit 13 Priestern und 3 Laienbrüdern sowie der Kapuzinerkonvent zu Walldürn mit 16 Priestern und 4 Laienbrüdern in der Aushilfsseelsorge thätig und dieser besonders zur Wallfahrtszeit sehr beschäftigt; Mosbach hatte ständig je einen Pater zu Haßmersheim und Lohrbach als Pfarrer sitzen. Das Kapuzinerhospiz zu Wertheim endlich war zur ausschließlichen Pastorierung der dortigen Katholiken und des fürstlichen Hofes vorgesehen. Allen diesen Klöstern ward unter dem neuen Regimente kein Hindernis für ihr Fortbestehen in den Weg gelegt. Ja, den Franziskanern zu Mosbach und Sinsheim, denen

Digitized by Google

die pfälzische Regierung noch vor dem Bekanntwerden des Lunéviller Friedens die sofortige Auflösung befohlen, ward bei Beginn der leiningischen Regierung zurückzukehren erlaubt. Der Konvent zu Mosbach wurde dann unter badischer Oberhoheit im Jahre 1807, derjenige zu Bischofsheim 1823 und derjenige zu Walldürn 1830 aufgelöst.

Die landesväterliche Fürsorge der leiningischen Regierung für die religiösen Bedürfnisse ihrer Unterthanen äußerte sich in ihrer gesamten Gesetzgebung in bestgemeinter, aber wie alle Herrscherhandlungen der Zeit von einem gewissen Geist des Absolutismus durchdrungener Weise. So ließ die hochfürstliche Landesregierung unterm 27. Oktober 1804 bekannt machen, „daß es mit den landesherrlichen Rechten und der Sorgfalt Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht für das öffentliche Wohl und die Ruhe der Hochfürstlichen Unterthanen nicht mehr vereinbarlich seie, wenn von geistlichen Ordinariaten und Kommissariaten Verordnungen in dem Hochfürstlichen Lande erlassen und verkündet werden, ohne daß solchen die landesherrliche Genehmigung vorerst beigetreten seie, und daß in Erwägung dessen Se. Hochfürstliche Durchlaucht befohlen haben: daß von nun an keine gedruckte oder ungedruckte Verordnung einer dergleichen Stellen, welchen Gegenstand solche auch immer betreffen möge, in den Hochfürstlichen Landen öffentlich bekannt gemacht werden solle, bevor dieselbe Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht unmittelbar oder Höchstdero nachgesetzter Landesregierung zur Genehmigung vorgelegt, und die Erlaubnis zu ihrer Verkündigung erfolgt sein werde". Im übrigen war der leiningische Regierungsgeist so milde, als er es in der von der Säkularisationssucht jener Zeit durchwehten Luft nur sein konnte. Das Kirchenwesen war daher im allgemeinen leidlich geordnet. Mit der Organisation der Landesbehörden am 1. Dezember 1804 war in dieser Hinsicht ein katholischer und ein reformierter Kirchenrat und ein lutherisches Konsistorium geschaffen worden. Der katholische Kirchenrat war, so lange die bischöfliche Gerechtsame und Befugnisse noch nicht reguliert waren, unmittelbar der Hochfürstlichen Regierung ersten Senats untergeordnet, in dessen Geschäftskreis das Jus circa sacra in allen geistlichen Angelegenheiten sowie die Besetzung und Mitwirkung bei Besetzung geistlicher Stellen, die Aufsicht über die Amtsführung der Geistlichkeit, insofern solche auf Staats- und bürgerliche Angelegenheiten Bezug und Einfluß hatte, gehörte. Die Geistlichen aller Religionen sollten zwar in ihren Amtsangelegenheiten in geistlichen Verrichtungen den recht-

Digitized by Google

mäßigen geistlichen Obern untergeordnet sein, aber auch zugleich vermöge des dem ersten Senate der Landesregierung übertragenen Jus circa sacra diesem unterstehen. Für ihre Person in ihren weltlichen und bürgerlichen Privatrechtsangelegenheiten und in Kriminalfällen waren sie ohnedies der Jurisdiktion der Landesregierung als Justizkollegium unterworfen. Bis zur Festsetzung seiner Befugnisse in geistlichen Sachen sollte der katholische Kirchenrat die wirtschaftliche Führung auf den geistlichen Gütern genau beobachten, für deren Erhaltung und Verbesserung sorgen, dann auf die Erhaltung, Verwaltung und Verwendung des Vermögens der katholischen Kirchen, Schulen und anderen Anstalten sein Augenmerk richten. Die katholischen Geistlichen mußten bei ihrer Anstellung dem Landesherrn den Eid der Treue bei dem ersten Senat der Landesregierung ableisten und in allen Fällen, in denen die Besorgung ihrer Angelegenheiten eine Mitwissenschaft, Genehmigung oder Mitwirkung dieses Senats nach den allgemeinen Grundsätzen der Landesverfassung erforderlich war, an denselben sich wenden. In Fällen, wo der Staat ihrer geistlichen Verrichtungen bedarf, insbesondere auch bei Landestrauern, ingleichen bei Fürbitten und Danksagungen für den Fürsten und das fürstliche Haus mußten die desfallsigen Verordnungen von der Regierung ersten Senats durch den Kirchenrat erlassen werden.

Der reformierte Kirchenrat sollte unter der Oberaufsicht des Geheimen Konseils die Handhabung der Kirchenrechte dieser Religionsgesellschaft besorgen und die Güter derselben unter der unmittelbaren Aufsicht des ersten Senats der Landesregierung verwalten.

Im gleichen Verhältnis wie der reformierte Kirchenrat sollte die Thätigkeit des lutherischen Konsistoriums auf zweckmäßige Ausübung der fürstlichen Episkopalrechte in den lutherischen Gemeinden, auf Beförderung der religiösen Sittlichkeit, des Schulunterrichts und der Armenpflege sowie auf Erhaltung und Erweiterung der hierzu vorhandenen Mittel gerichtet sein.

Diese drei Kollegien wurden in der Folge mit bestimmteren organischen Gesetzen versehen, und zwar das der katholischen Kirche durch die Organisation des katholischen Kirchenrats vom 9. Juni 1805, das der Lutherischen durch Patent vom 21. Juli 1806 und das der Reformierten durch solches vom 1. Juni 1803. Ersteres allein ist auch im Druck erschienen und so der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden. Der zu Amorbach konstituierte „Fürstlich Leiningische katho-

Digitized by Google

lische Kirchenrat“ war dem Geheimen Konseil unmittelbar untergeben. Er bestand aus einem Direktor, welcher, soweit nur immer thunlich, aus dem geistlichen Stande genommen werden sollte; aus drei Kirchenräten, wovon der eine ein Geistlicher, einer ein Rechtsgelehrter und der dritte ein Rechnungs- und Ökonomieverständiger sein sollte; aus einem Sekretär, drei Revisoren, einem Registrator, zwei Kanzlisten und einem Boten. Es kam ihm Repräsentativcharakter zu, doch mußte er in Rechtsstreiten die Gerichtsbarkeit der Landesregierung anerkennen. Zu seinem Ressort wurden bestimmt: 1. die Verwaltung des gesamten katholischen Kirchen-, Schul- und Mildestiftungsvermögens; 2. das gesamte katholische Schul- und Erziehungswesen; 3. die Wahrung der landesherrlichen Rechte bei der Besetzung geistlicher Stellen. „Er beobachtet die wissenschaftliche und sittliche Bildung der Landeskinder, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen; er prüft diese Kandidaten, schlägt zu den Erteilungen der Tischtitel die Subjekte vor und fertigt diese im Namen des Fürsten aus. Er sorgt für die Auswahl gebildeter und fähiger Geistlichen, er prüft solche, schlägt zu allen geistlichen Stellen die Subjekte vor und entwirft auf Genehmigung des Fürsten die Präsentationsschreiben an die bischöflichen Vikariate. Er führt die Aufsicht über die Amtsführung und das sittliche Betragen der Geistlichkeit und benimmt sich deswegen mit den bischöflichen Vikariaten.“ Zu seinem Geschäftsbereich gehörte 4. das Respiciat über das landesherrliche Jus circa sacra, über die Verhältnisse mit dem päpstlichen Stuhle und den bischöflichen Vikariaten unter der Leitung der höchsten Stelle. In Hinsicht des erstgenannten Punktes hatte der katholische Kirchenrat verschiedene Fonds unmittelbar zu verwalten und zwar einmal den Anteil, welcher dem katholischen Religionsteile bei der Teilung des rheinpfälzischen Kirchenvermögens zufiel, sodann die vormals der Mainzer Universität zugestandenen Gefälle zu Richelbach, die durch § 37 des Reichsdeputationshauptschlusses der freien Verfügung des Fürsten zu Leiningen überlassen, von diesem aber zur Dotation einer höhern litterarischen Anstalt zu Miltenberg bestimmt worden waren; endlich alle übrigen Fonds, welche künftig noch für die katholische Kirche gesammelt oder, insofern sie nicht gehörig benutzt sind, hergestellt werden würden. Für diese Gegenstände seiner unmittelbaren Verwaltung wurde bei dem Kirchenrat selber eine Hauptkasse errichtet, aus der die Besoldungen der katholischen Pfarrer und Schullehrer in den vormals rheinpfälzischen Ämtern bestritten

Digitized by Google

wurden. Der Überschuß sollte zur Errichtung neuer und zur Aufbesserung schon bestehender, gering besoldeter Pfarreien und Schulstellen verwendet werden.

Eine Hauptaufgabe des Kirchenrats bildete die Leitung des gesamten katholischen Schul- und Erziehungswesens. Er hatte demgemäß „nach dem ganzen Umfange die Lehrmethode a) bei den kleineren Gymnasien, lateinischen und Stadtschulen, b) bei den Landschulen, c) bei den Industrie- oder Arbeitsschulen und d) bei den Sonn- und Feiertagsschulen zu bestimmen. Es ist ihm", heißt es in der Verordnung weiter, der volle Inbegriff der Schul- und Erziehungspolizei des katholischen Religionsteils übertragen. Die Pfarrer und Schullehrer sind ihm in dieser Rücksicht untergeben, und die Justizämter müssen seine Vorschriften befolgen und durch den Amtszwang vollziehen. Er unternimmt die Schulvisitationen und wachet über die getreue Amtsführung und Sittlichkeit der Schullehrer, die Dienstvergehungen derselben, und die gegen sie angebrachten Beschwerden in Dienstsachen untersucht und entscheidet der Kirchenrat auf die nämliche Art, welche in dem Organisationspatent der Landesbehörden in Disziplinar- und Dienstsachen vorgeschrieben ist. Er sorgt dafür, daß allenthalben, wo es nötig ist, neue Schulstellen errichtet und diese sowohl als die älteren, gering besoldeten Stellen mit den nötigen Fonds versehen werden. Der Kirchenrat leitet die Anstalten zur Bildung neuer Schulleute, er prüft die Schulkandidaten, schlägt Lehrer zu den Schulstellen vor, fertigt nach Genehmigung des Fürsten die Anstellungsdekrete der Schullehrer aus und nimmt denselben im Namen des Fürsten die Huldigungs- und Amtspflichten ab."

Auf dieser Grundlage vollzog sich, da die Organisation des lutherischen Konsistoriums und des reformierten Kirchenrats mit dem des katholischen im wesentlichen übereinstimmte, die Reform des Schulwesens im Fürstentume. Sehr viel wurde in dieser Hinsicht allerdings nicht erreicht, dazu war die Dauer der leiningischen Regierung viel zu kurz. Immerhin verdient der gute Wille und der sowohl seitens der Regierung wie einzelner Geistlichen gezeigte Eifer die größte Anerkennung. Unter letzteren verdienen namentlich der reformierte Kirchenrat Reimold zu Mosbach und der katholische Kaplan Stephan Walter zu Boxberg genannt zu werden. Dieser besonders unterbreitete der leiningischen Regierung in den Jahren 1803—1807 wiederholt Vorschläge zur Verbesserung der Trivial- und Volksschulen sowie über

Digitized by Google

den Industrieunterricht der Kinder und Sonntagsschüler in der Baumzucht, im Stricken, Nähen, Spinnen und in der Verfertigung von allerlei Hausgerätschaften. Seine Pläne kamen mit der großherzoglich badischen Provinzialverordnung vom 20. Oktober 1807 zur Reife. Den Entwurf zur Errichtung eines Schullehrerseminars mit besonderem Unterricht in der Pädagogik, Methodik, Arithmetik, deutschen Sprache, Geographie, Geschichte u. s. w. machte der Schullehrer Konrad Stoll zu Dittwar. So wurde mit vieler Mühe und reichen Opfern der Boden bereitet, auf dem dann die Fortschritte der Folgezeit naturgemäß sich entwickelt haben.

Von der Kurpfälzer, Kurmainzer und Würzburger Herrschaft waren die Schulen trotz einzelner Verbesserungen, besonders im Mainzischen (1682 Einführung des Schulzwanges, 1758 Einführung von Sommerschulen, 1763 Bildung einer Schulkommission, 1771 Gründung einer Schullehrerakademie zu Mainz) und Würzburgischen (1770 Bildung einer Schulkommission und Errichtung eines Schullehrerseminars zu Würzburg), in ziemlich vernachlässigtem Zustande an Leiningen gekommen[28]). Es gab damals allgemein drei Arten von Schulen in unserem Landesteile: Landschulen, Stadtschulen und (zwei) vierklassige Gymnasien, zu Bischofsheim und Wertheim. Mit den beiden ersteren waren an manchen Orten noch Fortbildungs- und Industrieschulen, mit den städtischen auch lateinische Schulen, mit dem Gymnasium zu Wertheim ein sogenanntes Alumnat, d. i. eine Lehrerbildungsanstalt, verbunden. Die Land- oder eigentlichen Volksschulen waren an den meisten Orten nur Winterschulen, die aus Mangel an Mitteln mit dem Notbehelf des Wandertisches entweder in Verbindung mit dem Meßnerdienst oder einem Handwerk an irgend einen aufgeweckten Kopf ohne weitere Vorbildung vergeben wurden. Die Zahl der Mutterschulen mit ständigen und ausschließlich ihrem Beruf lebenden Lehrern war z. B. im Pfälzischen ganz unbedeutend. Die Kinder kleinerer und ärmerer Orte besuchten vielfach im Sommer wie im Winter die Schule eines nicht allzu entfernten größeren Ortes mit ständigem Unterricht, was natürlich nicht bloß für die Kinder sebst, sondern auch für den Unterricht mit großen Unannehmlichkeiten und Nachteilen verknüpft war. Religion, Lesen, Schreiben und etwas Rechnen bildeten die Hauptunterrichtsgegenstände.

Die Stadt- oder Trivialschulen waren in der Regel mit zwei Lehrern besetzt, dem Rektor für die Knaben, dem Kantor für die Mäd-

Digitized by Google

chen; zuweilen gab es noch einen Hilfslehrer, den Präceptor, der die kleinen Knaben und die Lateinischlernenden unterwies. Sonst verlangte man vom Rektor außer dem gewöhnlichen Unterrichte noch den in der lateinischen Sprache, in der Musik und im Kirchengesang nebst den übrigen Verbindlichkeiten eines Rector chori. Der Kantor fungierte außerdem als Glöckner und Organist und ging dem Pfarrer in der Kirche und beim Krankenbesuche an die Hand. Der Lehrbegriff bestand „in ABC-Buchstabieren, Lesen, Schreiben, Rechnen, Christentum, in der deutschen Sprachlehre, biblischen Geschichte, im Briefschreiben, Verfertigen deutscher Aufsätze, Conto, in der Musik und im Singen, in Belehrung in der Naturgeschichte und über die Verhältnisse des Geldes, Maßes und Gewichts". Durch ihren moralischen Wandel sollten die Lehrer die Verstandes- und Herzensbildung der Jugend fördern.

An den Gymnasien war die Einrichtung getroffen, daß die lateinische Schule (4 Klassen) mit der deutschen (5. Klasse) ein Ganzes bildete und die unterste Klasse den Elementarunterricht umfaßte. In der zweituntersten (4. Klasse) wurde der Religionsunterricht fortgeführt, die deutsche Sprache, Lesen, Schreiben und Rechnen, Geschichte des Vaterlandes und die ersten Begriffe der Geographie geübt und der Anfang mit der lateinischen Grammatik und der Musik gemacht. Der Unterricht in dieser Klasse erforderte zwei Jahre. In der dritten Klasse wurden Grammatik, Etymologie und Syntax mit allem Fleiß betrieben, der Anfang zum Lateinischreden gemacht, im Rechnen die vier Species wiederholt und die Regel de tri erlernt, die Geschichte nach den Hauptperioden und die Geographie Deutschlands eingeprägt, mit der Naturgeschichte angefangen und zur Veranschaulichung der Bilder und Begriffe von allerlei Sachen der Orbis pictus fleißig gebraucht. In der zweiten Klasse begann man neben dem Unterrichte in Religion, Latein, Geographie, Geschichte, Rechnen und Musik sowie im Deutschen, mit Übungen in deutscher und lateinischer Poesie das Griechische. In dieser Klasse pflegte man drei Jahre zu sitzen. In der ersten Klasse wurden bereits die schwersten lateinischen und griechischen Klassiker gelesen und die philosophischen Fächer gelehrt nebst Mathematik und Geschichte. Vom Gymnasium ging man noch zwei Jahre ans Lyceum und dann zur Universität.

Dies war der Lehrgang auf dem Wertheimer Gymnasium, das in jener Zeit einen guten Ruf genoß und von jungen Leuten der Um-

Digitized by Google

gegend in weiten Kreisen, selbst bis Frankfurt am Main besucht wurde. Hier war auch schon 1744 der Anfang zur Verbesserung des Schulwesens gemacht und eine Ordnung erlassen worden, „so etwan auf hohen gemeinschaftlichen Befehl in den teutschen Schulen in der Stadt und auf dem Lande und an dem durch göttlichen Segen in mehreren Flor zu bringenden Gymnasio oder Pädagogio in der Grafschaft Wertheim beobachtet werden möchte". Noch bessere Ordnung kam gegen Ende des Jahrhunderts in die Wertheimer Schulverhältnisse, indem man seitens der katholischen und protestantischen Regierung eine aus vier Personen bestehende gemeinschaftliche oberste Schulbehörde schuf unter dem Titel „Schulcommission". In den 1790er Jahren in Thätigkeit getreten, hatte sie nicht allein das Geschick, sondern auch den besten Willen, das Schulwesen des kleinen Staates trotz aller Widerwärtigkeiten, womit sie zu kämpfen hatte, in bessere Wege zu leiten. Sie arbeitete eine dreifache Schulordnung für die Wertheimer Stadt- und Landschulen sowie für das Alumnat aus, das unterm 13. November 1798 veröffentlicht und in Wirksamkeit gesetzt wurde. Allein die reichserschütternden Ereignisse der nächsten Jahre wurden für die Durchführung des überaus trefflichen Schulplanes verhängnisvoll, der, obwohl bereits mit landesherrlicher Entschließung verkündet und überallhin im Staate zur Nachachtung ausgegeben, kaum ins Leben getreten, wieder hinfällig wurde[29]).

Die leiningischerseits gemachten Anstrengungen zur Hebung des Schulwesens begannen in den Jahren 1804 und 1805 mit der Umwandlung der Winterschulen des Bezirks Mosbach in ständige Schulen. Am 25. Oktober 1805 erließ die Regierung eine Sommerschulordnung, deren vollkommene Durchführung jedoch durch die Mediatisierung des folgenden Jahres verhindert wurde. Gleichzeitig damit war im Abhalten der Kirchen- und Schulvisitationen Wandel angebahnt; es wurden sogar Schulkonferenzen sowie Leseinstitute für die Schullehrer ins Leben gerufen. Die Endabsicht der leiningischen Regierung ging auf nichts geringeres, als auf die Gründung einer Lehranstalt, die nicht bloß den vollständigen Gymnasialunterricht, sondern auch das für Beamte aller Art erforderliche Fachstudium geben sollte; als Ergänzung war ein Lehrerseminar gedacht. Die Verwirklichung des Planes begann mit der Verbesserung des Gymnasiums zu Miltenberg nach den Vorschlägen des dortigen Stadtpfarrers J. Reisinger und des französischen Sprachmeisters J. Gorius, endete aber 1807 mit

Digitized by Google

der Errichtung eines Lehrinstituts zu Amorbach, mit dessen Leitung Professor J. A. Eisenmann (aus Lauda) betraut wurde, und aus dem sich in der Folge die heute noch bestehende Lateinschule entwickelt hat.

Der damals in ganz Deutschland mehr oder weniger mangelhafte Unterricht sowohl auf den Elementar- wie auf den Mittel- und Gelehrtenschulen beschränkte sich lediglich auf den allgemeinen Volksunterricht in Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen und andererseits auf den Gelehrtenunterricht zur Heranbildung künftiger Staats- und Kirchendiener, ließ aber die allgemeine Menschenbildung sowie jene besondere Bildung, die für das bürgerliche Leben notwendig ist, ganz außer acht. Es ist hierin in unserer wie in anderen Gegenden des Heimatlandes erst in der badischen Zeit allmählich besser geworden, sowohl was die allgemeinen und äußeren Schulverhältnisse als was die Ausdehnung des öffentlichen Unterrichts auf die allgemeine und besondere Bildung für das bürgerliche Leben anbetrifft. Schon die aufgeklärte Regierung des ersten Großherzogs Karl Friedrich sorgte mit ruhmvollem Eifer und großer Freigiebigkeit für Unterricht und wissenschaftliche wie künstlerische Ausbildung aller Art.

---

4. Wirtschaftliche Verhältnisse.

Vergleicht man die heutigen Wirtschaftsverhältnisse der verschiedenen Landesteile Badens mit einander, so wird, die Lage und Beschaffenheit des Bodens in Rechnung gezogen, das Bauland und der Odenwald im Verhältnis kaum hinter einem der andern Landstriche zurückstehen. Der Fortschritt und Aufschwung auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens auch in unserer Gegend ist ein höchst erfreulicher; die vor wenigen Jahrzehnten noch so großen kulturgeographischen Verschiedenheiten werden immer mehr verschwinden, je mehr die Verkehrsmittel der Neuzeit zur Bewältigung der Raumverhältnisse dort eingeführt und in den Hauptverbindungsgürtel des Landes und Reiches eingegliedert werden. Der Gegensatz zu dem Anfang des Jahrhunderts ist ein ganz außerordentlicher. Heute allüberall

Digitized by Google

ein fröhliches Wachsen und Gedeihen, damals allenthalben ein besonders infolge der alle Augenblicke wechselnden politischen Einrichtungen äußerst gedrückter und armseliger Zustand. Gegenüber dem ständigen Schwanken dieser Zeit war der Stand der Dinge vor Ausbruch der französischen Revolution bei aller Zurückgebliebenheit noch verhältnismäßig günstig und erquicklich.

Dazu kamen die ununterbrochenen Kriege, die seit 1792 ganz Deutschland aussogen und verwüsteten und eine beispiellose Sittenverwilderung hervorbrachten. Seit der Schlacht bei Würzburg am 3. September 1796 war die Straße von Mannheim und Heidelberg den Neckar aufwärts nach Franken, in den napoleonischen Kriegen eine Hauptheerstraße, nicht mehr leer geworden von fremden und einheimischen Kriegsvölkern, die auf diesem Wege entweder vom Rhein her ins Herz von Deutschland eindrangen oder siegreich oder besiegt dahin zurückfluteten. Und immer noch war kein Absehen des Elends. Am 26. September 1805 war Marschall Davoust mit einem Armeekorps bei Mannheim über den Rhein gegangen und über Heidelberg nach Neckarelz vorgedrungen, wo er den 1. Oktober ankam. Am andern Tag brach er von da auf und zog über Möckmühl, Ingelfingen und Crailsheim nach Dinkelsbühl und an die Donau. Gleichzeitig war ein anderes Korps, von General Marmont befehligt, bei Mainz über den Rhein gesetzt und über Frankfurt, Aschaffenburg und durch das Würzburgische gegen die Donau vorgerückt. Von Badenern und Hessen, Württembergern und Bayern verstärkt, zogen sie zur Drei-Kaiserschlacht bei Austerlitz (2. Dezember 1805). Von dem siegreichen Heere kehrten nur die Garden Napoleons über den Rhein zurück, während der größte Teil in Bayern, Schwaben und Franken zurückblieb. Im März 1806 findet man das 5. Korps des Marschalls Lefebvre im Kurmainzischen mit dem Hauptquartier zu Aschaffenburg in Aufstellung, später zum Teil damit beschäftigt, die Rheinbundsakte in Vollzug zu bringen. Daß nämlich die dem Bunde beigetretenen Fürsten die Landeshoheit der kleineren, in oder an ihren Grenzen liegenden bisher unmittelbaren Reichsstände desto rascher und sicherer an sich brächten, lieh ihnen Napoleon als Protektor des Bundes seine Truppen dazu. Es wurde den kommandierenden Generalen eine Liste der zu mediatisierenden Fürsten, Ritter und Städte zugestellt, worauf dann ein entsprechendes Truppenkorps in die betreffende Gegend geschickt wurde, welches ohne Proklamation, ohne

Digitized by Google

weitläufige Verhandlungen den Willen Napoleons verkündigte. Erst Ende September brach Lefebvre von Aschaffenburg auf, um seinen Truppenteil anfangs Oktober bei Königshofen zusammenzuziehen. Gleichzeitig sollten 4000 Badener bei Mergentheim bereitstehen. Wiederum war die Straße von Mannheim über Neckarelz nach Würzburg als große Kommunikation und Etappenstraße der Armee angewiesen, um von da nach dem Kriegstheater in Sachsen zu leiten. Am 3. Oktober traf Napoleon selbst, von Mainz kommend, in Würzburg ein, wo er am nächsten Tage eine Unterredung mit dem König von Württemberg und dem Großherzog von Baden hatte. Bereits am 9. Oktober ist es bei Schleiz, am 10. bei Saalfeld und am 14. Oktober mit den Preußen zu der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt gekommen.

Es ist schwer, ein vollkommenes Bild von dem zu geben, was unsere Gegend in all diesen Jahren seit dem Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Würzburg unter den Durchmärschen, Einquartierungen und Lieferungen aller Art zu leiden hatte. Am deutlichsten werden einige Beispiele sprechen und die infolge des Kriegs in fast allen Gemeinden entstandenen Schuldenlasten. Schon 1803 hatten sonst wohlhabende Orte wie Lauda 60,114, Bischofsheim über 53,000, Königheim 42,000, Mosbach 40,000, Königshofen 35,000, Buchen 28,000, Großrinderfeld 20,000, Osterburken mehr als 18,000, Hettingen 10,000 fl. Passiva. „An Kriegsschulden", heißt es in einem amtlichen Berichte von Dallau, „hat die Gemeinde auf sich 9653 fl., und die von den Franzosen gemachten Wirtskonto belaufen sich auf 2108 fl. 7 kr." Das kleine Sulzbach bei Neckarburken hatte bereits 1802 in allem „6,507 fl. Schulden und zwar 741 fl., welche vor und 5,766 fl., welche während des Kriegs sind gemacht worden". Die Gemeinde Hardheim hatte 1806 einen Schuldenstand von 13,000 fl., verursacht „durch die Kriegsretirade 1796 und durch die Franzosen 1806. Nach dem Schuldenbuche ist der Betrag der hypothekarischen Schulden 98,655 fl., Privatschulden können es beiläufig 70,000 fl. sein. Vor 12 bis 15 Jahren stund der Einwohner im bessern Flor, der aber durch itzige Kriegszeiten in Verfall geraten ist". Der Ort Bretzingen hat 1806 „ungefähr 8,000 fl. Schulden, entstanden von nichts als Requisitionen, Einquatierungen und Vorspänn"; daneben wird über die Teurung der Lebensmittel geklagt. Von einem Ende des Fürstentums zum andern widerhallt die gleiche Klage: „Freilich waren die Vermögensumstände

Digitized by Google

der Einwohner sonst besser. Ein langjähriger Krieg, häufige Einquartierungen, Lieferungen an Geld und Naturalien, kostspielige Kriegsfrohnden und andere Übel, welche der Krieg in seinem Gefolge rissen manchen Bürger von der Stufe eines mittelmäßigen Wohlstandes zur Dürftigkeit herab." Der Notstand lastete um so schwerer auf der Bevölkerung, als noch Mißjahre das Erträgnis des ohnehin vielfach wenig ergiebigen Bodens weiterhin verminderten, während die überall auf den Gütern haftenden sehr beträchtlichen Abgaben keine Minderung erfuhren. So war beispielsweise der Ort Hettingen „unglaublich mit Gülten beschwert. Die Pfarrei Buchen hat dort jährlich 6 Malter Korn und 9 Malter Dinkel, Fastnachtshühner und den Handlohn vom Pfarrhofsgut zu beziehen. Dann hat die Pfarrei Ripberg 9 Malter Korn, 11 Malter Dinkel und 11 Malter Haber in Buchener Maß; die Pfarrei Hainstatt 15 Simmer Korn in Buchener Maß; die Pfarrei Hettingen 5 Malter Korn, 5 Malter Dinkel und 4 Malter Haber nebsten Zehnten von verschiedenen Äckern in jeder Flur, die Hälfte vom Kleinzehnten u. a., dann Geldzins 3 fl. 28 kr.; die Kirche Götzingen an Zins 14 kr.; die Receptur Selgenthal 1 Malter 4 Simmer Korn, dann vom Nonnenacker flürlich 1 Malter 1 Simmer 2 Metzen mit 1 fl. 17 kr. Zins; die Pfarrei Walldürn ungefähr 4 Malter Frucht von einem Bezirk Feld gegen Hainstatt zu liegend; die Fundatio ad sanctam crucem zu Buchen jährlich 6 Malter 6 Simmer Korn, 6 Malter Dinkel und 6 Malter Haber; die Faktoreistiftung zu Buchen jährlich 2 Malter 1 Simmer Korn, 2 Malter 1 Simmer Dinkel und 2 Malter 1 Simmer Haber alldorten zu beziehen. „Die äußerst beträchtliche Naturgefälle des höchsten Aerarii selbsten", sagt der Berichterstatter, Amtsvogt Roth, „sind hierbei nicht berührt." Nicht minder umständlich und ausgedehnt waren z. B. die Fronpflichten der Unterthanen. So hatte die Stadt Eberbach noch im Jahre 1806 unabgestellt folgendes aus der kurpfälzischen Zeit überkommene Fronreglement: „1. müssen die Eberbacher das auf der städtischen Gemarkung diesseits des Neckars geschossen werdende Wildpret zur dasigen Kellerei in angemessener Frohnd verbringen; 2. müssen die dasigen Fischer dieses Wildpret nach Heidelberg zur Hofhaltung, auch bis Wiblingen und Mannheim in ohngemessenen Frohnden verbringen und erhielten per Nachen 3 Hofbrot à 9 Pfund und 9 Schoppen Wein bairischen d. i. kleinen Maßes, bei der Fahrt nach Mannheim aber nochmal soviel; 3. müssen die Nachenführer

Digitized by Google

das herrschaftliche Heu, Stroh und Früchten nach Heidelberg und Mannheim ohngemessen fröhnden, im ersten Fall erhielt der Nachen 9 Pfund Brot und 9 Schoppen Wein, im zweiten Fall 18 Pfund Brot und 18 Schoppen Wein und nebst diesem per Zentner 3 kr., per Malter Haber 3 kr. Hier wurde aber das Mannheimer Malter darunter verstanden, wovon 125 Malter dahier nur 100 Malter ausmachen, von den schweren Früchten als Heidekorn, Gerst, Korn wurden auf den Nachen 40 Malter Mannheimer Maßung und leichter Früchte als Hafer 60 Malter Mannheimer Gemäß gerechnet, und 20 Malter Korn gleich 30 Malter Hafer mit 1 fl. 30 kr. bezahlt; 4. muß von der Stadt zur Besorgung der herrschaftlichen Briefe und Befehle täglich ein Mann zur Amtskellerei gestellt werden und erhält keine Frohndgebühr; 5. muß die Stadt Eberbach bei Schlagung der herrschaftlichen Salzlacken zur Herbeischaffung des Leimen, dann Transportierung des Salzes von hier aus die Hand- und Spannfrohnden stellen; 6. müssen zur Befischung der herrschaftlichen Bächen, insoweit ehemals Kurpfalz auf den hiesigen Bächen die Fischerei hergebracht hat, die Hand- und Spannfrohnden ohngemessen geleistet werden; 7. müssen die Fischer sothane herrschaftliche Fische von Eberbach an den Wolfsbrunnen nach Heidelberg und Schlierbach in der Frohnd verbringen, wo die Forellenweiher sind, und erhielten 45 kr. Frohndgebühr auf den Nachen; 8. müssen die Fischer von Michaeli bis 12 Tag nach Weihnachten jeden Jahrs im Neckar vom Pfaffenthal an bis ober das Eberbacher Fahrt bei Nacht sowohl als beim Tag Lachs und Fische stechen; kein Fischer hat in dieser Zeit das Recht in diesem Bezirk. Die Fischer erhalten von gnädigster Herrschaft Licht und Stroh, die gestochen werdende Lachse sind gnädigster Herrschaft allein zuständig, die Fischer erhalten aber für jeden Lachs ein Viertel Wein und 4 Hofbrot. Was aber an andern Fischen gestochen werden, gehört die Hälfte gnädigster Herrschaft, die andere Hälfte dem Fischer, dem das Wasser eigen ist; 9. müssen alle Fischer mit ihren Fischernachen, wenn der gnädigste Landesherr zu Wasser oder sonsten Hochwild jagte, zu Wasser, dahin er beschieden ward, fürhalten, und zwar ganz umsonst, und wenn ein oder anderes Stück Wild in den Neckar springen sollte, dasselbe aufhalten und auffangen; dagegen können die Schiffleute auch nicht zum Jagen im Wald, wie es andere Unterthanen auf der ganzen städtischen Gemarkung schuldig sind, aufgeboten werden; 10. mußten die Eberbacher Schiffleute auch das Pulverholz, welches

Digitized by Google

innerhalb den Grenzen der Amtskellerei Eberbach an den Neckar kam, nach Ziegelhausen an die Pulvermühle fröhnen und erhielten auf den Nachen 45 kr."

Alles in allem gerechnet kann man sagen, daß noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Lage der bäuerlichen Bevölkerung die große sociale Frage bildete wie in der Gegenwart diejenige der Lohnarbeiter. Weitaus der überwiegende Teil der Bauern befand sich noch in persönlicher oder wirtschaftlicher Abhängigkeit, entweder aus mittelalterlichen Zuständen herrührend oder erst durch die neuere Entwicklung entstanden. Die zu den Zeitbedürfnissen in tiefem Gegensatze stehenden Zustände waren für den durch die französische Revolution geweckten Zeitgeist noch unhaltbarer und unerträglicher geworden. Zumal in unserer Gegend erscheint zu Beginn des 19. Jahrhunderts die in persönlicher, wirtschaftlicher und politischer Freiheit gipfelnde Bauernbewegung kaum angebahnt. Das gesamte wirtschaftliche Leben und Getriebe bewegte sich nach jeder Richtung noch in den alten, ausgetretenen Geleisen der Vergangenheit.

Als Hauptnahrungsquellen Badens zwischen Neckar und Main galten von alters her der Ackerbau, die Viehzucht und der Holzhandel. Gewerbe und Industrie sind von nebensächlicher Bedeutung. Angebaut werden hauptsächlich Korn oder Roggen, Dinkel, Hafer und Gerste, Kartoffeln und Heidekorn, aus welch letzterem der Odenwälder manche schmackhafte Speise zu bereiten weiß. Obst wird vieles gezogen und entweder verkauft oder zu Obstwein verwertet. Einen nicht unbedeutenden Gewinn liefert in einigen Gegenden die Bienenzucht. Zur Zeit der Blüte des Heidekorns und des Heidekrauts werden vielfach aus weit entfernten Orten die Bienenstöcke in den Odenwald gebracht, um später mit Honig beladen wieder heimgeholt zu werden. Auch mit Eichenrinde wird im Odenwald einiger Handel getrieben wie im Bauland mit Grünkern und im Taubergrund mit Wein.

Der Ackerbau, diese „Hauptsache des Landes und vorzüglichste Nahrung der Einwohner", wird durchaus noch nach der guten Altväter Weise betrieben. Als Rückgrat der ganzen Wirtschaft galt allenthalben der Getreidebau, der das tägliche Brot zu liefern bestimmt war und damals wie heute noch die altherkömmliche Form der Dreifelderwirtschaft einhielt. Daneben werden überall die Kartoffeln mit großem Nutzen gebaut, teils zur Nahrung für die Bevölkerung, teils zur

Digitized by Google

Mastung des Viehs; selbst zu Mehl werden sie verarbeitet und zu Branntwein gebrannt. Von Schweinberg heißt es, was gewiß auch noch bei vielen andern Orten zutraf, daß „Kartoffel unter dem Mehl zu Brot gebacken werden". Den verbesserten Nachzug des öfters ausartenden Gewächses bezog man aus der benachbarten gesegneten Pfalz. Das Kraut war wie heute eines der hauptsächlichsten Nahrungsmittel, das mit solcher Sorgfalt gepflanzt ward, daß es in jedem Hause regelrecht jeden dritten Tag auf den Tisch gebracht werden konnte. Neben den Gespinnstpflanzen zog jeder Bauer seinen Vorrat an Hülsen- und Ölfrüchten und die gewöhnlichen Gartengemüse. Die Viehzucht, welcher der im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts eingeführte Kleebau sehr förderlich war, scheint mancherorts nicht schlecht bestellt gewesen zu sein, wenn auch das Vieh zumeist als klein und mager geschildert wird. Die Kühe werden als milchergiebig und das Fleisch des Mastviehs als feinfaserig gerühmt. Die Pferdehaltung war zum Vorteil des Landbaues gegen die Rindviehzucht sehr zurückgegangen. Die Schäferei wurde ausgiebiger als heute gepflegt, das Ziegenhalten dagegen mit Recht immer mehr abgetrieben und wegen seiner Nachteile für die Waldungen selbst von Regierungswegen eingeschränkt. „Ein jeder Bürger", lautete eine leiningische Verordnung vom 1. April 1803, „der über 2 Morgen Feld und so viel Vermögen hat, um eine Kuh halten zu können, darf bei 5 fl. Strafe für jedes Stück keine Ziege halten, wogegen den ärmeren Bürgern erlaubt ist, jedoch nicht mehr als 2 Ziegen halten zu dürfen. Dergleichen Ziegen dürfen aber weder allein noch mit anderm Vieh in irgend einem Wald oder auf Feldern, wo starke Obstzucht getrieben wird, geweidet, sondern sie müssen im Stalle gefüttert, höchstens auf öden Rainen, an Wegen und Dämmen und, wenn Waldungen in der Nähe sind, nie ohne Aufsicht geweidet werden. Wenn eine Ziege in dem Wald betreten wird, so soll der Eigentümer fürs erstemal mit 1 fl. bestraft, beim zweitenmal aber das Vieh öffentlich verkauft und der Erlös zur Hälfte dem Anzeiger, zur Hälfte aber den Ortsarmen gegeben werden." Die Geflügelzucht hatte nur geringe wirtschaftliche Bedeutung und war hauptsächlich auf den Hausbedarf gerichtet, ebenso die Zucht der Schweine, die fast ausschließlich den Fleischbedarf des Bauersmannes lieferten. Nach dem Ackerbau und der Viehzucht war der Weinbau das vorzüglichste Erzeugnis des Bodens in einem Dritteil der Gegend. Der Tauberwein, zumeist Weißwein und als solcher kräftig und körperreich, hatte

Digitized by Google

von jeher einen guten Namen; als bessere Sorten gelten die Markelsheimer, Weikersheimer, Mosbacher, Gerlachsheimer und Unterbalbacher. Auch in dem den größten Teil der heutigen Amtsbezirke Mosbach, Adelsheim und Buchen sowie einige Orte von Tauberbischofsheim umfassenden ehemaligen Gau Wingarteiba oder Weingärtenland war in den Jahren 1803—6 der Weinbau noch in einer namhaften Zahl von Orten in folgendem Umfange vertreten: in Auerbach mit 12, Dallau mit 58, Neckarburken 30, Nüstenbach 35, Hettingen 3, Götzingen $5^1/_2$, Altheim 10, Rinschheim 18, Ruchsen 98, Hardheim 100, Bretzingen 130, Pülfringen 12, Schweinberg 215, Waldstetten 45 Morgen. Darüber, ob und wie man etwa den Weinertrag durch besondere Pflege und Verbesserung der Reben zu heben versuchte, verlautet nichts. Die leiningische Regierung hat auch hierin den Versuch zum Bessern gemacht durch zwei Verordnungen vom 24. April 1804: einmal die Beschaffenheit und Behandlung des Weinbaues sowie den Ertrag und Absatz des Weines, sodann die auf die Einfuhr von auswärtigen Weinen zu legenden Abgaben betreffend. Maßnahmen und Vorschriften zur Hebung der Landwirtschaft im allgemeinen gab die unterm 11. Dezember erlassene Dorfsordnung, die in vier Abschnitten: vom Acker- und Wiesenbau, von Obst-, Garten- und Weinbau, dann Baumpflanzung, von Holzungen, Weihern und Bächen, von der Viehzucht, Hütung und Mastung eine Fülle beherzigenswerter Anweisungen und Fingerzeige enthielt. Inwieweit den hier niedergelegten Anordnungen Folge geleistet wurde und ein Erfolg beschieden war, läßt sich nicht ermitteln. Trotz aller ursprünglichen Gleichartigkeit wiesen übrigens die einzelnen Landstriche und Ortschaften vielfach ein ganz besonderes Gepräge auf, das sich der staatlichen Beeinflussung bald mehr, bald weniger, bald gar nicht zugänglich zeigte. Die Hauptsache lag an der Bevölkerung selbst und an einzelnen thatkräftigen und einflußreichen Persönlichkeiten, die Wandel schaffen wollten, koste es, was es wolle. Ein erhebendes Beispiel dieser Art bot der Lehrer Sebastian Haueisen, Rektor zu Altheim, der im Juli 1806 der leiningischen Regierung zu Amorbach seine Beobachtungen und selbstgemachten Versuche zur Verbesserung der Wirtschaftsgegenstände des Landmanns in einem längeren Gutachten unterbreitete. Seine Bemühungen erscheinen in der That bewunderungswürdig und die teilweise ablehnende Haltung der Altheimer kaum verständlich, wenn nicht zu vermuten wäre, daß dem Thun und Treiben, dem ganzen Gebahren Haueisens etwas ab-

Digitized by Google

stoßende Einseitigkeit und Schulmeisterei beigemischt gewesen sei. Seine Auslassungen sind indes für beide Teile wie für die gesamten damaligen Verhältnisse so bezeichnend, daß wir es uns nicht versagen können, sie in einem kurzen Auszuge hier wiederzugeben. Da er hier in Altheim, versichert er, laut gerichtlich unterschriebenem Zeugnisse alles gethan habe, was sich hier thun ließ, auch seinen ökonomischen Plan durch eine besondere Methode durchgängig in Aufnahme gebracht habe, so wünsche er sich auf einem andern Platze das Nämliche und vielleicht noch mehr in verschiedenen Hinsichten im Größern thun zu können. „Einem Feldbauverständigen thut das Herz weh", beteuert er, „wenn er sieht, wie weit noch so ein manches Ort in Rücksicht der zu gar vielem tauglichen Felder zurück ist, besonders im Odenwalde. Mir sollte es etwas leichtes sein, dem ganzen (leiningischen) Lande in kurzem bald eine andere Gestalt zu geben, wenn ich jede Gemarkung einsähe, wie der itzige Zustand ihrer Bauart beschaffen ist, welche Produkten sie nicht pflanzen und doch in Ansehung der Erdarten pflanzen könnten . . . Jedem Schullehrer wollt' ich die Hauptsache kräftig einbinden und es ihm zum Lehrgegenstand für seine größte Schüler kräftig empfehlen, mit der Versicherung, daß nur die Methode, die ich angebe, und anhaltender Fleiß nötig sei, und daß ich es in meiner Gemeinde auf diese Art auch dahin gebracht hätte. Der Schullehrer kann wirklich das meiste beitragen, wie ich aus der Erfahrung weiß; denn es steckt in der Natur, daß jeder von nichts lieber hört als von seinem Handwerk. Wenn daher in Schulen bei Bauernkindern von Feldbau, Viehezucht rc. mit einem angemessenen Tone gesprochen wird, so wird solches für ein Zeitvertreib gehalten, alles giebt acht, und wenn man darüber katechisiert, so will jeder das meiste behalten haben."

Altheim zählte damals 192 Bürger, darunter 121 Bauern. Der Feldbau, sagt Haueisen, „ist seit meines Hierseins ziemlich vervollkommnet worden, doch nicht bei allen. Ich gab Regeln an, welche viele befolgten, weil ich sie versicherte, daß ich aus eigener Erfahrung für selbige bürgen könnte. Viele aber, welche von dem Vorurteile eingenommen sind: mein Vater, Großvater rc. haben es so gemacht, wie ich's mache, und haben auch gelebt, warum soll ich's anders machen? sind noch weit im Feldbau zurück. Ich machte mich schon selbigesmal — er kam 1780 nach Altheim — durch meine gemeinnützige Vorschläge bei dergleichen Hartnäckern so verhaßt, daß ich heute noch mißvergnügt

Digitized by Google

bin, hier zu sein." Die Hartköpfe, meint er, würden besonders auch durch die Witterungseinflüsse in ihren verkehrten Ansichten bestärkt, wenn sie sähen, wie der fleißig und verständig gebaute Acker oft auch nicht mehr trage als der nach altem Brauch umgetriebene. Im einzelnen antwortet Haueisen z. B. auf die Frage, ob der Kleebau eingeführt sei und welche Sorten, mit „trefflich gut. Die Sorten sind türkischer Klee, Esparsette und Luzerne ... Mit dem Kleebau", fährt er fort, „ist es hier zu solcher Vollkommenheit gekommen, daß ein Bauer, der vier Kinder hat, sein Gütchen unter sie verteilte; jedes Kind haltet dermalen soviel Viehe auf dem vierten Teil als der Vater zur Zeit, wo der Kleebau noch nicht so eingeführt war, auf dem ganzen Gütchen halten konnte, und das Viehe des Vaters war weit nicht so ansehnlich als jenes der Kinder ist. Der Vater hat über 1000 fl. Schulden hinterlassen, welche die Kinder bis jetzt alle bezahlt haben, welches sie der Viehezucht oder vielmehr dem Kleebau zu verdanken haben. Nach obigem kann man also ohne Bedenken annehmen, daß wie sich 4 zu 1 verhält, so verhält sich der itzige Viehstand zu jenem vor dem Kleebau; denn der Vater hatte 4 Stück groß und kleines Viehe, und die 4 Kinder haben dermalen 16 Stück solcher Gattung." Der Kartoffelbau werde nach seiner Anleitung mit bestem Erfolg getrieben. Außerdem baue man hauptsächlich Korn, Dinkel, Haber, Gersten, Erbsen, Linsen, Wicken; auch mit Sommerweizen habe er vergangenes Jahr angefangen, und viele machten es ihm nach. „Der Hopfen, ein sehr einträgliches Gewächs", fährt Haueisen fort, „geratet nach meinen Einsichten in den mehresten Gegenden unsers Fürstentums, wo es ein wenig bergigt ist, und daher besonders hier. Ich weiß hier, wo die schönsten Hopfen, sehr schlecht gehandhabt, durch die Mauern herauswachsen und zur Zeitigung kommen. Hätte ich das Feld dazu, ich wollte ganze Fluren nach der Behandlung, die ich weiß, anlegen; ich stehe dafür, daß es zehnmal mehr eintrüge als die Produkten abwerfen, mit denen es dermalen angebaut wird ..." Bezüglich der Anlage von künstlichen Wiesen äußert er: „Ich machte schlechtes Ackerfeld nicht nur zu künstlichen, sondern natürlichen Wiesen. Ich machte einen Acker, der nicht mehr als 5 fl., als Acker betrachtet, wert war, zu einer natürlichen Wiese, ohne daß ich 10 fl. Kosten darauf verwendete, und als ich damit fertig war, wollte man mir 100 fl. dafür geben; ich gebe ihn aber heute nicht für 150 fl. Die Wiese tragt eine Fuhr Heu und halb soviel Grummet vom besten

Digitized by Google

Futter . . ." Mit dem Obstbau sei es dagegen schlecht bestellt; die Leute wollten nicht daran, da könnten nur Zwangsmittel helfen. Altheim war auch weit und breit die einzige Gemarkung, welche seit kurzem mit einem Aufwand von mehr als 2000 fl. geometrisch vermessen war; doch fanden sich nach Haueisens Angabe hie und da noch Fehler vor. Mit der Viehzucht sei man, seitdem der Kleebau in Flor sei, hier ziemlich weit gekommen. „Die Viehhandelschaft wird fast das ganze Jahr hier getrieben. Ob wir schon keine Juden hier haben, so kommen alle Wochen Fremde hierher, und geschehen beinahe jedesmal Käufe oder Händel, weil unser Vieh — das sog. Bauländer von mittelmäßigem Schlag — wegen seiner Härte überallhin taugt." Die fürstliche Regierung habe deshalb auch dieses Jahr zwei Viehmärkte bewilligt. Stallfütterung sei ganz regelmäßig eingeführt, das Weiden abgeschafft. Das Vieh sei so schön gehalten, daß es mehr wert sei als die doppelte Anzahl im Odenwald, „wo man immer so 4 oder 6 an einen Wagen gespannt sieht. Daß dort das Vieh so schlecht aussieht, ist größtenteils die Austreibung auf die Weide schuld. Ich wünschte nur den Auftrag zu haben, den Odenwald zu durchreisen und die Odenwälder in der Ökonomie zu unterrichten; ich wollte ihnen bald andere Grundsätze beigebracht haben, nicht nur in diesem Stücke, sondern in ihrer ganzen Feldbauart. Wenn man ihren elenden Haberbau, welches ihr einziges Produkt noch ist, worauf man ein wenig sehen kann, abzieht, so hat sich weder der Bauer noch der Landesherr auf etwas anders zu freuen; da doch das Klima lang nicht so schlecht ist wie sie selbst glauben. Ich sah Felder dort, die man zum Repsbau als dem einträglichsten Gewächs in unserer ganzen Gegend nicht besser wünschen kann, wenn sie regelmäßig zubereitet werden." In Altheim war allein der Weinbau noch von geringer Bedeutung; „denn seit 15 Jahren fing man erst an, eine kleine Strecke auf der Sommerseite anzulegen. Jetzt können es 10 Morgen sein. Es wird aber jährlich weiter gerückt, so wie mans nach der Regel mit Dünger besser übersehen kann. Die Reben werden vom Taubergrund geholt . . ." Es gab nur Rotwein, der in guten Jahren so gut wurde wie im Taubergrund selbst. Man sieht an diesem einen Beispiel mit Verwunderung, wie der Anfang zu den großen Fortschritten der Folgezeit auf anderem Gebiete, so auf dem der Landwirtschaft auch in unserer Gegend in eben denselben Jahren gemacht worden ist, in denen ganz Deutschland aufs tiefste daniederlag.

Digitized by Google

Mit der dritten Hauptnahrungsquelle unseres Landesteiles, der Waldwirtschaft, war es vom Standpunkt der Bevölkerung aus noch verhältnismäßig am ungünstigsten bestellt. Hier machte sich das Feudalsystem einer vergangenen Zeit noch auffallend stark bemerkbar. Das ganze Forst- und Jagdwesen galt als ein dem Landesherrn als solchem zustehendes Vorrecht, das meist durch die weitgehende Schonung des Wildes und Ausdehnung des Jagdbetriebes wie durch Anlegung von Parken in ziemlich rücksichtsloser Weise gehandhabt ward. Daneben war durch die infolge der Säkularisation erfolgte Aufteilung größerer Walddistrikte an Private statt an die Gemeinden der Niedergang der Waldkultur wie von selbst gegeben.

Bemerkenswert ist auch in dieser Hinsicht die Thätigkeit der leiningischen Regierung, die sich in der kurzen Periode von der Konstituierung des Fürstentums bis zu dessen Mediatisierung in folgenden Verordnungen kundgab:

1803 Januar 26: Waldrugordnung;
„ April 1: Verordnung wegen Halten des Geisenviehs;
„ Juni 14: Einrichtung der Forstadministration;
„ September 7: Gemeinds- und Privatholzhiebsgesuche;
„ Oktober 29: Laubausfuhr aus Gemeinds- und Privatwaldungen;
1804 Mai 14: Das Jagdgehen der Unterthanen betreffend;
„ Dezember 1: Aufhebung der Forst- und Anweisgebühren; Patent über die Organisation der Landesbehörden.

In Hinsicht der innern Forstverwaltung und der Wirtschaftsführung, besonders in den Gemeinde- und Privatwaldungen, hatten sämtliche Gemeinden am 15. August jeden Jahres ihr Brenn- und Bauholzbedürfnis, beides gesondert, in dreifacher Ausfertigung an den fürstlichen Revierjäger abzugeben, der die forstmäßig thunliche Abgabe zu begutachten, den Distrikt, wo solche bewirkt werden konnte, beizusetzen und zwei Exemplare an die Oberjägerei einzusenden hatte, von wo aus solche am 1. September der Forstkammer mit gutachtlichem Bericht revierweise vorgelegt werden mußten. Über das abzugebende Bauholz mußte eine genaue Aufnahme durch den Ortsvorstand, den gemeinen Holzgeber, einen verpflichteten Zimmermeister und den Revierjäger geschehen, welche gewissenhaft die Notdurft eines jeden Baulustigen zu bemessen hatten. Mit den Holzverkaufsgesuchen hatten sich die Gemeinden an die Oberämter zu wenden, die sie mit Bericht an die Forstkammer einzusenden hatten.

Digitized by Google

Ähnlich streng und genau war die Abgabe von Laub- und Heidestreu geregelt, die Waldweide gänzlich abgestellt. Die Forststrafgesetzgebung war dementsprechend scharf gehalten. Der Holzwert von einem am Tage begangenen Frevel wurde dreifach, ein nächtlicher, mit der Axt begangener sechsfach, ein nächtlicher, mit der Säge unternommener zwölffach in Strafansatz gebracht. Die Weidefrevel wurden nach Maßgabe des Schadens und ob solche aus Mutwillen, Bosheit oder Not begangen waren, drei- und sechsfach auf den Schaden gestraft. Gleich hart und peinlich war die Forst- und Jagdgesetzgebung des Fürstentums Löwenstein-Wertheim[30]).

Gewerbe und Industrie sind in dem heutigen Baden zwischen Neckar und Main von ganz untergeordneter Bedeutung; zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren sie es noch viel mehr. Man konnte mit einem amtlichen Bericht die Einwohner aller Orte in drei Klassen unterscheiden: in wohlhabende, mittelmäßige und geringe Leute, doch nicht so gering, daß sie sich nicht ernähren könnten, wenn sie anders arbeiten wollten. Denn wer von seinem Feldbau nicht hinlänglich zu leben hatte, trieb gemeinlich noch ein Gewerbe dabei oder arbeitete als Taglöhner, wodurch er ersetzte, was ihm am Feldbau abging. Dabei konnte nun wohl die Familie zur Not bestehen, dem Gewerbewesen selbst war damit wenig gedient. Dasselbe befand sich noch von der mainzischen Zeit her in einer gewissen Ordnung, die unter der leiningischen Herrschaft in der Hauptsache bestehen blieb und in mancher Hinsicht verbessert und ausgestaltet wurde. In den Städten waren die Handwerker und Gewerbtreibenden in Zünften vereinigt, denen auch die der Amtsorte in der Regel zugehörten. Unter den 5000 Einwohnern des Vogteiamts Buchen befanden sich 1803: 24 Tuchmacher, 6 Strumpfweber, 3 Schönfärber, 61 Leineweber, 6 Sattler, 9 Hutmacher, 3 Seiler, 3 Säckler, 3 Seifensieder, 12 Strumpfwirker, 18 Rotgerber, 4 Weißgerber, 6 Glaser, 2 Drechsler, 60 Schuhmacher, 27 Schneider, 6 Schlosser, 16 Schmiede, 14 Schreiner, 15 Wagner, 6 Weißbinder, 15 Küfer, 11 Häfner, 28 Bäcker, 26 Metzger, 8 Müller, 19 Maurer un. Steinhauer, 10 Zimmerleute, 1 Ziegler, 14 Krämer, 6 Bierbrauer, 27 Schild- und 6 Straußwirte. Alle diese Professionisten waren den in Buchen befindlichen 11 Zünften eingegliedert; dies waren: 1. die Metzgerzunft, 2. die Rotgerber-, Säckler- und Sattlerzunft, 3. die Steinhauer-, Maurer-, Zimmerleute- und Weißbinderzunft, 4. die Bäcker und Müller, 5. die Schuhmacher,

Digitized by Google

6. die Leineweber, 7. die Schneider, 8. die Schmiede und Wagner, 9. die Schlosser, Schreiner, Glaser und Dreher, 10. die Schönfärberzunft, 11. die Küfer- und Bierbrauerzunft. Die Stricker, Weißgerber und Hutmacher gehörten ihrer geringen Anzahl wegen in die betreffenden Zünfte zu Amorbach und Miltenberg.

Zu Walldürn waren 10, zu Osterburken 9 Zünfte, zu denen auch die Professionisten von Berolzheim, Hemsbach und Zimmern zählten. Die Schlierstätter und Seckacher, heißt es in einem Berichte, gehören nach Buchen, wohin diese Orte auch zentbar sind. „Die Ruchsener schlagen sich nach Willkür zu ein oder der andern, vorzüglich aber nach Möckmühl, wohin sie zentbar sind." Zu Lauda und Mudau bestanden je 8 Zünfte, zu Unterschüpf 7, zu Külsheim 6 und zu Königshofen 5, nämlich der Bäcker und Müller, der Binder oder Küfer, der Schneider und Leineweber, der Schuhmacher und der Bauhandwerker als Schmiede, Wagner, Schlosser, Schreiner, Glaser, Maurer, Zimmerleute und Ziegler. Zu Tauberbischofsheim hatten alle Handwerker ihre Zünfte mit Ausnahme der Müller und Wachszieher. Ähnlich verhielt es sich im Wertheimischen und Pfälzischen. Zu Mosbach waren gar 15 Zünfte: 1. der Krämer, 2. der Schneider, 3. der Metzger, 4. der Maurer und Steinhauer, 5. der Schmiede und Wagner, 6. der Schlosser, Schreiner, Glaser und Nagelschmiede, 7. der Küfer und Bierbrauer, 8. der Häfner und Ziegler, 9. der Müller und Bäcker, 10. der Gerber und Sattler, 11. der Schuhmacher, 12. der Zimmerleute und Schiffbauer, 13. der Leineweber, 14. der Seiler und Metallgießer und 15. der Strumpfweber und Schnallenmacher.

Um dem Handwerkerstande aufzuhelfen wie um finanziellen Bedürfnissen entgegenzukommen, veranstaltete die leiningische Regierung eine Generalrevision sämtlicher Zünfte und forderte Vorschläge von ihnen ein zur Hebung und Verbesserung des dem Geiste des Zeitalters nicht mehr angemessenen, mangelhaften und unvollständigen Betriebs, welche für später in Aussicht genommenen Spezialzunftordnungen zur Grundlage dienen sollten[31]). Nach dem deutschen Territorialstaatsrecht mußten alle bürgerlichen und anderen Gewerbe durch besondere Statute und Privilegien erlaubt und geregelt sein; auch alle sonstigen gewerblichen Verrichtungen und Betriebe durften „nur nach einer vorher ausgewirkten landesherrlichen Konzessionsurkunde betrieben werden". Damit nun über die allen Handwerkern zukommenden allgemeinen Rechte und Pflichten eine feste Norm bestünde und die Einzelordnungen um so

Digitized by Google

schneller berichtigt werden könnten, wurde eine Generalhandwerksordnung entworfen und unterm 1. März 1806 jeder einzelnen Zunft zur vorläufigen Befolgung zugefertigt. Damit sollte aber keine Bestätigung der bereits bestehenden Zünfte und ihrer Artikel gewährleistet sein; es war vielmehr die Aufhebung derjenigen, welche nach vollendeter Untersuchung mit dem gemeinen Besten nicht übereinstimmen würden, vorbehalten. Diese Generalhandwerksordnung handelt 1. von der kollegialischen Verfassung, den Rechten und Verbindlichkeiten der Zünfte (§ 1—23), 2. von den gesetzlichen Vorschriften, welche wegen der Lehrjungen und Lehrjahre gegeben sind (§ 24—36), 3. von den die Handwerksgesellen betreffenden gesetzlichen Strafen (§ 37—57), 4. von den allgemeinen gesetzlichen Vorschriften, welche wegen Gewinnung und Verlust des Meisterrechts erteilt sind (§ 58—77) und 5. von den Vorrechten und Pflichten zünftiger Meister (§ 78—130). Wer diese Ordnung näher betrachtet, der wird sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß der leiningischen Regierung das soziale Wohl ihrer Unterthanen wahrhaft am Herzen lag und daß es ihr mit ihren dahingehenden Bemühungen Ernst war. Andererseits hat sie auch damit bewiesen, daß sie der Zeitlage gewachsen war.

An Manufakturen, Fabriken und fabrikartigen Betrieben wie überhaupt an Industrie, an Handel und Verkehr hatte unsere Gegend in den Jahren 1803—6 wenig von Bedeutung aufzuweisen; das meiste hatte einen rein örtlichen Charakter. Zu Eberbach bestand eine Tabakfabrik, die ihren Rohstoff aus dem Badischen bezog. Der stärkste Handelsartikel war das Holz — Eberbach allein besaß 1260 Morgen Buchen- und Eichenwaldung, 339 Morgen Eichenbauwald, 4304 Morgen Hackwald und mit der Herrschaft jenseits des Neckars 1700 Morgen gemeinschaftlichen Wald —; es ging meist zu Wasser nach Heidelberg und Mannheim, Worms und Mainz und nach Heilbronn sowie nach Holland. Die Krämer besuchten die Frankfurter Messe, und die übrigen Gewerbschaften hielten in der Nachbarschaft Märkte. Das dem Handel dienende Fuhrwesen wollte nicht viel besagen. Beim Holzhandel gab es Gesellschaften, weil ihn einer allein nicht betreiben konnte. Der industriereichste Ort war Mosbach, wo sich 7 Mühlwerke in Betrieb befanden, eine Papierfabrik, eine seit 1756 bestehende Saline mit einem Sied- und zwei Gradierhäusern und einer jährlichen Ausbeute von etwa 400 Zentnern Salz und die bekannte (1770 gegründete) Fayencefabrik.

Digitized by Google

Das ehedem bestandene Quecksilber- und das Steinkohlenbergwerk waren eingegangen, ebenso die zu Mittelschefflenz noch bis Ende der 1780er Jahre betriebene Eisenerzgrube und die privilegierte Leimfabrik zu Dallau. Zu Altheim war die stärkste Leineweberei des ganzen Gebietes. „Diese Profession", sagt Haueisen in seinem oben angeführten Berichte, „geht hier stärker als an keinem Orte weit und breit. Es sind 25 Leinewebermeister hier, die beständig auf der Profession arbeiten, sechs davon handeln beständig ins In- und Ausland. Durch diese Leineweberei nähren sich auch halb soviel Familien mit Garn- und Wollespinnen. Alle Ortschaften im Umkreise bringen dadurch ihr Garn und Wolle gut an. Dadurch sind die hiesige Leineweber berühmt, daß sie ihre Breite und Ellenmaße gut halten." Das zu Altheim gesponnene, gewebte und gefärbte Wollenzeug für Weibs- und Mannskleidung, das sog. Bäderwill[32]), scheint in der That ein in der ganzen Gegend und weit darüber hinaus gangbarer Absatzartikel gewesen zu sein. Auch sonst wurde, wie z. B. in dem nahe gelegenen Pülfringen und besonders auch in den Odenwaldorten, viel gewoben; doch war es mehr eine Industrie fürs Haus. Das Gleiche galt bezüglich der Mahl-, Säge-, Schneid- und Ölmühlen. Zu Waldstetten hatte um die Zeit der Apotheker von Walldürn eine Erz- und Eisengrube anzulegen begonnen, zu Reinhardsachsen der Amtsvogt Eisenstufen entdeckt. Seinen besonderen Erwerbszweig besaß Walldürn an der Wallfahrt mit der Hauptbesuchszeit vom ersten bis zum vierten Sonntag nach Pfingsten.

Zur Hebung der Industrie wurden die verschiedensten Vorschläge gemacht, vielfach die Anlage von Fabriken gewünscht. So schreibt der Hofrat Hennemann von Mosbach im Jahre 1807: „Welch' herrliche Gelegenheit bietet sich an manchen Orten nicht von selbst dar, z. B. in dem Städtchen Ballenberg ist ein für Färberei und Gerberei so fürtreffliches Wasser, welches nie zugefriert, daß nach angestellten Versuchen das in Ballenberg verfertigte Leder alles andere der hiesigen Gegend an Güte und Dauer übertrifft, 1 oder 2 armselige Gerber aber können sich kaum ihr Jahresbrot erwerben. Mancher Lederfabrikant oder Färber, wenn er es nur wüßte, würde, begünstigt vom Gouvernement, gerne ein Etablissement dort anlegen, und die Inwohner samt der Nachbarschaft hätten nicht mehr nötig, ihr Geld für Leder und Wollentuch ins Württembergische nach Künzelsau oder Heilbronn zu tragen. Die Früchte von Ballenberg und Merchingen werden auf den

Digitized by Google

Heidelberger Fruchtmärkten sehr gesucht, aber wie sauer wird es den Leuten wegen den üblen Wegen, bis sie dahin gelangen können."

Infolge der schlechten Beschaffenheit des Straßen- und übrigen Verkehrswesens war der Handel, den die einheimischen und auswärtigen Juden fast ganz in Händen hatten, noch geringfügiger als die Industrie. Einige Beispiele mögen den hier waltenden Zustand beleuchten. „In sämtlichen zum Amt Buchen gehörigen Ortschaften bestehet keine Chaussee", besagt ein amtlicher Bericht vom 1. Dezember 1803, „doch ziehet durch Buchen die Hauptstraße von Würzburg nach Mannheim[33]), von Miltenberg nach Mosbach und über den Neckar nach Schwaben. Buchen ist dermalen der eigentliche Mittelpunkt sämtlicher hochfürstlichen Lande und verdient als solcher die nähere Erwägung der Frage, ob es nicht rätlich und respektive notwendig seie, daß eine Chaussee hier durchgeführet und eine fahrende Post hieher verlegt werde, weil alles, was von der Post von Bischofsheim, Mosbach, Neckarelz, Boxberg und Miltenberg hieher kommt, darüber klaget, daß hier keine weitere Beförderung per Post seie, sofort die Reisende sich sog. Mietschaisen bedienen müssen; auch ist die Route von Würzburg über Buchen nach Mannheim um eine Poststation näher, als jene über Mergentheim und Adelsheim." „An Mudau", heißt es in demselben Bericht, „ziehet die Heerstraß von Würzburg, Öhringen nach Worms, Mainz und Frankfurt, dann eine von Miltenberg nach Mosbach und Heilbronn vorbei, die etwa vor 50 Jahren nach Heilbronn einen bedeutenden Warenzug hatte . ., es wäre zu wünschen, daß eine wirkliche Chaussee angelegt würde; zudem ist in dem ganzen Krieg alle Bagage von Mannheim, Heidelberg über Hirschhorn, Neckarelz, Mudau, Schweinberg bis Würzburg gegangen . . ." Am schlimmsten scheint es im Fürstentum Krautheim mit den Straßen bestellt gewesen zu sein, was um so mehr auffiel, als diejenigen des angrenzenden Königreichs Württemberg für jene Zeit geradezu musterhaft waren. Ein amtlicher Bericht vom Jahre 1807 weist darauf hin und findet, daß die Gegend in dieser Hinsicht hinter der Nachbarschaft ringsum noch erstaunlich weit zurück sei.

Aber noch andere Dinge lagen dem Aufschwunge des Verkehrs hemmend im Wege, nicht zuletzt das Maß und Gewicht. In diesem Punkte war kaum irgendwo eine buntere Mannigfaltigkeit zu finden; denn es hatte jeder Ort nicht bloß sein eines, sondern mehrere besondere Maße[34]). Die Stadt Bischofsheim hatte ihr eigenes Maß,

Digitized by Google

Gewicht und Elle, weswegen der Stadtrat die Brot- und Fleischtaxe selbst bestimmte. Werbach und Werbachhausen hatten Bischofsheimer Maß und Gewicht, desgleichen Brunnthal, das sich jedoch des Dertinger Wein- und Fruchtmaßes bediente wie Großrinderfeld der Nürnberger Elle, Maßes und Gewichts, der Dertinger Weinaiche, des Würzburger Korn- und des Bischofsheimer Spelzmaßes. Die Stadt Lauda hatte eigenes Gewicht, Maß und Elle von Rothenburg a. d. T. Königheim bediente sich des Kreuzwertheimer Gewichtes, Elle und Maßes, Königshofen des Nürnberger Gewichts und des Mergentheimer Johanniterhofmaßes und -aiche und hatte seine eigene Elle, welche 2 Nürnberger Schuh oder 1/2 Stab lang war. Schönfeld hatte Nürnberger Gewicht, Bischofsheimer Elle, Dertinger Weinaiche und Grünsfelder Fruchtmaß. In Külsheim war das Nürnberger Gewicht in Gebrauch. Die dortige Elle war 1 1/4 Zoll größer als die Frankfurter; im übrigen hatte das Städtchen sein eigenes Frucht- und Weinmaß, das sich von dem der ganzen Nachbarschaft unterschied. Schlierstatt hatte Nürnberger Gewicht, Rastatter Aiche und eigenes Ellenmaß; Zimmern Elle und Gewicht von (Oster-)Burken, das Fruchtmaß von Berolzheim, als Wein- und sonstiges Maß das Rastatter; Ruchsen Württemberger, Seckach Buchener Maß.

In dieser Weise wiederholte sich das Bild der Abwechslung in allen Orten von Eberbach bis Wertheim. Trotzdem ist in sämtlichen amtlichen Berichten nur ein einziges Mal eine Klage über diesen Zustand zu finden. „Im Amt Neckarelz", heißt es, „ist Mosbacher Gewicht und Elle in Gebrauch. Bei Obrigheim wird das Reichsstadt Wimpfener gemeldet und der Wunsch beigefügt, daß dermalen im ganzen Fürstentum Gewicht, Elle und Maß gleichgestellet werden möchte, indem besonders für den handelnden Stand gar viele Unannehmlichkeiten daraus flössen, wenn alle zwei Meilen anderes Maß und Gewicht eingeführt seie." Für den Besucher der Märkte mag dieses Verhältnis fast unerträglich gewesen sein. Und die Zahl der Märkte war nicht gering. Es hatte z. B. Mosbach 5 Krämer-, 1 Leinwand-, 2 Gespinnst- und 6 Viehmärkte, dazu wöchentlich 1 Frucht- und 2 Viktualienmärkte; Buchen, Walldürn, Lauda, Königshofen und Külsheim hatten je 4 Krämer-, die beiden letztern auch 4, Lauda 3 Viehmärkte; Bischofsheim hat 7 Krämer- und 7 Viehmärkte, Mudau 3 Krämer- und 16 Viehmärkte; sogar kleinere Orte wie Großrinderfeld, Hochhausen, Königheim je 2 Krämer- und 2 Viehmärkte, Wer-

Digitized by Google

bach und Unterschüpf 2, Hettinger und Hollerbach je 1 Krämermarkt. Es würde zu weit führen, noch mehr ins einzelne des Wirtschaftswesens der Zeit und Gegend einzugehen wie auf Jagd und Fischerei, auf die Beschaffung der Lebensmittel, Preise und Löhne, Versicherungswesen und dergleichen mehr. Wir schließen mit einer Bemerkung über eines der unentbehrlichsten Nahrungs- und Genußmittel, das Salz. Heute kauft sich jeder sein Salz, wo er will; damals war der Salzhandel Monopol der Herrschaft, von der es alle Orte gegen einen festen Preis zu beziehen hatten. Bis 1803 wurde den mainzischen Gebieten das Salz aus der Saline zu Orb geliefert, das Pfund zu 3 Kreuzer 1 Pfennig; ausländisches zu kaufen, war den Unterthanen strengstens verboten. „Bei wohlfeilen und in vorigen Zeiten", heißt es dagegen in einem Berichte des Amts Neckarelz vom Dezember 1802, „wo das Pfund Salz aller Orten um 2 Kreuzer einzukaufen gewesen, ware von gnädigster Herrschaft der Salzhandel veradmodiiert, und mußte der Unterthan für das Pfund Salz 3 Kreuzer zahlen; seit einigen Jahren aber stehet es jedem in allen Neckarelzer Amtsorten frei, das Salz zu kaufen, wo er will." Obrigheim sagt hierüber folgendes: Vor dem Krieg und noch in den ersteren Jahren desselben sei der Verkauf des Salzes veradmodiiert gewesen, und hätten die Unterthanen das Pfund Salz zu 3 Kreuzer kaufen können. Als aber im Verfolg des Kriegs das Pfund auf 8 und mehr Kreuzer gestiegen sei, so wäre keines mehr geliefert, und der Salzverkauf freigegeben worden; seit dieser Zeit hätte man mehrere Versuche gemacht, um solche (die Admodiation) wiederum einzuführen, allein die Unterthanen wollten hierin keinen Zwang mehr dulden, und Gewalt hätte man nicht gebrauchen wollen.

---

5. Volkswohl und Bildung.

Wägt man die im vorstehenden Abschnitt gegebenen Darlegungen gleichmäßig gegen einander ab, so wird man unbeirrt durch die in allen Zeitaltern wiederholten Klagen über zunehmenden Luxus, Verweichlichung und Verwilderung der Jugend, Lockerung der Sitten durch Truppeneinquartierungen und dergleichen das Leben in Baden

Digitized by Google

zwischen Neckar und Main in jener geld- und verkehrsarmen Zeit halber Naturalwirtschaft im großen und ganzen etwas armselig, immer sehr einfach, bescheiden und ehrbar finden. Wenn je, so galt damals das von einem Reisenden gefällte Urteil über die Bewohner des Odenwaldes und des Neckargebietes, daß sie „schlichten Sinnes, Gott ehrend, genügsam, derb, aber fröhlich und freundlich" seien. „Nicht ungern weilt der Reisende bei den friedlichen Menschen mit ihren einfachen Sitten und Bedürfnissen. Man fühlt sich in die gute Zeit frommer Einfalt versetzt, in die Zeit des stillen Fleißes und der alten Redlichkeit[35])". Die uns vorliegenden zeitgenössischen Berichte der Ämter und Gemeinden malen die Zustände sicher manchmal etwas zu schwarz, in der Berechnung wohl, desto mehr Anklang für ihre Verbesserungsvorschläge zu finden. Im allgemeinen sind aber ihre Schilderungen zutreffend; man wird, das Senkblei in der Hand, sich ein annähernd getreues Bild daraus zu machen vermögen.

„Zu Hettingen", berichtet der Amtsvogt Jakob Anton Roth von Buchen unterm 12. Januar 1803, „scheinen die Leute zur Arbeit nicht so sehr aufgelegt zu sein. Vor allen zeichnet sich der Ort Götzingen durch Fleiß und Arbeitsamkeit aus. In diesem Orte spinnen beide Geschlechter, jung und alt, sie machen meistenteils auch das Tuch selbst, verkaufen es, und auf diese Art suchen sich die meisten Leute durch das fleißige Spinnen soviel zu erwerben, daß sie ihre Abgaben bezahlen und ordentlich leben können." Gleicherweise verhalte es sich in Altheim. „Die Einwohner zu Burken", heißt es weiter, „nähren sich vorzüglich von dem Fruchtbau und der Viehzucht. Die vorzüglichste Erzeugnisse sind Dinkel und Haber; ersterer wird größtenteils konsumiert, und bei gar vielen reicht öfters dieses Produkt nicht bis zur Ernte. Der Haber wird auswärts verkauft und damit die herrschaftlichen Abgaben und sonstige Bedürfnisse bestritten. Der Ackerbau ist noch lange nicht zu dem Grad der Vollkommenheit gediehen, wohin er gebracht werden könnte. Der Grund hiervon liegt aber zum Teil in dem Einwohner selbst, der zu wenig auf Verbesserung denkt und zu wenig Mut dazu hat. Er glaubt, anderst, als sein Groß- und Vater es gemacht hätten, dürfe und könne er seine Einrichtung auch nicht machen und diese litte keine Verbesserung mehr. Teils liegt der Grund auch in der üblen Einrichtung der zur Ökonomie nötigen Gebäulichkeiten. Kaum hat der Einwohner, man kann bei den meisten nicht sagen Haus, sondern eine Hütte für sich; in dieser

wohnt er mit seinem Vieh zugleich. Er kann also seinen Viehstand aus Mangel des Raumes nicht vermehren und seine Äcker dadurch nicht verbessern. Den Dung hat er vor seinem Fenster auf der Straße, der bei jeder Gelegenheit ausgelauget und am Ende kaum als halb in Fäulnis übergegangenes Stroh oder auch gar Laub auf den Acker gebracht wird . . ." Der schlechte Zustand der Wohnungen wird wiederholt hervorgehoben und dabei, obzwar mit Unrecht, auf die große Anzahl der in der Folge von der leiningischen Regierung verbotenen Strohdächer als Zeichen der Armut hingewiesen. Etwas anderes war es mit dem Brennen der Späne zur Beleuchtung, das im Amt Eberbach noch 1806 bei der ärmeren Klasse der Bevölkerung als gebräuchlich beklagt wird mit der Entschuldigung seitens des Amtes: „Wer wird der Armut diese Nothilfe versagen können?" Von den meisten Orten heißt es, ihre Einwohner seien „gut gesinnt", die Sitten „biegsam". Es giebt aber auch Ausnahmen. Von Amorbach sagt ein Bericht vom August 1806: „Es giebt hier wie überall viele gute Leute. Der größte Teil der äußerst armen Bürgerschaft[36]) hat aber im Durchschnitt nicht die besten Sitten; besonders ist die Jugend verdorben, und ebendeswegen Nachtsschwärmereien, Schlägereien, Felddiebstähle und uneheliche Niederkunft nicht selten. Der Grund liegt größtenteils in der großen Armut, die jede feinere Erziehung verbannt, und in fehlerhafter Erziehung überhaupt. Verbesserte Schulanstalten, tüchtige Lehrer, eine strenge Aufsicht des Pfarrers, der sich das Vertrauen und die Liebe der Bürger zu gewinnen suchen muß, unter Beistand der Polizei dürften das vorzüglichste Mittel sein, den Anfang zur Erziehung einer gesitteteren Jugend und damit auch zu bessern Bürgern zu machen . . ." Die Sitten der Einwohner von Eberbach werden im gleichen Jahre „im allgemeinen ziemlich gut" genannt. „Die Einwohner", fährt der Bericht fort, „sind dermalen verstimmt. Der Grund der Verstimmung liegt darin, weilen man den Einwohnern Eingriffe in ihr behauptendes ausschließendes Floßrecht gemacht hat, dann weilen (man) bei der allgemeinen Landesvisitation denselben ganz unerwartet 153,000 fl. angesetzet hat ꝛc. ꝛc. Sie sind sehr arbeitsam und lieben die Wirtschaftlichkeit in einem hohen Grad; Üppigkeit und Luxus ist bei denselben nicht hergebracht . . . Die Aufführung der Jugend ist so ziemlich gut . ., auch ziehen die Eltern ihre Kinder sehr zeitig zur Arbeit . . . Sehr wenige haben an Lesen Geschmack, auch haben solche keine Zeit dazu . . ." Auch

Digitized by Google

in den Orten des Amts Eberbach „seind die Ortsvorstände mit den Sitten ihrer Gemeindeglieder meistens so ziemlich zufrieden, nur jener zu Gerach ist offenherzig genug, die Rohheit der dortigen Einwohner einzuräumen. Diese sind auch wirklich die unfolgsamsten im ganzen Amte. Was läßt sich übrigens", meint der Berichterstatter, Justizamtmann Milles, „viel von den Sitten eines in einer rauhen und armen Gegend wohnenden Volkes sagen, das so wenig kultiviert ist und größtenteils vom Aberglauben und Sinnlichkeit beherrscht wird? Man findet bei den Bewohnern der hiesigen Gegend keinen Hauptzug, der sie vorzüglich charakterisieret; sie zeichnen sich ebensowenig durch einen besonderen Grad von Gutmütigkeit aus, welche die Bewohner mancher andern Länder so liebenswürdig macht, als durch eine auffallende Bösartigkeit: sie gehören sozusagen unter die alltäglichen Menschen." Bezüglich der erforderten Ratschläge zur Verbesserung der Sitten sei „hier der Ort nicht", meint der Justizamtmann in einer ihn selbst viel mehr als die Bevölkerung charakterisierenden Weise weiter, „alle die Bände zu entschöpfen, welche über Sittenverbesserung, Volksaufklärung und dergleichen schon geschrieben worden sind. Kürzlich möchte nur soviel zu bemerken sein, daß man bei Menschen, die ganz oder doch größtenteils unter der Herrschaft der Sinnlichkeit stehen, auch nur die Sittlichkeit ansprechen dürfe. Keine Moral, die das Gute seiner selbst wegen gebietet, darf man bei ihnen weder suchen noch unbedingt gegen sie anwenden; Belohnung und Strafe sind bei beiden Vehikel, durch welche sie zum Guten aufgemuntert und vom Bösen abgeschröckt werden können. Diese müssen daher auch hauptsächlich die Mittel zur Sittenverbesserung darbieten."

Inwieweit dieses Bild der Wirklichkeit entsprach, vermögen wir schwerer zu entscheiden als das, daß gerade Beamte vom Geiste des Justizamtmanns Milles mit die Hauptschuld an diesen Zuständen trugen. Eine gleichzeitige Stimme läßt sich unter anderm über das Fehlen der Volksnot und Volksverwilderung in unserer Gegend vor der französischen Revolution also aus: „Wenn man am Sonntage lustwandelte oder über öffentliche Plätze der Städte ging, sah man die Landleute stattlich geschmückt mit heitern Blicken in friedlichen Gruppen stehen. Jetzt (1812), seit 20 Jahren, ist das Plüsch, der Manchester, das Rohleder, der Schmuck echter goldener Tressen u. s. w. verschwunden. Man sieht unscheinbare Kittel, schlechte Hüte und

Digitized by Google

trübe Mienen. Auch ist aus den Kleidungen beider Geschlechter jede Spur einer Volkstracht verschwunden. Warum? Geht auf das Land, in jeder Hütte wird man es euch sagen; geht in die Behausungen der Großen und Reichen und fragt, ob deutscher Kunstfleiß sie ausschmückt, obgleich die trefflichsten Produkte in den Ausstellungen von London und Paris aus Deutschland gekommen und obgleich man in den Werkstätten aller Länder und in allen Gattungen von Arbeiten in großer Zahl Deutsche thätig findet. O guter deutscher Mann, nie wirst du Hammer werden, ewig Ambos sein, und doch bist du so tapfer als brav und treu. In der Wahl der Beamten für Landgemeinden wäre es wünschenswert, ja notwendig, daß eine strenge Auswahl getroffen würde. Es ist öfters der Fall, daß die auswärtigen Beamten die Eingeborenen verderben. Ich könnte hiervon viel Beispiele anführen, viele Gründe dafür aufstellen, doch ein Wink ist genügend[37])."

Es findet diese Rüge nicht bloß auf die Civilbeamten, sondern auch auf die Geistlichkeit ihre Anwendung. Die umwälzenden Ereignisse, welche am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts auf die katholische Kirche hereinbrachen, schnitten ins Leben derselben viel tiefer ein als selbst die Stürme der Kirchentrennung. Insbesondere äußerte sich dies mit unabsehbaren Folgen für die Zukunft auf den Priesterstand, der vom ersten Reichsstand zum einfachen Staatsdiener erniedrigt wurde. Außerdem war „das Salz der Erde" durch die Aufklärungsperiode vielfach schal geworden, der Zugang gesunder Kräfte zu den geistlichen Pflanzschulen sehr zurückgegangen[38]). Selbst die Ortsbehörden, die sonst nicht leicht Klagen gegen eine Standesperson erheben, wissen zuweilen ihren Unwillen nicht mehr zu unterdrücken. So schreibt der Gemeindevorstand Schweinberg zu diesem Punkte: „Im allgemeinen sind die Sitten der Einwohner gut beschaffen; doch befinden sich auch unbiegsame darunter . . . Doch wären schon alle Einwohner biegsam und gebessert, wenn in Predigten und christlichen Lehren dem Pfarrvolke mit Lieb' und Sanftmut und nicht mit Schänden, Schmähen und offenbaren Vorwürfen, ans Herz geredet würde." Im Oktober 1806 lagen die Beschwerden der Gemeinde gegen den Pfarrer schon drei Jahre ohne Entscheidung bei der Landesregierung. Noch unumwundener drückt sich die Gemeinde Bretzingen aus: „Gegen den Pfarrer hätte man viele Beschwerden anzubringen, man will aber nur einige anführen,

Digitized by Google

z. B. daß er in den gottesdienstlichen Handlungen sehr lau, nachlässig und schlumpet seie, worüber er schon mehrmal vom Ortsvorstand und mehreren Unterthanen ermahnt und bittlichst ist ersucht worden, aber alles ist fruchtlos geblieben. Auch wegen seiner Lauigkeit und schlechten Aufsicht die Jugend in Sitten, Bosheit und Halsstärrigkeit, sehr verdorben wird. Hauptsächlich ist noch anzumerken, daß der Pfarrer nach dem Zusammenläuten in den Gottesdiensten sehr lang verzögert, bis derselbe in die Kirche kommt, wo das Pfarrspiel über eine Viertelstund täglich auf denselben warten muß, wo der Unterthan den Sommer zur Arbeit eilet und den Winter wegen großer Kälte verdrüßlich wird, und also täglich über das lange Ausbleiben des Pfarrers in der Kirche laut geschmähet wird." Es gab aber auch sehr tüchtige und thatkräftige Pfarrer, die ihr Bestes für ihren Beruf einsetzten und wie z. B. derjenige von Waldstetten, Valentin Erbacher, zur Verbesserung der Sitten sich ebenso sehr anstrengten wie der Rektor Haueisen zu Altheim für den Aufschwung der Landwirtschaft. Erbacher ließ seine im Jahre 1806 ausgearbeiteten Vorschläge zur Hebung der Bildung und Sitten sogar auf eigene Kosten im Druck vervielfältigen und der leiningischen Regierung zur Erwägung zugehen. Wir entnehmen daraus folgendes: Die Sitten der Einwohner von Waldstetten sind „im allgemeinen gut, äußerlich religiös, freigebig, arbeitsam ꝛc. Doch herrschen noch starke Vorurteile und sind hart davon abzubringen, doch giebt's sich jeden Tag besser mit der Aufklärung, wie z. B. die Pockenimpfung, vor 3 Jahren nicht erreichbar, nun ihren glücklichen Anfang genommen hat ꝛc. ꝛc. Da wahre Aufklärung das beste Mittel ist, die Sitten und Neigungen zu bessern, so wäre, um solche auch unter die ältere Hausleute und um so eher und geschwinder zu verbreiten, eine jährliche Beisteuer aus der Gemeinds- oder andern öffentlichen Kasse notwendig, um nützliche Erbauungsbücher allerlei Art anzuschaffen, so wie man die 3 fl. jährlicher christlicher Lehrschankung einiger Jahre her dazu verwendet hat, daß man den Kindern in der Schule zum wenigsten für jedes Haus eines (der) von Jais gedruckten Lehrbüchlein, worin Kenntnis der Wahrheit, der Pflichten und Sitten für Kinder nebst Geschichten und Beispielen, auch Gebeter und Gesänge für Kleine enthalten sind, austeilte: welches so viele Liebe und Eifer verursachte, daß jung und alt in einem Hause darüber Tag und Nacht gelesen, empfunden und sich gebildet hat.

Digitized by Google

Was wäre aus dieser Stimmung", ruft er aus, „für Gutes zu erwarten, wenn man itzt schon einen Geldvorschuß hätte, oder wenn jährlich 3, ja noch mehrere fl. Geld aus der Gemeinde- und ebensoviel aus der Kirchenkasse beigebracht würden, denn die Kirche allein ist zu arm." Er vertritt dann die Anschaffung des bekannten Mildheimischen Liederbuchs und fährt fort: „Die Sitten und Neigungen der Einwohner zu bilden und nicht erst mit der Zeit zu verbessern, muß der Anfang mit guter Bildung der Jugend gemacht werden. Nun ist bis daher die traurige Erfahrung, daß die Eltern ihre Kinder dem Schulunterrichte willkürlich oft und viel entziehen, woraus dann die Kinder den Nachteil haben, daß sie nicht kalt noch warm sind, halbgebildet wegen Alter die Schul verlassen und dann umsomehr wegen Geistesschwäche manchen Unsitten und Leidenschaften sich hinneigen. Scharfe Schulgesetze, von höherer Stelle unterstützt, sind hierin als die ersten, besten Mittel zu erwarten. Da auch oft manche sonst gut Gebildete durch die Beispiele der Ungebildeten und Unsittlichen mit dem verdorbenen Zeitgeiste sich hinreißen lassen und manches Dorfärgernis für die Sitten, viele Unheile anrichtet, so wäre in diesem und an allen Orten ein Sittengericht unter dem Vorsitze des Dorfspfarrers und Ortsschultheisen nebst einigen Deputierten aufzustellen. Man kann sich bei dieser Bemerkung nicht genug wundern, wie durch ein hochfürstlich leiningisches Dekret die Ortsarmen-Kommissionen und die damit verbundene Sittenzensur auf einmal haben aufhören müssen, da doch an solcher Anstalt das vorige Würzburger Armen- und Sittenpolizei-Büchlein gebauet hat und ein neueres Werk unter dem Titel: ‚Deutsche Welt, thue einmal wegen der Philosophie die Augen auf', aufgefordert von dem weltlichen und geistlichen Dikasterium in dem Großherzogtum Baden daselbst eben ein solches Armen- und Sittenkollegium in jedem Orte aufzustellen sich so eifrig und ruhmvoll bewährt hat . . . Nebst diesem wären zur ferneren Bildung und Vervollkommnung der Einwohner von Volksvergnügen und von einer besondern Bildung der schon erwachsenen und nicht mehr schulmäßigen Jugend in den Sonntags- und Feiertagsschulen, auch Realschulen den Winter hindurch, so wie sie in dem schon gemeldeten Werk: ‚Deutsche Welt ꝛc.' vorkommen, zu reden und vorzuschlagen; man deutet auf dieses und andere dergleichen Erziehungswerke und wartet die Zeit und Unterstützung ab, solche einzuführen." Der fortschrittlich gesinnte Pfarrer geht weiterhin noch auf die Einrichtung

Digitized by Google

und Verbesserung der Dorfgerichte als Bildungsanstalten ein in demselben aufgeklärten und dilettantenhaften Sinne, der unserem Geschmacke ebensowenig entspricht wie er unserer Kritik oder der kirchlichen Zensur stand hält. Aber damals war das anders, und Pfarrer Erbacher von Waldstetten ein zeitgemäßer Mann, sonst freilich ein Kind seiner Zeit, an dem die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts immer weiter fortgeschrittene Auflösung des alten Glaubens und Kirchenzwanges nicht spurlos vorübergegangen war.

In einem höheren Kreise und von einem kunstgerechteren Standpunkt aus haben auch einzelne Geistliche wie der evangelisch-reformierte Kirchenrat Reimold zu Mosbach und der katholische Kaplan Walter zu Boxberg Hervorragendes für die Hebung des Schulwesens geleistet. Denn, daß die besagten Mißstände in erster Linie in den mangelhaften und üblen Schulzuständen wurzelten, dessen war man sich allerorts bewußt und einig. Dieser Einsicht gab man auch oft genug beredten Ausdruck; so beispielsweise zu Hardheim mit den klaren Worten: „Der Grund zu bessern Sitten bestehet hauptsächlich in einer guten und ordentlichen Erziehung der Kinder; denn jung gewöhnt, alt gethan, heißt das Sprichwort. Es wäre daher über selbe, nebst den Eltern, von dem Schullehrer, Ortsvorstande und Pfarrer eine genaue und gemeinschaftliche Aufsicht zu halten. Demnach wäre besonders dem Schullehrer der Auftrag zu machen, auf die Sitten der Kinder genau zu wachen, die Unarten, Grobheiten und dergl. in ein besonderes Buch einzutragen und bei jedesmaliger monatlichen Schulvisitation dem Pfarrer und Ortsvorstande zur öffentlichen Beschämung und Bestrafung vorzulegen. Dieses wäre auch im Fortsetzungsfall ein Mittel, auch die größere Jugend im Zaume und guter Ordnung zu erhalten und einstens rechtschaffene Bürger zu gewinnen."

An manchen Orten wird das Einreißen der Zuchtlosigkeit auch mit auf die Machtlosigkeit der Gemeindebehörden zurückgeführt, so zu Großrinderfeld, wo als Haupthindernis zur Besserung der Sitten der geringe Einfluß des Ortsvorstandes bezeichnet wird, dem alle Gewalt benommen sei; ähnlich zu Schönfeld, zu Werbachhausen und anderwärts. Zu Pülfringen giebt es „zum Teil gute, jedoch auch ungesittete und unbiegsame Nachbarn". Zur Besserung wird vorgeschlagen, „besonders dem Ortsvorstand bei jetzt ohnehin weiterer Entfernung und Vergrößerung der hochfürstlichen Justizämter in

Bestrafung der Verbrechen an jungem Gesind und Unterthanen eine ausgedehntere Gewalt zu übertragen, damit niemand sich gänzlicher Freiheit oder gar der Zügellosigkeit überlassen könnte."

Es ist allgemein bekannt, wie rasch die Verderbnis zunahm, so daß nach wenigen Jahren (besonders seit 1810) ein regelrecht organisiertes aus Marodeuren und Vagabunden zusammengesetztes Räuberwesen die Bergstraße, den ganzen Odenwald und das Bauland und weit darüber hinaus alles Land an beiden Ufern des Mains und den Spessart überflutete und die öffentliche Sicherheit eine Zeit lang schwer gefährdete. Schon jetzt war es an einzelnen Stellen weit gekommen, wie aus einem Berichte des oben genannten Hofrats Hennemann hervorgeht, der die im Jahre 1807 getroffene Einrichtung von drei Landvogteien für die ganze Gegend zwischen Eberbach und Wertheim nicht für ausreichend erklärte, besonders in Hinsicht auf die Sicherung und Förderung von Handel und Verkehr. „Hat einer der standes- oder grundherrlichen Beamten", fragt er, „zu Abschaffung des Straßenbettels und Vertreibung der Straßenräuber, welche abermal, da ich dies schreibe, bei Krautheim mit vorgehaltenen Pistolen reisende Kaufleute beim hellen Tage ausraubten und in Buchen mit geschwärzten Gesichtern zu 18 sich einfanden, die Leute mißhandelten, knebelten und 1000 Thaler raubten, wohl dagegen Mittel angegeben? Sicher nicht, vielmehr sucht mancher standes- und grundherrliche Beamte entgegenzuwirken." Was Hofrat Hennemann hier andeutet, sprach das Volk ganz offen aus: daß einzelne Beamte sich soweit vergaßen, dem Raubgesindel insgeheim Vorschub zu leisten, um die Beute mit ihm zu teilen. Hennemann klagt dann über den Schleichhandel an der Grenze bei Krautheim und Boxberg, der infolge der politischen Spannung zwischen Württemberg und Baden üppig ins Kraut schoß. Es klingt kaum glaublich und ist doch beglaubigt, was er erzählt: „Liegen doch noch bis diese Stunde kaum ¼ Meile von Krautheim bei 50 Morgen des besten Landes unangebaut, wozu sich um deßwillen kein Liebhaber finden will, weil die Leute fürchten, wenn sie dies Land bebauten, neue Kriegslasten darauf tragen zu müssen . . . Liegen nicht bei 300 Morgen Land im Amte Buchen öd, weil einige Gemeinden seit alten Zeiten hierüber im Prozesse liegen? . . Man sehe nur die schönen Straßen im Königreich Württemberg, dem großherzoglich würzburgischen Gebiete und auch in dem

Staate des Fürst-Primas und man wird staunen, wie weit wir noch zurücke sind."

Die Staatsfürsorge hatte mit den gewaltigen Ereignissen des alten und neuen Jahrhunderts nicht Schritt zu halten vermocht, sie hatte infolge der den Staatskörper selbst noch immer erschütternden und verändernden Umwälzungen noch nicht die nötige Ruhe und den rechten Weg gefunden und besaß oft noch weniger die Macht, die veralteten Wunden der Unterthanen zu heilen, bevor sie neue operative Eingriffe in deren Lebensorganismus vornahm. So traf man zum Teil verkehrte Anordnungen, zum Teil befaßte man sich mit Kleinigkeiten, Hauptübel übersehend. Die Rechtspflege und Polizei waren schwerfällig und kompliziert, in der Bezirkseinrichtung Justiz und Verwaltung noch nicht getrennt. Die Justizpflege wurde durch die Einrichtung des Sportel- und Rechnungswesens, die Führung der vielen Geschäftsbücher und sonstige Formalitäten, „die man selbst höheren Orts", wie ein Beamter sich ausdrückt, „einer größeren Aufmerksamkeit zu würdigen scheint als die Hauptsache selbst", verzögert. Außerdem ließen sich auch manche Beamte durch den damaligen bedrängten Zustand der Unterthanen zu mancher Nachsicht verleiten, „die mit einer prompten Justizpflege", wie sie selbst sagten, „nicht wohl vereinbarlich" war. Vor allem waren die Regierungen gegen die Verwilderung und Verarmung, in welche die Kriegs- und Mißjahre die Bevölkerung in einem erschreckenden Grade gebracht hatten, fast gänzlich machtlos. „Die hiesige Schule, wo der Grund zu guten Sitten der künftigen Bewohner in der zarten Jugend gelegt wird", berichtet das Städtchen Königshofen im Jahre 1806, „ist dermalen mit einem Manne versehen, der nicht nur geschickt ist, den Tugendsamen in die Herzen seiner Zöglinge zu streuen, sondern der sich's auch äußerst angelegen sein lasset, seine Schuldigkeit zu thun; dessen angewendeter Fleiß würde aber weit vortrefflichere Früchte erzwecken, wenn nicht die böse Beispiele der beständig einquartierten Kriegsvölker den guten Samen dermalen so sehr erstickten. Solange also dieses Hindernis nicht gehoben wird, dörften auch die heilsamsten Anordnungen ohne guten Erfolg bleiben." Man suchte immerhin auf die Erziehung und Bildung und das öffentliche Leben einzuwirken, aber mit vielfach zu schwachen Mitteln und ohne das Übel bei der Wurzel zu fassen oder den Sitz desselben an der richtigen Stelle zu suchen. Davon ausgehend z. B., daß der leichtsinnige Hang zum übermäßigen Trinken nicht

Digitized by Google

selten der Grund zur häuslichen Zerrüttung ganzer Familien sowie die Veranlassung und Quelle mancher anderen gefährlichen Ausschweifungen sei, erließ die leiningische Landesregierung am 3. November 1803 eine Verordnung zur Einschränkung der Trinkschulden gegen in- und ausländische Wirte und Trunkenbolde. Auch gegen Dinge, die sich durch die schlimmen Zeitläufe von selbst verboten, glaubte man mit Erlassen einschreiten zu müssen. So erging, „um die bisher üblich gewesenen Kirchweih-Lustbarkeiten nach den Grundsätzen einer guten Landespolizei in ein der Sittlichkeit und dem häuslichen Wohlstand der Unterthanen angemessenes Verhältnis zu setzen", am 17. November des gleichen Jahres ein Verbot der öffentlichen Belustigungen an Kirchweihfesten. Die Kirchweihe wurde darin fürs ganze Land auf den Sonntag an oder nach Martini festgesetzt, an diesem Tage selbst weder Tanz noch Spiel noch irgend eine andere geräuschvolle Lustbarkeit gestattet, wohl aber für den Montag erlaubt, der Besuch auswärtiger Kirchweihen strenge untersagt. Der 1. Dezember 1803 brachte dann eine Verlegung der Christmetten von der Mitternachtsstunde auf den nächsten Morgen 5 Uhr, „weil der bisherige Gebrauch zu vielen Unordnungen und Ausschweifungen Veranlassung gegeben habe". In gleicher Absicht erschien am 12. Januar 1804 ein verschärftes Verbot der Lottospiele.

Neben diesen Abstellungen alter Gewohnheiten gingen einige Neuerungen, besonders in Hinsicht der Bildung und Aufklärung des Volkes einher, wie namentlich die Einführung eines Intelligenzblattes am 20. August 1803. Der Fürst hatte den Buchdrucker Heinrich Wilhelm Volkhart aus Schweinfurt zu seinem Hof- und Kanzleibuchdrucker bestellt und ihm den Druck aller amtlichen Arbeiten übertragen. Nun sollte er mit Anfang September für die hochfürstlichen Lande auch ein allgemeines Intelligenzblatt herausgeben, „vor der Hand wöchentlich einmal auf einem halben Bogen in Quart zum Preis von 1 fl. 30 kr. jährlich". Die Zeitung war in erster Linie zum Anzeige- und Verkündigungsblatt für die fürstlichen Ämter und Oberämter bestimmt; weiterhin war ihm aber „eine innere Einrichtung vorgeschrieben, daß alles dasjenige, was dem Landesbewohner, für den es seine vorzügliche Bestimmung hat, in seinen bürgerlichen Verhältnissen als Unterthan sowie als Privatmann in seinen ökonomischen und Gewerbsverhältnissen wissenswürdig sein möge, seine Aufnahme darin finden, mithin auch dem-

Digitized by Google

jenigen, welcher in einer oder der anderen Hinsicht ein Interesse hat, eine Nachricht zu verbreiten, hierzu ein zweckmäßiges Mittel an Handen geben kann." Nächstdem legte die leiningische Regierung großes Gewicht auf die Einführung eines eigenen Kalenders, die mit Verfügung vom 16. Oktober 1804 beschlossen wurde und für 1805 zur Geltung kommen sollte. Man bezog sich auf den nicht geringen Einfluß der gewöhnlichen Kalender, welche der Landmann gebraucht „als fast das einzige Buch, welches derselbe nebst Gebet- oder Gesangbuch zur Hand nimmt, auf seine Bildung und Aufklärung" sowie auf die Wahrnehmung, „daß die meisten Kalender eine äußerst zweckwidrige Einrichtung haben, mit allerhand Albernheiten angefüllt sind und ebendeswegen von dem Landmann sehr gern gekauft werden, weil sie seinen Vorurteilen schmeicheln und ihm allerhand lächerliche Dinge zur Unterhaltung an die Hand geben". Die Regierung ließ deshalb durch den Hofbuchdrucker Volkhart in Miltenberg einen „Fürstlich Leiningischen Landes-Kalender" herausgegeben, der 1806 erstmals erschien und neben dem üblichen, durch „astronomische und astrologische Practica für das Jahr 1807" noch erweiterten Kalenderinhalt zur Belehrung einen Artikel: „Das einzige Mittel zur Sicherung gegen den Tod und die Entstellung durch die Kinderblattern", zur Unterhaltung ein halbes Dutzend harmloser Anekdoten brachte. Alle fremden Kalender wurden verboten[39]).

Die Sorge der Regierung für die innere Sicherheit des Landes diktierte die beiden Verordnungen vom 13. und 14. Oktober 1804 über die Behandlung der in den hochfürstlichen Landen und insbesondere in den Dörfern sich aufhaltenden und durchpassierenden Fremden, wodurch man dem Zuzug und dem Einnisten sowohl politisch verdächtiger als auch gemeingefährlicher Personen einen Riegel vorzuschieben gedachte.

Von einem Versicherungswesen wußte man damals in unserer Gegend so viel wie nichts; das Armenwesen war in keiner irgendwie befriedigenden Weise geregelt, für das Gesundheitswesen lediglich durch eine Verordnung vom 21. November 1803 gegen die in den fürstlichen Landen herumziehenden medizinischen Quacksalber (Tiroler, Ungarn, Thüringer und andere Hausierer) gesorgt. Und gerade auf diesem Gebiete herrschten noch ebenso starke und unüberwindliche Vorurteile wie erschreckende Pfuschereien und Kurmethoden, während der fachmännische Betrieb der Heilkunde einerseits noch sehr im Argen

Digitized by Google

lag, anderseits nur wenige tüchtige Vertreter hatte. Zu Amorbach, Mosbach und Wertheim war je ein Amtsphysikus, zu Bischofsheim, Lauda, Boxberg, Binau, Hilsbach, Eberbach und Walldürn sog. praktische oder patentierte Ärzte, zu Miltenberg deren zwei. Größer war die Zahl der Chirurgen, der Amts- und Centchirurgen sowohl als der nur halb und halb autorisierten. Die eigentlichen Quacksalber und hausierenden Heilkünstler scheinen ihr Handwerk sehr verschwiegen getrieben zu haben. Für das ganze Amt Buchen gab es nur einen, in Buchen wohnhaften geprüften Amtschirurgen, keine Apotheke; „und ist es so hart als kostspielig", berichtet der Amtsvogt Roth, „für sämtliche Einwohner des Amtes Buchen in Krankheits- und Notfällen einen Weg von 4—6 Stunden zu einem Doktor oder einer Apothek machen zu müssen, und fast sind die Leute außer stand, sich dieser so entfernten Hilfe bedienen zu können, weil in der Zwischenzeit — der Kranke ꝛc. der Hilfe nicht mehr bedarf." Zu Külsheim war ein Amts- oder Zentchirurgus; „jedoch ist der Schullehrer zu Hundheim namens Thomas Bauer in Augenkrankheiten bewährt und selbigem nach erstandener Prüfung noch von der kurfürstlich mainzischen Landesregierung die Praxis gestattet worden." „Weit, sehr weit muß es gediehen sein", schreibt der Justizamtmann von Eberbach im November 1806, „wenn man zu dem äußersten Mittel, zur Hilfe eines vernünftigen Arztes seine Zuflucht nimmt. Nur dann, wenn alle versuchten Mittel alter Weiber und Quacksalber nicht anschlagen, wenn der Tod schon auf der Zunge sitzet, nur dann erst pflegt man sein Heil bei einem Arzte zu suchen. Zwar wollen die Ortsvorstände von Badern und andern unberufenen Quacksalbern, die sich nicht scheuen, innerliche und äußerliche Kuren zu unternehmen, nichts wissen; es ist aber nur zu gewiß, daß an dergleichen Subjekten kein Mangel sei. Ein Leopold Kaiser von Rieneck, auf den selbst der Ortsvorstand großes Vertrauen setzt und seinen medizinischen Ruhm bezeugt, ein Chirurg Herkart zu Gerach, ein Krämer zu Hirschhorn und der weltberühmte Schafadel (d. i. Adam der Schäfer) zu Limbach sind Männer, die sich in diesem Fache großes Ansehen bei den Einwohnern erworben haben und die aller Verbote ungeachtet ihr Unwesen immer noch forttreiben . . ." „Man weiß hier von keiner weitern Medizin", antwortet der Ortsvorstand von Pülfringen auf die amtliche Frage nach dem Gesundheitszustand des Ortes, „als nebst Schröpfen und Aderlassen von Laxieren und Purgierungen, und dies

Digitized by Google

war jederzeit ein Geschäft der Chirurgen; sollten sie hofmännische oder englische Tropfen geben für den Magen oder Leib, so bringen sie selbe aus einer Apotheke . . ." Von Quacksalbern wollte man hier so wenig etwas wissen wie irgendwo im Lande; dagegen wird zugegeben, daß man zu einem wirklichen Arzt nur in der äußersten Not seine Zuflucht nimmt.

In allem, was man auch berühren mag, offenbart sich durch das ganze Land dieselbe althergebrachte Anschauungs- und Denkweise, dieselbe altväterische Engherzigkeit und Verzagtheit — eine Folge vornehmlich der Abgelegenheit und Abgeschlossenheit von allem Handel und Verkehr —, wie sie seit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges das Gepräge der Gegend und ihrer Bewohner war. Von irgend einer nennenswerten Einwirkung der in den letzten 15 Jahren erfolgten großen Weltereignisse oder von einer Anteilnahme an denselben seitens des Volkes war keine Rede, so wenig wie damals überhaupt von dem Vorhandensein einer öffentlichen Meinung in Deutschland. Von einer Ab- oder Hinneigung zu den Franzosen und ihren Thaten war hierzulande nicht mehr zu bemerken als etwa von dem Aufdämmern des deutschen Befreiungs- und Einheitsgedankens. Allzusehr und allzu lange schon war das Volk gewohnt, alle und jede Politik seinen Fürsten zu überlassen, deren es so viele besaß und unter denen es in letzter Zeit wie eine Handelsware von Hand zu Hand zu gehen gelernt hatte. Noch harrte der Bauernstand — der einzige Stand der Gegend — auf die Befreiung aus der bereits tausendjährigen wirtschaftlichen und sozialen Abhängigkeit, noch war das Volk in seinem ganzen Wesen gebannt und gebunden, seine Intelligenz niedergehalten, sein Selbstvertrauen ungeweckt, sein Selbstbewußtsein und seine Thatkraft gefesselt. Diesen Bann zu brechen, bedurfte es noch der äußersten Knechtung durch Napoleon, der Leiden und Drangsale vieler ununterbrochener Kriegsjahre, der Aufopferung und Begeisterung der Befreiungskämpfe. Mit einem Fuße stehen wir noch auf dem Boden eines ausgebrannten, zusammenstürzenden und mit dem andern schon auf der Schwelle eines neuen, glanzvollen Jahrhunderts, in dem der Mensch der Freiheit und dem Lichte einen gewaltigen Schritt näher gekommen ist, in dem das deutsche Volk sich wiedergefunden und wiedergeboren hat in der Rückkehr zu sich selbst, zu dem Jungbrunnen seiner eigenen Kraft und Vergangenheit auf allen Gebieten des Lebens.

Digitized by Google

Es war eine trübe Zeit und es war eine heilsame Zeit, nicht zuletzt auch für unser liebes Heimatland zwischen Neckar und Main. Viele unerfreuliche und unerquickliche Bilder sind in den vorstehenden Schilderungen an unseren Augen vorübergezogen, aber auch lichte Punkte sind dazwischen aufgeblitzt und haben uns die freudig-bange Zeit der Dämmerung und des Tagens gezeigt, unsere Großväter und Großmütter bis zur letzten Kraftanstrengung, aber erfolgreich ringend nach Aufschwung und Fortschritt. Sie haben den herrlichen Sieg selbst nicht erlebt, in dessen reichen Segnungen wir uns heute groß und mächtig fühlen; aber unsere Dankbarkeit sollen sie sehen, unsere unentwegte deutsche Treue inne werden in Bewahrung ihrer Liebe und der mit ihrem Herzblut erkauften heiligen Güter des Vaterhauses, der Heimat, des Vaterlandes.

In diesem Zusammenhange ist namentlich auch des Fürsten zu gedenken, dessen Regierung unsere Gegend in dem kurzen Zeitraum der Jahre 1803—6 angehört hat, des Reichsfürsten Karl Friedrich Wilhelm zu Leiningen, Pfalzgrafen zu Mosbach, Grafen zu Dürn, Herrn zu Amorbach, Miltenberg, Bischofsheim, Boxberg, Hardheim, Schüpf und Lauda. Reich und hochgebildet an Geist und Gemüt, hat Fürst Karl sich Zeit seines langen Lebens mit größter Hingebung dem Wohle seiner Unterthanen gewidmet und auch als fast 80jähriger bei dem Antritt des neuen rechtsrheinischen Fürstentums Leiningen aller Orten und unermüdlich für sein Land gearbeitet. Sein Hauptaugenmerk war auf die Hebung der Landwirtschaft, Vervollkommnung des Ackerbaues, Verbesserung der Viehzucht und des Obstbaues sowie der Industrie gerichtet. Die im Verlaufe dieser Darstellung so häufig zur Sprache gebrachten Verordnungen bieten ein glänzendes Denkmal seiner Regierungsthätigkeit und zeigen ihn auf geistigem Gebiete als Wohlthäter seiner Landeskinder; denn er war auch ein Freund der Wissenschaften und der schönen Künste, insbesondere der dramatischen, wie sein Verhältnis zu dem Schauspieler und Dichter Iffland beweist. Die Mediatisierung seines Hauses überlebte er nur kurze Zeit. Er starb am 9. Januar 1807, in vielem ein Abbild und Nacheiferer des edlen Karl Friedrich, ersten Großherzogs von Baden, an den er wie durch die besondere Gunst einer höheren Fügung am 12. Juli 1806 seine Lande verloren hatte.

Nicht geringen Anteil an der Regierung Karl Friedrich Wilhelms hatte sein Sohn und Nachfolger (1807—14) Emich Karl, der

Digitized by Google

Erbe nicht bloß der Besitzungen, sondern auch der Gesinnungen seines Vaters. Er war, wie auch Iffland bezeugt, nicht weniger als sein Vater bestrebt, „das Wohl der Menschen, deren Führung ihm oblag, zu gründen", ebenso vortrefflich gebildet wie leutselig und menschenfreundlich. In den Regierungsgeschäften bildete er das treibende Element gegenüber der bedächtigen Überlegung seines Vaters und den Urheber aller Neuerungen. Leider war ihm eine selbständige Regierung nicht lange beschieden, denn schon nach 7 Jahren verstarb er am 4. Juli 1814, nicht ganz 51 Jahre alt[40]).



Anmerkungen.

[1]) Eine gute kartographische Übersicht über diese Gebietsveränderungen bietet die Historische Karte des Großh. Baden, bearb. von O. Kienitz. Karlsr., Bielefeld, 1885.

[2]) Dr. Joseph Bader aus Thiengen im Kletgau, Archivrat zu Karlsruhe, geb. 1805, gest. 1883. Vgl. seine Badenia oder das badische Land und Volk 1 (Karlsr. 1839), 101—104: „Badisches Ober- u. Unterland"; 2 (1840), 46—51: „Der Odenwald. Eine Skizze"; Neue Badenia 1 (Heidelb. 1859), 312—339: „Das badische Unterland. Eine Skizze". — Eine allseitige und gerechte Würdigung des Odenwaldes bieten zum erstenmal zwei im Jahre 1900 gleichzeitig erschienene Werke: Der Odenwald und seine Nachbargebiete. Eine Landes- und Volkskunde, herausgegeben von Georg Volk. Mit 100 Bildern zc. Stuttg., Hobbing & Büchle, 1900. XII, 439 S. 8°. und das Prachtwerk: Der Odenwald in Wort und Bild von Th. Lorentzen. Mit 170 Bildern zc. Stuttg., J. Weise, 1900. XIV, 316 S. 4°.

[3]) A. Stolz, Kleinigkeiten. Freib. i. Br., 1868. S. 20.

[4]) Außer „Hinterland“ und „Sibirien“ weist das Verkleinerungswörterbuch des Oberländers noch weitere Ausdrücke auf wie „Buchfinkenland“, „Gänschmauserland“ u. dgl. — In der „Badischen Schulzeitung“ (Redakteur: Hauptlehrer Julius Goldschmidt aus Berolzheim im „Hinterland“) 1899, Nr. 37, S. 575, spielt sich ein Oberländer Lehrer, Gustav Sexauer, mit folgender Leistung auf: „Ein köstliches Beispiel für Volksetymologie liefern die Odenwälder Bauern, wenn sie in der Apotheke statt Unguentum Neapolitanum «umg'wendte Napolion» verlangen.“ Als ob die Kaiserstühler Bauern nicht die gleichen Kenntnisse am gleichen Orte, nämlich in der Kaserne, sich holten. Der Kaserne entstammt ja auch der „Gänschmauser“, wie die aus dem Unterland kommenden Soldaten wegen ihrer Sprache von den Oberländern oft genannt werden. Zum Studium der Volksetymologie des Unguentum Neapolitanum sei Herr Sexauer auf K. G. Andresen, Über deutsche Volksetymologie. 6. Aufl. Leipz. 1899, S. 142, und die dort angeführte Literatur verwiesen.

[5]) Vgl. Bader, (Alte) Badenia 1, 103.

[6]) Volk a. a. O., S. 45.

[7]) Lorentzen, a. a. O., Vorw. S. VII f.

[8]) Basel (1578). S. 907, 911 f. u. 956 f.

[9]) Wanderbuch. Stuttg. 1869. S. 145 (173)—180.

[10]) Badenia 1, 47.

[11]) Das. 3, 102.

[12]) Das. 3, 103.

[13]) A. J. V. Heunisch, Das Großh. Baden. Heidelb. 1857. S. 279.

[14]) Neue Badenia 1, 322; vgl. auch S. 338.

[15]) S. 227 u. 249 aus der Feder des aus Kork stammenden Prof. Karl G. Fecht, geb. 1813, gest. 1891.

[16]) Badenia 3, 104.

[17]) Volk, a. a. O. S. 155—164.

[18]) A. a. O. S. 942.

[19]) Neue Badenia 1, 335 f.

[20]) Über diese Territorialverhältnisse vgl. A. Mayer, Beiträge z. Gesch. d. bad. Civilrechtes. Belle-Vue b. Konstanz 1844.

[21]) Vgl. L. Häußer, Deutsche Gesch. v. Tode Friedrichs d. Gr. bis z. Gründ. d. deutschen Bundes. Berlin 1861—63. 1, 122.

[22]) Vgl. hierzu den lehrreichen Aufsatz von J. G. Weiß, Die Reichsritterschaft am Ende des alten Reichs (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. F. 8 [1893], 289—311).

[23]) Häußer, a. a. O. 1, 112 f.

[24]) Vgl. Regierungsblatt d. Großh. Baden 1807 Nr. 44.

[25]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. F. 8, 309.

[26]) 1. 1803 Febr. 10: Die Taxen bei Militärdispensation und Bürgeraufnahmen betr.;

2. 1803 Febr. 25: Viehmarktsordnung für den Marktflecken Mudau;

3. 1803 Juli 26: Die Zurücktretung der Religiosen in die Familienrechte betr.;

Digitized by Google

4. 1803 Aug. 20: Die zu Miltenberg errichtete Buchdruckerei und
5. Die Einführung eines Intelligenzblattes betr.;
6. 1803 Sept. 7: Die Konstituierung des hochfürstl. Revisionsgerichts betr.;
7. 1803 Sept. 7: Die Konstituierung der Appellationsinstanzen für gefreite Personen betr.;
8. 1803 Sept. 7: Regulativ wegen Einsendung der jährlichen Gemeinen- und Privatholzgesuchen;
9. 1803 Sept. 16: Regulativ Serenissimi, die Civiluniformen betr.;
10. 1803 Sept. 20: Instruktion für die Beurlaubten des hochfürstl. leiningischen Militärs;
11. 1803 Okt. 27: Vertrag über die Nachsteuer und den Leibeigenschaftsabkauf mit Löwenstein-Wertheim;
12. 1803 Okt. 29: Das Laubrechen und -holen in den Gemeinde- und Privatwaldungen betr.;
13. 1803 Nov. 1: Die Uniformen für die fürstl. Ärzte betr.;
14. 1803 Nov. 3: Die Einschränkung der Trinkschulden betr.;
15. 1803 Nov. 17: Die öffentlichen Belustigungen an Kirchweihfesten betr.;
16. 1803 Nov. 16: Die Kundschaften der Handwerker betr.;
17. 1803 Nov. 21: Bestrafung der Feldfrevel und Polizeiübertretungen betr.;
18. 1803 Nov. 21: Die in den fürstl. Landen herumziehenden medizinischen Quacksalber betr.;
19. 1803 Nov. 26: Nachsteuer- und Leibeigenschaftsabkaufs-Gebühren betr.;
20. 1803 Nov. 28: Hochfürstl. Leiningische Brandassekurationsordnung (18 S. in Folio);
21. 1803 Dez. 1: Die Christmetten betr.;
22. 1803 Dez. 1: Die mit dem Kurerzkanzler unterm 30. Nov. abgeschlossene Militärkartellkonvention betr.;
23. 1803 Dez. 4: Die Uniform für die Civil-Dienerschaft betr.;
24. 1803 Dez. 24: Anordnung eines Dankfestes wegen der Vermählung des Erbprinzen;
25. 1804 Jan. 12: Die Lottospiele betr.;
26. 1804 Jan. 26: Vertrag über die Nachsteuer und den Leibeigenschaftsabkauf mit Salm-Reifferscheid und
27. Die Aufhebung des Judenleibzolls in den fürstlich leiningischen Landen betr.;
28. 1804 Febr. 9: Die Untersuchung und Verbesserung des Zoll- und Acciswesens betr.;
29. 1804 Febr. 23: Vertrag über die Nachsteuer und den Leibeigenschaftsabkauf mit dem Freiherrn von Gudenus (in Umpfenbach);
30. 1804 März 3: Das Zehntwesen im allgemeinen betr.;
31. 1804 März 3: Rechnungsauszüge und Etats betr.;
32. 1804 März 8: Das Schatzungsrenovationswesen betr.;
33. 1804 März 20: Die Vertilgung der Raupen betr.;
34. 1804 März 22: Tarif für die Entrichtung und Erhebung des Chausseegeldes betr.;

Digitized by Google

35. 1804 April 24: Zoll- und Acciswesen, in specie die auf die Einfuhr von auswärtigen Weinen zu legende Abgaben betr.;

36. 1804 April 24: Den Weinbau, in specie die Beschaffenheit und Behandlung desselben, auch den Ertrag und Absatz des Weines betr.;

37. 1804 Mai 14: Das Jagdgehen der fürstl. Unterthanen betr.;

38. 1804 Mai 19: Die Errichtung der Leibgedingskontrakte betr.;

39. 1804 Mai 26: Die Gerichtsbarkeit des Landgerichts zu Würzburg betr.;

40. 1804 Mai 29: Die den Recepturrechnungen jährlich beizufügenden Mehr- und Minderungstabellen betr.;

41. 1804 Juni 5: Die in den hochfürstl. Landen aufgehobene Zoll- und Accisfreiheit betr.;

42. 1804 Juni 14: Das Zoll- und Acciswesen, in specie die Ernennung des fürstl. Landkommissars Lang als Oberzoll- und Accisinspektor betr.;

43. 1804 Juni —: Taxordnung des hochfürstl. leiningischen Postamts in Amorbach;

44. 1804 Juli 21: Den herrschaftlichen Herbst pro 1804 und die zu dessen Einsammlung, Kelterung, auch Einkellerung etwa noch in Zeiten zu treffende Vorkehr betr.;

45. 1804 Sept. 11: Weinverzehntungsart bei der Einfuhr des Mostes betr.;

46. 1804 Sept. 15: Die Verrechnung der Zoll- und Accisgelder;

47. 1804 Sept. 16: Das zu haltende Dank- und Freudenfest wegen glücklicher Entbindung der Frau Erbprinzessin Hochfürstl. Durchlaucht betr.;

48. 1804 Sept. 25: Das unordentliche Botengehen betr.;

49. 1804 Okt. 13: Die in den hochfürstl. Landen sich aufhaltenden und durchpassierenden Fremden betr.;

50. 1804 Okt. 14: Die in den hochfürstl. Landen in den Dörfern sich aufhaltenden und durchpassierenden Fremden betr.;

51. 1804 Okt. 16: Verbot des Verkaufs fremder und die Einführung eines eigenen Landkalenders für die hochfürstl. Lande betr.;

52. 1804 Okt. 27: Die Bekanntmachung der Verordnungen von geistlichen Stellen betr.;

53. 1804 Dez. 1: Patent über die Organisation der Landesbehörden des Fürstentums Leiningen (52 S. in Folio);

54. 1804 Dez. 1: Reglement für den Geschäftsgang in dem Fürstentum Leiningen;

55. 1804 Dez. 1: Die Aufhebung der beim Holzanweisen erhobenen Sporteln und Gebühren betr.;

56. 1804 Dez. 1: Sportelkassenreglement für die Landesregierung in dem Fürstentum Leiningen;

57. 1804 Dez. 1: Reglement für das Sportelkassen- und Rechnungswesen der Untergerichte in dem Fürstentum Leiningen;

58. 1804 Dez. 1: Allgemeine Kassen- und Rechnungsinstruktion für das Fürstentum Leiningen;

59. 1804 Dez. 20: Sportelkassenreglement für die Untergerichte;

Digitized by Google

60. 1804 Dez. 20; Instruktion für die Schützen des Bataillons von Corneli (10 S. in Folio);

61. 1805 Jan. 4: Die General-Landesvisitation betr.;

62. 1805 Jan. 30: Den Termin für den Anfang des neuen Geschäftsgangs bei den fürstl. Behörden betr.;

63. 1805 Jan. 30: Publikandum, die Abzahlung der Kriegs- und Landesschulden betr.;

64. 1805 März 12: Nachsteuer- und Leibeigenschaftsabkauf und desfallsige Verhältnisse mit Kurbayern bei wechselseitigen Überzügen betr.;

65. 1805 März 16: Curialien betr.;

66. 1805 Mai 11: Die in der Nachbarschaft sich äußernde Seuche unter den Pferden betr.;

67. 1805 Juni 9: Patent über die Organisation des katholischen Kirchenrats im Fürstentum Leiningen;

68. 1805 Juni 10: Patent, die Organisation der Landesregierung betr.;

69. 1805 Juni 13: Instruktion für die fürstl. leiningischen Oberförster;

70. 1805 Juni 13: Instruktion für die fürstl. leiningischen Förster (32 S. in Folio);

71. 1805 Juni 13: Instruktion für die fürstl. leiningischen Forstverwalter;

72. 1805 Juni 13: Instruktion für die fürstl. leiningischen Forstläufer;

73. 1805 Juni 13: Instruktion für die Holzhauer im Fürstentum Leiningen;

74. 1805 Juni 13: Instruktion für die Forst-Kartenkammer;

75. 1805 Juni 13: Reglement für die Forstvermessungen in dem Fürstentum Leiningen;

76. 1805 Juni 15: Die Polizeistunden in den Wirtshäusern betr.;

77. 1805 Juni 16: Patent, die Organisation der Militärkommission betr.;

78. 1805 August 2: Ressorts- und Geschäftsreglement für den Magistrat zu Miltenberg;

79. 1805 August 10: Die Erhebung Miltenbergs zur unmittelbaren Stadt betr.;

80. 1805 August 26: Stempeledikt;

81. 1805 August 31: Reglement für den Geschäftsgang der Justizämter im Fürstentum Leiningen (106 S. in Folio);

82. 1805 Sept. 1: Regulativ über den Milizenzug;

83. 1805 Sept. 4: Die Übernahme eines Anteils der würzburgischen Staatsschulden betr.;

84. 1805 Sept. 5: Bürgerannahme und Erteilung der Heiratserlaubnis betr.;

85. 1805 Nov. 14: Das Musikhalten in den hochfürstl. Landen betr.;

86. 1805 Nov. 15: Provisorische Sportelordnung für das Fürstentum Leiningen (26 S. in Folio);

87. 1805 Dez. 5: Stempelordnung;

88. 1805 Dez. 11: Dorfsordnung für das Fürstentum Leiningen (90 S. in Folio);

6**

Digitized by Google

89. 1805 Dez. 29: Die rheinpfälzische Schuldenteilung betr.;

90. 1806 Jan. 20: Die Landeshoheitsrechte über die Rittergüter betr.;

91. 1806 Febr. 10: Die Obstbaumzucht betr.;

92. 1806 März 1: Die Generalrevision sämtlicher Handwerkszünfte im Fürstentum Leiningen betr. (36 S. in Folio);

93. 1806 Juni 19: Die Beschleunigung des Geschäftsgangs bei den fürstl. Behörden betr.;

94. 1806 August 1: Die Feld- und Gartenfrevel betr.;

95. 1807 Jan. 10: Kaminfegerordnung.

[27]) Für die zuvorkommendste Erschließung und Darbietung des reichen Materials des fürstlich leiningischen Archivs zu Amorbach sowie sonstiger vielseitiger Unterstützung sei Herrn Archivar Dr. R. Krebs und Herrn Domänenrat Dr. A. Schreiber auch hier öffentlich der beste Dank gesagt.

[28]) Vgl. Geschichte der Entwicklung des Volksschulwesens im Großherzogtum Baden 1 (Bühl 1894 ff.), 182—280: „Schulgeschichte des Kurfürstentums Mainz"; 281—340: „Das Volksschulwesen im Hochstifte Würzburg und Herzogtum Franken"; 497—511: „Zur Schulgeschichte von Kurpfalz" (659 bis 669: Mosbach; 701—712: Eberbach; 742—748: Boxberg); 331—340: „Zur Schulgeschichte der Grafschaft Leiningen" (Neidenau und Billigheim).

[29]) Vgl. Geschichte d. Entwickl. d. Volksschulwesens im Großh. Baden 1, 341—45: „Schulgeschichte des Fürstentums Salm-Reifferscheid-Bedburg"; 840 bis 944: „Schulgeschichte des Fürstentums Leiningen"; 944—1054: „Das Schulwesen in Löwenstein-Wertheim."

[30]) Über die Forst- und Jagdgesetzgebung im Leiningischen und Löwenstein-Wertheimischen vgl. St. Behlen und C. Laurop, Handb. d. Jagd- u. Forstgesetzgebung d. Großh. Baden. Mannh. 1827. S. 533—55.

[31]) Schon unterm 17. November 1803 war eine Verordnung, die Kundschaften der Handwerker betreffend, ergangen, um die in dieser Hinsicht vorwaltenden Mißbräuche abzustellen.

[32]) Bäderwill oder Bäderi[ch], wie die Leute sagen, heißt das Gewebe, weil es aus zweierlei Stoff (Leinen und Wolle) gearbeitet ist, also Beiderwand, sonst auch Beidermann und Petermann; vgl. Andresen, Volksetymologie[6], S. 145. Ursprünglich bestand es aus leinenem Zettel und wollenem Einschlag, war grau gefärbt und wurde von den Mannspersonen als Kittel, von den Weibern als Rock getragen. Später wurde es verfeinert und aus baumwollenem Zettel und wollenem Einschlag hergestellt und verschiedenartig gefärbt.

[33]) Über den Zug dieser und der anderen Landstraßen der Gegend und die Entfernungsverhältnisse vgl. Großh. Bad. Regierungsblatt XVIII (1820), S. 1559.

[34]) Vgl. hiezu die Tabellen z. Verwandl. d. alten Maße u. Gewichte d. Großh. Baden. 2 Bde. Karlsr. 1812.

[35]) G. A. von Klöden u. R. Oberländer, Unser deutsches Land u. Volk. 3 (Leipz. 1780), S. 267.

[36]) Einen drastischen Beweis dieser Armut und wie sich solche in den nächstfolgenden Jahren noch steigerte, s. bei H. von Chézy, Unvergessenes. 2 (Leipz. 1858), S. 56.

Digitized by Google

[37]) H. von Chézy, a. a. O. S. 13 f.

[38]) Vgl. die Schrift: Die katholische Geistlichkeit im 19. Jahrhundert. Frankf. a. M. 1817.

[39]) Auf Anregung des Erbprinzen gab Volkhart seit 1804 auch den „Amorbacher Almanach“ heraus, um der Welt zu zeigen, „daß bey uns die Musen nicht weniger zu Hause sind als in dem Vaterlande der vielen Almanache“. Der Almanach enthielt außer einem Kalender prosaische Aufsätze und Gedichte, besonders von Auguste Pattberg, A. L. u. C. F. Grimm, Hamm, Danquart u. a. und erfreute sich hauptsächlich der Mitwirkung des Professors Eisenmann, „welcher ex officio“, wie der Herausgeber sagte, „der odenwäldischen Muse verhaftet ist.“

[40]) Vgl. über beide Fürsten Ed. Brinckmeier, Genealog. Gesch. d. Hauses Leiningen. 1 (Braunschweig 1890), S. 302—22; dazu L. Hannibal Fischer, Die Verwaltungsverhältnisse des fürstl. Hauses Leiningen. Amorb. 1828 (IV, 164 S. 8°) u. desselben Politisches Martyrtum. Eine Kriminalgesch. mit Aktenstücken. Leipz. 1855 (XVI, 429 S. 8°). — Der Erbprinz war auch selbst dichterisch thätig. Einige von ihm verfaßte, eine ungewöhnliche poetische Begabung verratende Schauspiele sind noch handschriftlich in der fürstlichen Bibliothek zu Amorbach vorhanden.





Von **Dr. Peter P. Albert** erschien ferner:

Steinbach bei Mudau.

Geschichte eines fränkischen Dorfes.

Mit 15 Abbildungen und einer Gemarkungskarte. Gr. 8°., geheftet 3 Mark.



In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg sind erschienen:

Heinrich Vierordts Dichtungen.

★ Neu! **Fresken.** Neue Dichtungen. 3 M. ★

Neue Balladen. 2. Auflage. 3 M.

Vaterlandsgesänge. 3 M.

Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland. 3 M.

★ **Lieder und Balladen.** ★ 2. Ausgabe. 5 M.

★ **Gedichte.** ★ 2. Ausgabe. 4 M.

Die Preise verstehen sich für fein in Leinwand gebundene Exemplare mit Goldschnitt.

„Vierordts neueste Schöpfung, die «Neuen Balladen» erscheinen besonders geeignet, den Namen des Dichters in den weitesten Kreisen bekannt und geschätzt zu machen. Es sind auserlesene Gedichte, jedes ist bedeutend und einige derselben müssen als Perlen der episch-lyrischen Dichtung unserer Zeit bezeichnet werden . . . Der Dichter ist eine echte Künstlernatur."

(Blätter für litterarische Unterhaltung.)

„Selten ist in einem Bande von verhältnismäßig so geringem Umfange eine solche Fülle des Trefflichen vereinigt, wie in dieser Sammlung, die, um es gleich kurz zu sagen, ein episches Talent ersten Ranges zum Verfasser hat."

(Sächsischer Weihnachtskatalog.)

Flutwellen.

Neue Dichtungen von **Otto Frommel.**

8°. geheftet M. 2, fein Leinwandband M. 3.

Ein neuer Frommel, der sich seinen berühmten Vorfahren ebenbürtig an die Seite stellt.

Vorlesungen über Psychologie

gehalten im Foyer des Großh. Hoftheaters in Karlsruhe

von Hofrat **Dr. Max Dreßler,** Großh. Hofarzt.

gr. 8°. geheftet 3 M. 60 Pf., in fein Leinwandband 4 M. 50 Pf.

„Im besten Sinne des Wortes populär, d. h. einfach, klar, überzeugend, ohne je trivial zu werden, hohe Gedanken vorzutragen, edelstes Metall in die gangbare Münze umzuwandeln, sodaß es zum Gemeingut der weitesten Kreise wird, ohne daß die Erhabenheit seines Wesens je geschmälert werde, das ist ihm in diesen Vorträgen gelungen, und wir hoffen, daß sie, wie sie es verdienen, ihren Weg in die weitesten Kreise der Gebildeten unseres Volkes finden werden."

(Karlsruher Zeitung.)

Digitized by Google

Sauters ausgewählte Gedichte

Digitized by Google

Digitized by Google



Samuel Friedrich Sauter

nach dem Titelbild der Gesamtausgaben seiner Gedichte von 1845.

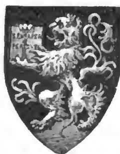
Neujahrsblätter
der
Badischen Historischen Kommission
Neue Folge. 5
1902

Samuel Friedrich Sauter

Ausgewählte Gedichte

Eingeleitet und herausgegeben
von
Eugen Kilian

Mit zwei Bildern



Heidelberg
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung
1902

Digitized by Google

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

(Die mit * bezeichneten Gedichte sind auch in der Ausgabe von 1811, die mit ** bezeichneten nur in der letzteren enthalten.)

Digitized by Google

Erzählungen.

Vermischte Gedichte.

Digitized by Google

Briefe und Zeugnisse.

Jüdische Stücke.

Psalmenlieder und andere Gesänge.

Anhang.



Digitized by Google

Einleitung.

Sauter, du lieblicher Sänger und Lehrer der frommen Gemeinde,
Sei mir vor allen gegrüßt, o du gemütlicher Mann!

Dieses treffliche Distichon, womit der Präzeptor Rapp von Markgröningen in seinem während einer Wanderung des Jahres 1807 verfaßten Gedichte „Freundschaftliche Worte an unsere Lesegesellschaft" den Schulmeister Sauter aus Flehingen als das geistige Haupt jener Lesegesellschaft begrüßte, kennzeichnet in seiner schlichten und ungekünstelten Einfachheit das Wesen des biederen schulmeisterlichen Dichters vielleicht besser, als es eingehende litterarische Darlegungen zu thun vermöchten. Daß Sauter, der „liebliche Sänger", in der That ein gemütlicher Mann gewesen ist, darauf deutet nicht bloß die warmherzige poetische Ansprache des befreundeten Präceptors, das ergiebt sich beinahe aus jeder Zeile in der dichterischen Hinterlassenschaft des trefflichen Flehinger Schulmeisters. Es ist nicht unwichtig, auf diese Charaktereigenschaft Sauters mit besonderem Nachdruck hinzuweisen. Denn in der warmen und herzlichen Gemütlichkeit dieses Mannes wurzelt ein großer Teil des unbestreitbaren Reizes, den die harmlosen Reimereien des alten badischen Dorfschulmeisters auf den empfänglichen Sinn auch heute noch ausüben.

Die Lehrbücher der deutschen Litteraturgeschichte freilich wissen von dem Dichter Sauter nichts zu melden. Kaum daß der Name des Dichters in seinem engeren Vaterlande Baden heutzutage noch viel genannt wird. Trotzdem wäre die Annahme irrig, daß die Spuren von Sauters bescheidenen Erdentagen vollkommen verwischt sind.[1] Ja, wenn es richtig ist,

---

[1] Abgesehen von seiner dichterischen Thätigkeit hat sich Sauter auch durch Forscher- und Sammelarbeiten auf dem Gebiete der Lokalgeschichte Verdienste erworben. Diese Arbeiten kamen allerdings erst dreißig Jahre nach dem Tode ihres Autors an das Licht. Durch einen Zufall gelangte Karl Feigenbutz in Flehingen, bekannt durch zahlreiche verdienstliche Publikationen zur lokalgeschichtlichen Forschung im Kraichgaugebiet, im Jahr 1875 in den Besitz eines 222 Seiten umfassenden Manuskriptes von Samuel Friedrich Sauter, worin derselbe mit unendlicher Mühe und Sorgfalt alles zusammengestellt hatte, was zur Geschichte von Flehingen aufzufinden war. Unter dem Titel „S. Fr. Sauters alte Nachrichten von Flehingen" wurden diese Aufzeichnungen, chronologisch geordnet und für den Druck bearbeitet, von Feigenbutz der Öffentlichkeit übergeben (Bretten 1875). Drei Jahre darauf erschien eine zweite Auflage, bedeutend erweitert durch eine geschichtliche Abhandlung des Herausgebers über den ganzen Kraichgau, unter dem Titel: „Der Kraichgau und seine Orte. Eine geschichtliche Abhandlung, verbunden mit der 2. Auflage Samuel Friedrich Sauters alten Nachrichten von Flehingen. Herausgegeben von Leopold Feigenbutz, Hauptlehrer in Flehingen." (Bretten 1878.)

Digitized by Google

daß echte Popularität vielfach darin ihren Ausdruck findet, daß der Name des Dichters über seinen Schöpfungen vergessen wird, dann ist der volkstümlichen Begabung des Schulmeisters von Flehingen ein äußerst ehrendes Zeugnis ausgestellt. Denn auch ihm sollte es wie manchem Größeren beschieden sein, daß Produkte seiner Muse im Volksmund ihr Dasein fristeten, während der Name ihres Schöpfers einer unverdienten Vergessenheit anheimfiel.

Das Lied vom „alten Dorfschulmeisterlein“:

Willst wissen, du mein lieber Christ,
Wer das geplagt'ste Männchen ist,

lebt im Volksmund weiter, ist vielfach zitiert und vielfach gesungen und dient auch heute noch humoristischen Gesellschaftsvorträgen mannigfacher Art als textliche Grundlage, ohne daß die meisten derer, die es im Munde führen, den Namen seines Autors zu nennen vermögen. Auch das „Kartoffellied“, sowie das schwäbische Volkslied vom „Krämermichel“ sind lebendig im Munde des Volks, und zahlreiche Zitate aus Sauterschen Gedichten, teils in richtiger, teils in ungenauer Fassung, zeugen von der Popularität ihres Schöpfers, dessen Namen sie lange überlebt. Unter den im Elsenzthale heutzutage noch gesungenen Liedern und Sprüchen[1] befinden sich nicht weniger als fünf, die von Sauter herrühren und sich nur durch einzelne unwesentliche Änderungen und einige starke Kürzungen von dem authentischen Sauterschen Texte unterscheiden („Bauspruch für einen Zimmergesellen“, „Der Krämermichel“, „Wiegenlied“, „Kartoffellied“, „Tanzlied“). Vor allen andern aber bekannt ist „Der Wachtelschlag“ („Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor“), der in den Schulen gesungen, zahlreiche Vertonungen, u. a. durch Beethovens Weiheklänge, erfahren hat, der schon zu den Lebzeiten des Dichters in verschiedene Lese- und Liederbücher überging, teilweise unter einem anderen Autornamen, in gleicher Weise wie auch das „alte Dorfschulmeisterlein“ in Liederbüchern irrigerweise dem Wandsbecker Boten, Matthias Claudius, zugeschrieben wurde.

Den ländlichen Dichter verfolgte in dieser letzteren Beziehung ein seltsames Mißgeschick, das viele seiner Produkte schon zu seinen Lebzeiten und mehr noch nach seinem Tode einer bedenklichen litterarischen Freibeuterei zum Opfer gab. — In den „Fliegenden Blättern“ der fünfziger Jahre (1855—57) veröffentlichte Ludwig Eichrodt eine Serie sogenannter „Biedermaiergedichte“, die er später unter dem Gesamttitel „Das Buch Biedermaier. Weiland Gottlieb Biedermaiers, Schulmeisters in Schwaben, auserlesene Gedichte, nebst Beigaben des Buchbinders Horatius Treuherz und des alten Schartenmeier“ in der 1869 erschienenen Anthologie „Lyrische Karrikaturen“[2] und weiterhin 1890 im zweiten Bande seiner

[1] Vgl. J. Ph. Glock, Lieder und Sprüche aus dem Elsenzthal. Aus dem Munde des Volks gesammelt. Birlingers Alemannia, XXV, S. 193—255.

[2] Ludwig Eichrodt, Lyrische Karrikaturen. Eine Anthologie. Lahr 1869. S. 59 ff.

Digitized by Google

„Gesammelten Dichtungen"[1] in veränderter Anordnung zum erneuten Abdruck brachte. Von den beiläufig dreißig Gedichten, die den Inhalt dieses „Buches Biedermaier" bilden, stammt ungefähr die Hälfte ganz oder teilweise von Samuel Friedrich Sauter.

Das „Buch Biedermaier" hat eine eigentümliche Entstehungsgeschichte. Im Jahr 1853 kam der mit Eichrodt eng befreundete Dr. Adolf Kußmaul, damals badischer Landarzt in Kandern, durch den Redakteur Heinrich Goll, gelegentlich eines Besuches bei diesem in Karlsruhe, in den Besitz eines Exemplares der Sauterschen Gedichte. Ihre Lektüre bereitete ihm nach seiner eigenen Aussage ein unbeschreibliches Vergnügen. „In den Gedichten entdeckte ich einen bisher ungehobenen Schatz einer eigenartigen Poesie von ungewöhnlich komischer Kraft. Die Gedichte waren meist ganz ernst gemeint und nicht auf Anregung der Lachmuskeln berechnet, aber gerade weil sie diese unbeabsichtigte Wirkung hatten, wirkten sie doppelt lustig, und darin lag der Humor." So Kußmaul in seinen Erinnerungen.[2] Der interessante Fund wurde dem Freunde Eichrodt in Durlach übermittelt, es wurden zahlreiche Briefe gewechselt, und als Frucht der gemeinsamen Beschäftigung mit dem Gegenstand trat kurz darauf das „Buch Biedermaier" ins Leben. Es war eine mit Vorwort versehene Sammlung von Gedichten, die einige unveränderte, nur stark gekürzte Stücke der Sauterschen Sammlung enthielt, nebst einer großen Anzahl anderer Gedichte, die bloß Sautersche Bruchstücke benutzten, diese umgestalteten und durch eigene Zuthaten der Herausgeber erweiterten, oder aber, völlig neu erfunden, die Art und Weise Sauterscher Dichtung nachzuahmen suchten.[3] Durch diese Schöpfung wurde der Begriff des „Biedermaiers" und der „Biedermaierpoesie" in die Litteratur eingeführt. In der von Kußmaul verfaßten Vorrede wurde in humoristischer Weise der Begriff der Biedermaierpoesie klargelegt und dabei des Namens von Sauter, des „herrlichen alten Schulmeisters", als des Autors

---

[1] Ludwig Eichrodt, Gesammelte Dichtungen. Stuttgart 1890. II. Band, S. 57 ff.

[2] Adolf Kußmaul, Jugenderinnerungen eines alten Arztes. Stuttgart 1899. S. 485—488.

[3] Vgl. den Bericht Kußmauls in dessen „Jugenderinnerungen", in dem Kapitel „Weiland Gottlieb Biedermaier", S. 485—488.

Zur Entstehungsgeschichte des „Buches Biedermaier" ist weiter zu vergleichen: A. Kennel, Ludwig Eichrodt, ein Dichterleben. Lahr 1895. S. 73—83.

Kußmauls Angaben im einzelnen sind nicht immer ganz zuverlässig. So werden beispielsweise die im „Buche Biedermaier" enthaltenen Verse:

Ein Wetter steht grad über der Erd',
Wenn's nur ins Württembergische fährt!
Denn thut es sich bei uns entladen,
So haben wir Hagelschaden,

als angeblich Sautersche Dichtung zitiert. Diese Verse stammen nicht von Sauter her, gehören vielmehr zu den von einem der beiden Herausgeber „im Sauterschen Geiste" verfaßten Neudichtungen, ein Umstand, der sich schon aus den Versen selbst ergeben müßte für denjenigen, der mit Sauters Eigenart einigermaßen vertraut ist. Denn die in jenen Versen zu Tage tretende egoistisch-partikularistische Gesinnung ist mit Sauters biederer, im besten Sinne des Wortes schöner Menschlichkeit unvereinbar.

Digitized by Google

des „Dorfschulmeisterlein“ und des „Kartoffelliedes“ in einer Fußnote Erwähnung gethan, dieser selbst als Prototyp für Biedermaier gekennzeichnet. Im übrigen verzichteten die Bearbeiter darauf, den Anteil Sauters an den Gedichten im einzelnen jeweils kenntlich zu machen. Dies war insofern allerdings sehr erschwert, als das „Buch Biedermaier“ — und das ist der anfechtbarste Punkt dieser Veröffentlichung! — nur einige wenige der Sauterschen Gedichte in der Fassung des Originals wiedergab, vielmehr die meisten durch Kürzungen, willkürliche Abänderungen, Erweiterung durch eigene Zuthaten (teilweise wurden nur einige wenige Sautersche Worte in ein völlig neues Gedicht verflochten) der Nachwelt in einer gänzlich unauthentischen Gestalt überlieferte. Dazu kam, daß die von den Herausgebern vorgenommenen Änderungen fast durchweg keine glücklichen waren, indem sie ohne Fühlung mit Sauters Eigenart dessen ernste und schlichte Naivetät vielfach durch Zufügung gewisser, das Gebiet der bewußten Komik streifenden Züge gefährdeten und verdarben.[1] Noch weniger kann man behaupten, daß die neu verfaßten Gedichte des „Buches Biedermaier“, die im Ton häufig eher an Wilhelm Busch und seine Schule erinnern, im Geiste des Dorfschulmeisters Sauter gedichtet sind.

Angesichts der entstellten Form, in der viele Sautersche Gedichte durch Eichrodts Publikation überliefert sind, und angesichts des Umstands, daß die Originale der Sauterschen Sammlungen heutzutage außerordentlich selten geworden sind, mag ein Neudruck, welcher deren beste Stücke zusammenfaßt, den Freunden des originellen badischen Volksdichters doppelt willkommen sein. —

Die einfachen äußeren Lebensschicksale des Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Sauter, „welcher anfänglich in Flehingen, dann in Zaisenhausen war und als Pensionär wieder in Flehingen wohnte“, wie das Titelblatt seiner „sämtlichen Gedichte“ getreulich registrierte, ist in wenigen Sätzen berichtet.[2] Am Schiller-Tage, dem 10. November 1766, wurde er zu Flehingen an der Kraich geboren, als Sohn des dortigen

---

[1] Man vergleiche zum Beweise dessen z. B. die Gedichte „Frauenspiegel“ und „Die Trunkenheit“ (bei Eichrodt „Warnung vor Trunkenheit“) in der Fassung des Originals und der des „Buches Biedermaier“. Die Schlußstrophe, die das erstere Gedicht bei Eichrodt erhalten hat:

Sie sind noch nach dem elften Kind,
Das anrutscht, gut als Mütter,
Und, wenn sie bös gewesen sind,
Verzieht sich das Gewitter,

wäre bei Sauter unmöglich; sie kontrastiert durch die bewußt komische Färbung in störender Weise mit dem Charakter des Original-Gedichtes.

[2] Vgl. über Sauter die kurze, aber treffende Lebensskizze von K. W. Doll im zweiten Teile der Weechschen Badischen Biographien, Heidelberg 1875 S. 239. Vgl. ferner den Aufsatz von Eugen von Freydorf: Samuel Friedrich Sauter (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1898, Nr. 56), der zum ersten Male den verdienstlichen Versuch unternimmt, den Blick weiterer Kreise auf den vergessenen badischen Volksdichter zu lenken. Die Verstümmelung, die Sauters Gedichte durch Eichrodts Publikationen erfahren haben, wird hier erstmals gebührend

Digitized by Google

Sonnenwirts und Bäckermeisters Philipp Jakob Sauter. Bei seinem Schwager Ulmer in Unteröwisheim erlernte er das Schulwesen und fand als „Provisor“ (= Schulmeistergehülfe in Schwaben) in Bissingen an der Enz seine erste praktische Verwendung. Gelegentliche Ausflüge von hier, die ihn mit dem gefangenen Schubart auf Hohenasperg zusammenführten, erweckten in ihm nach der eigenen Angabe des Greises die ersten poetischen Gedanken. In seinem 20. Jahr erhielt er die Schulmeisterstelle in seinem Heimatorte, die er bis zum Jahr 1816 bekleidete, um dann die gleiche, aber besser besoldete Stellung in dem nahegelegenen Zaisenhausen anzunehmen. Er war verheiratet seit dem Jahr 1789, wo ihm eine geborene Schickart aus Unteröwisheim „gekuppelt“ wurde, mit der er „33 Jahre eine friedliche Ehe führte und sieben Kinder mit ihr zeugte“. 1824 wurde er Witwer, 1841, nach 55 jähriger Thätigkeit im Schulamt, Pensionär; als solcher kehrte er in sein Heimatdorf Flehingen zurück; hier starb er am 14. Juli 1846.[1]

Finanzielle Sorgen waren häufige Begleiterinnen seines Lebens; ein Schulplan, den er im Jahr 1809 dem Großherzoglichen Oberkirchenrat einsandte, schien ihm eine Zeit lang die Hoffnung auf Besserung durch Verwendung an anderem Platze in Aussicht zu stellen; aber andere Rücksichten und vornehmlich solche auf den Freundeskreis, den er sich als Geschäftsführer einer Schullehrer-Lesegesellschaft in der Umgegend erworben hatte, hielten ihn in der Heimat zurück. Über den nächsten Umkreis der letzteren hat ihn wohl nur sein Wünschen hinausgetragen. Tiefes Leid, das ihm widerfuhr durch den frühen Tod seiner Lebensgefährtin und den Verlust von vieren seiner Kinder, vermochte den zähen Lebensmut des tapferen Mannes nicht zu beugen. Als 79jähriger schrieb er in der

---

ans Licht gerückt, die eigenartige Stellung und Bedeutung Sauters in der Volkslitteratur gegenüber der beliebten Anschauung, die in seinen Gedichten nur eine Quelle der Belustigung zu erblicken glaubt, mit Liebe und Verständnis gewürdigt.

Eine sehr wertvolle Bereicherung hat die Litteratur über Sauter fernerhin erfahren durch eine Serie von Aufsätzen von Carl Voretzsch: Ein schwäbischer Volksdichter im Badischen (in der Halbmonatsschrift „Schwabenland“, Jahrgang 1898, Nr. 17—21), worin Sauters schwäbische und auf Schwaben bezügliche Lieder einer eingehenden kritischen Betrachtung unterzogen und die litterarischen Beziehungen, vor allem die zahlreichen Einflüsse Schubarts auf Sauter, in vortrefflicher Weise erörtert werden.

Im Anschluß hieran ist noch zu erwähnen ein Aufsatz von August Holder: Auch ein Wort über den alten Sauter („Schwabenland“ 1898, Nr. 23), der u. a. den Einfluß Sauters auf die Lieder von Heinrich Hofer hervorhebt und einige wertvolle Mitteilungen zur Persönlichkeit des Dichters bringt. Einen weiteren dankenswerten Beitrag zur Würdigung Sauters hat Holder gegeben in dem Aufsatz: Zur Ehrenrettung S. F. Sauters, Dichters des «armen Dorfschulmeisterlein» in dem „Lehrerheim“, Stuttgart 1898, Nr. 43 und 44. — Vgl. ferner die bibliographische Zusammenstellung Holders, Alemannia XXIX, S. 216 ff.

[1] Einige hochbetagte Einwohner von Flehingen und Zaisenhausen haben noch lebendige Erinnerungen an Sauter, dessen Schüler sie gewesen waren. Sie erzählen mit Wärme von der Herzensgüte des alten Mannes, auch von seiner großen Neugierde, die Veranlassung gab, daß man, diese Schwäche nützend, ihm im Wirtshaus sehr häufig Bären aufzubinden liebte.

Digitized by Google

Vorrede seiner Gedichte, worin auch seine Lebensdaten verzeichnet sind: „Daß ich in allen Schicksalen meines Lebens einen guten Mut behielt, war ein besonderes Glück für mich, und wenn ich jetzt mit meinen Gedichten oder Reimen dem Leser einiges Vergnügen mache, so wird es mich herzlich freuen“.

Das letztere scheint in der That der Fall gewesen zu sein, wenn man dem Drängen seiner Freunde, die ihn schon gelegentlich seines Dienstjubiläums 1836 zur Herausgabe seiner sämtlichen Reime aufgefordert hatten, glauben darf. Der Ermutigung durch zahlreiche Subskribenten verdankte es Sauter, daß er es im hohen Greisenalter wagen konnte, seine „sämtlichen Versuche in der Dichtkunst“ in einem ansehnlichen Sammelband auf eigene Kosten erscheinen zu lassen.[1]

Die Vorrede der sämtlichen Gedichte erwähnt seltsamerweise mit keinem Worte den bemerkenswerten Umstand, daß bereits im Jahr 1811 eine ältere, wenngleich erheblich kleinere Sammlung Sauterscher Dichtungen im Druck erschienen war, unter dem Titel: Volkslieder und andere Reime. Vom Verfasser des Krämermichels. Mit einer Musikbeilage. Heidelberg, bei Gottlieb Braun 1811 (8°. 112 S.). Das Buch, das als Titelbild die charakteristischen Figuren des Krämermichels und seines Weibes auf dem Hintergrunde einer Dorflandschaft zeigt[2], enthält nach einer sechs Seiten umfassenden und mit der vollen Namensunterschrift des Verfassers versehenen Vorrede fünfzig Lieder und Gedichte, die abgesehen von neun Stücken durchweg in die sämtlichen Gedichte übergegangen sind, zum Schluß endlich als Musikbeilage eine Komposition des „Wachtelschlags“.

Diese ältere Sammlung, die ebenso wie das eigentliche „Sautersbuch“ heutzutage sehr selten geworden ist, bietet in mehrfacher Beziehung Interesse: erstlich durch den chronologischen Anhalt, den sie für die Entstehung einer immerhin beträchtlichen Anzahl von Gedichten bietet; ferner durch die bezeichnende, den Namen des Dichters verschweigende Angabe des Titelblatts „Vom Verfasser des Krämermichels“, die auf die große Popularität dieses „von dem einen Ende Schwabens bis an das andere“ gesungenen Liedes hindeutet; endlich durch die Vorrede, die einige interessante Aufschlüsse gewährt zur Geschichte und Entstehung der Sauterschen Dichtungen.

Man erfährt daraus, daß das Lied vom „Krämermichel“, das die typische Figur des herumziehenden schwäbischen Landkrämers in äußerst

---

[1] Der vollständige Titel des Buches lautet: Die | sämmtlichen Gedichte | des | alten Dorfschulmeisters | Samuel Friedrich Sauter, | welcher anfänglich in Flehingen, dann in Zaisen- | hausen war und als Pensionär wieder | in Flehingen wohnt. | Mit zwei Abbildungen. | Auf Kosten des Verfassers. | Karlsruhe, | in Commission bei Creuzbauer und Hasper. | 1845. — 477 S. Beigegeben ist ein wohlgelungenes Bild von Sauters charakteristischem Schulmeisterkopf, das auch das Titelblatt dieses Neudrucks ziert, und ein Bild der „neuen Kirche in Zaisenhausen“, deren Entstehung in dem Gedicht S. 7 vom Dichter besungen wurde.

[2] Reproduziert in dem erwähnten Aufsatze Holders im „Schwabenland“, a. a. O. S. 337 und auch diesem Neudruck beigegeben S. 78.

gelungener und echt volkstümlicher Weise litterarisch fixiert, der eigentliche Ausgangspunkt von Sauters dichterischem Schaffen geworden ist. Dieses Lied selbst verdankte seine Entstehung nach Sauters eigenem Bericht der zufälligen Anregung durch einen Flehinger Landkrämer, der bei Sauter am Klavier stehend treuherzig zu ihm sagte: „Wie, Schulmeister, machet mir au a Stückle!“ „Da ich just eine Feder in der Hand hatte“, fährt Sauter fort, „so brachte ich geschwind einige eben von ihm gehörte Ausdrücke in Reimen, sang sie ihm auf der Stelle, und der Krämermichel samt seiner Melodie war fertig.“ Der Umstand, daß die Stegreif-Reime auf den Krämermichel sehr bald ein weitbekanntes Volkslied wurden und kurz nachher auf dem Jahrmarkt im Druck erschienen, veranlaßte den Dichter, auch das Weib des Krämers in ähnlicher Weise zu besingen.[1]

„Da beide Krämerslieder gleichen Beifall erhielten und das des Weibes mit einer viel schöneren Melodie nach Flehingen zurückkam, als es mit einer ausflog: so war es kein Wunder, daß ich noch mehrere poetische Versuche in schwäbischer und reindeutscher Mundart machte. Gegenstand dazu boten mir andere Landkrämer, deren Redensart ich ebenfalls singbar machen, angenehme Melodien, die ich mit eigenen Worten und Empfindungen ausfüllen, alte plumpe Verse, die ich verbessern, die ländliche Natur und Sitten, die ich schildern, Zwang- oder Kunstverse, die ich nachahmen, gute Freunde, deren Gefühle ich ausdrücken helfen, und prosaische Erzählungen und Vademecumstückchen, die ich in Reime bringen wollte.“

Was Sauter hier über die „Gegenstände“ seiner Dichtung bemerkt, ist namentlich insofern bezeichnend, als es seine mannigfachen Anlehnungen an vorhandene Stoffe und Formen erklärt. Als seine „letzten Stücke“ bezeichnet die Vorrede von 1811 das Lied vom „ehrwürdigen Schullehrer“, das Gegenstück zum „armen Dorfschulmeisterlein“ und das „Kartoffellied“. „Dieser und einiger anderer vielleicht nicht mißlungener Lieder ungeachtet, mache ich auf den Namen eines Dichters keinen Anspruch und habe meine Verse deswegen auch nur Reime genannt.“

Als wertvollste Frucht seiner Verse, durch die er in der ganzen Nachbarschaft bekannt geworden sei und sich die Freundschaft seiner Amtsbrüder erworben habe, bezeichnet Sauter im folgenden die pädagogische Lesegesellschaft, über deren Mitglieder und Thätigkeit der weitere Inhalt des Vorworts berichtet.

Die Volkslieder und Reime von 1811 unterscheiden sich von der Fassung der sämtlichen Gedichte im großen und ganzen nur durch einige unwesentliche Varianten. Die relativ meisten Abweichungen zeigt

[1] Der „Krämermichel“ und „Das arme Dorfschulmeisterlein“ erschienen zusammen im Langeschen Musenalmanach von 1799. Die Entstehung des „Krämermichels“ ist spätestens in das Jahr 1796 zu setzen, da „Des Krämermichels Sohn“, das letzte der drei Krämermichelslieder, das in die „Volkslieder“ von 1811 übrigens nicht aufgenommen wurde, in den sämtlichen Gedichten die Jahreszahl 1796 trägt.

Digitized by Google

die „Dorftanzstube“, die in der Gesamtausgabe überdies durch vier neue Strophen bereichert ist. Auch das „Kartoffellied“ hat in der späteren Fassung einen Zuwachs von neun weiteren Strophen erhalten.[1] Die in den sämtlichen Gedichten beinahe ganz und gar fehlende Liebeslyrik ist in der Sammlung von 1811 wenigstens durch einige Stücke („An Luise“, S. 53, „Käthchen“, S. 53) vertreten, die der greise Dichter, ebenso wie die Anekdote vom „jungen Tiroler im Beichtstuhl“ (S. 51), von der Gesamtausgabe ausgeschlossen hat, ohne daß ihm freilich, wie manche andere Stücke der sämtlichen Gedichte deutlich beweisen, eine ascetische Prüderie zum Vorwurf gemacht werden könnte. Nachdem der Dichter, vom schwäbischen Volkslied ausgehend, von hier aus zum hochdeutschen Volkslied, zur launigen Erzählung, zur Lyrik, zu Gelegenheitsdichtungen aller Art gelangt war, scheint er sich erst in späteren Jahren der umfassenden Pflege des geistlichen Liedes zugewandt zu haben. Während das letztere in den sämtlichen Gedichten dreißig verschiedene Stücke umfaßt (darunter nicht weniger als 19 Umdichtungen von Psalmen), ist dasselbe in der Sammlung von 1811 erst durch drei Gedichte vertreten.

Übrigens scheinen nicht alle der in dem Sammelband von 1845 vereinigten Gedichte zur Veröffentlichung von Sauter bestimmt gewesen zu sein. Wenigstens versichert die Vorrede, daß der Umfang des Buches nicht so stark geworden wäre, „wenn der Setzer meine Bemerkung im Manuskript verstanden hätte, wo ich viele Stücke mit dem Wörtchen «Ab» vom Druck wollte ausgeschlossen haben“. Dem offenbaren Mangel an Fühlung, der zwischen dem Autor und dem Druckort bestand, ist neben den zahllosen Druckfehlern vielleicht auch der Umstand zuzuschreiben, daß eine Reihe von Gedichten in dem Buche zum Abdruck kam, die gar nicht von Sauter herrührten, Gedichte, die nur in irgend einer Beziehung zur Persönlichkeit des Dichters standen, Glückwunsch- und Gelegenheitsgedichte von Freunden oder gereimte Antwortschreiben auf ebensolche Episteln Sauters.[2]

Die Gedichte der ca. 350 größere und kleinere Stücke umfassenden Sammlung von 1845 sind in folgende Kategorien eingeteilt: Gelegenheits- und Ehrengedichte, Bau- und Zunftsprüche, Sprüche, Volkslieder, Erzählungen, Vermischte Gedichte, Wünsche, Briefe und Zeugnisse Jüdische Stücke, Umschlagverse, Rechnungsaufgaben, Rätsel, Scherzhafte Zweideutigkeiten[3], Psalmenlieder und andere Gesänge, Biblische Sprüche. Die gesamten Kegelregeln in Reimen.

Schon dieser Überblick des Inhalts zeigt den dichterischen Umkreis

---

[1] Die beiden Fassungen der „Dorftanzstube“ wurden von Voretzsch a. a. O., S. 309 nebeneinander zum Abdruck gebracht. — Das „Kartoffellied“ erschien in der ursprünglichen kürzeren Fassung auch im Rastatter Hinkenden Boten von 1812.

[2] Eines dieser Gedichte, „Der Festkönig“, wird im Anhang des Neudrucks mitgeteilt.

[3] „Zweideutigkeiten“ nicht in dem anrüchigen Sinne des jetzigen Sprachgebrauchs, sondern in dem ursprünglichen Sinn von Ausdrücken oder Redewendungen, die eine doppelte Deutung zulassen.

Digitized by Google

von Sauters Schaffen. Es ist ein beschränkter Kreis, in dem sich das Denken und Dichten des biedern Dorfschulmeisterleins bewegt. Innerhalb dieses engen Kreises aber giebt es nichts, was ihn nicht zur Bethätigung seiner dichterischen Fähigkeiten anspornt. Ob es gilt, in ehrlicher Devotion das Lob des hochverehrten Landesherrn zu singen oder dem scheidenden Pfarrverweser Fesenbeckh ein letztes Lebewohl zu bringen, ob die Vollendung eines neuen Bauwerks die Verherrlichung der um den Neubau verdienten Männer in behaglichem Festspruch von dem Sänger des Dorfes erfordert, ob er seinen Empfindungen über die Leiden und Freuden seines Schulmeisterberufes beredten Ausdruck giebt, oder ob er sich über den Nutzen der Zwetschgen und Kartoffeln in überaus erschöpfenden poetischen Darlegungen ergeht, ob er allerhand lustige Schnurren und Anekdoten in artige Reimlein kleidet, ob er bei dem Posthalter Paravicini in Bretten ein neues Abonnement auf die Dorfzeitung bestellt, oder ob er dem Klavierstimmer Meliset ein Zeugnis in sein Empfehlungsbuch schreibt, ob er Rechnungs-Exempel und Algebra-Aufgaben für den Gebrauch der Schule zurechtstutzt oder ob er die gesamten Kegelregeln in launiger Weise dem Gedächtnis seiner ländlichen Mitbürger einzuprägen sucht: immer und überall bedient sich der treffliche Berater seiner Gemeinde der edlen Reimkunst und giebt dem, was seine Seele bewegt, was er mündlich und brieflich zu sagen hat, poetischen Ausdruck. Eine Begrenzung dessen, was in dichterische Form gekleidet werden kann, scheint für Sauter nicht zu existieren. Er ist im stande, das Nüchternste und Alltäglichste in Verse zu bringen. Durch den Kontrast des stets von naivem und heiligem Ernste durchdrungenen dichterischen Vortrags mit der Nüchternheit, ja häufig Trivialität des Inhalts werden zum Teil die unbeabsichtigten komischen Wirkungen hervorgerufen, die für die oberflächliche Betrachtung ein Hauptmerkmal von Sauters Gedichten bilden.

Sein Dichten ist allerdings in vielen Fällen nur ein bloßes Reimen und zwar ein müh- und qualvolles Reimen. Wieviel Schweiß ihn das Drechseln seiner Verse vielfach kostete, das hat er ebenso ehrlich wie ergötzlich in dem Selbstbekenntnis „Der Dichter in der Arbeit“ (S. 51) seinen Lesern verraten; er macht kein Hehl daraus, daß viele „schale, kahle Reimerein“ seiner Feder entflossen sind:

Hab' deren eine Meng' gekritzelt,
Worin kein einzig' Wörtchen witzelt.

Nötigt ihn der böse Zwang des Reimes, dessentwegen er sich oft „stundenlang“ den Kopf zerbricht, auf das Schlußwort „Geschöpfe“ den Vers zu reimen „Überall sichtbar sind seine Fußstäpfe“, so entschuldigt er das letztere Wort gewissenhaft durch die beigefügte Fußnote „Eine Dichter-Licenz“. In andern Fällen allerdings scheint das Suchen nach dem Reimwort einen besonderen Reiz auf ihn ausgeübt zu haben. Nur so erklären sich Spielereien, wie beispielsweise das Gedicht „Das gescheite Kind, oder: Das Vesperglöckle“ (S. G. = Sämmtliche Gedichte, S. 296), wo derselbe Reim durch 71 malige Wiederkehr in verschiedenen Varia-

Digitized by Google

tionen zu Tode gehetzt wird. Auch sonst versucht sich Sauter mit Vorliebe in derartigen formellen Spielereien; eine Art von Spezialität bildet das sog. Einsilbengedicht, d. h. ein Gedicht, das sich ausschließlich aus einsilbigen Wörtern zusammensetzt.

Trotz alledem wäre es ebenso verkehrt wie ungerecht, dem trefflichen Dorfschulmeister die dichterische Ader überhaupt, die Fähigkeit dichterischen Empfindens und Gestaltens absprechen zu wollen. Der eine liebliche „Wachtelschlag" würde genügen, um Sauters dichterischen Ruf auch vor dem zersetzenden Urteil moderner Kunstkritik zu retten. Mag der leitende Gedanke immerhin, wie Kußmaul mit Recht hervorhebt und wie der Dichter selbst in einer zweiten Behandlung desselben Vorwurfs andeutet, einem Liede aus „Des Knaben Wunderhorn" entnommen sein[1], die glückliche, warm empfundene Gestaltung des Motivs, die sangbare und echt volkstümliche Fassung bleibt Sauters dichterisches Eigentum. Als eine

[1] Außer der bekannten, populär gewordenen (leider vielfach, so auch in Beethovens Komposition, textlich sehr entstellten) Fassung des „Wachtelschlags" (S. 23 dieses Neudrucks), die das Datum des 23. Juni 1796 trägt, enthält die Sautersche Sammlung noch ein zweites Gedicht „Der Wachtelschlag" (S. G., S. 159) mit dem Zusatz „nach den Gedanken eines alten Lieds in einer andern Versform", worin dasselbe Motiv von dem Dichter behandelt wird. Doch steht diese zweite Fassung an Schönheit hinter der ersten zurück. Das „alte Lied", das nach der Angabe des Titels als Vorlage diente, ist ein fliegendes Blatt in „Des Knaben Wunderhorn", betitelt „Wachtelwacht" und beginnt:

Hört, wie die Wachtel im Grünen schön schlägt,
Lobet Gott, lobet Gott!

Von den sechs Strophen dieses Liedes sind die beiden ersten und die beiden letzten von Sauter in freier Weise für jene zweite Fassung des „Wachtelschlags" benutzt. Am engsten ist die Anlehnung in der letzten Strophe, die in beiden Fassungen folgendermaßen lautet:

(Des Knaben Wunderhorn.)

Ist nun das Schneiden der Früchte vorbei,
Harte Zeit, harte Zeit!
Schon kommt der Winter herbei.
Hebt sich zum Lande zu wandern nun fort
Hin zu dem andern weit fröhlichern Ort,
Wünschet indessen dem Lande noch an:
Hüt dich Gott, hüt dich Gott!
Fliehet in Frieden bergan.

(Sauter.)

Sind jetzt die Früchte vom Felde gethan,
Harte Zeit, harte Zeit!
Klagt sie, der Winter rückt an.
Jetzt nimmt sie Abschied von Bauer und Sohn,
Wärmeres Klima erwartet sie schon,
B'hütich Gott! B'hütich Gott!
Sagt sie, und flieget davon.

Die bekannte, in dem folgenden Neudruck wiedergegebene Fassung des „Wachtelschlags", die dem alten Liede wesentlich freier gegenübersteht und nur die Grundidee benutzt, scheint mir hinsichtlich der Entstehungszeit, entgegen der Anordnung der Sauterschen Gedichte, hinter die andere Fassung zu setzen zu sein. Sie erscheint wie eine spätere, freiere Bearbeitung desselben Motivs, das er zuerst in engerer Anlehnung an das alte Volkslied behandelt hatte.

J. D. C. Brugger erzählt in einem Aufsatz der Karlsruher Zeitung vom 9. Oktober 1845 „Der Verfasser des Wachtelschlags", der mit großer Wärme auf den schon damals unbekannten Autor des durch Beethoven geweihten Liedes hinweist, Sauter habe erst in seinem 80. Lebensjahr, am 19. Oktober 1845, die Thatsache von Beethovens Vertonung seines Wachtelschlags erfahren und damals zuerst „die Töne, welche aus einer höhern Welt sich herniedergossen, mit Hochentzücken eingesaugt". In seiner liebenswürdigen Einfachheit habe er darauf gesagt: „Ich preise mich glücklich, die Veranlassung gewesen zu sein, daß in einem so großen Mann so schöne Gedanken entstanden sind". — U. a. wurde der „Wachtelschlag" auch von Schubert komponiert.

Digitized by Google

„reizende Kornblume im Rübenfeld“ bezeichnet Kußmaul dies Gedicht des ländlichen Sängers. Derartige Blumen zeigen sich dem liebevoll suchenden und sichtenden Auge im Garten der Sauterschen Reimereien noch gar häufig. Namentlich in den religiösen Liedern erhebt sich Sauters unbeholfene Reimklopferei oft zu einem ungeahnten dichterischen Schwung und zu wirklicher Schönheit des dichterischen Ausdrucks. In dem „Osterlied“ („Er hat gesiegt! Er ist vom Grab erstanden“, S. 71) verbinden sich Inhalt und Form zu einem religiösen Hymnus von festlicher Weihestimmung; das „Loblied auf die Allmacht Gottes“ (S. 74) ist von einem warmen dichterischen Hauch belebt, während die Ausführung freilich zwischen sprachlichen Schönheiten und Trivialitäten störend hin- und herschwankt. Auch das Lied der Braut „Vergiß mein nicht“ (S. 54) und die „Antwort des Bräutigams auf das erhaltene Gedicht“ (S. 54) zeigen, wennschon ebenfalls ungleich in der Ausführung, Klänge und Töne, die erheblich kontrastieren mit dem, was man als „Biedermaierton“ in Sauters Gedichten bezeichnen möchte. Lieder wie „Mein Gartenhüttchen“ (S. 56), „Die schöne Pappel“ (S. 57), „Selbstgespräch an einem Samstag Abend“ (S. 73), „Nach der Leiche eines Freundes“ (S. 75), „Nachtlied“ (S. 76) und manche andere sind Idyllen und ländliche Stimmungsbilder von unbestreitbarem, individuellem Reiz.

Aber nicht bloß in solchen „Kornblumen“ des holprigen und schwer gangbaren „Rübenackers“ Sauterscher Dichtung, auch in diesem Rübenacker selbst, ja sogar hauptsächlich in ihm, liegt der Reiz, der Sauters ländlichem Sange eigen ist. Die moderne Kunst hat uns dazu angeleitet, auch die Poesie, die das einförmige, aber liebliche Idyll eines Rübenackers in sich birgt, mit offenen Augen zu erkennen und zu würdigen.

Modern freilich im Sinne der heutigen Kunst ist an dem würdigen Dorfschulmeister herzlich wenig. Es müßte denn das eine sein, daß er in gewissem Sinne das Recht hat, als ein Vertreter derjenigen Kunst genannt zu werden, die man heutzutage mit großer Emphase als „Heimatkunst“ zu bezeichnen beliebt. In der That, in Sauters bescheidenen Reimen liegt ein wirkliches Stück von Heimatkunst! Was er gesungen und gereimt, atmet den Erdgeruch seines badischen Heimatlands. Sein Dasein wurzelt in der Scholle seines väterlichen Dorfes. Alle Leiden und Freuden des dörflichen Lebens spiegeln sich getreu in den Liedern des schulmeisterlichen Landmanns und des ländlichen Schulmeisters. Was er singt, ist erlebt und empfunden; da ist nichts Gekünsteltes und Angekränkeltes, nichts Sentimentales und nichts, was hinausstrebte über die Sphäre und den engen Bannkreis, dem er angehört. Urwüchsig und kräftig, ein echtes Naturkind, steht der Bauernsohn auf dem Boden seiner Heimaterde, ohne daß sein Blick über die niedrigen Hügel, die das Thal seines Dörfleins umkränzen, weit in die Ferne hinauszudringen trachtete. Still und lieblich, in einfachen Windungen, wie das Bächlein die friedfertige Hügellandschaft seiner Kraichgauer Heimat durchzieht, fließt Sauters einfacher ländlicher Sang dahin, unbekümmert im großen und

Digitized by Google

ganzen um die tosenden Brandungen, die das große politische und geistige Leben der Nation draußen im fernen Weltenmeere schlägt.

Mögen die vielfach etwas holprigen Wege, über die uns Sauter durch den Rübenacker seiner naiven Reimereien führt, zu längerm Wandern nicht immer verlockend sein, mögen die oft recht ungeschickten und drolligen Verse mit der häufig sehr verstandesmäßigen Nüchternheit und Hausbackenheit ihres Inhalts und ihrer Form nur allzuoft unser Lächeln erregen: trotz allem werden wir uns, sofern wir nur mit einiger Liebe auf dem durchwanderten Gebiete Umschau halten, dem eigenartigen Reize dieser ländlichen und urwüchsigen Naturpoesie nicht zu entziehen vermögen. Ein wesentlicher Teil dieses Reizes liegt in dem Umstand, daß uns daraus das altväterliche Bild des fürtrefflichen Mannes mit seinen gemütlichen Gesichtszügen so lebensvoll entgegenblickt, daß wir glauben möchten, den Biederen in eigener Person gekannt zu haben.

Ein Musterbild aller Tugenden, die der tüchtige Bürger in sich zu vereinigen pflegt, steht der ehrenwerte Bildner der dörflichen Jugend vor unserem geistigen Auge. In allen Dingen „Maß" zu halten, ist der schon aus Vernunftgründen sich ihm ergebende Kernpunkt seiner einfachen Lebensphilosophie.

Wer Maß in allen Dingen hält,
Hat Beifall Gottes und der Welt

— so schließen Sauters moralische Betrachtungen über „Die Trunkenheit" (S. 39). Dieselbe Mahnung taucht in mannigfachen Variationen in seinem Sange auf, so beispielsweise in einem Zimmerspruch (S. G., S. 90):

's hat jedes Ding sein Ziel und Maß,
Guckt man nur nicht zu viel ins Glas,
Bleibt jeder nur hübsch in den Schranken,
So können nie die Weiber zanken.

Aber ebensowenig wie das Übermaß erscheint eine tugendprotzige Enthaltsamkeit seinem gesunden natürlichen Denken einleuchtend. Er selbst ist ein warmer Verehrer des edlen Rebensaftes, er freut sich als Einundsiebziger mit ehrlichem Behagen, daß er den trefflichen „Vierunddreißiger" noch immer „beißen" kann und spricht offenbar aus eigener Erfahrung, indem er in drolliger Weise darüber klagt, kein Mensch wolle es dem armen Dorfschulmeisterlein verzeihen, wenn auch er einmal „wie Noah sich versieht".

Daß Fortuna ihn mit irdischen Gütern nicht überschüttet hat, weiß er mit liebenswürdigem Gleichmut zu tragen, ohne sich durch die ärmlichen finanziellen Verhältnisse, die ihm während des größten Teils seines Lebens beschieden sind, zu Klage und Unzufriedenheit verleiten zu lassen. In zahlreichen Gedichten tritt die stille Genügsamkeit seines Wesens zu Tage; worauf sein Wünschen sich richtet, verrät ein Zimmerspruch von 1833 (S. G., S. 127):

Sei auch arm und klein die Hütte,
Wenn nur Ruh' und Einigkeit
Drinnen herrscht und alle Tritte
Zeugen von Zufriedenheit.

Digitized by Google

Wenn nur Liebe drinnen wohnet,
Nur die Nahrung nicht gebricht,
Bin ich schon genug belohnet
Und beneid' den Fürsten nicht.

Obgleich er sein geliebtes Flehingen 1816 nur widerstrebend verlassen hat, findet er sich auch in seiner neuen Heimat Zaisenhausen sehr bald mit Freuden zurecht und singt gelegentlich der Einweihung seines neuen Schulhauses daselbst (S. G., S. 76):

Wunderbar sind Gottes Wege!
Flehingen, das mich gebar,
Wo ich schier eilftausend Täge
Evangel'scher Lehrer war,
Wo ich Haus und Güter habe,
Floh ich mit dem Wanderstabe,
Ging hierher mit weichem Mut —
Doch, Gott Lob! ich traf es gut.

Was ihm über den fraglichen Wert äußerer Güter und das Glück eines genügsamen Bescheidens auf dem Herzen liegt, faßt er zusammen in der „Aufmunterung zur Zufriedenheit“ (S. 33) und in dem Preislied auf sein „friedliches Örtle“ (S. 34).

Sauters stille Gefügigkeit gegenüber allem guten und schlimmen Walten des Geschickes wurzelt in seiner religiösen Überzeugung, einem schlichten, starken Gottesglauben, der ihn in allem Irdischen die weise Lenkung einer höheren Hand erkennen läßt. Seine religiösen Gesänge, zum großen Teil Umdichtungen und Paraphrasen von Psalmen, nehmen, wie schon oben bemerkt, einen ziemlich breiten Raum ein in dem dichterischen Schaffen seiner späteren Jahre und legen, in gleicher Weise wie die zahlreichen Verweise auf Bibelstellen, Zeugnis ab von dem gottergebenen Sinn und der Bibelfestigkeit ihres Autors. Das Spielen ist in Sauters „friedlichem Örtle“ verpönt, und „kein Kärtle“ wird am Sonntag zur Hand genommen (S. 35):

Man liest in der Bibel
Und was man noch hat,
Im Lahrer Kalender
Und Landwirtschaftsblatt.

Konfessionelle Beschränktheit oder gar Unduldsamkeit ist Sauters gesundem, menschlichem Empfinden fremd. In einer an die Landstände gerichteten Dankadresse für deren Bemühungen zu Gunsten des Lehrerstandes (S. 6) bittet er im Namen der mit ihm vereinigten Amtsgenossen um einen schönen Schulenplan

Für alle Konfessionen,
Die in dem Lande wohnen

und hofft, daß die Erfüllung dieser Bitte einen großen Schritt bedeuten werde „zur einst'gen Glaubenseinung“. In einem Zimmerspruch auf den „neuen Löwen“ in Zaisenhausen (S. G., S. 80) kleidet er sein Wünschen in die Worte:

Digitized by Google

Bestünde doch im deutschen Land
Nicht mehr die alte Scheidewand,
Die Brüder noch von Brüdern trennet!
Welch hohes Glück wär' uns gegönnet!

Und an anderer Stelle (S. G., S. 72) freut er sich des gesunden in Zaisenhausen waltenden religiösen Sinnes:

Ich freue mich, in Zaisenhausen zu sein —
Da sind noch die Köpfe vom Sektengeist rein,
Da giebt es nur schaffend' und betende Christen,
Nicht düstere Frömmler, nicht Separatisten —
Sie gehen des Sonntags zur Kirche in Ruh'
Und singen und hören dem Prediger zu.

Unendlich und unbegrenzt ist Sauters Loyalität und Liebe zu seinem Fürstenhaus; sie erstreckt sich ohne Wahl und Unterschied auf sämtliche Angehörigen des hohen Hauses. Es war wohl einer der inhaltschwersten Tage in dem Leben des armen Schulmeisters, als er am 27. Mai 1837 seinem Landesherrn, dem Großherzog Leopold, gelegentlich dessen Durchreise durch Zaisenhausen, die Thüre der dortigen neuen Kirche öffnen durfte, freilich um erst nachträglich zu erfahren, welch hohes Glück ihm widerfahren war. Die Gedächtnis-Medaille, die ihm zusammen mit einem Allerhöchsten Dankschreiben, auf die Übersendung des Gedichtes „Mein Mesnerglück" (S. 1) an den Großherzog zukam, mag das wertvollste Prunkstück in Sauters Haushalt gewesen sein. Es ist schwer, sich die Größe der schmerzlichen Enttäuschung zu vergegenwärtigen, die sich des Armen bemächtigte, als das von ihm verfaßte Gedicht „auf die gehoffte Durchreise" des Landesfürsten durch Zaisenhausen im Mai 1830, infolge veränderter Dispositionen des Hofes, nur ein „projektiertes Gedicht" (S. 2) bleiben mußte. Dafür wurde ihm zehn Jahre später die freudige Genugthuung, den geliebten Landesherrn bei einer „wirklichen Durchreise" durch Zaisenhausen begrüßen zu dürfen (S. G., S. 7):

Willkommen uns auf deiner Reise,
Geliebter, treuer Landesfürst,
Der du auf so gerührte Weise
Heut' überall empfangen wirst.

Und in dem Bauspruch auf sein neues Schulhaus machte sich Sauters unübertrefflich loyale Gesinnung in dem Ausspruch Luft (S. G., S. 72):

Hoch leb' die Regierung, die Herren Minister,
Kreisräte, Beamte und Ärzte und Priester,
Kurz, jeder den Pflichten obliegende Stand,
Heil allen den Edlen im badischen Land!

Die großen politischen Ereignisse der Außenwelt spielen in das dichterische Schaffen Sauters kaum herein und lassen nur an einigen wenigen Stellen ihre Reflexlichter hereinschillern. So entlockt ihm die Franzosengefahr von 1794 u. a. einen energievollen „Aufruf zur Landwehr" (S. 39), die Kontinentalsperre von 1810 veranlaßt die zornigen Ausbrüche des „Kaffeeweibs" (S. 38) gegen den Franzosenkaiser, und die große Völkerschlacht von 1813 entflammt Sauters patriotisches Herz zu Tönen brausender Begeisterung (S. 10).

Digitized by Google

Mit Vorliebe verwertet er bei jeder nur passenden Gelegenheit seine geschichtlichen Kenntnisse, indem er beispielsweise in einem Bauspruch (S. G., S. 94) seine Zuhörer in drolliger Weise belehrt:

Da, wo die Not am höchsten stieg,
Das war der dreißigjährige Krieg.
Ganz Deutschland ist durch Brand und Morden
Ein allgemeiner Kirchhof worden.

Und als er aus „alten Schriften" ergründet hat, daß sein Dörflein Zaisenhausen von einem gewissen Gaugrafen Zaisolf vor siebenhundert Jahren erbaut wurde, knüpft er daran den folgenden belehrenden Exkurs (S. G., S. 95):

Es war ein Enkel sicherlich
Vom vierten Kaiser Heinerich,
Der um das Jahr eilfhundert lebte,
Und den der Papst zu stürzen strebte.

Daß Heinrich bei dem Hildebrand
Drei Wintertage barfuß stand,
Bis er vom Bannfluch ihn befreite,
Das wissen alle Bücherleute.

Jetzt ist's ganz anders in der Welt,
Der Kirchenbau ist abgestellt,
Die Menschen sind in allen Orten
Vernünftiger und milder worden.

Auch sonst zeigt sich Sauter unabläßig bemüht, seine Kenntnisse zu erweitern und einige Fühlung mit dem litterarischen Leben seiner Zeit zu behalten. Sechzehn Jahre lang steht er an der Spitze einer Lesegesellschaft, die das Ziel verfolgt, ernste litterarische Interessen im Kreise der Berufsgenossen der Umgegend zu verbreiten und zu pflegen. Auf die Umschläge der Bücher werden gereimte Notizen geschrieben, die deren Inhalt zu charakterisieren suchen. So erhalten beispielsweise Hebels Allemannische Gedichte durch Sauter das folgende begeisterte Geleitwort (S. G., S. 373):

Meisterstücke! Meisterstücke!
Nicht ein einziges ist pöbel.
Welche Scenen! welche Bilder!
Dank und Kuß dem lieben Hebel!

Seiner Verehrung für den frischen Jungbrunn Hebelscher Dichtung verleiht er auch dadurch Ausdruck, daß er einem Zimmerspruch auf ein neues Gasthaus zu Zaisenhausen zwei Strophen von Hebels „Freude in Ehren" einverleibt (S. G., S. 90).[1] Auch sonst liebt es Sauter, eine oder die andere Strophe aus einer bekannten Dichtung in ein eigenes

[1] In den ungedruckten Papieren Hebels, herausgegeben von G. Längin (Tauberbischofsheim 1882), findet sich eine Erinnerung an Sauter in dem allerdings nicht sehr witzigen Rätsel Hebels (a. a. O. S. 172):

Ein Lehrer in der Schule, von Bretten nicht weit,
Macht Verse gerade als wär' er nicht g'scheit,
Verbotenes Fleisch hüllt seinen Namen ein,
Jetzt setzt einen griechischen Buchstab' hinein,
So ist's ein Metall von glänzendem Schein.

Gedicht einzuflechten. So tönen in den Spruch auf das neue Schulhaus, seltsam kontrastierend mit Sauters biedrem Sang, mit einem Male Schillersche Klänge herein, in freier Bearbeitung des Festredners (S. G., S. 77):

Duldet mutig, Millionen;
Dieses Glas der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen!

Und ein dem Kasino in Kürnbach gewidmetes Lied (S. 9) klingt aus in vier Zeilen des Reiterliedes aus „Wallenstein“, allerdings mit einer Variante im ersten Vers und ohne daß die betreffende Stelle wie sonst durch Anführungszeichen als fremdes Eigentum gekennzeichnet ist. Dem „Bauspruch für einen Zimmergesellen“ (S. 15) ist die Anfangsstrophe aus einem vielgesungenen Liede von Chr. J. Wagenseil (1756 bis 1839, „Arm und klein ist meine Hütte“) einverleibt. An das Vorbild Schubarts, der, wie Sauter berichtet, die poetische Flamme in ihm entzündet hat, gemahnen zahlreiche Gedichte, bei denen sich nicht nur im Vorwurf, sondern auch in Anlage, Rhythmus und mannigfachen Einzelheiten die unverkennbare Anlehnung an den schwäbischen Dichter verfolgen läßt. Das deutlichste Beispiel solcher Anlehnung bietet das vom 12. Juni 1830 datierte „Abschiedslied für Auswanderer nach Amerika“ (S. 35), das ebenso durch Anlage und Versart wie durch zahlreiche Anklänge im einzelnen auf das deutliche Vorbild des „Kaplieds“ hinweist.[1]

Auch den beiden Schulmeisterliedern Sauters mögen Schubartsche Gedichte, wie „Schulmeistertrost“, „Provisorlied“, „Der Provisor“, in der Art und Weise wie darin die hellen und dunkeln Seiten eines Standes besungen werden, als unbewußte Vorbilder gedient haben. In der Ausführung aber zeigt sich Sauter hier durchaus urwüchsig und originell, wenn er mit köstlicher

[1] Vergl. über den Einfluß Schubarts auf die Volkslieder Sauters die treffenden Ausführungen von Boretzsch a. a. O., S. 323 ff. Als diejenigen Gedichte Schubarts, die für diesen Vergleich besonderes Interesse bieten, sind neben dem „Kaplied“ in erster Linie zu nennen: „Der glückliche Ehemann“, „Der erste Schnee“, „Winterlied eines schwäbischen Bauernjungen“, „Schwäbisches Bauernlied“, „Schulmeisterlied“, „Provisorlied“, „Der Provisor“. Zu Schubarts „Provisorlied“ ist namentlich Sauters Gedicht „Die Schulzeit“ (S. 36) zu vergleichen, das — ein allerdings vereinzelt dastehender Fall — seine ganze erste Strophe beinahe wörtlich dem Schubartschen Liede entlehnt.

Schubart:	Sauter:
Provisors sind wahrlich die nützlichsten Leut'!	Die Schulzeit ist wahrlich die nützlichste Zeit!
Sie lehren die Knaben	Da lernen wir Knaben
Und Mädchen Buchstaben,	Und Mädchen Buchstaben,
Hübsch lesen und malen,	Hübsch lesen und malen,
Und rechnen mit Zahlen;	Und rechnen mit Zahlen,
Daß Vater und Mutter sich drüber erfreut.	Daß Vater und Mutter sich drüber erfreut.
Provisors sind wahrlich die nützlichsten Leut'!	Die Schulzeit ist wahrlich die nützlichste Zeit!

Die beiden folgenden Strophen weichen bei Schubart und Sauter, abgesehen von dem Kehrreim, völlig voneinander ab.

Digitized by Google

Ironie und drolligem Ingrimm und andrerseits doch mit stolzem Standesbewußtsein die selbsterlebten Leiden seines Berufes besingt.[1] Hie und da freilich beschleicht ihn ein Zweifel, ob die Dorfschulengründung wirklich eine gute „Erfindung" sei und ob es mit dem Bauer nicht besser bestellt wäre, wenn er die hohe Kunst des Lesens und Schreibens entbehrte. Ganz schlecht zu sprechen aber ist er auf die „Lehrer der neuesten Art", die Schulmeister „ohne Stecken"; daß der letztere ein unentbehrliches Requisit der Schulstube ist zur Aufrechterhaltung der Ordnung, steht für ihn unumstößlich fest und wird sogar durch Verweis auf dementsprechende Bibelstellen erhärtet.

Von den Mühseligkeiten der Jugenderziehung findet Sauter Erholung innerhalb der traulichen vier Wände seines bescheidenen Heimes, wo sein „Weible", „süß wie ein Honigträuble", mit Kuß und sorgsamer Wartung die Sorgen von seiner Stirn scheucht. Zwar hat er in seinen Jugendliedern dem Ehestand wenig Sympathien entgegengebracht, in einem Sang des „vergnügten Handwerksburschen" das Lob des ledigen Standes gesungen und ein „Gassenlied für die Flehinger Burschen" von 1787, worin er ebenfalls die Freuden des ledigen Burschen feiert, der nach dem Lustgetümmel des Tanzes sein Mädchen „Ärm' in Ärme einklamiert" nach Hause begleitet, mit der unzweideutigen Erklärung abgeschlossen (S. G., S. 215):

Sagt einmal, ihr Freudenkenner,
Hat wohl auch bei seinem Weib
Einer unsrer jüngsten Männer
Solchen frohen Zeitvertreib?
Nein, gewiß nicht. O wir werden
Nicht so bald wie diese frei'n,
Denn das Beste auf der Erden
Ist, gesund und ledig sein.

Aber diesem löblichen Vorsatz ist Sauter nicht lange treu geblieben; schon zwei Jahre später besingt der „glückliche Ehemann" in munteren Weisen die „holde Lieblichkeit" seines Weibles, das ein Muster aller häuslichen Tugenden, außerdem aber „voll Gefühl und Ohr" ist, wenn er ihr zum Zeitvertreib etwas Schönes vorliest. Nach dem frühen Tode des geliebten Weibes aber löst sich der Schmerz des Verlassenen in den „Gefühlen der Getrennten" (S. 27), deren rührende Wirkung auch nicht beeinträchtigt wird durch naiv empfundene Einzelheiten wie die folgende:

Wenn das Niesen uns begegnet,
Ist kein Mensch da, der uns segnet.[2]

---

[1] Daß das prächtige Lied mit seiner drolligen Selbstironisierung das im Verein mit andern Sauterschen Gedichten einen wertvollen kulturellen Beitrag bildet zur Geschichte des Lehrerstandes und seiner bedrängten äußeren Verhältnisse, heutzutage vielfach als eine Verspottung dieses Standes aufgefaßt und seine Absingung demgemäß sogar strafrechtlich verfolgt wird (!), ist eine ebenso unglaubliche wie thörichte Verkennung dieses Liedes, für die sein Autor nicht verantwortlich gemacht werden kann.

[2] Die letzte Strophe dieses Gedichtes (S. 27), in deren erster Zeile statt des im Originale stehenden „mein" jedenfalls „nein" zu lesen ist, scheint darauf zu deuten, daß Sauter sich mit dem Gedanken einer neuen Verehelichung trug, was indessen nicht zur Ausführung kam.

Digitized by Google

Und als er viele Jahre später der Leiche eines Freundes folgt, erneuert sich in einem durch seine einfache Innigkeit ergreifenden Gedicht vom 6. Februar 1836 (S. 75) der Schmerz um die heimgegangenen Lieben, die Gattin und vier Kinder, die der Rasen deckt.

Aber alles Leid seines Lebens vermag ihm die Freude und die Dankbarkeit nicht zu rauben für die zahlreichen frohen Tage, die ihm beschieden waren. In rührender Weise kommt der zähe und im Grund unverwüstliche Optimismus seines Wesens in dem schönen Liede auf seinen 75. Geburtstag zum Ausdruck (S. 75). Als treuer und hülfsbereiter Begleiter seines Lebens ist ihm ein sonniger Humor zur Seite geblieben; kein scharfer und geistreich-klügelnder, sondern ein unendlich harmloser und etwas hausbackener, aber durchaus gesunder und aus dem Innern dringender Humor. Sauters humoristische Veranlagung tritt, abgesehen von der Lebensanschauung, wie sie sich in dem Gesamtbild seines Dichtens offenbart, vor allem in seinen gereimten Erzählungen zu Tage, in den mannigfachen Schnurren und Anekdoten, worin seine glückliche Begabung, dem Volke kleine Geschichten scherzhafter Art zu vermitteln, manchmal entfernt an Hebels Schatzkästlein anklingt. Daß er dabei vor kräftigen Derbheiten wie beispielsweise in den Gedichten „Der gehobene Schatz“ (S. 42) und „Das Froidle“ (S. 49) u. a. nicht zurückscheut, zeugt von des Dichters gesundem, natürlichem Empfinden auch auf diesem Gebiete, wo soviel verkehrtes Anstandsgefühl die Begriffe der Menschen zu verwirren droht. Die wenigen schwäbischen Dialektgedichte, die Sauter geschrieben hat, besonders die der Familie des „Krämermichels“ gewidmeten Lieder, zeigen durch die Echtheit und Volkstümlichkeit ihres Tones des Dichters Begabung von ihrer glücklichsten Seite und rechtfertigen die große Verbreitung, die dem „Krämermichel“ zu teil geworden ist.[1]

Noch eine Seite der Sauterschen Gedichte ist kurz zu berühren: ihr keineswegs bedeutender, aber immerhin nicht zu unterschätzender kulturhistorischer Gehalt. Aus dem Gesamtbild, das die Reimereien des trefflichen Schulmeisters vor unser Auge führen, erschließt sich uns der Einblick in ein Stückchen Kulturgeschichte aus den engen Grenzen des ländlichen Dorflebens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, eng und beschränkt wie dies Leben, aber trotzdem ergötzlich und anheimelnd wie die einfach-liebliche Landschaft, die den stimmungsvollen Hintergrund dazu bildet.

Wir glauben in die wohlgepflegten Gassen des niedlichen Dörfleins zu blicken, das still und bescheiden, eine kleine Welt für sich, fern von der geräuschvollen Verkehrsstraße der großen Kultur, sein beschauliches Dasein fristet. Wir nehmen teil an dem einförmigen Leben seiner Bewohner, an den Sorgen und Freuden des Landmanns, wir trauern mit ihm, wenn durch Feuers- oder Wassersnot schwere Heimsuchung über die

[1] Hinsichtlich der mannigfachen anderen schwäbischen Beziehungen, die in Sauterschen Gedichten hervortreten, ist auf die angeführten Aufsätze von Voretzsch zu verweisen, wo die Ansprüche Schwabens an den badischen Volksdichter in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt werden.

Digitized by Google

Gegend hereinbricht, wir fürchten und zittern für ihn, wenn die Franzosengefahr die Segnungen der Friedenszeit und die Errungenschaften bäuerlichen Fleißes zu zerstören droht, oder wenn 1831 das Schreckgespenst der Cholera, der „Wanderpest aus Asia", unheilverkündend näher schreitet; wir freuen uns mit den Dorfbewohnern an den harmlosen Vergnügungen, welche die saure Arbeit der Wochen unterbrechen, am Tanz auf der Kirchweih und in der Dorftanzstube im „Adler", wir hören des Spielmanns lustiges Gedudel und das Gejohle der Burschen, wir sehen die pausbackigen, glühenden Gesichter der Mädels, die sich zärtlich und warm beim schwäbischen Schleifer an die Brust ihres Tänzers schmiegen, und wir bedauern den armen Provisor, der sich einsam in die Ecke drückt und, „um ehrbar zu sein", sich vom bäurischen Tanze enthält. Während der Woche freilich waltet ein ungemein solider Geist unter der wackern Bürgerschaft von Zaisenhausen; die vier Wirte, die daselbst für die wenigen hier verkehrenden Fremden Bier und Wein zapfen, verdienen an der Zeche der Einheimischen nur wenig (S. G., S. 89):

Sie haben ihren Wein zu Haus
Und gehn deswegen selten aus.
Ihr Grundsatz heißt: das Güterkaufen
Ist besser als das Wirtshauslaufen.

Wenn aber die Maurergesellen nach Vollendung des Turms der Zaisenhäuser Kirche mit einem „Schubkarch" und einem leeren Fasse durch die Gassen ziehen und mit einigen vom Lehrer verfaßten Strophen um ein Geschenk von gutem, neuem Wein bitten, dann müssen die guten Bürger nach altem Brauche mit ihrem Weinvorrat herausrücken und ihr Scherflein beitragen, um das Fäßlein der Gesellen zu füllen.

Doppelte Lustigkeit entfaltet sich bei allen festlichen Veranlassungen, sei es, daß es gilt, die Vollendung des neuen Schulhauses, der Kirche oder des Gasthauses zum „neuen Löwen", der Papiermühle zu Flehingen oder der neuen Scheuer des Almosenpflegers zu feiern, sei es, daß die Einweihung der neuen von Meister Overmann in Heidelberg gebauten Orgel zu Kürnbach die Honoratioren der Umgegend zu einem Festmahl zusammenruft, wozu der Sonnenwirt Schaaf die Teilnehmer um den „leidentlichen" Preis von 30 Kreuzer per Person in einem selbstverfaßten poetischen Aufruf einlädt.[1] Bei keiner solchen Veranlassung aber fehlt

[1] Da in dem Gedicht „Das im März 1834 gestiftete Kasino" (S. 9) ausdrücklich von Sauter bezeugt wird, daß der Sonnenwirt Schaaf sich in Reimen versuchte, die „recht brav" klangen und sogar würdig befunden wurden, im „Mittwochskränzchen" verlesen zu werden, ist wohl mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß das Gedicht „Einladung zur Orgeleinweihung in Kürnbach" (S. G., S. 42) mit der Schlußstrophe:

Um der Gäste Unterschrift,
Daß er seinen Aufwand trifft
Und die Köchin sich nicht irrt,
Bittet Schaaf, der Sonnenwirt,

wie so manches andere der Sammlung nicht von Sauter, sondern eben von jenem poetisch veranlagten Sonnenwirt herrührt.

Digitized by Google

der wohlrenommierte Festredner und Festdichter der Gegend, ob er nun für die Zehntenträger, die nach altem Brauche der gräflichen Oberherrschaft die Zehnten der Ernte überbringen, ein Begleitlied verfaßt, ob er für die Schuhmacherzunft die „Handwerkslade" in artigen Verslein einem neuen Gastwirt zur Aufbewahrung übergiebt oder ob er in langatmigen und nicht endenwollenden poetischen Festsprüchen über die Vorgeschichte des betreffenden Neubaues berichtet und sämtliche um dessen Gelingen verdiente Männer und noch viele andere hochleben läßt, unterbrochen durch zahlreiche Musik- und Trinkpausen, in denen er seinen „Nebensteher" auffordert, ihm neu aus dem Kruge einzuschenken. Und mit besonderer Genugthuung schlägt der ländliche Sänger in die Saiten, als ein längst gehegter Wunsch sich ihm erfüllt und das alte Zaisenhäuser Schwefelbad, das 1743 errichtet, in kurpfälzischer Zeit sich einer ziemlichen Frequenz erfreute, zu Beginn des 19. Jahrhunderts aber einging, durch den Grafen Oberndorf 1832 erneuert und neu eingerichtet wird, mit dem Komfort von „vier Stübchen, drin man sich enthüllet", einem Unterhaltungszimmer mit Marketender und dem billigen Preise von 15 Kreuzern für die „Badperson". Frohe Jubelklänge ertönen aus dem Munde des Dichters, als im Jahr 1830, durch die Württemberger Geistlichkeit veranstaltet, das Melanchthonsfest zu Bretten mit Gottesdienst, Festzug und feierlichem Schmause in der „Post" daselbst gefeiert wird. Solche Stunden müssen ihm und vielen seiner Mitbürger Entschädigung dafür bieten, daß es ihnen nicht vergönnt ist, über die Grenzpfähle ihrer engeren Heimat weit hinauszublicken. Und doch wird die Sehnsucht des armen Jugendbildners, öfters in seinem Leben nach der Residenzstadt „Karlsruh" zu kommen, durch den neuen gelben Eilwagen mächtig angereizt, der dreispännig fünfmal die Woche in sein Dörflein einrollt und überall im Lande von der neuen „Bequemlichkeit" reden macht. Mit Wehmut folgt sein Auge dem eilenden Wagen, wenn er „rumpelnd" aus dem Örtchen fährt, die ungestillten Wünsche nach einer schönen, ungekannten Ferne hinter sich zurücklassend. Einigen Ersatz für das Entbehrte bietet ihm freilich die Lektüre, die ihm namentlich als Vorstand der Lesegesellschaft in reichem Maße zu teil wird. In seinem lieben Gartenhüttchen findet er nach des Tages Last und Mühe Muße, sich in das Studium geliebter Dichter zu versenken und zu philosophieren über des Lebens Eitelkeit und das „Unheil unserer Zeit", daß ein jeder in eitlem Vermessen über seinen Stand hinausstrebt; hier verzehrt er sein bescheidenes Vesperbrot und lauscht beim Abendrot dem Gesang der Nachtigallen. Ist aber das Dunkel der Nacht heraufgezogen und sind Weib und Kinder zur Ruhe gebettet, so sitzt er wohl noch einsam in seinem Kämmerlein beim „Unschlittlichte" und dichtet ein neues Lied oder feilt mit sorgsamem Bedacht an alten Versen, während das Rasseln der Kernenbauern, deren Zug von Durlach heimwärts kehrt, von der nahen Straße dumpf herübertönt. —

Es wäre verkehrt, Sauters Dichten mit der scharfen kritischen Sonde der Kunstdichtung messen zu wollen. Was der biedre Dorfschulmeister von der Warte seines Gartenhüttchens aus über die kleine Welt, die sein

Blick von hier umspannte, gereimt und gedichtet, verträgt kein Zerstückeln und kein kritisches Zersetzen nach den Schulregeln der Ästhetik. Er und sein dichterisches Schaffen will als ein einziges, untrennbares Ganzes genommen sein; was er aus der Naivetät seines Empfindens heraus gesungen hat, muß mit naivem, unmittelbarem Sinne genossen werden. Aus der Landschaft heraus und dem ländlichen Boden seines heimatlichen Dorfes muß die Person und das Wirken des Schulmeisters Sauter gewürdigt werden. Mit allen Vorzügen und Schwächen seines naiven Dichtens, mit der ganzen Unmittelbarkeit, Wärme und schönen Menschlichkeit seines Empfindens, mit seinen vereinzelten Anläufen zu einem höheren dichterischen Schwunge und der hausbackenen Nüchternheit vieler seiner Reimereien, mit allem Urwüchsigen, Herzlichen und Lieblichen, ja teilweise Ergreifenden, was seiner Dichtung innewohnt und allem Drolligen und unbewußt Komischen, was ihr anhaftet: mit alledem ist der wackre Schulmeister von Flehingen eine ganze Persönlichkeit, durch und durch gesund und von kraftvoller Eigenart, ein Volks- und Bauern-Sänger im guten Sinne des Wortes, der es wohl verdient, daß ihm in der Litteraturgeschichte seines engeren Heimatlandes ein bescheidenes Ehrenplätzlein gewahrt bleibt.

Der folgende Neudruck der Sauterschen Gedichte, der sich durchweg an den Wortlaut des Sammelbandes von 1845 hält, sucht eine Auswahl seiner besten und eigenartigsten Stücke zu geben. Von den verschiedenen Kategorien, in die der Inhalt der sämtlichen Gedichte gegliedert ist, sind die Umschlagverse, Rechnungsaufgaben, Rätsel, scherzhaften Zweideutigkeiten, Biblischen Sprüche und die Kegelregeln, außer acht geblieben. Von den breiten und übermäßig umfangreichen, zudem zahllose persönliche Verhältnisse berührenden Bau-, Fest- und andern Sprüchen konnten zur Charakterisierung dieser Gattung nur drei Stücke aufgenommen werden, während einige bemerkenswerte Einzelheiten aus unberücksichtigten Gedichten in der Einleitung Verwertung fanden. Von den in den Volksliedern von 1811 enthaltenen, im Sammelband von 1845 aber getilgten Gedichten wurden drei Stücke in den Neudruck aufgenommen. Die zahlreichen Druckfehler der sämtlichen Gedichte wurden nach dem ihnen beigegebenen Verzeichnis verbessert, andere offenkundige Versehen, deren Anmerkung in dem letzteren fehlt, ebenfalls dementsprechend abgeändert. —

So möge denn der alte wackre Samuel Friedrich Sauter über ein halbes Jahrhundert, nachdem er aus der Zeitlichkeit geschieden, in erneutem und verjüngtem Gewande in die Welt hinausziehen, zu den alten Freunden sich deren neue gewinnen und in unsern Tagen, wo die lyrische Produktion die verschiedensten und seltsamsten Gebilde zeitigt und in mannigfachen Abstufungen hin- und her schwankt zwischen einer von der einen Seite als Ideal ersehnten Heimatkunst und der hochgeschürzten Großstadt-Muse einer heiter-tändelnden Überbrettl-Poesie andererseits — Zeugnis ablegen von einem Stückchen weltentlegener und engbeschränkter,

Digitized by Google

aber ehrlicher und in ihrer schlichten Volkstümlichkeit echter Heimatkunst. Und so stimmt vielleicht auch der heutige Leser in die Worte ein, womit der Schulmeister von Flehingen gelegentlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums mit freier Bezugnahme auf sein populärstes Lied von einem Zeitgenossen gefeiert wurde:

Willst wissen nun, mein lieber Christ,
Wer unsres Festes König ist?
Ein Ehrenmann! Verbeug dich fein
Vor solchem Dorfschulmeisterlein.

Karlsruhe, im Oktober 1901.

Dr. Eugen Kilian.



Digitized by Google

Gelegenheits- und Ehrengedichte.

1.

Mein Mesnerglück
am 27. Mai 1837.



Nicht in meinen siebzig Jahren
Hatt' ich ein so schönes Glück,
Wie mir heut' eins widerfahren
Durch ein günstiges Geschick.

Eine Kutsche mit vier Pferden
Hielt bei unsrer Kirche an.
Was wird heute wieder werden?
Sagten alle, die es sahn.

Unter diesem Volksgebüssel
Stiegen drei Hochedle aus
Und verlangten meinen Schlüssel
Zu dem neuen Gotteshaus.

Schnell von meinen Hausgenossen
Wurde dieser mitgeteilt,
Und die Thür war kaum erschlossen,
War ich auch herbeigeeilt.

Mit devotester Verbeugung
Machte ich mein Kompliment,
Und mit milder Huldbezeigung
Ward ihr Blick auf mich gewendt.

Manche wißbegier'ge Fragen
Wurden jetzt an mich gethan,
Was ich wußte drauf zu sagen,
Gab ich ehrerbietigst an.

„Wunderschön ist dies Gebäude!"
(Sagten sie mit einer Stimm')
„Hübsch schuf diese Augenweide!
Alles Lob gebühret ihm!"

Keinen schien der Gang zu reuen,
Jeder staunte, und am End'
Gab mir einer von den dreien
Ein erfreuliches Präsent.

Und wer ging so hohen Standes
Von der schönen Kirche weg?
Leopold, der Herr des Landes,
Fürst Egon und Seldeneck!

Ach, daß mir ihn niemand nannte,
Meines Glückes nahen Stern!
Ach, daß ich ihn nicht erkannte,
Unsern milden Landesherrn!

O, schon an des Eingangs Stufen
Hätte ich im schwarzen Rock
Laut und freudig ausgerufen:
Vivat, unser Großherzog!

Vivat der geliebte Schwager,
Fürst Egon von Fürstenberg;
Auch den Stallamtswürde-Trager
Habe Gott im Augenmerk!

Digitized by Google

O, was hätt' ich können wagen
Bei des Landes Oberhaupt!
O, was hätt' ich können sagen,
Jetzt, da mir es war erlaubt!

Daß ich mein Dienst-Jubiläum
Vor sechs Monat schon beging;
Daß ein rührendes Te-deum
Mich in dieser Kirch' empfing;

Daß bei meinem Jubelfeste
Eine große Freundesschar,
Eine Menge Ehrengäste
Freudig an der Tafel war;

Daß ich nicht die Kühnheit hatte,
Zu dem Landesherrn zu gehn,
Und mir ein Geschenk der Gnade
Zu dem Feste zu erflehn.

Mehreres mit wenig Worten
Hätte ich noch vorgebracht,
Und die hohen Reis'konsorten
Mir zu gnäd'gen Herrn gemacht.

Jetzo diesen edlen Seelen
Mich mit diesem Reimgedicht
Unterthänigst zu empfehlen,
Halte ich für meine Pflicht.

Badens Stammbaum wachs' und blühe
Durch Jahrhunderte hinaus!
Vivat Leopold und Sophie
Und das ganze Fürstenhaus!

Auch die hohen Anverwandten
Halte Gott in seiner Hut!
Den Ministern, Landsgesandten,
Allen, allen geh' es gut!



2.

Ein projektiertes Gedicht

auf die gehoffte Durchreise Sr. Königl. Hoheit unseres Großherzogs von Baden durch Zaisenhausen am 20. Mai 1830.



Welch ein Jubel ohne Pausen
Tönt die Straß' von Wertheim her!
Auch durch unser Zaisenhausen
Strömet dieses Wonnemeer.
Unsern Landesherrn zu sehen
Und in seiner Näh' zu stehen,
Der mit Milde nach uns blickt,
Macht das ganze Dorf entzückt.

Auch die Landesmutter zeiget
Sich bei uns mit dem Gemahl,
Alt und jung ist ihr geneiget,
Badens ganze Bürgerzahl.

Alles ruft: Es leb', es blühe
Leopold und die Sophie!
Prinzen und Prinzessinnen
Soll es ewig wohl ergehn!

Hunderttausend Unterthanen
Sahen schon dies edle Paar,
Die mit Kränzen und mit Fahnen
Brachten ihre Opfer dar;
Schon durch viele Ehrenbogen
Ist dies hohe Paar gezogen,
Mit Musik und mit Gesang
Nimmt man's täglich in Empfang.

Digitized by Google

Was bewirkte diese Liebe,
Diese große Huldigung?
Unsers Landherrns edle Triebe
Zu des Volks Erleichterung.
Straßengeld und Waldrugsünden,
Auch vom Salzpreis ließ er schwinden,
Dieses wird mit Dank erkannt,
Dieses ist das Liebesband.

Baden ist ein schöner Garten,
Der die besten Früchte zieht,
Tausend sind, die seiner warten,
Die bewirken, daß er blüht.
Alle diese stehn und dürsten
Nach dem Beifall ihres Fürsten,
Und der milde Leopold
Spricht: Ich bin euch allen hold!



3.

Das ehemalige Zaisenhäuser Bad.

Ein Gedicht, welches der hochseligen Frau Markgräfin Amalie von Baden am 2. August 1823 gewidmet war, als Hochdieselbe den Herrn Grafen von Degenfeld besucht hatte und in Zaisenhausen zweimal umspannen ließ.



Indessen man den Wechselzug
An deinen Wagen spannt,
Nimm, Gräfin, die mich heute frug,
Dies Blatt mit milder Hand!

Mit ehrfurchtsvoller Schüchternheit
Gab ich Bescheid; ich sah
Die höchste Mutter unsrer Zeit,
Badens Amalia!

Daß du, von dem die Rede war,
Vom hies'gen Schwefelbad,
Dasselbe nimmer wardst gewahr,
Ist schade, ewig schad'!

Die alten Pfälzer schätzen's hoch,
Denn es war gar zu schön;
Gewiß, wir hätten, stünd' es noch,
Dich oft bei uns gesehn.

Der Adel weit und breit herum
Besuchte dieses Bad,
Die Frau von Yrküll gab den Ruhm
Ihm stets im hohen Grad.

Bis hoch ins Alter dachte sie
Der hier genoss'nen Lust
Und war der nahen Orte sich
Mit vieler Huld bewußt.

Eh' ihr die große Stunde kam
(Sie kam in Stuttgart ihr),
Beschenkte noch die edle Dam'
Die ganze Gegend hier.*)

Daß nun der Nam' erloschen ist
Vom Zaisenhäuser Bad,
Daß jetzt der Brunn vergeblich fließt,
Ist schade, ewig schad'!

Wie mancher Kranke, lahm und siech,
Am ganzen Körper wund,
Der mühsam an der Krücke schlich,
Ward wieder hier gesund.

Ein Badhaus auf der alten Stell',
Jetzt, da kein Krieg uns stört,
Ein neuer Gastwirt bei der Quell
Wär' alles Wünschens wert.

*) Die Almosenrechnungen von Flehingen, Sickingen, Zaisenhausen und Gochsheim gedenken ihrer mit Ehren. (Anm. des Dichters.)

Käm' einer hohen Huldperson
Doch diese Stiftung ein,
Sie hätte tausend Ruhm davon!
Möcht' es Amalie sein!

Freudiger Zusatz am 16. August 1832.
Mein frommer Wunsch wird nun er=
Graf Oberndorf, voll Gnad', [füllt:
Errichtet, wo der Brunnen quillt,
Anjetzt ein neues Bad.



4.

Bekanntmachung
des
erneuerten Zaisenhäuser Bades
im August 1832.



Gesunde, Kranke, Krumme, G'rade,
Kommt her zum Oberndorfschen Bade,
Ehmals das Zaisenhäuser Bad!
Legt euch in dessen Wannen nieder,
Schwemmt und erfrischet eure Glieder,
Dies sagt euch ein Gesundheitsrat.

Es kostet für den Wasserheizer
Die Badperson nur 15 Kreuzer,
Gewiß ein sehr geringes Geld;
Jedoch dies nur an solchen Tägen,
Wo mehrere sich waschen mögen
Und man die Heizung unterhält.

Das Wasser ist noch ganz dasselbe,
Wie ehedessen, wo Gewölbe
Und bleirne Röhren es gefaßt;
Die Brunnen haben noch die Kräfte
Zur Stärkung eurer Lebenssäfte
Wie vormals bei so manchem Gast.

Vier Stübchen, drin man sich enthüllet
Und mit dem Naß die Wannen füllet,
Sind hier in diesem Badgebäu;
Man sieht ein Unterhaltungszimmer,
Worin ein Marketender immer
Versehen ist mit allerlei.

Digitized by Google

Wenn viele diese Brunnen nützen
Und gern in diesem Bade sitzen
    Und heilsam finden diese Kur,
So wird man in den künft'gen Zeiten
Mit diesem Baue weiter schreiten,
    Einstweilen ist es Probe nur.

Eppingen, Gochsheim, Kürnbach, Bretten,
Und was von Dörfern und von Städten
    Dem neuen Bad noch nahe liegt;
Sie alle sind schön eingeladen,
Hier Kur zu trinken und zu baden;
    Gewiß, daß sie der Platz vergnügt.



5.

Dem Herrn Eduard Fesenbeckh,

der von Weihnacht 1825 bis Georgi 1827 Pfarrverweser in Kürnbach war, von seinen dortigen Freunden übergeben am Tage seines Abschieds den 30. April d. J.



Fesenbeckh! Bei deinem Scheiden
Werden viele Augen naß —
Alle wollen dich begleiten,
Sieh die große Menschenmass'!
Nie war noch die Liebe größer
Gegen einen Pfarrverweser.
Sieh, ganz Kürnbach ist gerührt,
Weil es seinen Freund verliert!

Wenn bei dir die Glocken klangen,
War im Dorfe keine Ruh',
Alte liefen, Junge sprangen
Freudenvoll der Kirche zu,
Deine Predigten zu hören;
Deine schönen Kinderlehren,
Das, was an dem offnen Grab
Dir der Geist zu reden gab.

Nimm, du treuer Seelenhirte,
Unsern Herzensdank dafür,
Ja, für alles, was uns rührte,
Was uns wohlgefiel von dir;
Nimm ihn für die holden Reden
In dem Umgang gegen jeden;
Nimm ihn für die Freundlichkeit,
Die den Kindern du geweiht!

Nie wird Kürnbach es vergessen,
Daß im sechsundzwanz'ger Jahr
Es den Fesenbeckh besessen,
Und wie allbeliebt er war.
Alle, die du kopuliertest,
Alle, die du konfirmiertest,
Alle, die du hast getauft,
Deren Herz ist dir erkauft.

Daß wir so um dich gebeten,
Daß wir unser Pred'geramt
Dir so gern gegönnet hätten,
Weil dein Nam' von Kürnbach stammt,
Wo dein Vater ward erzogen,
Wo dir alles ist gewogen,
Wird man uns jetzt gern verzeihn
Und uns drob nicht unhold sein.

Digitized by Google

Freudenlos wär' unser Leben,
Hätt' man uns an deiner Statt
Keinen Prediger gegeben,
Der auch unsre Liebe hat.
Seine schöne Anstandspredigt
Hat zum Ausspruch uns genötigt:
Fesenbeckh war unsre Lust;
Frank spricht auch aus freier Brust.

Wir verehren die Gesetze
Eines weisen Kirchenrats,
Dieser gibt die bessern Plätze
Ältern Dienern unsers Staats
Und erteilet dann den Jüngern
Wohlbedächtlich die geringern.
Fesenbeckh, auch du gewinnst
Sicher bald auch einen Dienst.

Lasse dir zum Angedenken
Einen Silberbecher weihn;
Dich nach Würden zu beschenken,
Sollte er von Golde sein.
Wenn an deinen Ehrentagen
Guter Wein wird aufgetragen,
Füll' ihn an und trinke draus,
Trink' auf unser Wohl ihn aus!

Tausend Glück und tausend Segen
Wünschen deine Freunde dir
Zu den künft'gen Lebenswegen,
Jetzo, da du gehst von hier.
Lasse dir die warmen Hände
Herzlich drücken noch am Ende
Und — die Augen thränenvoll —
Liebend sagen: Lebe wohl!



6.

Dankadresse

an den Großherzogl. Bad. Landstand im Jahr 1819, von einer großen Anzahl Schullehrer.



Hochangeseh'ner Landesstand!
Verehrte, weise Männer!
Von unserm ganzen Vaterland,
Von allen Zweigen Kenner!
Ihr Plan und Ihre Wirksamkeit
Für Badens Wohl wird weit und breit,
Wo deutsche Ströme fließen,
Verehrt und lobgepriesen.

Wo's fehlt, wo was zu bessern ist,
Das bleibt nicht ungesehen —
Heil uns, daß auch auf Ihrer List'
Die armen Lehrer stehen!
Sie haben uns ins Herz geblickt,
Sie wissen, was den Schulstand drückt
Und was ihm heilsam wäre,
Zwei Dinge: Brot und Ehre!

Ja, dies und eine Witwenkass'
Zum Trost für unsre Frauen,
Wenn sie zu frühe todesblaß
Uns in dem Sarge schauen.
Dann stünde weiter uns nichts an,
Als noch ein schöner Schulenplan
Für alle Konfessionen,
Die in dem Lande wohnen.

Käm' in Erfüllung diese Bitt'
Und unsers Herzens Meinung,
So wäre dies ein großer Schritt
Zur einst'gen Glaubenseinung.
Wir Unterzeichnete am End',
Die nur der Katechismus trennt,
Sind alle heut' schon Brüder,
Vereint als Lehrstandsglieder.

Dank, inn'gen Herzensdank für das,
Was schon bereits geschehen,
Und daß wir ohne Ferneglas
Jetzt Hilfe kommen sehen!
Hoch leben alle Landschaftsherrn!
Besonders hoch Herr Doktor Kern,
Der uns zuerst bedachte
Und in die Sitzung brachte.



Digitized by Google

7.

Die Entstehung der neuen Kirche in Zaisenhausen.



So wie beim Schulhaus, so auch ward
Beim Kirchenbau gestritten,
Da gab es großen Widerpart,
Kein Einwurf ward gelitten:
„Die alte Kirche flicken wir,
Wir brauchen keine neue hier,
Die würde uns verschlingen
Und uns in Schulden bringen“.

Die dieses sagten, wurden Herr,
Es kam zum Akkordieren,
Werkmeister Link, als Steigerer,
Erhielt das Reparieren.
Dies that dem Dichter gar zu weh,
Daß eine solche kräftige
Gemeinde noch will knicken
Und ihre Kirche flicken.

Er stellte seinem Herrn Pastor
(Geheim doch und im stillen)
Die unbedachte Anstalt vor,
Die man nicht sollt' erfüllen:
„Gehn Sie bis nächsten Sonntag früh
Zur Kirche, und dann fahren Sie
Nach Bruchsal zu dem Großen*),
Das Flickwerk umzustoßen“.

„Den nachmittägigen Gottesdienst
Will ich allein versehen,
Das, was von Ihnen wird gewünscht,
Wird sicherlich geschehen;
Herr Schwarz ist gar ein guter Mann
(Nur Sonntags treffen Sie ihn an),
Er wird auf Ihr Berichten
Gewiß den Plan zernichten.“

Gesagt, gethan — Herr Pfarrer fuhr
Mit seinem Herrn Vogt Schühle
Nach Bruchsal schon um halb neun Uhr
Und kam sehr bald zum Ziele.
Sie brachten bei dem edlen Mann
Jetzt beide ihr Verlangen an
Und hörten mit Vergnügen,
Ihr Wort erfüllt zu kriegen.

Auf das, was er hat proponiert,
Ward von der Staatsregierung
Die neue Kirche dekretiert,
Und kam jetzt zür Vollführung.
Kein Ortsglied protestierte mehr,
Der Obrigkeit gab man Gehör,
Und jetzt macht dies Gebäude
Den Bürgern Ehr' und Freude.

Nur schade, daß noch vor dem Bau
Herr Pfarrer Hamel krankte,
Und er nicht mehr zur vollen Schau
Der neuen Kirch' gelangte;
Auch Sauter, dieser alte Mann,
Der seine Pflicht dabei gethan,
Muß jetzt, dem Ort entrissen,
Die schöne Kirche missen.

Die Schickungen sind wunderbar —
Das Glücksrad dreht sich immer,
Wer heute an dem Ruder war,
Ist morgen schon es nimmer;
Jedoch, was Gottes Vorsicht thut,
Ist alles recht, ist alles gut;
Mit diesem festen Glauben
Kann nichts den Mut uns rauben.

*) Herr Baumeister Schwarz. (Anm. d. Dichters.)

Digitized by Google

8.

Das Melanchthonsfest in Bretten

den 25. Junius 1830.



Melanchthon, Luthers rechte Hand,
Der vor dreihundert Jahren
Den Kampf mit jenen Herrn bestand,
Die dort in Augsburg waren;

Der Edle, der aus Bretten war,
Und trefflich hat gelehret,
Ward heut' von einer großen Schar
Dahier mit Glanz verehret.

Das Fest, das ihm die Geistlichkeit
Aus Württemberg gegeben,
Ward ihm aus reinem Dank geweiht
Für sein so edles Streben.

Zu schätzen, was der Stadt geschah,
Sind alle Herrn aus Bretten
Mit Lust und Freude, wie man sah,
Der Feier beigetreten.

Sie standen vor Melanchthons Haus
Mit ehrfurchtsvollen Blicken;
Die frohe Stadt ließ es voraus
Mit Blumenkränzen schmücken.

Von da ist man in einem Zug
Hin in die Kirch' gegangen,
Wo, während man die Orgel schlug,
Die Lehrer herrlich sangen.

Nun ließen zwei Dekane sich
In schönen Reden hören,
Warum sie heut' so feierlich
Den Mann aus Bretten ehren.

Vom Gotteshause ging der Zug
Fort in die Post zum Mahle,
Wo man viel Guts zur Tafel trug
In einem großen Saale.

Jetzt, als der Mund der Gäste schwieg,
Beschäftigt nur mit Zehren,
Ließ sich die schöne Stadtmusik
Im Nebensaale hören.

Als alle Gäste waren satt
Vom Löffeln, Gabeln, Tunken,
Ward auf Melanchthons Vaterstadt
Ein Lebehoch getrunken.

Ein Lebehoch dem Fürstenpaar
In Württemberg und Baden,
Bei denen Kirche und Altar
Aufs beste sind beraten.

Ein Lebehoch der Brüderschaft,
Die heute ward gestiftet
Mit Herzensworten voller Kraft,
Indes der Wein gedüftet.

Ein Lebehoch dem Herrn der Post,
Bei dem sie herrlich speisten,
Worauf sie dann nach Süd und Ost
Spät in die Heimat reisten.

Das war ein wonniger Genuß,
Ein Ehrenfest ganz gleißig,
Am fünfundzwanzigsten Junius
Jahrs Achtzehnhundertdreißig.



Digitized by Google

9.

Das im März 1834 gestiftete Kasino oder Kränzchen in Kürnbach.



Im Gasthaus zur Sonne
Vor'm Kürnbacher Thor
Ist jetzt eine Wonne,
Wie nie noch zuvor.

Die Mittwoch sind alle
Zu Kränzchen geweiht;
Nur nicht in dem Falle,
Wenn's träuft oder schneit.

Herr Ludwig von Göler,
Der junge Gemahl,
War hier der Erwähler
Von diesem Lokal.

Des Edlen zwei Brüder
Erscheinen dabei;
Ein Kleeblatt, ganz bieder,
Voll Liebe und Treu'.

Die ad'ligen Frauen
Und andre vom Stand
Sind auch hier zu schauen
Im schönen Gewand.

Pastoren und Lehrer
Sind bei dem Verein,
Sonst ehrbare Zehrer
Noch finden sich ein.

Sie plaudern alleine
Im Nebengemach
(Bei wohlfeilem Weine)
Von jeglichem Fach.

Sie lesen die Zeitung,
Das Pfennigmag'zin,
Und das von Bedeutung
Ergötzt ihren Sinn.

In allerhand Sachen
Wird Witz eingestreut;
Mit Scherzen und Lachen
Verkürzt man die Zeit.

Man liest da die Reimen
Vom Sonnenwirt Schaf,
Und — wer ließ sich's träumen? —
Sie klingen recht brav.

Mit lächelnder Miene
Und Äuglein voll Glanz
Hört seine Kath'rine
Das Lob ihres Manns.

Sie füllt jetzt die Gläser,
Die schon sind geleert,
Und bringt jedem Esser
Das, was er begehrt.

Käs, Butter und Schinken,
Brot, Kuchen und Weck
(Man darf ihr nur winken)
Sind gleich bei der Heck.

Nichts fehlt dem Kasino;
Man hat, was man braucht,
Geschnupft wird Marino
Und Knaster geraucht.

Doch bleibet verdrungen
Das Kartengemisch;
Nur plaudernde Zungen
Umgeben den Tisch.

Da hinter den Stühlen
Ein Pantalon steht,
So wird durch sein Spielen
Die Lust noch erhöht.

Digitized by Google

Die Gäste vereinen —
Trotz Titel und Rang —
Sich oft — wer soll's meinen? —
Zum frohen Gesang.

So wird in der Sonne
Zu Kürnbach die Zeit
Des Mittwochs der Wonne,
Der Freundschaft geweiht.

Wer Freuden mißgönnet
Dem munteren Chor,
Das hier wird benennet,
Ist sicher ein Thor.

Genießen des Lebens
Ist göttlicher Will';
Gott schuf nicht vergebens
Der Freuden so viel.

Wer weiß, wann uns Wandler
Umschließet die Gruft?
Wer weiß, wann das Schicksal
Von hinnen uns ruft?

Und ruft es uns morgen,
So lasset uns heut'
Noch schlürfen die Neige
Der köstlichen Zeit.



10.

Der 18. Oktober 1813.



Tag — o schreibt ihn mit Zinnober,
Nein mit Gold ins Buch der Zeit! —
Acht und zehnter im Oktober,
Du bist Deutschlands Herrlichkeit.
Nicht von Fürsten aufgefordert,
Nein, aus freiem Willen lodert
Weit und breit im Feuerlauf
Unser heißer Dank dir auf.

Welcher Kampf auf deinen Auen,
Leipzig! Welche Völkerwut!
Hunderttausende — o Grauen! —
Lagen schon in ihrem Blut;
Noch errang es nicht den Frieden —
Endlich ward der Sieg entschieden,
Und für uns! — o kniet hin!
Sehet! Drei Monarchen knien!

Tag des Danks, der Freudenthränen,
Großer, deutscher Siegestag!
Wo nach tausend Jammerscenen
Unser großer Feind erlag,
Wo wir dessen Joch zerschlugen,
Das wir fünfzehn Jahre trugen,
Tausendfache Herzenslust
Strömest du in unsre Brust!

Einzig in der Weltgeschichte
Wirst du lange, lange stehn;
Deine segensvolle Früchte
Werden Enkels Enkel sehn.
Einzig wirst du auch begangen!
Sieh! auf tausend Bergen prangen
Hohe Ehrenfeuer dir,
Angefacht von Dankbegier.

Welche schöne Telegraphen
Von der Elbe bis zum Rhein!
Aufruf tausend deutscher Braven:
Allgemein heut' froh zu sein.
Welche schöne Feuersäulen,
Dran wir uns mit Lust verweilen,
Nie in Süd und Nord und West
War ein solches Abendfest.

Könnten wir in Luftballonen
Uns doch meilenweit erhöhn,
Und aus diesen Regionen
Die Beleuchtung Deutschlands sehn!
O wie würden wir erstaunen
Und uns in die Ohren raunen:
Groß ist diese Jubelnacht!
Groß die Fei'r der Leipz'ger Schlacht.



Digitized by Google

11.

Der Brand in Kürnbach

am 13. September 1827.



Kürnbach — dieser Marktfleck zweier Staaten,
Abgeteilt an Hessen und an Baden —
Wurde neulich schrecklich heimgesucht;
Nebst drei Häusern fraß ein wütend Feuer
Noch sechs Bürgern jedem eine Scheuer,
Voll von Heu und siebzehn Bürger Frucht.

Welch ein Jammer! Welch ein Händeringen
Gab es da! — Die Habe fort zu bringen,
Sprangen Hundert ihren Brüdern zu;
Aber wenig, wenig konnt' man retten,
Früchte, Schreinwerk, Kleider, Weißzeug, Betten,
Waren weg beinah in einem Nu.

Kaum, daß man das Vieh noch ledig machte,
Als schon brennend jeder Balken krachte,
Und sonst keine Rettung möglich war;
Die Gebäude, allzu nah beisammen,
Standen plötzlich alle in den Flammen,
Und der ganze Ort war in Gefahr.

Wären nicht die Grenzer beigesprungen,
Weiter wär' die Wut der Brunst gedrungen,
Und vielleicht der halbe Ort verheert;
Durch die Macht der vielen Feuerspritzen
Und durch Männer, die Verstand besitzen,
Ward dem weitern Umgriff abgewehrt.

Mancher Brave wäre hier zu nennen,
Der bei diesem fürchterlichen Brennen
Sich um Kürnbach sehr verdient gemacht;
Männer, die die Löscher dirigierten,
Sie zum Wasser und zum Feuer führten
Und den Eifer aller angefacht.

Ihre Namen will man jetzt nicht melden;
Gott wird jedem Biedermann vergelten,
Der bei diesem Brande thätig war;
Wird gewiß die vielen Dienste lohnen,
So der Mannsleut', so der Weibspersonen,
Kurz der ganzen hies'gen Löscherschar.

Digitized by Google

Solch ein Unglück hat in hundert Jahren
Das betrübte Kürnbach nicht erfahren,
Als ihm eins durch dieses Feu'r geschehn,
Und zum Unheil traf es lauter Hessen,
Die zuvor in Ruhe sind gesessen
Und jetzt fern von Landesnachbarn stehn.

Doch — den Dichter würde es beschimpfen,
Wenn er allzufern das Hessisch Wimpfen
Und von daher keine Hilfe säh',
Diese Stadt hat viele edle Herzen,
Die gewiß der armen Brüder Schmerzen
Lindern, wie die Freunde in der Näh'.

Und ein Darmstadt, dem so edle Thaten
Schon durch seine Blätter sind geraten,
Die man mit Bewund'rung hört und liest,
Wird gewiß auch litterarisch bitten
Für die Brüder, die so Not gelitten,
Die so viel Vermögen eingebüßt.

Kürnbach ist bereits den Abgebrannten
Mitleidsvoll mit Gaben beigestanden:
Geld und Frucht und Stroh und Heu für's Vieh
Steu'rte es. — Auch ist aus ein'gen Orten
Ihnen ein Geschenk zu teil geworden,
Welches ihnen etwas Trost verlieh.

Nur die Sorge: wie wird's weiter gehen,
Bis die neun Gebäude wieder stehen?
Preßt die Unglücksmänner wie ein Stein:
Kürnbachs Bürger bauen schwer, — sie haben
Nicht wie andrer Orten Bauholzgaben.
Diese Notdurft kommt sie teu'r hinein.

Was den Armen aus der Feuerkasse
Wird bezahlt, ist eine kleine Masse
Und reicht nicht zum frischen Bauen hin,
Jeder muß mit Schulden sich beladen,
Wenn nicht gute Menschen ihren Schaden
Tragen helfen und die Börsen ziehn.

Möchte doch der Dichter viele rühren,
Daß sie den Verbrannten was spendieren,
Die der Kummer drücket Tag und Nacht!
Möcht's durch diese Verse ihm gelingen,
Daß die Leser gern ein Opfer bringen,
Dann wär' auch sein Scherflein dargebracht.



Digitized by Google

12.

Abschied des Sickinger Singvereins

von zwei seiner geliebten Mitglieder am 19. Juli 1843.

Brauch und Rieg! zum letztenmale
Sehn wir euch in diesem Saale,
Wo wir oft schon stundenlang
Uns ergötzten mit Gesang.

Daß ihr in zwei andern Orten
Nunmehr angestellt seid worden,
Thut uns allen herzlich leid,
Weil ihr uns entzogen seid.

Euer Umgang war uns teuer,
Jeder war uns ein getreuer,
Guter, lieber Herzensfreund,
Der es nie hat falsch gemeint.

Eure siebzehn Singkollegen
Wünschen Euch viel Glück und Segen
In den Orten, wo ihr jetzt
Von dem Staat seid hingesetzt.

Daß ihr wieder Freunde findet,
Eurer Kinder Wohlfahrt gründet,
Euch geliebt seht, so wie hier,
Alles dieses wünschen wir.

Gleichmann, Bader, Niederreiter,
Nadler, Hager, Schäfer, weiter
Fehrle, Käser, Hauser, nun:
Fesenbeckh, Wees, Julier, Kuhn.

Groos, Münz, Sauter und Conradi,
So, wie seine Herzenslady,
Denken eurer Biederkeit,
Eurer Freundschaft allezeit.

Denket auch an uns, ihr Beide,
Wie so oft mit großer Freude
Unsre Harmonie erscholl!
Teure Freunde, lebet wohl!



Bau- und Zunftsprüche.

1.

Zimmerspruch auf dem zweiten Hause des Herrn Kronenwirts in Zaisenhausen

am 7. Juli 1837.



Ihr Bürgersleute, merket auf,
Und blicket froh zu mir herauf!
Bei diesem schön gezierten Strauß
Sprech' ich jetzt meinen Segen aus.

Lob, Preis und Dank sei Gott gebracht,
Daß er uns heute nahm in acht,
Daß keinem ist was Leids geschehn
Und wir jetzt froh einander sehn.

Wenn's stürmt, wenn's wettert oder blitzt,
Sei dieses Haus von Gott beschützt,
Vor Feuer und vor Wassersnot
Bewahre es der liebe Gott.

Die Eintracht und der Friede sei
In diesem Hause täglich neu;
Glück, Heil und Segen wohne drin
Und stets ein gottergebner Sinn.

Der Bauherr, unser Kronenwirt,
Der hies'ge Schaf- und Lämmerhirt,
Hat hier ein Bauwerk aufgestellt,
Das jedermann im Ort gefällt.

Es dient, so sprechen Alt und Jung,
Zu unsres Dorfs Verschönerung,
Vorher stand hier ein rauchig's Haus,
Jetzt sieht es aber anders aus.

Zehn Fensterlöcher merket ihr
Und eine Öffnung für die Thür,
Und eine Einfahrt, überbaut,
Wo man den schönsten Bogen schaut.

Ganz wie es wurde akkordiert,
Ist alles pünktlich ausgeführt.
Die Maurer und die Zimmerleut'
Erwarten Lob und Dankbarkeit.

Zwei Keller, gut gewölbt und tief,
Das unt're Stockwerk ganz massiv,
Der ob're Stock von Eichenholz,
Das macht dies Wohngebäude stolz.

Der Hof, an Größe ungeheuer,
Der lange Stall, die Doppelscheuer,
Der große Garten hinten dran,
Wo trifft man viel dergleichen an?

Ein wahres Schafhaus könnt' es sein,
Die größte Herde schlöß es ein;
Die schöne Hofrait wäre auch
Für einen Gastwirt zum Gebrauch.

Wer weiß, was aus dem Hause wird,
Das hier der Bauherr aufgeführt,
Vielleicht — ich bild' mir so was ein —,
Vielleicht kömmt gar ein Metzger drein.

Vielleicht nimmt auch, ich mache Schnitz,
Der Bauherr hier den Witwersitz
Und zieht aus seiner Krone aus
Und läßt dort einem Kind sein Haus.

Eins oder 's and're wird geschehn,
Wie wir noch alle werden sehn.
Du Nebensteher mit dem Wein,
Schenk' jetzt ein volles Glas mir ein.

Vivat! Der Bauherr lebe hoch,
Und dieses viele Jahre noch!
Die Baufrau lebe auch wie heut'
Gesund und froh noch lange Zeit.

Den Sohn, die Töchter schließ' ich ein
Und ihre liebe Kinderlein;
Die Töchtermänner, Söhnerin,
Auch diese hab' ich noch im Sinn!
(Getrunken.)

Da, nimm das leere Glas zur Hand,
Ich red' noch was vom Schäferstand.
Ihr Alten, merket, was ich weiß!
Ihr Jungen, horcht mit allem Fleiß!

Die Schäfer sind berühmte Leut'
Schon in der alten Bibelzeit;
Ein Abraham in Kanaan
War einst ein reicher Schäfersmann.

Sein Sohn, der Isaak, war ihm gleich,
Auch Jakob war an Schafen reich,
Und auch an Kindern, Leute denkt!
Zwölf Söhne hat ihm Gott geschenkt.

Selbst Mose trieb die Schäferei,
Eh' er die Juden machte frei;
Ein David war ein Schäferssohn
Und kam doch auf den Königsthron.

Der beste Hirt, der je gelebt,
War Christus, den die Welt erhebt,
Weil er, weil's ihn sein Vater hieß,
Sein Leben für die Schafe ließ.

So wie vor alters werden jetzt
Die Schäfer immer noch geschätzt,
Wenn sie auf ihrer Weide nie
Zu viel erlauben ihrem Vieh.

Der Bauherr ist als brav bekannt
Dahier, sowie im Oberland;
Er bindet stets den Knechten ein,
Im Felde nie zu frech zu sein.

Ich wünsche, daß die Schäferei
Und seine Wirtschaft auch dabei
Ihm künftig noch viel Nutzen bring'
Und daß ihm alles wohl geling'.

Digitized by Google

Ich wünsche, daß sein Bauerngut
Ihn stets erhalt' bei frohem Mut,
Und seine Viehzucht ihm gedeih',
Kurz, daß er immer glücklich sei!

Jetzt noch ein Glas zu guter Letzt!
Die Bauaufschläger nenn' ich jetzt,
Die Maurer und die Zimmerleut'
Und unsres Dorfes Obrigkeit.

Vivat! Es leben alle hoch,
Die ich am Ende nannte noch!
Es leb' die ganze Bürgerschaft!
(Jetzt umgestürzt.)
Hinunter mit dem Rebensaft!

Nun ist mein Giebelspruch vollbracht.
Jetzt, Leute, eßt was Gut's zu Nacht!
Die Helfer hier bei diesem Haus,
Die lade ich zum Aufschlagschmaus!



2.

Bauspruch

für einen Zimmergesellen.



Hochgeehrte Herrn und Frauen,
Lieb' und werte Bürgersleut'!
Die ihr diesen Bau zu schauen
Hier zusammenkommen seid,
Macht euch näher zu dem Hause,
Merket auf, der Spruch geschieht
Hier beim aufgesteckten Strauße,
D'ran man schöne Tüchlein sieht.

Vorderſamst sei Gott gepriesen,
Der uns heute war so nah',
Und uns hat die Gnad' erwiesen,
Daß kein Unglücksfall geschah.
Noch besitzen grade Glieder
Die Errichter dieses Baus —
Rufet all', ihr Aufschlagbrüder,
Dankvoll dies gen Himmel aus!

Er hilft uns die Häuser bauen,
Er, der große Herr der Welt!
Ihm sei auch jetzt voll Vertrauen
Dieser Bau anheimgestellt;
Gnädig woll' er ihn beschirmen,
Wenn ihm je ein Unfall droht,
Ihn bewahren vor den Stürmen,
Vor der Feu'r- und Wassernot.

Kein Verderben, keine Seuche
Komm' in Wohnung oder Stall;
Gott, der Lieb- und Gnadenreiche,
Steu're jedem Unglücksfall;
Heil und Segen, Ruh' und Frieden
Sei in diesem neuen Haus
Unserm Bauherrn stets beschieden,
Bis ihn Gott einst ruft heraus.

He! Wo ist der Kannenheber?
Schenket jetzt ein Glas mir voll!
Mich erinnert meine Leber,
Daß ich eins Bescheid thun soll.
(Das volle Glas in der Hand.)
Hier mit diesem Saft der Reben
Trink' ich jetzt nach Handwerksbrauch.
Vivat! Unser Bauherr lebe!
Und die Baufrau lebe auch.

(Indem er das Glas zurückgiebt.)
Ha! wie gut ist dies Getränke!
Bruder, schenk' dir auch eins ein!
Sei nicht schüchtern, sondern denke:
Heute spart man nicht den Wein.
Wie sich's läßt am Bauherrn sehen,
Schlägt er jetzt auch gar nichts an,
Weil er hat ein Haus hier stehen,
Das kein Mensch ihm tadeln kann.

Digitized by Google

Eine Wohnung samt der Scheuer
An dem schönsten Platz im Ort,
Gut von Holz und von Gemäuer,
Und spottwohlfeil im Akkord;
Auch für sein Gewerb' und Wesen
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Kurz, ein Bauwerk auserlesen,
Das nicht besser könnte sein.

Warum sollt' ihn dies nicht freuen,
Warum sollt' er denen nun,
Die ihm ihre Kräfte leihen,
Nicht gern was zum besten thun?
Nein, der Bauherr denket heute
Unsres Diensts mit vielem Dank
Und wir dürfen — merkt's, ihr Leute! —
Jetzt nicht sparen seinen Trank.

Drum will ich auch wieder trinken —
Kannenmeister, o wie toll!
Du bist keiner von den Flinken,
Sonst wär 's Glas schon wieder voll,
Zimmerleut' und Balkenträger,
Euch sei dieses Glas geweiht!
Vivat, alle Bauaufschläger!
Uns geht's wohl in Ewigkeit!

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen, still und ländlich,
Nur ein kleiner eigner Herd;
Und ein Weib nach meinem Herzen,
Die die Wirtschaft mit mir treibt,
Und in Freuden und in Schmerzen
Bis zum Tode treu mir bleibt.

O wie wär' ich dann geborgen,
Wann ich stets brav Arbeit hätt',
Frohen Muts und ohne Sorgen
Läg ich Abends in dem Bett.
Ließ dann auch mit meinem Schatze
Gott mich liebe Kinder sehn,
Wollt' ich auf dem Zimmerplatze
Gern des Tags zehn Stunden stehn.

Keine Mühe wollt' ich scheuen,
Meine Kleinen zu erziehn,
Und entfernt von Zänkereien,
Sollte stets mein Eh'stand blühn,
Sonntag abends mit dem Weibe
Säß ich vor des Hauses Thür,
Und ich säng' zum Zeitvertreibe
Oft das schöne Lied mit ihr:

„Arm und klein ist meine Hütte,
Aber Ruh' und Einigkeit
Wohnt in ihr; auf jedem Tritte
Folget uns Zufriedenheit.
Laß die Liebe bei uns wohnen,
Die uns Blumenkränze flicht,
O Geschick! Dann neid' um Kronen
Ich den größten Fürsten nicht."

Wie gefällt's euch, was ich spreche?
Noch ein Glas mir eingeschenkt,
Eh' ich meinen Spruch abbreche —
Unsrer Obern sei gedenkt.
Vivat, unser König lebe!
Unser welt- und geistlich Amt!
Vivat, Heil und Segen gebe
Gott den Bürgern insgesammt!

Nun, ihr dreißig Aufschlagmänner,
Kommet alle fein zum Schmaus;
Esset, ich bin euer Gönner,
Trinkt dem Bauherrn 's Fäßle aus!
Horcher, sucht nun eure Stuben,
Meine Rede ist vollbracht;
Männer, Weiber, Mädchen, Buben,
Gute Nacht! Gut' Nacht! Gut' Nacht!



Digitized by Google

3.

Spruch eines Zunftmeisters
vor dem Adler zu Unteröwisheim im Jahr 1832.



Still, wertes Musikantenchor!
Still alle, die mich gerne hören!
Ich bringe ein paar Worte vor,
Dem Wirt und unsrer Zunft zu Ehren.

Die Schmied' und Wagner wählen hier
Zur neuen Herberg sich den Adler,
Dies Haus, ein schönes Zunftquartier,
Hat in dem Flecken keinen Tadler.

Herr Wörner und Frau Wörnerin
Sind estimiert in hohem Grade,
Drum ziehen wir mit frohem Sinn
Bei ihnen ein mit unsrer Lade;

Mit unserm Schild, mit unserm Strauß,
Nach unsern stehenden Gebräuchen,
Die stecken wir mit Freuden aus,
Als unsers Handwerks Ehrenzeichen.

Herr Wörner wird als Vater sich
An unsrer Meisterschaft erweisen,
Und seine Frau wird sicherlich
Gern unsere Frau Mutter heißen.

Sie werden beide mit Vernunft
Und Freundlichkeit stets um uns wandeln
Und die Gesellen unsrer Zunft
In ihrem Hause gut behandeln.

Wir Meister werden diesen Dienst
Mit aller Dankbarkeit erkennen
Und dem Herrn Vater viel Gewinst
In unsrer neuen Herberg gönnen.

Besonders aber werden wir
Heut' lustig sein beim Einzugsschmause.
Ihr Musikanten, folget mir,
Macht wieder Lärm bei diesem Hause!



Volkslieder.

1.

Der Krämermichel.



I, i bin der Krämermichel
Aus dem Schwabenland.
Mit der Haue und der Sichel
Bin i et bekannt,
Aber mit Kotton und Bändel
Und sonst profitable Händel.
I, i bin der rc.

Soll i uffe komma, Weibla?
I hau feina Zis,
Zuigla au zu Schürz und Leibla,
Seand, was i besitz!
Seid ihr geldlaus, i ka borga,
Zahlet mi nu übermorga.
Soll i rc.

Digitized by Google

Wie ist doch im deutschen Reiche
Jzt das Geld so rar!
Es vermairt sich diese Seuche
Jzt von Jahr zu Jahr.
Wo wir unsre War hintraga,
Haira wir die Luitla klage.
Wie ist ꝛc.

Nunz ist mai zu profitiera
Bei der jetz'ga Welt,
Wenn wir uns halb lahm hausiera,
Laise wir koi Geld.
O wie ging's, wenn auf da Merkta
Wir oft et da Beutel stärkta?
Nun ist ꝛc.

Einkromt! Einkromt! Weibla, laufet
Et von meinem Stand!
Seid ihr au do, Mädla? Kaufet
Feine Taffetband!
Grüß euch Gott, Frau Wilhelmina,
Kann i desmol mit nuits diena?
Einkromt ꝛc.

Nur durch Scherz und Schmeichelеia
Laist der Krämer Geld.
Bloß die Wara foil zu schreia,
Kommt ma et durch d'Welt,
Noi, die stolza Luitla wolla,
Daß wir au flattiera solla.
Nur ꝛc..



2.

Das Weib des Krämermichels.



I bin 's Krämermichels Weib,
Handla ist mei Zeitvertreib.
Kaufet Bändel, Borda, Spitza,
Zitz, Kotton zu Schürz und Mütza!
Wißt ihr, wo i her mi schreib?
I bin 's Krämermichels Weib.

Luitla, soll i uffe gau
Und mei War uich seha lau?
Flor, Marlin und Nasatüachla,
Schöna Zuig zu Kisseszіachla,
Älles könnt ihr bei mir hau.
Luitla, soll i uffe gau?

Weiber, Tüachla kaufet euch!
Gucket nu, wie suidereich!
Bessre haut ihr g'wiß koi g'seha!
Will's uich au net z'tuier gea,
Hau zur Hauzig und zur Leich.
Weiber, Tüachla kaufet euch!

Manna, seid doch et so gnau,
Kromet uire Weiber au!
Buadla könnt ihr hau und Borda,
Zitz, Kotton von älle Sorta,
Bändel, raut und grü und blau,
Manna, seid doch et so gnau!

's ist so, wie mei Michel sait;
Die Handelschaft ist ganz verheit!
Durch sechs Fleaka darf ma laufa,
Bis mer ka a Stück verkaufa,
D'Krämer haut jetzt wenig Freud';
's ist so, wie mei Michel sait.

Wär i nur im Himmel schau,
Thät mir's doch mol besser gau!
O es ist a loidigs Leabe,
Kistatraga und darneaba
Älla Johr 'n Buaba hau!
Wär i nur im Himmel schau!



Digitized by Google

3.

Des Krämermichels Sohn.

1796.



Luitla, lauft mir et davon.
I bin 's Krämermichels Sohn!
Kauft von meine Schwobalieder
Hau für älle Ständ und G'müater.
Luitla 2c.

Junge Kerles, wend ihr kois?
Kommet her und leset ois!
Hau die schönste nuista Liadla
Jeder Spielma' ka' sie fiedla,
Junge 2c.

Seand, was i vor Händel treib,
Durchzubringa meinen Leib!
Seand, do ist der Krämermichel
Mit der Haue und der Sichel,
Do ist's Krämermichels Weib,
Seand 2c.

Buaba, Moidla, wüßt ihr schau,
Wie dies närrisch Weib hot thau,
Wie sie's Lied hot überkomma,
's Ma's hätt' sie net übel gnomma,
Buaba 2c.

Doch, jetzt ist sie nimme bais,
Weil i Geld aus Liadla lais.
Äller Luitla G'lach und Singa
Thut uns jo koin Schaba bringa,
Noi, jetzt 2c.

Der sucht so, der so sei Hoil,
's Michels Soh' hot Liadla foil,
's Koardles Fritz ist Marketender,
's Jockels Veit verkauft Kalender.
Der sucht so 2c.



4.

Das arme Dorfschulmeisterlein.



Willst wissen, du, mein lieber Christ,
Wer das geplagt'ste Männchen ist?
Die Antwort lautet allgemein:
Ein armes Dorfschulmeisterlein.

Bei einem kargen Stückchen Brot,
Umringt von Sorgen, Mühe, Not,
Soll es dem Staate nützlich sein,
Das arme Dorfschulmeisterlein.

Noch eh' der Hahn den Tag begrüßt
Und alles noch der Ruh' genießt,
Hängt's schon am Morgenglöckelein,
Das arme Dorfschulmeisterlein.

Digitized by Google

Geendigt hat die Uhr den Lauf,
Es zieht dieselbe wieder auf,
Wälzt krächzend an dem Treibestein,
Das schwache Dorfschulmeisterlein.

Von diesem Frühgeschäfte matt,
Was Wunder! wenn es Grimmen hat,
Drum schluckt's ein Tröpfchen Branntewein,
Das arme Dorfschulmeisterlein.

Der Tag steht nun im hellen Licht,
Das Weibchen hat auch angericht't,
Nun schlingt's die Morgensuppe ein,
Das arme Dorfschulmeisterlein.

Jetzt erst beginnt die größte Plag'!
Sein Ämtchen sperrt den ganzen Tag
Zu Kindern in die Schul' hinein
Das arme Dorfschulmeisterlein.

Hier ist es nun — das eine brummt,
Das andre lacht, das dritte summt
Mutwillig in das Ohr hinein
Dem armen Dorfschulmeisterlein.

Wenn's liebevoll den Kindern wehrt
Und keines die Ermahnung hört,
So schlägt es öfters hitzig drein,
Das gähe Dorfschulmeisterlein.

Ein Kind zeigt dies dem Vater an,
Und der, ein ungeschliffner Mann,
Macht ihm die größten Flegelei'n,
Dem armen Dorfschulmeisterlein.

So wird die Speise ihm vergällt,
Die es auf den Mittag erhält;
Nie darf sich eines bessern freun
Das arme Dorfschulmeisterlein.

Was ist denn wohl des Männchens Kost?
Nur leer Gemüs und saurer Most,
Höchst selten Fleisch von einem Schwein;
O armes Dorfschulmeisterlein!

So es mittags nicht Schule hält,
Geht's mit der Haue in das Feld
Und schafft, weil der Gehalt so klein,
O armes Dorfschulmeisterlein!

Digitized by Google

Nachts macht sich's, wenn es Hunger hat,
Mit Suppe und Kartoffeln satt.
„Sonst kriegt es nichts?“ Ach! leider, nein!
O armes Dorfschulmeisterlein!

Von Sorgen wird es aufgeschreckt,
Wenn alles noch in Federn steckt,
Und voller Kummer schläft es ein.
O armes Dorfschulmeisterlein!

In diesem Zirkel dreht es sich
Die ganze Woch' bedauerlich,
Kein Tag ist ohne Kreuz und Pein.
O armes Dorfschulmeisterlein!

Fallieret oft die Kirchenuhr,
Verfehlt sich oft der Zeiger nur,
Da schimpft der Schulz und die Gemein
Auf's arme Dorfschulmeisterlein.

Anfänglich nahm man gern vorlieb,
Wie es den Unterricht betrieb.
Jetzt soll's ein Halbgelehrter sein,
Das arme Dorfschulmeisterlein.

Befindet sich's bei einem Schmaus,
So heißt's, wenn's kaum zur Thür hinaus:
„Es ißt, es trinkt, es steckt auch ein,
Das grobe Dorfschulmeisterlein“.

Hat's einmal etlich' Stückchen Geld
Und kommt es müd' und matt vom Feld,
Trinkt's auch beim Wirt ein Gläschen Wein,
Das durst'ge Dorfschulmeisterlein.

Wenn nun allda der Fall geschieht,
Daß es wie Noah sich versieht,
So will es ihm kein Mensch verzeihn,
Dem guten Dorfschulmeisterlein.

Bei Leichen und im Gottes-Haus
Brüllt oft ein Dummkopf neben 'naus —
Ach Gott! Wie muß es da nicht schrein,
Das arme Dorfschulmeisterlein.

Wenn's mit den Kindern sich nicht hält
Zur Zeit, wo ein Präsentchen fällt,
Da büßt es, leider! merklich ein,
Das arme Dorfschulmeisterlein.

Digitized by Google

Oft macht's der Pfarrer ihm zu bunt,
Und läßt ihm keine Ruhestund' —
Was will's? Es muß gehorsam sein,
Das arme Dorfschulmeisterlein.

Doch ist ihm noch der Trost beschert,
Daß seine Not nicht ewig währt;
Im Grabe — Gott, wie wohl wird's sein
Dem armen Dorfschulmeisterlein!



5.

Der ehrwürdige Schullehrer.

Ein Gegenstück zu vorhergehendem Klagelied.



Ein Lehrer ist ein Ehrenmann
Im Dorf wie in der Stadt,
Versteht sich, wenn er etwas kann
Und wenig Sorgen hat.

Da freilich, wo die Armut wohnt,
Läuft der Respekt davon;
Nur wen der Staat nach Würde lohnt,
Ist sicher vor dem Hohn.

Doch, Gott sei Dank! sie endet sich,
Des armen Lehrers Not;
Schon sorgen Fürsten väterlich
Für ihn mit Ehr' und Brot.

Ein Schulmann, wenn er wirken soll,
Muß sich geachtet sehn,
Ist seine Lage kummervoll,
Was kann da Gut's geschehn?

Kein Stand ist in der Christenheit,
Der wie der Lehrstand nützt;
Drum wird er jetzt auch weit und breit
Erhoben und geschützt.

Wo eine gute Schule blüht,
Da wohnet Glück und Heil.
Dem Lehrer, der sich treu bemüht,
Wird Ehr' und Ruhm zu teil.

Der Pfarrer hält ihn lieb und wert,
Und sagt oft sehr galant:
Der Mann, der unsre Jugend lehrt,
Ist meine rechte Hand.

Amt, Vogt und Richter sind ihm hold
Und stets für ihn bedacht.
Und nie wird ihm Gebühr und Sold
Im mind'sten schwer gemacht.

Kurz, alle Leute sind ihm gut
Und dankbar im Gemüt,
Und jeder Bürger lüpft den Hut,
Sobald er ihn nur sieht.

Sie, wenn von ihm gesprochen wird,
Sind ganz des Lobes voll
Und sagen: „Unser Lämmerhirt,
„Er leb' noch lange wohl!

„Die Kinder lernen, arm und reich,
„Es ist ein heller Staat;
„Sie lesen, schreiben, rechnen euch
„Als wie ein Advokat.

„Ihr Artigsein, ihr Höflichsein
„Hat uns schon oft ergötzt;
„Dafür wird denn auch allgemein
„Ihr Lehrer hochgeschätzt.

Digitized by Google

„Wie prächtig ist sein Kirchgesang!
„Wie schön sein Orgelspiel!
„Singt er uns vor, so hat es Klang
„Und bringt in das Gefühl."

Tritt er im Amt als Redner auf,
Am Grab, im Hochzeitshaus,
So merkt die halbe G'meinde drauf,
Und Thränen brechen aus.

Doch dieses Lob, Freund, wie du meinst,
Das ist sein Lohn nicht ganz;
Die Lehrer werden leuchten einst
Als wie des Himmels Glanz.



6.

Der Wachtelschlag.

Am 23. Juni 1796.



Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor:
Fürchte Gott! Fürchte Gott!
Ruft mir die Wachtel in's Ohr.
Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,
Mahnt sie den Horcher am Saatengefild:
Liebe Gott! Liebe Gott!
Er ist so gütig, so mild.

Wieder bedeutet ihr hüpfender Schlag:
Lobe Gott! Lobe Gott!
Der dich zu lohnen vermag.
Siehst du die herrlichen Früchte im Feld?
Sieh sie mit Rührung, Bewohner der Welt!
Danke Gott! Danke Gott!
Der dich ernährt und erhält.

Schreckt dich im Wetter der Herr der Natur:
Bitte Gott! Bitte Gott!
Und er verschonet die Flur.
Machen die künftigen Tage dir bang,
Tröste dich wieder der Wachtelgesang:
Traue Gott! Traue Gott!
Deutet ihr lieblicher Klang.



Digitized by Google

7.

Das Singvögelein.

Am 22. April 1826.

Ein Vögelein singt alle Morgen
Auf einer nahen Linde mir,
O hätt' ich doch so wenig Sorgen
Als dieses liebe kleine Tier!
Es ist so munter und zufrieden
Und bleibt darin sich immer gleich.
Wär' dieser Frohsinn mir beschieden,
Ich dächt', ich hätt' ein Königreich.

So wie ich von dem Schlaf erwache,
Hör' ich mein liebes Vögelein,
Da denk' ich, welche schöne Sache,
So frühe schon vergnügt zu sein!
Den großen Schöpfer zu erheben,
Ist jede Kreatur bemüht,
Wem eine Stimme ist gegeben,
Preist ihn in einem Morgenlied.

Hab' Dank für dein so schönes Singen,
Du liebes kleines Tierchen du!
Kein Maienfrost soll dich verdringen,
Kein Knabe stör' dich aus der Ruh'!
Dein Blätterdach soll dich beschützen
Bis hin zu deiner Wanderzeit!
O könnt' ich, Tierchen, dir was nützen,
Wie gern wär' ich dazu bereit!



8.

Der glückliche Ehemann.

Erstes Lied.

So traulich wie mein Weible
Giebt's keins im Dorfe hier!
Süß wie ein Honigträuble
Schmeckt mir ein Kuß von ihr;
Wenn sie an's Herz mich drückt,
Bin ich vor Lust entzückt.
So traulich 2c.

So niedlich wie mein Weible
Giebt's keine in der Stadt,
Wenn mit dem Sonntagsleible
Sie sich geschmücket hat;
Die Brust ein bißle preis,
Das Schürzle blütenweiß.
So niedlich 2c.

So reinlich wie mein Weible
Giebt's keins im Schwabenland!
Kein Fleckle und kein Stäuble
Bleibt ihr in dem Gewand;
Im Hause räumt sie auf,
Nichts ist, sie achtet drauf.
So reinlich 2c.

So friedlich wie mein Weible
Ist keins im ganzen Reich!
An Sanftmut ist kein Täuble
Der edlen Seele gleich;
Mich zanken kann sie nicht,
Sie lächelt, wenn sie spricht.
So friedlich 2c.

So herzig wie mein Weible
Giebt's halt nichts auf der Welt!
Vom Schühle bis zum Häuble
Ist alles wohl bestellt;
Die Wänglein weiß und rot,
Ihr Mund wie Zuckerbrot.
So friedlich 2c.



Digitized by Google

9.

Der glückliche Ehemann.

Zweites Lied.



Ich hab ein Weibchen — bräver giebt's
Im ganzen Lande keins;
Ein jeder, der's nur kennt, der liebt's
Und wünscht sich auch so eins.
Man wird mit holder Lieblichkeit
Von ihrem Blick bestrahlt,
Und ihres Herzens Edelheit
Wird nicht mit Geld bezahlt.

Mir fließt die Zeit so wonnereich
An ihrer Seite hin,
Daß ich es ganz zu schildern euch
Mit nichten fähig bin.
Sie kocht und sorgt für ihren Mann,
Sie wascht und näht und spinnt,
Und, was man nicht g'nug loben kann,
Ist immer froh gesinnt.

Wenn sie an ihre Kinder denkt
Und ihnen Strümpfe strickt,
Das Auge jetzt zur Arbeit senkt,
Izt freundlich zu mir blickt,
Dann les' ich oft zum Zeitvertreib
Ihr etwas Schönes vor,
Wie ist nicht da das gute Weib
So voll Gefühl und Ohr.

Ihr einz'ger Wunsch ist dieser nur:
Allstets gesund zu sein,
Und eh' der Schöpfer der Natur
Uns führt zur Ruhe ein,
Nur unsre liebe Kinder noch
Beglückt wie wir zu sehn.
O lieber Himmel, laß es doch,
Ach, laß es doch geschehn!



10.

Wiegenlied.



Schlafe, mein Herzchen, 's ist g'nug jetzt geschwärmt,
G'nug wieder getändelt, gehüpfelt, gelärmt;
Lieb Herzchen, schlaf ein!
Bist noch zu klein,
Um so wie wir Tage lang wachbar zu sein.
Schlaf!
Lieb's Herzelchen, schlaf!

's Närrchen, da liegt es und strabbelt und weint,
Ach! wüßtest du, wie man's so gut mit dir meint,
Bleib doch in der Ruh,
Kleines Schelmchen, du,
Und schließe jetzt deine Guckäugelein zu!
Schlaf!
Lieb's Männelchen, schlaf!

Digitized by Google

Flattert, ihr Träume, ich bitte euch d'rum,
In lieblichen Bildern sein Bettchen herum,
Damit's nicht erschrickt,
Kein Tier erblickt,
Und mich durch schlaflächelnde Mienen entzückt.
Schlaf!
Lieb's Söhnelchen, schlaf!

Stehe du, Wiege! Es ruht ja schon süß;
So ruhn die Engel im Himmel gewiß.
Du, Gott, deine Macht
Hab's in der Acht,
Bis es mir zu neuem Entzücken erwacht.
Schlaf!
Lieb's Engelchen, schlaf!



11.

Frauenspiegel.



Die Frauen alle, welche gern
Als brav gepriesen wären,
Die geben ihren Eheherrn
Nie Stoff, sich zu beschweren.

Gefällig, fromm und sittsam sein,
Sich nach dem Gatten richten,
Die reinste Liebe ihm zu weihn,
Das halten sie für Pflichten.

Sie suchen durch Gelassenheit,
Durch freundliches Bezeigen
Im Hause jeder Zwistigkeit
Vernünftig vorzubeugen.

Sie sind nicht hart, nicht zu gelind,
Die besten Kindermütter,
Sie machen ihrem Hausgesind'
Auch nie das Leben bitter.

Wenn's oft dem Mann an Mut gebricht,
Wenn ihn die Amtslast beuget,
Wenn Düsterheit in dem Gesicht
Von seinem Kummer zeuget,

Da scheuchen sie ihm freundlich dann
Die Grillen aus dem Hirne,
Und lächeln ihm, dem lieben Mann,
Die Runzeln von der Stirne.

Sie lassen, voller Willigkeit,
Sich keine Müh' verdrießen,
Und suchen stets die Lebenszeit
Dem Manne zu versüßen.



Digitized by Google

12.

Gefühle der Getrennten,

oder:

Klagelied für Witwer und Witwen.

1825.



Traurig ist es, einsam sein!
Traurig, so getrennt zu leben,
Einsam schlafen, nichts daneben,
Nichts von gleichem Fleisch und Bein,
Traurig ist es, einsam sein!
1. Mos. 2, 22. 23.

Drückend ist es, einsam sein!
Nur verbundne Seelen tragen
In den schwülen Erdentagen
Leichter ihren Sorgenstein —
Drückend ist es, einsam sein!
Pred. Sal. 4, 9.

Beugend ist es, einsam sein!
Einsam wird man schief betrachtet,
Nicht wie in der Eh' geachtet,
Dies ist eine Seelenpein —
Beugend ist es, einsam sein!

Grausend ist es, einsam sein!
Einsam sitzt man auf der Wache,
Wie der Vogel auf dem Dache,
Und guckt in die Welt hinein —
Grausend ist es, einsam sein!

Sauer ist es, einsam sein!
Auch bei aller Hüll' und Fülle
Wird die Seele doch nicht stille.
Ach, es schmeckt uns nichts allein! —
Sauer ist es, einsam sein!
1. Mos. 2, 18.

Bitter ist es, einsam sein!
Winterszeit mit leeren Armen,
Langsam in dem Bett erwarmen,
Wenn gefrieren Stein und Bein —
Bitter ist es, einsam sein!
Pred. Sal. 4, 11.

Herbe ist es, einsam sein!
Wenn wir ausgehn oder kommen,
Wird kein Gatte wahrgenommen!
O, dies rühret ungemein!
Herbe ist es, einsam sein!

Ja, betrübt ist's, einsam sein!
Wenn das Nießen uns begegnet,
Ist kein Mensch da, der uns segnet,
Dessen Worte wir uns freun —
Ja, betrübt ist's, einsam sein!

Kläglich ist es, einsam sein!
Einsam ist man nimmer richtig,
Und wird ganz zerstreuungssüchtig,
Keine Ruh' kehrt bei uns ein —
Kläglich ist es, einsam sein!

Schmerzlich ist es, einsam sein!
Überall, wohin wir gehen,
Will man unsre Absicht sehen;
Immer sind die Neckerei'n —
Schmerzlich ist es, einsam sein!

Peinlich ist es, einsam sein!
Nimmer was zu kosen haben,
Nimmer täglich sich zu laben
An dem holden Gegenschein —
Peinlich ist es, einsam sein!

Einsam bleiben? Freunde, nein!
Mit den Schlafenden dort draußen
Können Lebende nicht hausen,
Diese müssen wieder frein —
Kümmerlich ist's, einsam sein!



Digitized by Google

13.

Der Zwetschgenherbst.



Herunter, ihr Blauen,
Herunter vom Baum!
Was hangt ihr da oben
Im luftigen Raum?
Ihr habt jetzt schon lange
Die Äste beschwert,
Nun helfen wir ihnen,
Sie werden entleert.

Ihr heißet ja Zwetschgen?
Ein seltsamer Nam',
Der wohl von der Zweiheit
Das Dasein bekam;
Die Zwetschge — wie jeder
Gebildete red't —
Wird immer beim Aufbruch
Zu zweit oder zwet.

Was wie ein Magnet wirkt,
Das nennt man magnet'sch,
Was leicht sich entzweit macht,
Ist zweit'sch oder zwetsch.
Von zwei entsteht Zwilling,
Zwirn, Zwusel und Zwist,
Wahrscheinlich, daß Zwetschge
Ein Schwesterwort ist.

So mag es entstanden,
Das Zwetschgenwort sein,
Nun ist es vorhanden,
Wir fügen uns drein.
Der Bauer sagt Zweckſten,
Und Quetschen der Jud',
Und der, der sie isset,
Dem schmecken sie gut.

Ha, Klunker an Klunker,
Je fünf und je sechs!
Die Bäume sind Prunker
Mit ihrem Gewächs.
Wie lieblich aus Blättern
Dies Bläuliche strahlt!
Gewiß wird den Städtern
Nichts Schöner's gemalt.

Ihr rundlichen Kleinen,
Rostfleckchen an sich,
Kommt, laßt euch entsteinen
Zur Speise für mich!
Wie herrlich dem Schlucker
Dies Zwetschgenfleisch schmeckt!
So süß wie der Zucker
Und Honigkonfekt.

Ihr stolzeren Großen,
Bepudert mit Duft,
Ihr zoget schon lange
Den Blick in die Luft.
Jetzt geht es euch übel,
Ihr werdet gedörrt,
Und dann von der Köchin
In Truhen gesperrt.

Euch rötlichen Füchse
Will niemand im Bauch.
Doch Geld in die Büchse
Verschaffet ihr auch.
Der Branntweinbrenner
Schossiert euch nicht aus,
Sein Wagen führt rote
Und blaue nach Haus.

Der Tag ist uns günstig,
Nur hurtig gepflückt,
Nur hurtig die Leitern
Stets weiter gerückt;
Die Füße auf Sprossen
Und Äste gestemmt;
Mit allen fünf Fingern
Die Zweige gekämmt.

Heissa! wie es pratzelt!
Lest tapfer nur auf!
's giebt siebenzig Sester,
Ich wette was drauf.
Wir schlagen ein Faß uns
Zu Brennkesselwein,
Und dann einen Führling
Zu Zwetschgentrank ein.

Digitized by Google

Gerüttelt, geschüttelt,
Gestreift und gezopft!
Mitunter auch eine
In's Mundwerk gestopft!
Mir geht doch die Eßlust
Zu Zwetschgen nicht aus,
Sie sind mir alltäglich
Der herrlichste Schmaus.

Der Baum dieser Früchte,
Ganz niedrig und schwach,
Giebt keinem der größren
An Werte was nach;
Schlecht handelt der Bauer,
Der laulich ihn schätzt,
Der ihn nicht auf Wiesen
Zu Dutzenden setzt.

Du, der du die Äpfel
Und Birnen erhobst,
Mich selber vergnüget
Dies würzige Obst,
Doch stell' ich im Range
Die Zwetschgen voran,
Weil man sie so vielfach
Zu Nutz machen kann.

Vom Baum weg, zum Kochen,
Zum Brei und zum Mus,
Zum köstlichsten Branntwein
Nach Monatsverfluß,
Sehr oft sind die Zwetschgen
Der Waschweiber Schmaus,
Auch schlagen die Schneider
Dies Essen nicht aus.

Hat jemand im Hause
Das Grimmen im Leib,
So kocht ihm gleich Zwetschgen
Das sorgsame Weib;
Man schluckt sie mit Pillen,
Wenn jemand purgiert,
Sie werden zur Kirchweih
Auf Kuchen geschmiert.

Wo brachten die Ersten
Die Zwetschgen denn her?
Vom Aufgang der Sonne
Dort weit über's Meer.
Die Kreuzfahrer fanden
In Syrien sie.
Bald achthundert Jahre
Sind Zwetschgenbäume hie.

Wie wohnen wir glücklich
In unserem Land
Bei solchem Obstsegen
Von göttlicher Hand!
Dumm handeln die, welche
Nach Baltimore gehn;
Sein Lebtag kriegt keiner
Dort Zwetschgen zu sehn.

14.

Kartoffellied.

Herbei, herbei zu meinem Sang!
Hans, Jörgel, Michel, Stoffel!
Und singt mit mir das Ehrenlied,
Dem Stifter der Kartoffel.

Franz Drake hieß der brave Mann,
Der vor zweihundert Jahren
Von England nach Amerika
Als Kapitän gefahren;

Digitized by Google

Und der, als er zurücke kam
Von seinen weiten Reisen,
Die guten Dinger mitgebracht,
Die wir Kartoffel heißen.

Welch ein Gewächs hat Drake uns
Mit dieser Frucht geschenket!
Sagt, Freunde, ist er es nicht wert,
Daß jeder sein gedenket?

Europa sollte diesem Mann
Auf allen seinen Auen,
Wo es nur je Kartoffel pflanzt,
Ein goldnes Denkmal bauen.

Da dieses aber nicht geschieht
Bei unsern schlimmen Zeiten,
So wollen wir in einem Lied
Jetzt seinen Ruhm verbreiten.

Besingt, ihr kühnen Dichter, nur
Die Großen und die Weisen,
Wir sind es, die den Drake jetzt
Und die Kartoffel preisen.

Seitdem wir diese Knollenfrucht
Im deutschen Reiche sehen,
Kann keine große Hungersnot
Durch Mißwachs mehr entstehen.

Gerät euch Korn und Dinkel schlecht,
Wir dürfen nicht verzagen,
Kartoffeln trägt uns dann das Feld,
Die stopfen auch den Magen.

Gott hat sie, wie das liebe Brot,
Zur Nahrung uns gegeben,
Viel Millionen Menschen sind's,
Die von Kartoffeln leben.

Von Basel bis nach Amsterdam,
Von Stockholm bis nach Brüssel,
Kommt winters nach der Abendsupp'
Auch die Kartoffelschüssel.

Ein Rätsel ist's, wie ohne sie
Sich unsre Alten nährten,
Ich glaube, hätten wir sie nicht,
Daß wir uns selbst verzehrten.

Ein Beispiel gab ein trocknes Jahr,
Wo wenig sind geraten;
Es war ein großer Jammerstand
In Württemberg und Baden.

Doch ward der Segen dieser Frucht
Nicht jedermann genommen,
Ein Mancher hatte noch das Glück,
Ein Quantum zu bekommen.

Dank, edler Drake, habe Dank
Für deine rare Speise!
Sie nährt, sie labt, sie nützet uns
Auf hundertfache Weise.

Laßt dieser vielen Arten uns
Nur einige ermessen:
Erdbirenschnitz und Fleisch dazu,
Das ist ein köstlich Essen.

Grundbiren, frisch vom Sud hinweg,
Dazu ein Bällchen Butter,
Das ist, nicht wahr, ihr stimmt mit ein?
Ein delikates Futter.

Salat davon, gut angemacht,
Mit Feldsalat durchschossen,
Der wird mit größtem Appetit
Von jedermann genossen.

Gebrätelt schmecken sie auch gut,
In saurer Brüh' nicht minder;
Erdbirenknöpfe essen gern
Die Eltern und die Kinder.

Noch eins ist mir erinnerlich,
Schier hätt' ich es vergessen,
Auch frische Hering lassen sich
Zu den Kartoffeln essen.

Erdbirenbrot, Erdbirenreis —
Auch Puder und Pomade
Sind, nebst des Küfers Branntewein,
Kartoffelfabrikate.

Hat jemand sich die Haut verbrannt
Und hilft kein Feuersegen,
So darf er auf die Wunde nur
Kartoffelschabsig legen.

Digitized by Google

Auch kann man in der Weberei
Damit das Backmehl sparen,
Man kocht davon den Schlichtebrei
Schon seit wie langen Jahren.

Sogar — wer hätte das gedacht? —
Hat man in ein'gen Landen
Schon Packpapier daraus gemacht,
Wie im Merkur gestanden.

Und welche Wohlthat sind sie uns,
Damit das Vieh zu mästen!
Und wieviel Sorten giebt's? Jedoch
Die Gut'sten sind die Besten.

Franz Drake sollte sonderlich
In Pfarrershäusern thronen,
Ihr Zehntertrag vermehrte sich
Durch ihn zu Millionen.

Den Katholiken sollte er
In ihren Wandgemälden
So viel als wie ein Heiliger
In der Verehrung gelten.

Die Protestanten sollten ihn
Wie ihren Luther schätzen,
Ihn sollten auch die Juden kühn
Zu ihrem Mose setzen.

Ein allgemeines Lob verdient
Der würdige Franz Drake,
Vom Fürsten bis zu dem, der g'winnt
Das Brot mit seiner Hacke.



15.

Die Dorf-Tanzstube.



Kommt, Freunde, mit mir,
'8 hat Spielleut' dahier!
Ha! welch ein Getoll!
Im Adler ist's voll.

Da drehen im Tanz
Sich Gretel und Hans,
Und trappeln dazu
Mit mutigem Schuh.

Auch Urschel und Veit
Sind höchlich erfreut
Und hoppeln daher
Die Kreuz und die Quer.

Der lustige Franz,
Im wirbelnden Tanz,
Hat zärtlich und warm
Sein Dorchen im Arm.

Der knochige Jörg
Zeigt jetzt seine Stärk',
Und schuckt wie ein Reh
Die Antel in d'Höh'.

Der Peter im Lauf
Giebt Leibstücklen auf,
Doch diese voll Schmutz
Sind nie etwas nutz.

Des Kronenwirts Paul,
Die Pfeife im Maul,
Walzt auch in dem Takt
Mit's Löwenwirts Magd.

Des Nagelschmieds Jung,
Beim lustigsten Sprung,
Hängt immer den Kopf,
Der alberne Tropf.

Digitized by Google

Viel besser hat Bernd
Das Tanzen gelernt;
Wie schränkt er so förm
Die Füße und Ärm'!

Des Friederles Max
Auch der ist ein Fax,
Er tanzt mit der Käth
Gar zierlich und nett.

Der Schäferle pfeift,
Indessen er schleift,
Der Kaspar umschlingt
Die Bärbel und singt:

„Ein lustiger Bu
Braucht oft ein Paar Schuh,
Ein trauriger Narr
Hat lang am a Paar".

Ein Schneidergesell
Mit einer Mamsell
Tanzt langaus und streicht,
Daß jeder ihm weicht.

Auch noch ein Soldat
Tanzt mit Galoppad.
Die übrigen stehn
Und lassen's geschehn.

„Jetzt ist es an uns!"
Schreit 's Micheles Kunz,
Und alles tanzt mit
Im hurtigsten Tritt.

Provisor allein,
Um ehrbar zu sein,
Enthalten sich ganz
Vom bäurischen Tanz.



16.

Tanzlied.



Geiger und Pfeifer! —
(Hier habt ihr Geld darauf!)
Schwäbische Schleifer
Dudelt mir auf!
Heisasa! Hopsasa!
Hallala! Trallala!
Spielmann, hab' Eifer!
Tänzerin, lauf'!

„Der mit dem Sabel",
Leibstück des Oberlands,
Wässert den Schnabel,
Gelt du, mein Hans?
's Herz in dem Leibe lacht,
Wenn man ihn zierlich macht,
Braten und Gabel
Weichen dem Tanz.

Lustig in Ehren
Kann — was auch's Hairle spricht —
Niemand verwehren,
Frohsein ist Pflicht.
Traurigkeit, Fröhlichkeit,
Alles hat seine Zeit,
Freuden zu stören,
Ziemet sich nicht.

Hellauf, ihr Brüder!
Söhne des Schwabenlands!
Schlenkert die Glieder,
Michel und Franz!
Schlingt eure Mädchen um,
Walzet im Ring herum.
Frohe Gemüter
Lieben den Tanz.



Digitized by Google

17.

Tanzlied an der Kirchweih.

Auf! lustig, ihr Brüder!
Singt muntere Lieder!
Es ist uns gegönnet ein freudiger Tag.
Gesellet euch heute
Zur klingenden Saite,
Und tanzet, was Zeug hält und Körper vermag.

Im Wirtshaus zur Sonne
Genießet der Wonne,
Die man mit der Feier der Kirchweih verknüpft.
Hier kreischet die Fidel,
Seff, Michel und Friedel,
Bewirken, daß alles hier johlet und hüpft.

Des Spielmanns Gedudel:
„Kochst alleweil Nudel,
Kochst alleweil Knödel, kochst alleweil Kraut“,
Das lüpfet die Füße
Dem Michel, der Lise,
Und näher wird 's Pärchen im Tanze vertraut.

Es drückt sich mit Eifer
Im walzenden Schleifer
An die sich anschließende, klopfende Brust;
Und fühlet die Triebe
Der wonnigen Liebe
Und schmecket des Tanzes entzückende Lust.

Sieh, Bruder, mein Mädchen
Im neuen Korsettchen,
Sieh, sieh, wie sie lächelt! Sieh, sieh, wie sie tanzt!
So reizend, so niedlich,
So engelgemütlich
Hat noch unser Dörfchen kein Mädchen gepflanzt.



18.

Aufmunterung zur Zufriedenheit.

O seid doch zufrieden und grämet euch nimmer!
Ihr machet durch Klagen das Übel nur schlimmer.
Vergnügt sein und froh sein, dies raten wir euch;
Zufriedne sind glücklich, Zufriedene reich.

Was helfen am Ende die bänglichen Sorgen,
Die Seufzer am Abend, der Kummer am Morgen?
Wir werden darüber nur hager und bleich.
Zufriedne sind glücklich, Zufriedene reich.

Gesundheit und Kräfte, wer diese besitzet,
Der ist vor dem Mangel für immer geschützet.
Sind wir auch den Reichen an Gütern nicht gleich:
Zufriedne sind glücklich, Zufriedene reich.

In Ehren zu stehen und Schätze zu haben,
Dies sind zwar mit nichten verächtliche Gaben;
Doch denket: man gehet einst jedem zur Leich'.
Zufriedne sind glücklich, Zufriedene reich.

Beneide ja keiner den andern auf Erden,
Der Reiche und Arme hat seine Beschwerden,
Im Grunde betrachtet, sind alle sich gleich.
Zufriedne sind glücklich, Zufriedene reich.



19.

Das friedliche Örtle,

oder:

Der vergnügte Bauernbursch.



In unserem Örtle
Gefällt mir's so wohl,
Da pflanzt man im Gärtle
Kukumer und Kohl,
Süßerbsen und Bohnen
Und Rettich und Lauch,
Und was man hat nötig
Zum Küchengebrauch.

In unserem Örtle
Da bin ich so gern.
Kein unschönes Wörtle
Hört einer von fern.
Da hat man beständig
Ein ruhig's Gemüt,
Man zahlt den Acciser,
Den Wagner, den Schmied.

In unserem Örtle
Ist keiner ein Thor,
Man bringt kein Beschwerdle
Beim Schulzenamt vor.
Wir schaffen und lassen
Einander in Ruh',
Der Schneider macht Kleider,
Der Schuster macht Schuh'.

In unserem Örtle
Ist's herrlich bestellt,
Da baut mit dem Pferdle
Das Bäurle sein Feld;
Die Reicheren halten
Sich Stiere zum Zug;
Die Ärmeren spannen
Die Kühe an Pflug.

In unserem Örtle
Da wird nicht geschleckt,
Da ißt man kein Törtle
Und andres Konfekt;
Da weiß man vom Kaffee
Und Branntewein nichts,
Da freut man sich seines
Gesunden Gesichts.

In unserem Örtle
Da herrschet kein Staat,
Am Rock hat kein Börtle,
Als nur der Soldat;
Man trägt einen Kittel
Von wergenem Zwilch,
Ißt abends nur Suppe,
Kartoffeln und Milch.

Digitized by Google

In unserem Örtle
Ist 's Spielen verbannt,
Da nimmt man kein Kärtle
Am Sonntag zur Hand;
Man liest in der Bibel
Und was man noch hat,
Im Lahrer Kalender
Und Landwirtschaftsblatt.

In unserem Örtle
Trägt niemand was aus,
Kein Thor und kein Pförtle
Braucht jemand am Haus;
Die Leutlen sind alle
Ganz ehrlich und brav,
Hier stören nicht Diebe
Die Guten im Schlaf.

In unserem Örtle
Da ist eine Freud'.
Ein freundlich's Gebärdle
Von 's Friederles Maid
Ergötzt mir die Seele.
Wißt, daß sie mich nimmt,
Bis Dienstag nach Ostern
Ist d'Hochzeit bestimmt.

Von unserem Örtle
Da zieh' ich nicht aus.
Ein eigenes Herdle,
Ein niedliches Haus,
Ist mehr wert als Bürger
In Baltimore sein.
Aus Baden zu wandern,
Das fällt mir nicht ein.



20.

Abschied für Auswanderer nach Amerika

am 12. Juni 1830.



Nun ist die Scheidestunde da, Adje!
Wir ziehen nach Amerika, Adje!
Die Wagen sind schon vor der Thür,
Mit Weib und Kindern ziehen wir.
Adje, Adje, Adje!

Ihr, die ihr seid mit uns verwandt,
Gebt uns zum letztenmal die Hand!
Wir sehen euch jetzt nimmermehr;
Doch Freunde, weinet nicht so sehr!
Adje, Adje, Adje!

Seid alle männlich und seid stark!
Macht uns den Abschied nicht so arg!
Wir ziehen ja nicht aus der Welt,
Auch dort ist unser Himmelszelt.
Adje, Adje, Adje!

Entwölkt, ihr Lieben, euren Blick,
Wir suchen hoffend unser Glück.
Schon Tausenden geht's dorten gut,
Dies tröstet uns und macht uns Mut.
Adje, Adje, Adje.

Die Heimat fesselt zwar das Herz,
Doch ziehen viele anderwärts.
Dem einen glückt's, wo er entstand,
Dem andern in dem fremden Land.
Adje, Adje, Adje!

Wenn unser Schiff im Meere schwimmt,
So werden Lieder angestimmt,
Wir fürchten nicht den Wasserschwall,
Und denken: Gott ist überall!
Adje, Adje, Adje!

Digitized by Google

Und kommen wir nach Baltimore,
So strecken wir die Händ' empor,
Und rufen laut: Viktoria!
Nun sind wir in Amerika!
Adje, Adje, Adje!

Wenn unser Aug' die Freunde find't,
Die schon in diesem Lande sind,
So springen wir in ihren Arm
Und küssen sie, von Liebe warm.
Adje, Adje, Adje!

Wir richten eure Grüße aus!
Erzählen ihnen viel von Haus;
Wenn unser Herz ist ausgeleert,
Dann wird ihr guter Rat gehört.
Adje, Adje, Adje!

Dann fängt ein jeder, wie er kann,
Sich emsig zu bewerben an;
Gelingt es uns, so danken wir
Dem lieben, guten Gott dafür.
Adje, Adje, Adje!

Vergesset, Freunde, unsrer nicht,
Wenn wir euch sind aus dem Gesicht;
Auch unser Herz bleibt euch geweiht
Bis in die frohe Ewigkeit.
Adje, Adje, Adje!

Gott sei mit uns, Gott sei mit euch!
Dies wünschen alle wir zugleich.
Der Fuhrmann ruft! Wir müssen fort.
Adje! du lieber Vaterort!
Adje, Adje, Adje!



21.

Die Schulzeit.



Die Schulzeit ist wahrlich die nützlichste Zeit!
Da lernen wir Knaben
Und Mädchen Buchstaben,
Hübsch lesen und malen,
Und rechnen mit Zahlen,
Daß Vater und Mutter sich drüber erfreut.
Die Schulzeit ist wahrlich die nützlichste Zeit!

Die Schulzeit ist wahrlich die herrlichste Zeit!
Da sind noch die Sorgen
Uns gänzlich verborgen,
Da singen wir Lieder
Als Schwestern und Brüder,
Und werden durch nützliche Lehren gescheit —
Die Schulzeit ist wahrlich die herrlichste Zeit!

Die Schulzeit ist wahrlich die köstlichste Zeit!
Wer diese versäumet,
Wer diese verträumet,
Wer nicht in der Jugend
Kauft Weisheit und Tugend,
Der bringt's in den künftigen Tagen nicht weit.
Die Schulzeit ist wahrlich die köstlichste Zeit!



Digitized by Google

22.

Winterlied.



Nicht nur der Sommer, sondern auch
Der Winter hat sein Schönes,
Ob's schon uns friert bei seinem Hauch,
So ist doch dies und jenes
Uns in dem Winter angenehm,
Man kann auf Schlitten ganz bequem
Bald da= bald dorthin fahren
Und sich vor'm Frost bewahren.

Das ganze Feld ist kreideweiß,
Dies sehen wir mit Freuden,
Die Knaben sieht man auf dem Eis
Schnell hin und wieder gleiten;
Bei Leuten, die zu Fuße gehn,
Ist die Bemerkung gar zu schön,
Daß sie schier alle springen
Und nach den Häusern ringen.

Wenn man mit Holz versehen ist,
Und kann den Ofen heizen,
So kann die Kälte, wie ihr wißt,
Uns nicht zur Klage reizen;
Man setzt sich mit zufriednem Sinn
Zum warmen Stubenofen hin
Und treibt nach seinen Kräften
Dabei die Hausgeschäften.

Auch nimmt man oft ein Buch zur Hand,
Worinnen steht geschrieben,
Was man vor alters in dem Land
Für Albernheit getrieben;
Da ist man dann von Herzen froh,
Daß es für jetzt ist nimmer so,
Und dankt mit vielen Leuten
Gott für die jetz'gen Zeiten.



23.

Winterlied für Kinder.



Kinder, 's ist Winter, der stürmende Nord
Braust auf dem Felde und wütet im Ort,
Doch er mag toben, wir sind ja zu Haus,
Lachen beim wärmenden Ofen ihn aus.

Kinder, 's ist Winter! Die schneidende Luft
Wechselt mit Regen, mit Schnee und mit Duft,
Heute ersterben die Vögel vor Frost,
Morgen weht wieder der lindere Ost.

Kinder, 's ist Winter! O sehet die Pracht,
Gott hat der Erde ein Deckbett gemacht.
Sanft wie die Kindlein in zärtlicher Eh'
Schlummern die Sämchen jetzt unter dem Schnee.

Digitized by Google

Kinder, 's ist Winter! Zur Schule zu gehn,
Soll von uns allen jetzt täglich geschehn,
Haben wir aber das Unsre gethan,
Fort mit dem Schlitten zur glitschenden Bahn.

Kinder, 's ist Winter! Vermeidet das Eis,
Eis ist gefährlich, wie jedermann weiß;
Unglück, es hemmt oft den raschesten Lauf,
Meidet die Schleife, wag' keiner sich d'rauf!

Kinder, 's ist Winter! Erstarrt euch das Blut,
Geht nicht zum Ofen und meidet die Glut,
Reibet die Hände euch lieber mit Schnee,
Schnee ist erwärmend, die Hitze thut weh.

Leute, 's ist Winter! O steuert der Not!
Brechet dem Hungrigen jetzt euer Brot!
Die, so im Elend sind, führet in's Haus,
Helfet mit Kleidern den Nackenden aus.

Es. 58, 7.



24.

Gassenlied für die Maurergesellen

bei der Waisenhäuser Kirche, am 22. Juli 1836.



Wir Kirchenmaurer schieben hier,
Den hief'gen Leuten zur Pläsier,
Den Schubkarch durch die ganze Gass'
Mit einem kleinen leeren Faß.

Wir möchten gern beschenket sein,
Von eurem guten neuen Wein,
Weil wir mit Gottes Hülf' und Macht
Den zweiten Turm zu stand gebracht.

Die große Mühe und Gefahr,
Die heut' bei unsrer Arbeit war,
Wird euch bewegen, daß ihr mild
Und gern uns unser Fäßchen füllt.

Wir trinken dann auf euer Wohl,
Und wenn das Faß ist wieder hohl,
So geben wir's dem Schwab zurück
Und wünschen euch viel tausend Glück.



25.

Das Kafferweib

am 14. Oktober 1810, wo auf jeden Zentner Zucker und Kaffee 90 Gulden Eingangszoll gelegt worden.



O weh,
Kaffee!
Nun muß ich dich auf immer meiden,
Nun muß ich schmerzlich von dir scheiden!
O weh,
Kaffee!

O weh,
Kaffee!
Nun muß ich ewig dich vergessen,
Und Haberbrei und Suppe essen.
O ꝛc.

Digitized by Google

O weh,
Kaffee!
Jetzt sing' ich nicht mehr frei von Sorgen:
Gott Lob, nun ist es wieder Morgen!
O ꝛc.

O weh,
Kaffee!
Nun ist mir aller Mut gesunken,
Jetzt kann ich nicht mehr in dich tunken.
O ꝛc.

O weh,
Kaffee!
Verdammt sei der Franzosenkaiser,
Der Erbfeind aller Handelshäuser.
O ꝛc.

26.

Die Trunkenheit.

Wer in dem goldnen Saft der Reben
Mit frechem Mute sich berauscht,
Dem ist er nicht zur Lust gegeben,
Denn ach, die nahe Reue lauscht.
Er büßt der Güter schönstes ein,
Den hohen Rang, ein Mensch zu sein.

Das Haus des Säufers wird zerrüttet,
Der Himmel ist ihm nimmer hold,
Und die verletzte Sitte schüttet
Verachtung auf den Trunkenbold;
Er schneidet sich den Wanderstab
Zu einem allzu frühen Grab.

Sie kann nur schwarzes Unheil stiften,
Die nimmersatte Trunkenheit.
Mein Leben soll sie nicht vergiften,
Die Räuberin der Thätigkeit.
Wer Maß in allen Dingen hält,
Hat Beifall Gottes und der Welt.

27.

Aufruf zur Landwehr.

1794.

Zu den Waffen, ihr Brüder, und 'nunter an Rhein,
Sonst brechen die Feinde in's Vaterland ein!
Franzosen, die sollen uns alles verheeren?
Nein, stellt euch zusammen! Wir wollen uns wehren,
Wir wollen nicht Memmen, nicht Feiglinge sein.
Zu den Waffen, ihr Brüder, und 'nunter an Rhein!

Nehmet Flinten und Säbel und Spieße zur Hand!
Seid gegen die Feinde jetzt alle entbrannt!
Beschützet, verteidigt des Vaterlands Grenzen
Mit Flegeln, Heugabeln und Stangen und Sensen!
Ihr Schwaben, ihr Pfälzer, seid alle entbrannt!
Nehmet Flinten und Säbel und Spieße zur Hand!

Digitized by Google

Lasset herzhaft, ihr Brüder, den Franken euch sehn,
Und zaudert nicht länger mehr Wache zu stehn!
Wenn alle Germanen sich gegen sie rüsten,
So werden sie nimmer sich lassen gelüsten,
Als Feinde den Rheinfluß herüber zu gehn.
Lasset herzhaft, ihr Brüder, den Franken euch sehn!

Wo der Mut ist, ihr Brüder, da ist auch der Sieg!
Als einst die Bedrückung im Schweizerland stieg,
Da sprangen zusammen die Alten und Jungen
Und wehrten sich, bis sie die Feinde bezwungen.
Ein zaghaftes Handeln verlängert den Krieg.
Wo der Mut ist, ihr Brüder, da ist auch der Sieg!



28.

Die schöne Bernhardine Tils.



Wer hat so wie Bernhardine
Eine anmutsvolle Miene,
So ein engelschönes Bild?
Wangen gleich der Rosenblüte
Und ein Herz voll Himmelsgüte,
Eine Sprache sanft und mild.

Solchen Engelreiz zu haben,
Welches Glück! Und bei den Gaben
Von der günstigen Natur
Zeigt sie uns zur Augenweide
Sich in einem schönen Kleide
Und in modischer Frisur.

Wer sie bei dem Tanze siehet,
Wie ihr nettes Füßchen fliehet,
Hält sein Auge für beglückt.
Wer dem Sang die Ohren spitzet,
Wenn sie am Klaviere sitzet,
Wird in's Paradies entzückt.

Heil dir, teure Bernhardine!
Nie verfinstre deine Miene
Widriges Geschick der Welt.
Jeder Tag von deinem Leben
Müss' dir Freudenzuwachs geben,
Bis einst spät die Hülle fällt.



Digitized by Google

Erzählungen.

1.

Das avancierte Dorfschulmeisterlein.

(Siehe Prenningers Landschulbibliothek 3. B. 4. St. S. 109 und Badisches Volksschulblatt Nr. 2, den 10. April 1843.*)



Zu einem Kaufmann in Hannover,
Der, wie mein Buch sagt, Böttcher
Den Armen sehr viel Guts erwies,[hieß,
Und sich besonders tausend Lober
Dadurch erwarb, daß er voll Edelmut
Ein neues Lehrer-Institut
Dort stiftete, — zu diesem Manne
Kam scheu, als wäre es im Banne,
Ein armes Dorfschulmeisterlein!
Sein Anblick ließ schon prophezein,
Was es für ein Verlangen trage.
Herr Böttcher that ganz mild die Frage:
Was man in seinem Laden such'?
Die Antwort war: Drei Ellen schwarzes
Zu einem neuen Sonntagskleide.[Tuch
Der Kaufmann machte ihm die Freude
Und gab's ihm um den halben Preis,
Sprach auch dazu: Im Fall was Neu's
Er ferner brauche, soll er kecklich
Zu ihm nur kommen, wenn erklecklich
Sein Geld auch nicht stets sollte sein.
Tief bückte hier das Männelein
Vor diesem edlen Manne sich
Und dankte ihm herzinniglich.
Nach ein'gen Jahren, als Herr Böttcher,
Umringt von Männern, Weiber,
Mädcher,
Umher in seinem Laden sah,
War auch dies Männchen wieder da;
Allein, gesteckt in einen Kittel
Von grobem Zwilch, womit der Titel:
„Herr Lehrer" sich nicht reimen ließ.
Ha! dacht' er gleich, der darf gewiß
Jetzt keine Schule mehr versehen,
Und wollte schon das Männlein schmä-
Weil es so übel sich gethan, [hen,
Als dies ihn heilt von seinem Wahn:
„Sie glauben, daß man mich kassierte?
O nein, mein Edler! Ich quittierte
Aus freien Stücken meinen Dienst.
Er trug mir nicht so viel Gewinst,
Daß ich dabei mit Weib und Kinder
Konnt' leben. In dem vor'gen Winter
Starb unser Kühhirt. Hungersnot
Litt dieser nie. Ich bat um's Brot
Des Hirten und erhielt es auch.
Gott Lob! Nun kann ich meinen Bauch
Auch täglich zur Genüge füllen, —
Und meiner Kinder Hunger stillen.
Denn — glauben Sie, Herr, meinem
Wort! —
Als Kühhirt hab' ich in dem Ort
Zweimal so viel Besoldung als
Ein mancher Lehrer — in der Pfalz."

---

*) Hier wird die in vorstehendem Gedichte behandelte Begebenheit erzählt. (Anm. d. Hrsg.)

Digitized by Google

2.

Das Gebet aus dem Herzen.



Einsam hatte außer'm Flecken
Michel Ernst ein Meiergut,
Wo er wohnte ohne Schrecken,
Unter Gottes Schirm und Hut.

Kein Gebetbuch, keine Bibel
War in seinem Hausgerät:
Dennoch ging es ihm nicht übel.
Folgendes war sein Gebet:

„Lieber Gott, du kennst den Michel,
Woist, daß er es redlich moint!"
War dies kurze Herzenssprüchel
Nicht genug, du Menschenfreund?



3.

Der erhobene Schatz.



Daß es noch hie und da giebt Schätze zu erheben,
Davon kann ich der Welt ein sichres Beispiel geben:
Ein Reisender, der nie an einen Schatz gedacht,
Blieb einst bei einem Wirt ganz ruhig über Nacht.
Um zwölf Uhr ließ ein Mann vor seinem Bett sich sehen
Mit einem hellen Licht und winkt ihm mitzugehen.
Der Reisende hieß Kunz. Er folgt dem Führer nach,
Der bringt durch einen Gang ihn in ein groß Gemach,
Da sieht er und erstaunt, daß man hierher ihn bringe,
Von Kupfer, Messing, Stahl viel schöne, schöne Dinge.
„Ist dies dir angenehm?" sprach die Gestalt der Nacht.
„Was du bedecken kannst, das ist dir zugedacht."
Kunz zieht den Schlafrock aus und wirft ihn auf die Sachen,
Die er jetzt fassen will und mit davon sich machen.
„Halt!" sprach der Leuchtende, „laß jetzt noch alles stehn,
Im nächsten Zimmer sollst du schönre Dinge sehn."
Sie treten da hinein. Ha! welche Augenweide!
Von Silber sieht er hier das herrlichste Geschmeide.
„Gefällt dir dieser Schatz?" Wen sollte der nicht freun?
„Nun, was du decken kannst, das alles ist jetzt dein."
Kunz zieht die Hosen aus und breitet sie darüber,
Begierig machen sich schon seine Hände d'rüber.
„Halt!" spricht der Führende, „von viel, viel größerm Wert
Ist dir im dritten Saal jetzt noch ein Schatz beschert."

Digitized by Google

Die Thüre öffnet sich. Ha! lauter goldne Stücke
Stehn hier im schönsten Glanz und reizen Kunzens Blicke.
„Gefällt dir, was du siehst?" „O, das ergötzet mich!"
„Nun was du decken kannst, das alles ist für dich."
Kunz zieht das Hemd jetzt aus, sein letztes Stück am Leibe,
Und legt's darüber hin, daß viel davon ihm bleibe.
Er will damit zurück, weil er ganz nackend steht.
„Nein", spricht die Nachtgestalt, „davon ist keine Red',
Im vierten Saale liegt der Hauptschatz noch verborgen,
Den hebst auch heute du, du kriegst ihn nimmer morgen."
Kunz geht noch weiter mit, obwohl in Adams Tracht,
Und sieht im letzten Saal die allerhöchste Pracht.
Es lag ein Häufchen da der glänzendsten Juwelen.
„Die sind dir auch, doch darf die Decke drauf nicht fehlen."
„Wo bring ich diese her? Wie kann dies möglich sein?"
Er denkt und denkt und denkt — auf einmal fällt ihm ein,
Er habe was dazu in seinem Innern stecken
Und macht sogleich sich dran, die Glänzung zu bedecken.
„So recht!" sprach jetzt der Geist, „nun werd ich doch errett't."
Kunz strengt sich an und will und thut und — träumt im Bett.
Bald ist, vom Schlaf erwacht, der Reisende verschwunden.
Die Magd — so wird erzählt — hab' seinen Schatz gefunden.



4.

Naive Frage eines Wilden.



Ein Missionär im Land der Wilden
Will dieses Volk zu Christen bilden
Und spricht sehr viel von Gottes Gnad'
Und von des Teufels böser Saat,
Der, sagt er, ist der Weltverstörer —
Da fragt ihn einer seiner Hörer:
Bringt dieser Teufel so viel Not,
Warum schlägt ihn denn Gott nicht tot?



Digitized by Google

5.

Die Äpfelfrau.

Ein Weib trug Äpfel nach der Stadt,
Ein Fuhrmann sah, wie müd' und matt
Das Weib sich zeigt in ihrem Lauf,
Und nahm sie aus Erbarmen auf.
Den Korb behält sie auf dem Kopf —
Ach, sprach er, Alte, seid kein Tropf,
Und stellt die Zaine neben euch.
Nein, sprach die Thörin, ich will Euch
Nicht doppelt jetzt beschwerlich sein,
Es ist genug an mir allein.



6.

Der Marktschreier.

Ein Schlaukopf gab sich aus für einen Flöhvertreiber
Und trug auf offnem Markt ein sichres Pulver an,
Schnell kauften ihm dies ab die alt und jungen Weiber,
Und alle fragten jetzt, wie man es brauchen kann?
Der Schelm erwiderte: Ich muß und will's euch sagen,
Man giebt nur Weniges den Flöhen in den Mund,
Dies können sie durchaus im Leibe nicht ertragen,
Und eh' man sich's versieht, so gehen sie zu Grund.
Ach, sprach ein altes Weib, was hat man dies von nöten?
Zur Tilgung unsrer Flöh' braucht man Sein Pulver nicht,
Wir wissen schneller noch durch's Knicken sie zu töten.
Auch dieses Mittel hilft, entgegnete der Wicht.



7.

Der junge Prediger.

Ein Geistlicher ward angeklagt,
Daß er sein Amt ganz lau und schlecht verwalte,
Und von dem ersten Auftritt an
Nur immerdar dieselbe Predigt halte.

Gut, sprach der Pfarr', man lasse doch
Die Kläger meine Predigt wörtlich sagen,
Sind sie's im stand, so geb' ich 's Wort,
Bis Sonntag eine andre vorzutragen.

Ich dachte: warum soll ich denn
Die Predigten so ohne Not vermehren.
Wann die Gemeinde eine kann,
Laß ich sie eine neue hören.



Digitized by Google

8.

Der offerierte Gegendienst.



Eine Deputation
Sprach zum Pfarrer Simeon:
Weil Sie uns mit ihren Gaben
Schon so lang gedienet haben;
Wollen wir zur Dankbarkeit
In der nachmittäg'schen Zeit
Sie vom Gottesdienst befrein
Und da Ihnen Ruh' verleihn.

Daß ihr sehet, sprach der Greis,
Daß ich dies zu schätzen weiß,
Will ich euch zum Angedenken
Vormittags die Kirche schenken,
Wenn ihr es zufrieden seid,
Gegendienst ist Billigkeit.

Ob sie dieses angenommen,
Ist mir nicht zu Ohren kommen.



9.

Die Burg Liebeneck,

in der Gegend von Pforzheim, welche im Jahre 1222 ruiniert wurde.



Siehe mit gerührter Miene
Diese alte Burgruine!
Des gekränkten Kuno Hand
Hat einst Liebeneck verbrannt.

Hildegard, die Hochverehrte,
Deren Herz ihm angehörte,
Trug in diesem Schlosse Leid
Eine lange, lange Zeit.

Durch den Eisbart, muß man wissen,
Ward den Eltern sie entrissen
Und auf diese Burg gesetzt,
Wähnend, er bekomm' sie jetzt.

Trotz des Ritters Schmeicheleien
Wich sie doch nicht vom Getreuen,
Welcher aber weit hinweg
Nichts erfuhr von Liebeneck.

Endlich ist's ihm zugegangen,
Wo sein Fräulein sei gefangen.
Und er eilte jetzt im Flug
Hin mit einem Heereszug.

Als der Räuber ihn sah kommen,
Hat er sie in Arm genommen,
Sich mit ihr ganz fest geschürzt
Und in eine Bucht gestürzt.

Kuno, der dies noch gesehen,
Wollt' vor Schmerzen schier vergehen,
Gräßlich schrie er: Höllenhund!!
Gingst du doch allein zu Grund!

Rache! Rache! Feuer! Feuer!
Schrie er jetzt ganz ungeheuer,
Und im Augenblicke stand
Dieses Räubernest in Brand.

Siehe mit gerührter Miene
Liebeneck, die Burgruine,
Wo die treue Hildegard
Fürchterlich zum Opfer ward.



Digitized by Google

10.

Wortverstand.



Ein Mädchen ward gefragt vom alten Pfarrer Hetzer:
Kind, sage mir einmal, wen nennt man einen Ketzer?
Die Unschuld lächelte und schämte sich zu schwatzen:
Ein Kätzer, sagte sie, ist's Männlein von den Katzen.



11.

Der wißbegierige Bauer.



Ein Bauer in der Kanzelei
Sah einen ältlichen Lakai
Im schlechten Frack und finstern Blicks,
Gelt (sprach er), Gelter, er ist nicks?

Am Kleid nur kennt der Bauer den Mann;
Drum ziehe stets dich sauber an,
Dann wirst du immer veneriert
Und nie für nicks mehr ästimiert.



12.

Der weiche Sessel.



„Da, setzt Euch, bis ich fertig bin,
„Auf diesen weichen Sessel hin!"
So sprach ein Pred'ger, mild wie Tau,
Zu einer armen alten Frau.

Er schrieb ihr was. — Der weiche Pfühl
Erregt dem Weib ein sanft Gefühl,
„Wie thut dies" — sprach sie jetzt ganz hohl —
„Dem alten Körper doch so wohl!"

„Behagt der weiche Sessel Euch,
Und hieltet Ihr damit Euch reich?
Nun" — bricht der milde Mann heraus —
„Nun, Weib, so nehmt ihn mit nach Haus!"

Welch eine schöne, edle That,
Von einem Mann, der Gottes Rat
Verkündiget am heil'gen Ort,
Durch's Thun bekräftigt er sein Wort.



Digitized by Google

13.

Abenteuerliche Wanderung eines Kronenthalers.



In Östreich kam ich auf die Welt,
Mein Vater hieß Bezahler,
Wer mich vor seinen Augen hält,
Der nennt mich Kronenthaler.

Ganz jung kam ich zum Militär,
Mit tausend Kameraden,
Seitdem lief ich im Land umher
Zum Nutzen und zum Schaden.

Zum Nutzen dem, der mich gewann,
Bei einem guten Handel;
Zum Schaden dem, dem ich entrann
Durch seinen Lebenswandel.

Wein, Dinkel, Gerste, Haber, Heu,
Mußt' ich schon helfen kaufen,
Und einst durch's ganze Zabergäu
Mit einem Metzger laufen.

An einem Spieltisch schob man mich,
Hinüber und herüber,
Der eine freute meiner sich,
Der andre klagte d'rüber.

Bald offen und bald eingerollt
Mußt' ich mit vielen andern
Für Steuer, Schreibgebühr und Sold
In Herrenhäuser wandern.

Jetzt war ich bei dem Adelsstand,
Jetzt in dem Sack des Schreibers,
Jetzt wieder in des Bauern Hand,
Jetzt in des Ochsentreibers.

Zu München in dem Baierland,
Da wurden unsrer Viere
Von einem Haferlieferant
Gebraucht zu einer Schmiere.

In Ingolstadt ließ ein Student
Mich in dem Gasthaus liegen,
Der Wirt, als hätt' ich ihn gebrennt,
Ließ gleich mich wieder fliegen.

In Biel erhielt ein Pfarrer mich
Für eine Leichenpredigt,
Ein Metzgerkonto zeigte sich,
Da wurde ich entledigt.

Einst hatte mich ein Mann in Linz,
Der Pfeifenröhre drechselt,
Der gab mich aus für kleine Münz,
Das heißt: ich ward gewechselt.

In keinem Hause bin ich mehr
Als vierzehn Tag' geblieben,
Ich wurde stets die Kreuz und Quer
Im Land umhergetrieben.

Einst trug ein armer Schuster mich
Zu einem reichen Gerber,
Kaum daß ein halber Tag verstrich,
War ich bei einem Färber.

In Stuttgart, Bamberg, Andernach,
In Leipzig und in Gnesen,
In Karlsruh, Ulm und Königsbach,
Da bin ich schon gewesen.

Durch Zufall kam ich in's Quartier
Zu einem armen Alten,
Er hatte seine Freud' an mir
Und wollte mich behalten;

Allein es wurde nichts daraus,
Er mußt' mich wieder missen,
Der Presser kam zu ihm in's Haus,
Da ward ich ihm entrissen.

Digitized by Google

Ich bin nun zwanzig Jahre alt,
Und ziemlich abgeschliffen,
Wie oft ward meine Präggestalt
Betastet und begriffen.

Vor vierzehn Tagen war ich noch
Bei einem Advokaten,
Von dem kam ich in vor'ger Woch'
In einen Judenladen.

Dem Nathan Mäntel kam's in Sinn,
Mich gar noch zu beschneiden.
Seitdem ich Proselyte bin,
Will mich kein Mensch mehr leiden.



14.

Eine Anekdote.



Ein Prediger blieb stecken,
Und dieser Fall geschah,
Weil ihm die Zier im Flecken
Steif in die Augen sah.

Die Sprache kommt ihm wieder,
Er dankt für die Geduld,
Und spricht: „An dem, ihr Brüder,
Ist 's Lammwirts Hannchen schuld".



15.

Die Täuschung.



Ein Mann, der vielen Wein mußt' in dem Kopfe tragen,
Stand nachts vor einem Zaun, sein Wasser abzuschlagen,
Da kam ihm ein Geräusch von einem Brunnenrohr,
Das in der Nähe war, in sein betäubtes Ohr.
Er horcht und horcht und horcht, und dieses laute Fließen,
Meint er zuletzt, es sei sein eigenes Ergießen,
Der Wächter, welcher ihn um neun Uhr hat gesehn,
Sah ihn um zehn Uhr noch an seinem Zaune stehn.
Ach, sprach der trunk'ne Mann, wißt ihr mir nicht zu raten?
Zwei Stunden piss' ich schon an diese Pallisaden,
Noch rollt es immer fort, noch ist der Fluß nicht aus. —
Der Wächter klärt ihn auf, beschämt geht er nach Haus.



Digitized by Google

16.

Der Rektor und der Hirtenknabe.



Ein Rektor ging spazieren
Hinaus ins offne Feld
Und kam zu solchen Tieren,
Die man zur Mastung hält.

Er fragt den Hirtenknaben:
„Was ist dein Hüterlohn?“
Derselbe sagt: «Wir haben
Zehn Thälerlen davon».

„Nun“, spricht der Brateneſser,
„Bub', ich bin auch ein Hirt,
Der aber viel, viel besser
Als du besoldet wird.“

Der Knab' im schlechten Kleide
Erwidert lächerlich:
«Ihr habt gewiß zur Weide
Mehr Schweine auch als ich».



17.

Das Froidle.



Ein unerhörtes Kinderlachen,
Veranlaßt durch ein Hosenkrachen,
Bracht' einstens den Herrn Amtmann
Sehr schnell in die Partienstub'! [Rupp

«Wer thut mich in dem Amte hindern?»
„Ach Herr, ich habe Ihren Kindern
Soeben ein kleins Froidle g'macht,
Das ist's, worüber man so lacht.“

Ein Krämer hatte dies gesprochen,
Der jetzt schon sieben volle Wochen
Vergeblich in das Amthaus lief
Um einen Bürger-Annahmsbrief.

«So kommt herein!» sprach der Beamte
Zum Krämer, der sich Paul benamte,
«Ich schreib' Euch Euren Heiratsschein,
Und räum' Euch Euren Kram auch ein.»

Kaum war der Paul nach Haus geeilet,
So sprach das Amt: «Ihr Kinder, teilet
Jetzt redlich miteinander ab,
Was euch der brave Krämer gab».

Die Kinder lachten zum Zergehen:
„Ja, Papa, das kann nicht geschehen,
Das Froidle, das er uns gemacht,
War bloß ein Wind, der hat gekracht“.



18.

Das veränderte Schloß

an der Himmelsthüre.



Leo X. starb und kam zur Himmelsthür,
Macht auf, rief er hinein, ich steh' schon lange hier.
Sankt Peter rief heraus: Nur noch Geduld ein bissel!
Doch was bemühst du mich, du hast ja selbst den Schlüssel.
Du weißt, entgegnet er, daß dieser mir nichts batt't,
Da Doktor Luther mir das Schloß verändert hat.



19.

Der edle Wirt,

oder:

Der angeschmeckte Kostgänger.



„Wie steif der Tischgenoß dies Mädchen dort betrachtet,
Die, reisend nach der Stadt, bei uns heut' übernachtet!"
Sprach leise einst ein Wirt zum Hausknecht. „Sicherlich
Schleicht, wenn sie schlafen geht, er in ihr Zimmer sich.

Geh, leg' dich Numero eins, ich lege sie in viere,
Kommt dann der Lüsterne dir klopfend an die Thüre,
So laß ihn nur herein, und wird er krabbelich,
So schlag' ihn dunderdings, ich unterstütze dich".

«Herr Wirt! ich möchte jetzt der sanften Ruhe pflegen!»
„Hausmagd, dies Mädchen ist in Numero eins zu legen —"
Sie aber, heimlich, hat Befehl in Numero vier
Und dahin bringt sie sie und schließt die Zimmerthür.

Was man am Feueraug' des feinen Gasts gesehen,
Das ist zur großen Lust des Hauses jetzt geschehen;
Schnell sagt er auch: «Gut Nacht!», verläßt den Sitzeplatz
Und denkt: In Numero eins, da find' ich einen Schatz.

Kaum ist der Tischgenoß ein Weilchen aus der Stube,
So hört man ein Geschrei wie aus der Mördergrube.
„Herr! Herr!! Ein Licht! Ein Licht!! Es ist ein Spitzbub' da!"
«Ach, Hausknecht, sei doch still! Ich bin, ich bin es ja!»

Zwei Lichter kommen an und alle Hausgenossen,
Und sehen ganz entzückt den gutgespielten Possen.
Durch die erlittne Scham und die bekommne Fäng
Ward jetzt dem armen Gast die ganze Welt zu eng.



20.

Die Beichte.



Ein Bauer, der zur Beichte war gekommen,
Hob reumutsvoll mit diesen Worten an:
„Ich habe in der Kirche was genommen,
Es ist mir herzlich leid, daß ich's gethan".

Der Pfarrer sprach: Eh' ich euch absolviere,
Muß der Ersatz zuvor geschehen sein.
Der Bauer geht hinaus zur Kirchenthüre
Und bringt dem Pfarrer seine Frau herein.



Digitized by Google

21.

Der junge Tiroler im Beichtstuhl.



Ein dicker Bursche, Jockel Kohler,
Ein junger mutiger Tiroler,
Fing einst dem Pater Guardian
Ganz reumutsvoll zu beichten an:

„Mein Nachbarsmann, der alte Reiter,
Ließ neulich eine große Leiter
Im Hofe stehn, die trug bei Nacht
Ich ihm hinweg mit aller Macht".

«Was thatest du» — frug ihn der
Pfaffe —
«Denn mit der Leiter, junger Laffe?»
„Ich stellte sie", sprach dieser kühn,
„An eines Dondels Lädel hin."

«Das ist nicht schön, doch sage weiter:
Was triebst du mehr noch mit der
Leiter?»
„Ich stieg", versetzte Kohler drauf,
„Zum Lädel halt ein bissel 'nauf."

«Auch dieses kann ich nimmer loben —
Doch sag': was thatst am Lädel oben?»
„Ich stieg, Ihr werdet mir's verzeihn,
Zum Dondel halt ein bissel 'nein."

«Zum Dondel 'nein? 's kommt immer
schlimmer —
Was thatst du denn in Dondels Zim-
mer?»
„Sie lud zu ihr ins Bett'l mich,
Hochwürd'ger Herr, und ich—und ich—»

«Sprich, sprich heraus, du böser Junge!
Was thatest du? lüpf', lüpf' die Zunge!»
„Ei nun", fing hier der Stocker an,
„Sagt selbst, was hättet Ihr gethan?"



Vermischte Gedichte.

1.

Der Dichter in der Arbeit.



Jetzt will ich wieder Verse machen,
Du darfst mich aber nicht verlachen,
Boshaftes Weibchen, wenn ich stumm
Dasitze und im Ring herum
Mit meinen innern Sinnen gehe,
Den Kopf bald auf-, bald seitwärtsdrehe,
Denn wisse, liebe Freundliche,
Es kostet wahrlich manches Weh,
Bis nach und nach die Verse fließen.
Da fehlt es uns bald an den Füßen,
Das heißt auf deutsch: am Wörtertakt.
Jetzt sind wir durch den Reim gepackt,

Digitized by Google

Daß wir uns drob die Sinne schwächen
Und stundenlang den Kopf zerbrechen,
Jetzt ist's uns um ein Treffwort bang,
Jetzt ist ein Silbenpaar kurzlang,
Das man gern langkurz haben möchte,
Daher entstehn so viele schlechte
Und schale, kahle Reimerei'n.
Ich selbsten, Weib, gesteh' dir's ein,
Hab' deren eine Meng' gekritzelt,
Worin kein einzig Wörtchen witzelt.

Dies aber kommt daher, weil ich
Zur ungeleg'nen Stunde mich
Manchmal auf meinen Klepper setzte,
Was ich dann spornte, schrie und hetzte,
Bracht' ich das Tier doch nicht vom
Ganz wahr ist also dieser Satz: [Platz.
Wenn unser Dichterpferd soll traben,
Muß Laune es und Muße haben;
Wer es zur Unzeit reiten will,
Dem steht es alle Tritte still.



2.

Ein Gespräch mit der Kohlbach

in meinem Garten, woran sie vorbeifließt.



Wohin so schnell, du Kohlenbach?
„Ich eile meinen Schwestern nach."

Wer sind die? Sage mir es gleich?
„Es ist die Kürnbach und die Kraich."

Wo sieht man diese mit dir gehn?
„In Sickingen und Flehingen."

Dein Reim klingt diesmal gar zu matt.
„Dies find't bei manchem Dichter statt."

Wo lauft denn ihr drei Schwestern hin?
„Rheinhausen zu steht unser Sinn."

Warum denn dahin euer Gang?
„Dort nimmt der Rhein uns in
Empfang."

Kommt der nicht dort von Speier her?
„Ja; dieser führt uns bis ins Meer."

Hält er sich unterwegs nicht auf?
„O nein! Er bleibt in seinem Lauf."

Nimmt er noch andre Flüsse mit?
„O, eine große, große Suit'!"

Ist denn das Weltmeer euer Grab?
„Nein, dort auch ziehn wir wieder ab."

Wie kommt ihr denn aus dieser See?
„Wir ziehn als Nebel in die Höh'."

Und in der Höh', was machet ihr?
„Da werden lauter Wolken wir
Und ziehn, getrieben von dem Wind,
Dahin, woher wir kommen sind.

Da machen wir im Ernst und Spaß
Euch eure Berg und Thäler naß
Und schlupfen in die Erd' hinein,
Wie in den Schlucker Bier und Wein;

Da kommen wir gleich einer Maus
Ganz frisch aus einem Loch heraus,
Dann heiß' ich wieder Kohlenbach
Und eile meinen Schwestern nach."



Digitized by Google

3.

An Luise.



Freundliche Luise!
Wende dich zu mir!
Höre, ich ergieße
Itzt mein Herz vor dir.

Seit ich dich gesehen,
Flieht die Ruhe mich,
Und in Schmerz vergehen
Muß ich ohne dich

Bist wie Mondesschimmer,
Lieblich, sanft und mild,
Überall und immer
Seh' ich nur dein Bild.

Dem du einmal lächelst,
Wär's ein Wassermann,
Dessen Busen fächelst
Du zur Liebe an.

Göttliche Luise!
Sprich ein einzig Ja,
Und zum Paradiese
Wird die Hütte da.



4.

Käthchen.



Viele schöne Mädchen
Hab' ich schon gesehn,
Doch sind gegen Käthchen
Alle minderschön.

Welch ein Bau der Glieder!
Venus neidet sie!
Ist nicht auf und nieder
Alles Harmonie?

Wie so herrlich passen
Füße, Kopf und Brust!
Käthchen zu umfassen,
Wäre Götterlust.

Käthchens Reize blühen
Wie die Lilie rein,
Ihre Wangen glühen
Wie Traminer Wein.

Und die schwarzen Augen —
Sieh doch, welche Zier!
Wie die Biene saugen
Möcht' ich Honig hier.

Und es ist ihr Leben
Still und ohne Schuld,
Um das Mädchen schweben
Sittsamkeit und Huld.

Wärst nur mal zugegen,
Wenn wir Schleifer drehn!
So wie sie bewegen
Sich die Grazien.

Ländlichnett gekleidet
Siehst du Käthchen nur,
Schmuck, den niemand neidet,
Giebt ihr unsre Flur.

Wer sie je gesehen,
Sieht nur immer sie,
Wer sie nie gesehen,
Sah das Schönste nie.



Digitized by Google

5.

Vergiß mein nicht.

Gedicht einer Braut an ihren Bräutigam.



Vergiß mein nicht! Dein werd' ich nicht vergessen!
Verhülle nicht dein glühend Angesicht!
Ich küsse sie aus deinem Feuerauge,
Die Thränen auf! Vergiß, vergiß mein nicht!

Wie schnell entflohn sind jene goldnen Tage,
Mit dir so schön in Liebe hingebracht!
Sie sind dahin! und was nun meiner harret,
Ist, o der Wandlung! tiefe, tiefe Nacht!

Sie sind dahin! — und werden wieder kommen —
So lispelt mir mein guter Genius.
Die Phantasie malt mir die große Scene,
Ich fühl' ihn schon, des Wiedersehens Kuß.

Vergiß mein nicht! Dein werd' ich nie vergessen,
Ich schwör' es dir vor Gottes Angesicht!
Fest sei der Bund, die Liebe sprach ihr Amen!
Vergiß mein nicht! und Gott vergess' dich nicht!



6.

Antwort des Bräutigams auf das erhaltene Gedicht.



Nein, Teure! nein, dein werd' ich nicht vergessen!
Ich liebe dich! unendlich lieb' ich dich!
Ein neues Dasein hast du mir gegeben,
Dich, Engelskind, dich lieb' ich mehr als mich.

Vor Himmelsfreude fließt das Herz mir über,
Gedenk' ich des, wie du so treu mir bist;
Entzücken überströmet meine Seele,
Wenn, Liebchen, sie mit dir beschäftigt ist.

Dein Bild, so schön, so herzlich und so lieblich,
Schwebt unauslöschlich vor den Augen mir,
Und nachts umflattern meine Ruhestätte
Die schönsten Träume, Teuerste, von dir.

Oft sieht mein Geist schon unsre künft'gen Tage,
Wie sie entfliehen unter Lust und Scherz,
Wie ich dich „gutes, liebes Weibchen“ nenne,
Wie ich dich drücke an mein treues Herz.

Vor Wonne hüpfe ich dann auf und rufe
Mit himmelan gerichtetem Gesicht:
Wann kommst du doch, du Tag, wo Gottes Diener
Auf unsre Liebe seinen Segen spricht?

Nein, Engel! nein, dein kann ich nicht vergessen,
So lange meine Seele fühlt und denkt. —
Ich schwöre, dir unendlich treu zu bleiben!
Bei Gott schwör' ich's, der unser Schicksal lenkt.



7.

Abschied einer geliebten Tochter

vom elterlichen Hause, im September 1840.



Adieu, du liebe Vaterstadt!
Adieu, du teures Haus,
Worin ich diese Welt betrat!
Ich ziehe von euch aus.
Ich ziehe fort, von Wehmut voll,
Lebt wohl, ihr Eltern! Lebet wohl,
Ihr Schwestern und ihr Brüder!
Euch seh' ich selten wieder.

Erreicht ist unser Augenmerk,
Mein Hoffen ist belohnt,
Ich komme nun nach Württemberg,
Wo meine Sophie wohnt,
Woher mein teurer Vater ist,
Der seine Heimat nie vergißt;
Wo unserm Haus ergeben
Noch viele Freunde leben.

Mein Bester, dessen Braut ich war
Schon eine lange Zeit
Und der mir gestern am Altar
Sein Herz ganz fest geweiht,
Der führt mich mit getreuem Sinn
Nach N. als seine Gattin hin,
Wo er, der lange Harrer,
Ganz kürzlich wurde Pfarrer.

Seid alle noch von mir geküßt
Im elterlichen Haus,
Der Vater, der so liebreich ist
Und giebt die Tochter aus,
Die Mutter, die mein Herz verehrt,
Geschwister, alle mir so wert,
Und die ich schwer vermisse,
Empfangt die Abschiedsküsse.



Digitized by Google

8.

Mein Gartenhüttchen.

1834.



Mein Gartenhüttchen ist mir lieb,
Da sitz' ich manche Stunde
Und lese, was ein Dichter schrieb
Für Munt're und Gesunde;
Auch hab' ich oft ein andres Buch
In meinen alten Händen,
Worin ich die Berichte such',
Wie sich die Zeiten wenden.

Mein Gartenhüttchen ist mir wert,
Da kann ich mich verweilen
Und mit Bedacht und ungestört
An meinen Versen feilen;
Da kann ich über mancherlei
Urteilend mich versenken,
Und dann, daß alles eitel sei,
Mit einem Sal'mon denken.

Mein Gartenhüttchen ist mir recht,
Ob's gleich nicht ist gegittert,
Es ist deswegen doch nicht schlecht
Und schützt mich, wenn es wittert.
Es hat ein gutes Bretterdach
Und eine Bank zum Sitzen,
Ein Tischchen drin, und nicht zu schwach
Fünf Pföstchen, die es stützen.

Mein Gartenhüttchen ist bequem,
Es können sechs Personen
Beisammen d'rin recht angenehm
Im Schatten sein und wohnen.
Man kann darin sein Vesperbrot
Und Wein und Bier verzehren
Und, kommt herbei das Abendrot,
Die Nachtigallen hören.



9.

Mein glückliches Alter

am 22. Dezember 1837.



Was bin ich für ein Glücklicher,
Daß ich gesund noch hauche,
Und jetzt als Einundsiebziger
Noch keine Brille brauche!
Daß ich mit meinem Augenlicht
Noch jede Schrift kann lesen
Und ich in meinem Leben nicht
Zwei Tage krank gewesen!

Ich höre, rieche, schmecke gut,
Darf noch mein Haupt nicht beugen,
Und kann mit meinem Stock und Hut
Noch über Berge steigen.
Nur eins: ich habe nimmermehr
Viel Zähne aufzuweisen,
Jedoch den Vierunddreißiger
Kann ich noch immer beißen.



Digitized by Google

10.

Die schöne Pappel.

1824.



Du, die immer mich erquickte,
Wenn ich aus dem Fenster sah,
Die mir oft entgegennickte,
Wenn vom Wind ein Stoß geschah:
Hohe, schöne Gartenpappel!
Dein Geschwank und das Gezappel
Deiner Blätter hin und her
Seh' ich nimmer, nimmermehr.

Ach, ein Freund, ein guter, lieber,
O wer hätte das geglaubt?
Ach, mein Nachbar gegenüber
Hat mich deines Blicks beraubt!
Meiner Aussicht ohne Schonung,
Baute er sich eine Wohnung
Zwischen uns so in die Höh',
Daß ich dich jetzt nimmer seh'!

Lebe wohl, du schöne, schlanke!
Wachse, grüne lange noch!
Ein erfreulicher Gedanke
Ist mir dies: du könntest doch
Dich vielleicht so weit erhöhen,
Daß ich dich könnt' wieder sehen.
Würde dieser Wunsch gestillt,
Wär' ich ganz von Lust erfüllt.



11.

Fürbitte für einen Bettler

im Winter.



Laßt den armen Mann nicht frieren
Bei der kalten Winterszeit!
Lasset seine Not euch rühren
Alle, die ihr glücklich seid!

Alte Strümpfe, Hosen, Westen,
Nimmt er zum Geschenke an;
Sucht in euren Kleiderkästen,
Was das Haus entbehren kann!

Fröhlich sein, wenn andre heulen,
Taugt für gute Menschen nicht;
Wohlzuthun und mitzuteilen,
Dieses ist des Christen Pflicht.
Ebr. 13, 16.

Wer zween Röcke hat, der gebe
Einen dem, der keinen hat,
Dieser schöne Spruch belebe
Uns zu jeder edlen That.
Luk. 3, 11.



Digitized by Google

12.

Was heißt danken?

Danken kommt von denken her,
Eine Wohlthat oft ermessen,
Sie zu keiner Zeit vergessen,
Dies heißt danken, sonst nichts mehr.
Bloßer Wörterdank ist leer.



13.

Das Unheil unsrer Zeit.

Der Schaffer in dem Tagelohn
Möcht' gern ein Bauer werden,
Der Bauer gern ein Reichsbaron,
Und der ein Herr der Erden;
Der Handwerksmann ein Fabrikant,
Ein Kaufmann jeder Krämer,
Zufrieden ist kein einz'ger Stand,
Ein jeder wär' gern Nehmer;
Bezahlen will nicht Einer gern,
Nicht Einer was verlieren,
Gehorchen wollen nicht die Herrn,
Ein jeder will regieren.



14.

Eine Ironie.

Die schlechteste Erfindung
Ist die Dorfschulengründung,
Denn wenn das Lesen, Schreiben
Kein Bauer könnte treiben,
Wenn er nicht lernte denken,
Ich lasse mich nicht kränken:
So wären alle Blätter
Geschrieben für die Städter,
Und alle schlimmen Bücher
Vor seinem Kopfe sicher;
Er könnte sie zwar sehen,
Doch aber nicht verstehen,
Und so wär' er zufrieden
Und ließe sich gebieten.



Digitized by Google

15.

Der Eilwagen.

Ein Schnellgedicht.



Der eilende Wagen kommt rumpelnd daher!
Die Pferde sind mutig, sie ziehen nicht schwer.
Fünfmal in der Woche des Abends um vier
Erscheinen sie pünktlich dreispännig dahier.

Wer vorn in der Kutsche als Aufseher sitzt,
War einstens mein Schüler und früh schon gewitzt;
Er diente dem Fürsten als wackrer Soldat,
Drum ward's Kondukteur-Amt dem Braven zur Gnad'.

So oft ich den gelben Eilwagen erblick',
Denk' ich an die vorigen Jahre zurück,
Da hatte man diese Bequemlichkeit nicht,
Wovon man im Lande jetzt überall spricht.

Mein Wunsch ist dann dieser: O nähme im Lauf
Die Kutsche aus meiner Behausung mich auf!
Ich gäbe auch öfters der Neugier Gehör
Und flöge nach Karlsruh und wieder hieher.



16.

Der überrheiner Krieg.

Am 12. September 1793.



Ach Gott, was war nicht heut' für ein entsetzliches Schießen!
Wie brummte es nicht schon die ganze Woche her!
Viel Blut, ach Gott, viel Blut wird itzt dort drüben fließen,
Wo das Franzosenvolk sich stellt zur Gegenwehr!
Sobald der Tag begann, begann auch das Gebummer
Und währte Schuß auf Schuß bis diesen Abend fort.
Dies macht jetzt allgemein den guten Leuten Kummer,
Sie glauben, der Franzos komm' noch in unsern Ort.
Ach, möchte dieses doch der liebe Gott verhüten!
Ach, stimmte doch sein Geist das Brausevolk zum Frieden!



17.

Der Wolkenbruch

am 17. Juni 1811.



Der siebenzehnte Junius,
So oft wir ihn noch schreiben,
Soll uns durch seinen Wasserfluß
Im Angedenken bleiben.

Im achtzehnhundert eilften Jahr,
An erstbemeldtem Tage,
War unsre Gegend in Gefahr
Wie nie nach aller Sage.

Ein Wolkenbruch, der abends fiel,
Bracht' längs der Kraich die Flecken
Und jede tiefgebaute Mühl'
In unerhörten Schrecken.

Fünf Schuh hoch übers Wiesenthal
Kam, brausend in den Wogen,
Ein ungeheurer Wasserschwall
Vom Stromberg her gezogen.

In Kürnbach wollt' ein Mann im Stall
Sein Vieh vom Trog entbinden,
Das Wasser stieg, und Knall und Fall
Mußt' er den Tod da finden.

In Sickingen zerfiel ein Haus
Und eine große Scheuer;
Die Flut stieß alle Wände 'naus
Und brauste ungeheuer.

Nach Flehingen kam mit dem Schuß
Sehr vieles Holz geschwommen;
Klötz', Balken, Wagen hat der Fluß
Weit mit sich fortgenommen.

Die Gärten riß er alle ein
Durch sein gewaltig's Toben;
Der Pfosten viele, schwer von Stein,
Hat er vom Platz geschoben.

In Gochsheim fiel's drei Männern ein,
Weinfässer noch zu sprießen,
Die Kellerthüre brach herein,
Da mußt' ihr Aug' sich schließen.

Das war ein Jammer und Geschrei
Bei diesen schnellen Leichen;
Das ganze Stadtvolk lief herbei
Und sah die Trauerzeichen.

Wie groß ist Gott! wie wunderbar
Sind alle seine Wege!
Am Ende doch ist es uns klar:
Auch gut sind seine Schläge.



18.

Der schöne Märztag.



Welch ein Himmel, welch ein Tag!
Welches neuerwachte Leben!
Welche Rege! welches Streben!
Siehe, was die Sonn' vermag!

Wunderlieblich ist ihr Schein.
Männer, Weiber, Töchter, Söhne
Fühlen dieses Tages Schöne,
Alle wimmeln und juchein.

Digitized by Google

Auch der Städter geht hinaus
In das linde Frühlingswehen,
Einmal die Natur zu sehen;
Selten kommt sie ihm ins Haus.

In dem schönen Wiesengrund
Sieht man sanfte Lämmer weiden,
Blöckend, hüpfend hoch für Freuden,
Ungestört vom Schäferhund.

Auf dem weiten Ackerland
Sieht man Bauern Furchen ziehen,
Hier mit Ochsen, da mit Kühen,
Dort sind Rosse angespannt.

Auch der Weinberg ist nicht leer —
Männer stehen da und wenden,
Ihre Hapen in den Händen,
Sich von Stock zu Stock umher.

Alles rühret Aug' und Ohr,
Äpfel=, Birnen=, Zwetschgenbäume,
Traubenstöcke, Dinkelkeime
Streben in die Luft hervor.

Guter Gott, erhalte doch
Die im Keim so schönen Früchten!
Laß sie nicht den Frost zernichten,
Guter Gott, erhalt' sie doch!



19.

Das große Sterben
im April 1794.



Welch eine große Sterblichkeit
Herrscht in der Gegend hier!
In was für einer Jammerzeit,
O Höchster, leben wir!
Zu Kürnbach und in Derdingen
Erblassen jede Woch'
Gewiß der Kranken acht bis zehn,
Wie schrecklich ist dies doch!

So auch ist diese Sterbensnot
In Zaisenhausen groß,
Selbst ihr Herr Pfarrer ist jetzt tot
Und liegt im Erdenschoß;
Am Ostermontag wurde er
In seine Gruft gelegt,
Viel Volk ging hinterm Sarge her,
Von Mitleid tief bewegt.

Der Geistliche von Sulzfeld hielt
Die Rede vor dem Grab,
Die Predigt legte tiefgefühlt
Stadtpfarrer Köster ab;
Auch dessen Schulmann war dabei
Mit seinem runden Hut*),
Er orgelte die Melodei
Des Sterbelieds sehr gut.

Von Flehingen befanden sich
Bei dieser Leiche auch
Sehr viele Leute. Selbsten ich
Ging mit nach Pflicht und Brauch.
Der Bruder meines Pfarrers war
Mit mir an diesem Ort
Und ging, kaum war die Predigt gar,
Mit mir auch wieder fort.

---

*) Damals trugen noch alle württembergischen Lehrer Stülpenhüte. (Anm. des Dichters.)

Digitized by Google

Im Badsaal war an diesem Tag
Ein Musikantenchor,
Die spielten nach dem neusten Schlag
Dort Schleifertänze vor.
Die Bauernburschen, welche sich
Schon lang nicht durften freun,
Ergötzten sich heut' königlich
Beim Tanze und beim Wein.

Als ich die jungen Leute so
Vergnügt und heiter sah,
Kam der Gedanke mir: Wie froh
Seid ihr, und ach, wie nah
Ist mancher schon vielleicht dem Tod,
Der jetzo fröhlich springt!
Wie viele sind in Sterbensnot,
Indes ihr hüpft und singt!



20.

Die Cholera.

1831.



Nicht lange mehr, und sie ist da,
Die Wanderpest aus Asia,
Die schreckenvolle Cholera.

Ob ich mich fürchte? Freilich, ja!
Was schon viel Tausenden geschah,
Das blüht auch uns, der Tod ist nah.

Vielleicht, daß diese Pestmama
Uns nicht zum Raube sich ersah,
Und fort zieht nach Italia.

Vielleicht, daß uns der Großpapa
Verschont mit dieser Domina —
Dann sängen wir Halleluja!



21.

Die Schullehrer.

Ein Orthographiestück.



Schullehrer — dies Wort hat verschiedenen Sinn,
Je wie man's buchstabelt, steckt einer darin.

Schuhleerer sind Drescher, die leeren die Schuh',
Wenn sie sich am Abend begeben zur Ruh'.

Schuhlehrer sind Schuster, die lehren geschickt,
Wie man jetzt die Schuhe verfertigt und flickt.

Schulehrer sind würdige Männer im Land,
Die schätzen und ehren den Schullehrerstand.

Schullehrer sind amtlich als Meister erkennt,
Drum wurden sie vormals Schulmeister genennt.

Digitized by Google

Forstmeister, Stallmeister sind Männer von Rang,
Der Titel Schulmeister hat ähnlichen Klang.

Rittmeister, Postmeister, Baumeister sind auch
So wie ein Rentmeister, Wachtmeister im Brauch.

Nur schade, man lohnt diese Männer nicht gleich,
Schulmeister, die darben, die andern sind reich.



22.

Glückwunsch

zum Dekret des Schullehrers in Oberschüpf 1836.



Endlich, Freund Schilling, ist dir es gelungen,
Endlich hast du dir ein Schulamt errungen,
Endlich ward einmal dein Wünschen erfüllt,
Endlich und endlich dein Hoffen gestillt.

Ach, wie so lange — war öfters dein Klagen —
Muß ich den Namen „Provisor" noch tragen!
Ach, wie so lange Zeit werd' ich gebeugt!
Ist denn der Himmel mir gar nicht geneigt?

Siehe, Freund Schilling, nun bist du geborgen,
Siehe, nun hast du für nichts mehr zu sorgen
Als für ein gattiges Mädchen zur Braut,
Welches dir freundlich ins Angesicht schaut.

Kürnbach, wo dir schon eilf Jahre verflossen,
Wo du viel Achtung und Freundschaft genossen,
Wo man im Schulhaus den Liebling dich hieß,
Wo dir das Pfarrhaus viel Gutes erwies.

Kürnbach wird immerdar deiner gedenken,
Und in der Ferne noch Liebe dir schenken,
Frank und dein Bader mit rührendem Blick
Wünschen dir tausend und tausendmal Glück.

Deihle und Hauffe und jeder Vertrauter,
Fehrle und weiter dein alter Freund Sauter
Wünschen dir ebenfalls tausendmal Glück,
Denke an uns auch mit Liebe zurück!



Digitized by Google

Briefe und Zeugnisse.

1.

An Herrn Kontrolleur Renzler
in Bretten, am 9. Dezember 1813.



Hochlöblichs Kontrollamt! Verehrlichste Stelle!
Die oft den Accisern macht siedheiß die Hölle,
Die ihnen so manche Verstoße entdeckt
Und sie mit veränderten Ziffern erschreckt. —

Der unten Genannte, auf Montag Bestellte
Wird sicher mit seinem gesammelten Gelde
Erscheinen im Amte, nur ist er so frei
Und kommt erst nach Tische, um zwei oder drei.

Er sendet deswegen hier seine Papiere,
In Hoffnung, das, was ihm zu liefern gebühre,
Sei gänzlich berechnet um selbige Zeit
Und liege in schriftlicher Weisung bereit.

Von Monat zu Monat nach Bretten zu gehen
Und seine Gebieter dort freundlich zu sehen
Und freundlich das Paraviciniſche Haus,
Ist ihm ein Vergnügen, das drückt sich nicht aus.



2.

An den Knabenschullehrer Janson
in Durlach, den 19. November 1832.



Der du so edel und so bieder
Den alten Sauter hast besorgt,
Hier, Janson, kommt dein Mantel wieder,
Den du nach Hause ihm geborgt.

Ich danke dir mit warmem Herzen
Für diesen braven Freundschaftsdienst,
Für die Bewirtung, für dein Scherzen,
Womit du jedermann gewinnst.

Sag' deiner Gattin, deiner werten,
Viel schöne Grüße, auch dem Gaa,
Auch dem so muntern, wohlgenährten,
Den ich mit dir im Gasthaus sah.

Noch grüße mir die Fesenbeckhe,
Die mir besonders teuer sind,
Und deren Freundlichkeit ich schmecke,
So oft ich ihre Zimmer find'.

Gott wolle uns die Gnad' verleihen,
Daß wir der Cholera entgehn
Und in dem nächsten Jahr im Maien
Vergnügt und froh uns wiedersehn.



3.

An den Herrn Posthalter in Bretten.

Am 16. Juni 1831.



Herr Paravicini! Mit diesem Stück Geld
Wird meine Dorfzeitung aufs neue bestellt.
Sie kam bis zum Juni mir pünktlich ins Haus
Und darum tret' ich auch im Juli nicht aus.

Es lesen dies Volksblatt mit heißer Begier
Noch viele benachbarte Herren mit mir,
Auch Frauen von Stande, und alle gestehn,
Der Dorfzeitungsschreiber erzähle recht schön.

Wenn Mittwochs und Freitags der Postknecht durchfährt
Mit rasselndem Kärchlein und klingelndem Pferd,
So ist bei mir jedermann rege und springt
Entgegen dem Gelbwams, der Zeitungen bringt.

Wie geht es den Polen? Wer hat jetzt den Sieg?
Wie steht's mit dem kochenden Brüsseler Krieg?
Was giebt es noch mehreres Neu's in der Welt?
Wird diese jetzt hier und da besser bestellt?

Dergleichen Gedanken und Fragen entstehn,
So wie wir die neuesten Zeitungen sehn.
Wenn durch die Landstände das Beff're gedeiht,
So freun wir uns alle der jetzigen Zeit.



Digitized by Google

4.

Ein Zeugnis.



Mein Klavier war ganz verstimmt.
Melisset, der laute Sprecher
Und der Freund vom vollen Becher,
Dem kein Sturm den Mut benimmt,
Hat mir's wieder gut gerichtet
Und mich ihm zum Dank verpflichtet.
Dieses schreibt auf sein Gesuch
Ihm in sein Empfehlungsbuch
Sauter.



5.

Melisset.



Melisset, der Saitenstimmer,
Streicht im Frohsinn durch die Welt;
Seine Kunst verdient ihm immer
Ein erklecklichs Taschengeld.

Er kann geigen und klavieren,
Bilder schnitzeln mit der Scher',
Noten schreiben, deklamieren
Und dergleichen Dinge mehr.

Singen kann er schöne Lieder,
Aber das von Hambach her
Singt er keinem Menschen wieder,
Und wenn's auch der Kaiser wär'.

„Und warum?" Dies vorzutragen,
Wäre jetzt von mir nicht klug;
Lasset ihn es selber sagen,
Fragt ihn, er ist alt genug!
Joh. 9, 21.

Eppingen will ihn verpflegen,
Seine reiche Vaterstadt,
Aber ihm ist's ungelegen,
Wenn er keine Freiheit hat.

„Laßt mich (sagt er) ungeschoren,
Ich helf' selbst mir aus der Not;
Euch, bei denen ich geboren,
Dank' ich für das Gnadenbrot.

Wenn ich einmal älter werde,
Nimmer was verdienen kann,
Nichts mehr nütze auf der Erde,
Nehm' ich eure Gaben an."

So mit seinen Kunsttalenten
Geht er seinem Nahrungsfach,
Den verstimmten Instrumenten,
Und den guten Freunden nach.

Nie macht's Glück ihm eine Pause,
Nie wird's ganz von ihm gewandt;
Überall ist er zu Hause,
Überall ist er bekannt.

Hohe und gelehrte Männer,
Kaufleut', Wirte und so fort,
Bäcker, Metzger, Fuselbrenner —
Kennen ihn in jedem Ort.

Digitized by Google

Daß das Stimmen ihm gerate,
Daß er weiß mit umzugehn,
Sagen hundert Atteſtate,
Die in ſeinen Büchern ſtehn.

Wunderſam, daß ſeine Augen,
Schwachen Lichtes und verkehrt,
Ihm doch noch zum Stimmen taugen
Und er ſich damit ernährt!

Dankbar greifen in die Taſche,
Deren Wunſch er hat geſtillt,
Manchmal wird aus einer Flaſche
Ihm auch noch ein Glas gefüllt.

Wo die Pantalone ſtehen,
Giebt kein Harpax ein Douceur,
Milde läßt man da ſich ſehen,
Muſiker ſind Spenditeur.

Iſt ſein Beinekleid zerſtoßen
Und man ſieht dies, wo er ſtimmt,
Schenkt man ihm ein alt's Paar Hoſen,
Die er dann mit Dank annimmt.

Einmal kam der Landdurchſtreicher
Etwas blutt in jemands Haus,
Da umhängte ihm ein Reicher
Einen noch ganz guten Flaus.

Hember, Weſten und ſo weiter,
Gab man ihm ſchon zum Geſchenk,
Schuſter waren ſchon und Schneider
Seiner Armut eingedenk.

Geht ſein Fuß auf deutſchem Boden,
Iſt er dennoch wohlgemut;
Seine Kunſt und ſeine Noten,
Sind's, worauf ſein Glück beruht.

Alle Polizeibehörden
Sind dem Meliſet geneigt,
Nirgend macht man ihm Beſchwerden,
Wo er ſeine Schriften zeigt.

Seine hohen Gaukelbeine
Kommen niemal auf den Schub,
Immer reiſt er ganz alleine,
Nie mit einem falſchen Klub.

Ehrlich denken, ehrlich leben,
Hält er ſtets für ſeine Pflicht!
Nur beim edlen Saft der Reben
Kennt er oft ſich ſelber nicht.

Doch es ſei dem armen Schlucker
Manchmal auch ein Zopf gegönnt,
Iſt er doch ein kurzer Gucker,
Der die ſchöne Welt nicht kennt.

Was ihm mangelt am Geſichte,
Setzt er dem Geſchmacke zu,
Und ſo kommt zum Gleichgewichte
Er mit andern und zur Ruh'.

Geht ſein Reiſepaß zu Ende,
Neigt er wieder ſich nach Haus,
Und es ſtrecken hundert Hände
Sich ihm zum Empfange aus.

In der Stadt heißt's dann wie dorten,
Wo ein Bär den andern ſah:
Er iſt nicht behalten worden,
Unſer Petz iſt wieder da!*)



*) Siehe die dritte Fabel von Gellert. (Anm. d. Dichters.)

Digitized by Google

6.

Attestat

für einen Kaminfegersgesellen.

Hohn, Herrn Vorwerks treuer Diener,
Reinigte auch die Kaminer
Hier in unserm ganzen Ort,
Und ging heut' mit Ehren fort.

7.

Attestat

für einen blinden Uhrenrichter.

Vertraue, lieber Leser, nur
Hier diesem Blinden deine Uhr!
Er stellt sie dir so pünktlich her,
Als wenn er Uhrenmacher wär'!

Er hat hier sein Talent erprobt,
Und wird von allen sehr gelobt;
Mir selbsten richtete der Mann
Ein Werk, das ich nicht tadeln kann.

Gott setzte ihm den Augenschein
In seine Fingerspitzen ein,
Mit denen er in finstrer Nacht
Ein stockend Uhrwerk gehend macht.

Ein blinder Mann, ein armer Mann! —
Doch der, der Uhren richten kann,
Verdienet auch sein täglich Brot
Und leidet keine große Not.

Wie wunderbar ist Gottes Macht!
Wie weise hat er uns bedacht!
Dem giebt er dies, dem giebt er das —
Nein, seine Huld hat keine Maß!

Digitized by Google

Jüdische Stücke.

1.

Der Possenmacher.

Der Glossenmacher macht Glossen,
Bis ihm das Auge erlischt,
Der Possenmacher macht Possen,
Bis ihn der Knöchler erwischt.

Jud Aaron, der oft zum Lachen
Die Hochzeitleute hat gebracht,
Ist jetzt dem Tode halb im Rachen,
Und wird von seinem Sohn bewacht.

Tief schmerzt es den kleinen Erben,
Jetzt werden sie auch laut einmal:
Nu Etta, willst du denn sterben?
„Nu Schauta! Wo hab' ich die Wahl?"



2.

Der kranke Herz.

Auch ein Possenmacher.

Bis hin zu seinem Tode
Trieb einst der kranke Herz
Nach seiner alten Mode
Noch immer seinen Scherz.

Die ihn zuletzt besuchen,
Die trösten ihn mit Gott:
„Er will Euch nur versuchen,
Mit Euch hat's keine Not".

„Versuchen?" sprach der Jude,
„Da ging mir wenig drauf,
Ihr Schauta, ich vermute,
Er ißt mich völlig auf."



3.

Der sterbende Schmul und sein Sohn.

's wird dunkel — sprach der Schmul zu seinem Erben —
Gafrila, zünd' ein Licht an, ich muß sterben!
Nu Etta — spricht der Sohn — das braucht Ihr nicht,
Ihr könnt aach sterba ohne Licht.



Digitized by Google

4.

Die Metzelsuppe.



Nirgend, Freunde, bin ich lieber
Als bei einer Metzelsupp',
Wo den Schüsseln gegenüber
Sitzt ein froher Menschenklub,
Den die Köchin herrlich speiset,
Und, indes man Possen reißet,
Ihrem Manne freundlich winkt,
Daß er was zu trinken bringt.

Der uns heute nicht läßt dürsten,
Unser lieber, braver Wirt,
Der mit Wein und guten Würsten
Uns auf's beste regaliert,
Soll mit seiner Gattin leben!
Laßt uns hoch die Gläser heben:
Vivat unsres Freundes Haus!
Vivat unser Metzelschmaus!

Die ihr euch so schwer entschließet,
Zu verlassen euren Brauch:
Kommt, Ebräer, und genießet
Heut' von unsrer Speise auch!
Laßt nicht das Gesetz euch schrecken!
Sehet, wie es uns thut schmecken!
Kommt und eßt mit uns vertraut
Schweinefleisch und Sauerkraut!

Was kann Mose euch befehlen
Hier in unserm deutschen Land?
Dort mußt' er die Speisen wählen,
Die er gut fürs Klima fand.
Wir sind keine Asiaten,
Wir — wir essen Schweinebraten
Und mit größtem Appetit.
Kommt, ihr Schauta, achelt mit!



Psalmenlieder und andere Gesänge.

Auch sonst noch einige biblische Stücke.

1.

Psalm 8, 2.



O großer Gott, wie herrlich ist
Dein Nam' in allen Landen!
Du bist, ich fühle es, du bist
In jedem Raum vorhanden.

Und überall, all überall
Ist deine Macht zu sehen,
Im Ährenfeld, im Wiesenthal
Und auf der Berge Höhen.

Und überall, allüberall
Ersieht man deine Güte,
Im Regen und im Sonnenstrahl
Und in des Baumes Blüte.

Und deine Weisheit wird ersehn
In deiner Weltregierung;
In allem, was du läßt geschehn,
Erkennt man deine Führung.

Es preist der Heide wie der Christ
Den großen Unbekannten.
Herr, unser Gott, wie herrlich ist
Dein Nam' in allen Landen!



Digitized by Google

2.

Spruch Salomo 10, 7.

**Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen;
aber der Gottlosen Name wird verwesen.**



Das Gedächtnis der Gerechten
Bleibt im Segen immerdar,
Wo dagegen man der Schlechten
Oft vergißt im ersten Jahr;
Oder, wenn man an sie denkt,
Wie sie andere gekränkt,
Wie sie stahlen ihr Vermögen,
Denkt man ihrer nicht im Segen.

Eigennutz, Zorn, Haß und Rache
Waren weit von ihm entfernt,
Gut's zu thun, war seine Sache;
Wer ihn kennen hat gelernt,
Wird von seinem ganzen Leben
Ihm das schöne Zeugnis geben,
Daß er keinem weh gethan
Schon von seiner Kindheit an.

Nur im Segen denkt man dessen,
Der gerecht und liebreich war,
Seiner wird niemals vergessen,
Lebte man auch hundert Jahr.
Auf der Welt hat jedermann
Er nur Lieb's und Gut's gethan,
Reiche so als wie die Arme
Fanden seine offne Arme.

Nur zum allgemeinen Besten
Wirkte er das ganze Jahr,
Niemals scheute er die Kösten,
Wenn was Gut's im Werke war,
Jede Anstalt für die Jugend
Zur Beförderung der Tugend,
Jede für des Dorfes Glück
Hielt er stets in seinem Blick.

Das Gedächtnis der Gerechten
Bleibt im Segen ewiglich,
Wenn auch andre anders dächten,
Bleibe dies ein Reiz für mich:
Stets nach dem Gesetz zu leben,
Nur der Tugend nachzustreben,
Daß, wenn man mich einst begräbt,
Noch mein guter Name lebt.



3.

Osterlied.



Er hat gesiegt! Er ist vom Grab erstanden!
Der starke Held aus Juda hat gesiegt!
Er lebt! Er lebt! Los von des Todes Banden.
So hat es Gott gefügt.

Jauchzt, Christen, jauchzt! Der Heiland ist gekommen,
Er hat den Schmerz vom Schlangenstich gefühlt,
Erlöste, jauchzt, dem ist die Macht genommen,
Der uns gefangen hielt.

O großer Trost für alle Christenkinder,
Der Tod erschreckt jetzt nimmer unsre Welt.
Preis, Jesu, dir, dem Höllenüberwinder,
Du hast den Feind gefällt.

Du liegst nicht mehr im kühlen Schoß der Erden,
Der Reine durft' nicht die Verwesung sehn.
Auch wir, wir, deine Bluterkauften, werden
Einst wieder auferstehn.

Dann gehen wir zu deines Reiches Freuden
Auf deinen Wink, o Welterlöser, ein.
Wie wird es im Genuß der Seligkeiten,
Wie so voll Wonne sein!



4.

Das Dasein Gottes.



O Gott, in Thal und Höhen
Kann ich dein Dasein sehen.
Dein Name ist zu lesen
In allen Erdenwesen.

Die große Welt voll Leben,
Zur Lust und zum Erheben,
Ruft, wo ich geh' und stehe:
Gott ist in deiner Nähe.

Wer machte Erd' und Himmel?
Das Meer? Das Sterngewimmel?
Wer läßt von Ungewittern
Des Menschen Ohr erschüttern?

Auf alle diese Fragen
Bist du, nur du zu sagen.
Es lehren deine Werke
Uns deine Güt' und Stärke.

Das kleinste deiner Wesen
Sucht Ehrfurcht einzuflößen;
Das Gras, der Halm, die Blume
Gereichen dir zum Ruhme.

Du bist von allen Weisen
Als einziger zu preisen.
Die dich im Geist verloren,
Sind abgeschmackte Thoren.

Bleib' allen, die dich ehren
Und sich vom Bösen kehren
Und fromm und heilig leben,
Mit Gnad' und Huld ergeben!



Digitized by Google

5.

Morgenlied.



Herr der Nacht!
Preis und Dank sei dir gebracht!
Frei von Schmerzen, Gram und Sorgen
Schlief ich bis an diesen Morgen,
Heiter bin ich jetzt erwacht.

Siehe, da
Kommt die Sonn' aus Asia!
Zu erfreuen fremde Brüder,
War sie fort; nun kommt sie wieder,
Hold, wie ich sie gestern sah.

O, wie brav
Ist ein sanfter, süßer Schlaf!
Wem nicht dieses Glück kann werden,
Ist der ärmste Mensch auf Erden,
Wär' es auch der reichste Graf.

Welche Pracht!
Welche große Schöpfersmacht!
Alles fühlet Seelenwonne
Bei dem Anblick dieser Sonne,
Die so schön herniederlacht.



6.

Selbstgespräch an einem Samstag Abend.



Abend ist's, der Tag hat sich geneiget
Und das Licht der Sonne sich entwendt,
Jetzt, da alles in dem Hause schweiget,
Mach' ich meines Tagwerks auch ein End'.

Ward ich gleich nicht von der Arbeit müde,
Sind mir doch jetzt Händ' und Füße matt,
Und ich spür' in jedem Augenlide
Eine Sehnsucht nach der Ruhestatt.

Welch ein Rasseln von den Kernenbauern,
Deren Zug von Durlach heimwärts kehrt!
Bis sie schlafen, wird's noch lange dauern,
Weil noch mancher drei, vier Stunden fährt.

Gute Nacht, ihr lieben Hausgenossen,
Weib und Kinder, schlummert sanft und süß!
Unsre Thüren habe ich geschlossen.
Gott mit uns! Der uns noch nie verließ.



Digitized by Google

7.

Loblied auf die Allmacht Gottes.



Der Himmel, die Erde, die Luft und das Meer,
Der höheren Welten unzählbares Heer
Sind froh ihres Schöpfers und jauchzen ihm zu,
O schweige nicht, Seele, und singe auch du!

Erhebt nicht den Höchsten das himmlische Licht,
Wenn's herrlich die düsteren Wolken erbricht?
Der Sterne Geflimmer in fei'rlicher Pracht,
Ist dies nicht ein Loblied der stilleren Nacht?

Die Vögel, zu tausend, im fröhlichen Chor,
Lobsingen dem Schöpfer zum Himmel empor;
Des Blitzes erfolgender, heftiger Knall
Ist, Gott, deiner Stimme erschrecklicher Schall.

Sieh, sieh, wie der Höchste die Erde beglückt!
Sieh, wie er mit reichlichem Segen sie schmückt!
Ein jedes der Kräuter und jegliches Tier
Ist sattsam ein Zeuge, o Schöpfer, von dir.

Du Starker, es füllt deine mächtige Hand
Das Meer mit Gewässer und tränket das Land;
Dir folget der Sturmwind, jetzt droheſt du ihm,
Verstummt ist sein Brausen, erloschen der Grimm.

Wie sichtbar, wie weise, wie wunderbarlich
Zeigst du meiner Seele, o Liebender, dich!
Drückt's tief mir in meinen empfindenden Sinn,
Was du bist und was ich im Gegenteil bin!

Du riefest auch mich in die irdische Welt,
Du bist es, der hold mir das Leben erhält,
Du bist es, der alles mir, was ich nur hab',
Gedanken, Kraft, Freiheit und Seelenlust gab.



Digitized by Google

8.

Auf meinen Geburtstag.

Am 10. November 1844.



Fünfundsiebenzig sind vorüber —
Gott sei Lob und Preis und Ehr'!
Ach, wie mancher rauhe Stüber
War auf meinem Lebensmeer!
Doch das muß ich wieder sagen:
Auch von meinen frohen Tagen
Zähle ich ein ganzes Heer.

Nimm du, Vater meines Lebens,
Meinen Herzensdank dafür!
In dem Laufe meines Strebens
Warst du immerdar bei mir,
Hast mich väterlich getragen,
Nie mich lassen lange klagen,
Dessentwegen dank' ich dir.

Soll ich hier noch länger wandeln
Auf der dunklen Erdenbahn,
Wollest du mich so behandeln,
Wie du es bisher gethan,
Mich in deine Arme fassen
Und mich niemals sinken lassen
Bis zu meinem Ziel hinan.



9.

Nach der Leiche eines Freundes.

Am 6. Februar 1836.



Wieder einen Freund begleitet
Hin zu seiner Grabesstätt' —
Wann, o Himmel, wann bereitet
Man auch mir mein Ruhebett?
Siebenzig bis achtzig Jahre
Dauert unsre Lebenszeit. —
Dieses Ziel von einer Bahre
Ist bei mir jetzt nimmer weit.

Eine Gattin und vier Kinder
Ruhen auch im Friedehof —
Er, dem für das Heil der Sünder
Blut aus seinen Wunden trof,
Gab das Wort des Auferstehens,
Wann der letzte Tag erwacht,
Und den Trost des Wiedersehens
Nach der langen Grabesnacht.

Viele, viele Freundesleichen
Wurden mir schon kund gethan;
Viele, viele meinesgleichen
Gingen schon die Todesbahn;
Mehr als hundert schon erbleichten,
Meistens jünger noch als ich,
Die mir einst die Hände reichten
Und mich liebten brüderlich.

Drei von meinen Kindern wallen
Noch mit mir im Erdenthal.
Einstens wird es Gott gefallen,
Uns zu rufen allzumal,
O, wie werden wir uns freuen,
Wenn wir uns im Himmel sehn;
Wenn wir in der Engel Reihen
Selig uns entgegengehn!



Digitized by Google

10.

Die Sündflut.



Hört nur! einst stieg
Die Flut so sehr,
Daß auf der Welt
Nichts war als Meer.

Da schwamm ganz tot
Hoch auf der See
Ein Schwarm von Leut',
O weh! O weh!

Was lief, was flog,
War tot und schwamm,
Der Ochs, der Storch,
Der Wolf, das Lamm.

Ein Schiff nur war,
Dar in, voll Gier,
Manch Aug' noch sah
Von Mensch und Tier.

Ein Mann, ein Weib
Und noch drei Paar
Sind in dem Schiff
Bei nah ein Jahr.

Jetzt bleibt es stehn,
Sie gehn her aus.
Gott Lob und Dank,
Die Not ist aus!



11.

Nachtlied.

Am 19. Februar 1794.



Schlafe sanft, mein Weibchen,
Süßes, frommes Täubchen,
Schlafe wohl und gut!
Schlafe sanft, mein Bübchen,
Herzigs, tausigs Liebchen,
Sei in Gottes Hut!

Ich sitz' hier und dichte
Bei dem Unschlittlichte
Euch ein Lied der Nacht,
Schlafet wohl, ihr beede,
Bis zur Morgenröte.
Seid von Gott bewacht!

Digitized by Google

Herr, dir muß ich danken.
Viele, viele Kranken
Sind im Dorfe hier.
Viel ließt du erkalten,
Uns hast du erhalten,
Herzlich dank' ich's dir.

Guter Gott, behüte
Uns nach deiner Güte
Doch noch künftighin!
Laß die gift'ge Seuche,
Die schon manche Leiche
Machte, ferne ziehn.

Wesen ohne Schranken,
Gieb doch allen Kranken
Eine milde Nacht;
Lind're ihren Kummer,
Schirm' auch mich im Schlummer,
Bis der Tag erwacht!



Anhang.

Auf mein eigenes Dienstjubiläum am 11. November 1836, von Herrn Sachs, weiland Pfarrverweser in Gölshausen, unter dem Titel:

Der Festkönig.



Willst wissen du, mein lieber Christ,
Wer unsres Festes König ist?
Wem heute gilt von alt und jung
Die freudenvolle Huldigung?

Es ist der Mann, der fünfzig Jahr
Der Jugend Freund und Führer war,
Manch Herz voll Unschuld, sanft und zart,
Hat er dem Himmel aufbewahrt.

Auch manchen Reim hat er gefügt,
Die Kindlein singend eingewiegt,
Die Alten oft, in Scherz versteckt,
Zu ernster Wahrheit aufgeweckt.

Des Lehrers Würde, Müh' und Schmerz
Legt er mit Laune dir ans Herz,
Und lehrt uns, wie mit Sinn und Geist
Er selber die Kartoffeln speist.

Beim Volk ist er zumeist daheim,
In seinem Tone tönt sein Reim;
Nach Volkesweise singt und küßt
Und lacht er, wenn er fröhlich ist.

Des Krämermichels derbe Art,
Mit der Gemütlichkeit gepaart,
Des Marktes buntgedrängte Welt
Hat er uns treffend vorgestellt.

Digitized by Google

Ja, er versteht wie Salomon
Der Vögel Sang und Redeton;
Welch Lied im Grünen schallt und rauscht,
Hat er der Wachtel abgelauscht.

Zum Tempel rief der Glockenklang,
Zu Gott sein ernster Lobgesang,
Und manchem Bruder rief ins Grab
Sein Lied den Abschiedsgruß hinab.

Willst wissen nun, mein lieber Christ,
Wer unsres Festes König ist?
Ein Ehrenmann! Verbeug' dich fein
Vor solchem Dorfschulmeisterlein.





Nunz ist mai zu Profitira
bey der jezza Welt

S'ist so wie mei
Michel sait.

Der Krämermichel und sein Weib.
Titelvignette der „Volkslieder" von 1811.

Digitized by Google



In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg sind erschienen:

Oberbadisches Geschlechterbuch. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von **J. Kindler von Knobloch.** Mit 973 Wappen. I. Band. A—Ha. gr. 4⁰. geheftet n.n. 43 M. Bd. II. 1./3. Lfg. je n.n. 6 M.

Siegel der badischen Städte in chronologischer Reihenfolge. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Der erläuternde Text von **Fr. von Weech**, die Zeichnungen von **Fr. Held.** I. Heft. Die Siegel der Städte in den Kreisen Mosbach, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe. Mit 290 Siegelreproduktionen auf 51 Tafeln und 32 Seiten Text. Lex.-8⁰. geheftet n.n. 10 M.

Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet vor **Albert Krieger.** Lex.-8⁰. geheftet n.n. 30 M.

Die Konstanzer Ratslisten des Mittelalters. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Dr. **Konrad Beyerle.** Lex.-8⁰. geheftet n.n. 8 M.

Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden. 1783—1806. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission, bearbeitet von **B. Erdmannsdörffer** und **K. Obser.** Lex.-8⁰. geheftet. Erster Band. 1783—1792. n.n. 16 M. Zweiter Band. 1792—1797. n.n. 20 M. Dritter Band. 1797—1801. n.n. 16 M. Vierter Band. 1801—1804. n.n. 20 M. Fünfter Band. 1804—1806. n.n. 25 M.

Karl Friedrichs von Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet und eingeleitet durch einen Beitrag zur Vorgeschichte der ersten französischen Revolution und der Physiokratie von **Karl Knies.** 2 Bände. Lex.-8⁰. geheftet n.n. 25 M.

Oberrheinische Stadtrechte. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Erste Abteilung: **Fränkische Rechte.** Lex.-8⁰. geheftet.

1. Heft. **Wertheim, Freudenberg und Neubrunn.** Bearb. von **Richard Schröder.** n.n. 2 M.
2. Heft. **Der Oberhof Wimpfen** mit seinen Tochterrechten Eberbach, Waibstadt, Oberschefflenz, Bönnigheim und Mergentheim. Bearb. von **Richard Schröder.** n.n. 5 M. 50 Pf.
3. Heft. **Mergentheim. Lauda, Ballenberg und Krautheim. Amorbach, Walldürn, Buchen, Külsheim und Tauberbischofsheim.** Bearb. von **Richard Schröder.** n.n. 6 M.
4. Heft. **Miltenberg, Obernburg, Hirschhorn, Neckarsteinach, Weinheim, Sinsheim und Hilsbach.** Bearb. von **Richard Schröder** und **Carl Koehne.** n.n. 6 M.
5. Heft. **Heidelberg, Mosbach, Neckargemünd, Adelsheim.** Bearb. von **Carl Koehne.** n.n. 7 M.

Die Kreisverfassung Maximilians I. und der schwäbische Reichskreis in ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung bis zum Jahre 1648. Von Dr. jur. **Freiherrn Ernst Langwerth von Simmern.** Lex.-8⁰. geheftet 14 M.

Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission. Neue Folge. gr. 8⁰. geheftet je 1 M. 20 Pf.

1. 1898. **Fr. von Weech. Römische Prälaten am deutschen Rhein** 1761—1764.
2. 1899. **Eberhard Gothein. Johann Georg Schlosser als badischer Beamter.**
3. 1900. **Konrad Beyerle. Konstanz im dreißigjährigen Kriege.**
4. 1901. **Peter P. Albert. Baden zwischen Neckar und Main in den Jahren** 1803—6.
5. 1902. **Eugen Kilian. Sauters ausgewählte Gedichte.**

Die „Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission" sollen in gemeinverständlicher Sprache enthalten: „1. Blätter aus der Geschichte des Großherzoglich Badischen Hauses und der jetzt das Großherzogtum Baden bildenden Landesteile von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. Lebensbeschreibungen hervorragender Fürsten und verdienter Männer aller Stände. 3. Darstellungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens, aus Geschichte, Litteratur, Kunst u. s. w.", von denen jährlich um Neujahr ein Heft ausgegeben wird.



Digitized by Google

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Erinnerungen aus dem Hofleben

von

Karoline von Freystedt.

Mit 2 Bildern der Markgräfin Amalie von Baden.

Herausgegeben von

Karl Obser.

gr. 8.° Geheftet 5 M., geb. 6 M. — Fürstenausgabe auf Büttenpapier in Ganzleder geb. 12 M.

H. Rosenbusch.

Aus der Geologie von Heidelberg.

Akademische Rede zur Feier des Geburtsfestes des höchstseligen Großherzogs Karl Friedrich
am 22. November 1900.

gr. 8°. geheftet 80 Pf.

Aloys Schulte.

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693—1697.

Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission.

2 Bände.
I. Band: Darstellung mit einem Bild in Heliogravüre.
II. Band: Quellen mit 9 Tafeln in Lichtdruck.
2. billige Ausgabe. Lex.-8°. geheftet 12 M.

Jakob Wille.

* * Bruchsal. * *

Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert.
Mit acht in den Text gedruckten Abbildungen.
Zweite vielfach umgearbeitete und vermehrte Auflage.
Lex.-8°. Fein geheftet 2 M.

J. A. Zehnter,
Landgerichtsdirektor.

Geschichte des Ortes Messelhausen.

Ein Beitrag zur Staats-, Rechts-, Wirtschafts- und Sittengeschichte von Ostfranken.

gr. 8°. geheftet 6 M.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

Digitized by Google


Princeton University Library
32101 073661348

Digitized by Google